

Ulm und Oberschwaben

Zeitschrift für Geschichte, Kunst und Kultur



Ulm und Oberschwaben

Ulm und Oberschwaben

Zeitschrift für Geschichte, Kunst und Kultur

Im Auftrag des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben e.V.

und der

Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur e.V.

herausgegeben von

Frank Brunecker und Michael Wettengel

in Zusammenarbeit mit

Gudrun Litz

Abbildung auf dem Umschlag:
Karte des Schwäbischen Reichskreises von David Seltzlin, 1572
(Stadtarchiv Ulm, F 2, 4.2.1. Schwäbischer Kreis, Nr. 10)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek.
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7995-8051-9

Copyright 2019

Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben e.V. und
Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur e.V.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des vollständigen
oder teilweisen Nachdrucks, der Mikroverfilmung
sowie der Speicherung oder Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Verlag: Jan Thorbecke Verlag, ein Unternehmen der
Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.thorbecke.de

Gestaltung Umschlag: Braun Engels Gestaltung, Ulm
Gestaltung Inhalt, Layout, Lithobearbeitung und Druck:
Brigitte Rampf, Computer Publishing, Neu-Ulm,
Rudi Rampf, www.brigitte.rampf@web.de
Gedruckt auf alterungsbeständigem, säurefreiem Papier

Hergestellt in Deutschland

Inhalt

Aufsätze

- Enno Bünz*
Der *fundamentstain* des Ulmer Münsters
Hintergründe, Ablauf und Bedeutung der Grundsteinlegung 1377 9
- Claudia Eckstein*
Das Ziegeleiwesen Ulms in Spätmittelalter und Früher Neuzeit
Herstellung und Verwendung Ulmer Ziegeleiprodukte
zwischen dem 14. und 17. Jahrhundert 59
- Jens Kremb*
Die runden Wappentafeln der Zünfte in Süddeutschland
und in der Schweiz 107
- Tobias Jammertal*
Melanchthon und Ulm 128
- Dorothea Mengele*
Die Fassadenmalerei des Ulmer Rathauses
Tugendspiegel im Wandel der Geschichte 135
- Hans-Joachim Albinus/Detlef Suckrau*
Reminiszenzen an Johannes Keplers Aufenthalt in Ulm 1626-1627
Neues, Merkwürdiges und ungelöste Rätsel 175
- Elmar L. Kubn/Silja Neyer*
Ein großer Schatz der Kirche
Das Gemälde eines Mailänder Malers in der Dorfkirche
von Hiltensweiler 212
- Elmar L. Kubn*
Der montfortsche Ceder-Baum
Die Chronik des Jesuitenpaters Andreas Arzet
Von Ursprung und Herkommen, Geschichten und Taten,
Glück und Unglück, Land und Leuten 228

<i>Viktoria Schaefer/Hans-Joachim Winckelmann</i> Fieberkrankheiten im Werk des Ulmer Arztes Johannes Franc (1649-1725) Klassifizierung, Diagnose und Therapie	245
<i>Barbara Treu</i> Beat Konrad Philipp Friedrich Reuttner von Weyl (1719-1803) Landkomtur des Deutschen Ordens, homo politicus und Stratege am Vorabend der Neugestaltung Europas	269
<i>Frank Brunecker</i> Der letzte Räuber Zur Legende des Schwarzen Veri in Oberschwaben	310
<i>Jörg Riedlbauer</i> Justin Heinrich Knecht und die Anfänge der bürgerlichen Orchesterkultur in Biberach bis 1849	325
<i>Burckhard Pichon</i> Johann Georg Krauß, ein vergessener Ulmer Industriepionier Zugleich ein Blick auf die Ulmer Energieprobleme in der Mitte des 19. Jahrhunderts	341
<i>Wolfgang Schöllkopf</i> Hans Scholl und seine Frage nach verantwortbarem Glauben Darstellung und Interpretation seiner Zeit in Ulm (1932-1943)	372
<i>Edwin Ernst Weber</i> Von den Schwierigkeiten des Erinnerns Zum Umgang mit NS-Unrecht im regionalen und lokalen Umfeld	391
<i>Uwe Kai Jacobs</i> Spitalkirche Leutkirch Fundstücke zu ihrer Widmung als Gedächtniskirche im Jahr 1948	410

Rezensionen

<i>Eva Moser/Uwe Degreif: Kunst in Oberschwaben. Von den Pfahlbauten bis heute. 2018 (Helga Müller-Schnepper)</i>	418
<i>Wolf-Henning Petershagen: Ulm & Neu-Ulm. Kleine Stadtgeschichte. 2019 (Ulrich Scheinhammer-Schmid)</i>	419

<i>Wolf-Henning Petershagen</i> : Ulms Straßennamen. Geschichte und Erklärung. 2017 (Senta Herkle)	421
<i>Johannes Graf zu Königsegg/Horst Boxler</i> : Königsegg. 2016 / <i>Horst Boxler</i> : Königsegg. Vorträge und Forschungen 1993-2017. 2017 / Königsegg-Bulletin Nr. 1. 2016/17 (Elmar L. Kuhn)	423
<i>Rainer Brüning/Regina Keyler</i> (Hg.): Lebensbilder aus Baden-Württemberg. Bd. XXV. 2018 (Michael Wettengel)	427
<i>Folker Reichert/Alexander Rosenstock</i> (Hg.): Die Welt des Felix Fabri. 2018 (Wolf-Henning Petershagen)	428
<i>Helmut Gier</i> (Hg.): Reisen und Reisende in Bayerisch-Schwaben und seinen Randgebieten. 2015 (Ulrich Scheinhammer-Schmid)	431
<i>Staatgalerie Stuttgart/Elsbeth Wiemann</i> (Hg.): Der Meister von Meßkirch. 2017 (Christof Rieber)	433
<i>Gudrun Litz/Susanne Schenk/Volker Leppin</i> (Hg.): Vielstimmige Reformation in den Jahren 1530-1548. 2018 (Lorenz Kohl)	436
<i>Anne Christina May</i> : Schwörtage in der Frühen Neuzeit. Ursprünge, Erscheinungsformen und Interpretationen eines Rituals. 2018 (Wolf-Henning Petershagen)	437
<i>Dominik Gerd Sieber</i> : Der konfessionelle Gottesacker. Katholische und protestantische Sepulkralkultur in den oberschwäbischen Reichsstädten in der Frühen Neuzeit. 2018 (Wolfgang Schöllkopf)	439
<i>Christine Absmeier/Matthias Asche/Márta Fata/Annemarie Röder/Anton Schindling</i> (Hg.): Religiös motivierte Migrationen zwischen dem östlichen Europa und dem deutschen Südwesten vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. 2018 (Angela und Luka Ilić)	441
<i>Friedrich R. Wollmershäuser</i> (Hg.): Auswanderungen aus dem Königreich Württemberg vor 1850. 2 Bde. 2017 (Michael Wettengel)	443
<i>Wolfgang Ott/Ulrich Scheinhammer-Schmid</i> (Hg.): Hexen, Herren, Heilige. Die geistige Welt des Prämonstratensers Sebastian Sailer (1714-1777). 2018 (Wolfgang Schöllkopf)	444
<i>Nicole Bickhoff/Wolfgang Mährle/Eberhard Merk</i> (Bearb.): Romantiker auf dem Lichtenstein. Lebenswelten Herzog Wilhelms von Urach (1810-1869). 2018 (Michael Wettengel)	446
<i>Wolfgang Mährle/Nicole Bickhoff</i> (Hg.): Armee im Untergang. Württemberg und der Feldzug Napoleons gegen Russland. 2017 (Michael Wettengel)	447

<i>Rainer Loose</i> : Die Centralstelle des Württembergischen landwirtschaftlichen Vereins. Die Erneuerung von Landwirtschaft und Gewerben unter König Wilhelm I. von Württemberg (1817-1848). 2018 (Michael Wettengel)	448
<i>Gad Arnsberg</i> : „... über die Notwendigkeit einer deutschen Republik.“ Die württembergische Militär- und Zivilverschwörung 1831-1833. 2017 (Michael Wettengel)	450
<i>Christof Rieber</i> : Albert Einstein. Biografie eines Nonkonformisten. 2018 (Ingo Bergmann)	452
<i>Uwe Degreif</i> (Hg.): Jakob Bräckle 1897-1987. 2018 (Eva-Marina Froitzheim)	453
<i>Ingo Bergmann</i> : 1938. Das Novemberpogrom in Ulm. 2018 (Markus Stadtrecher)	455
<i>Joachim Lenk</i> : Klein-Amerika links und rechts der Donau. US-Soldaten in Schwaben von 1950 bis heute. 2017 (Ulrich-Dieter Oppitz)	456
Verzeichnis der Abkürzungen	459
Abbildungsnachweise	462
Autoren und Mitarbeiter	464
Personenregister (<i>Bernhard Appenzeller</i>)	465
Ortsregister (<i>Bernhard Appenzeller</i>)	477
Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur e.V.	483
Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben e.V.	484

Der *fundamentstain* des Ulmer Münsters

Hintergründe, Ablauf und Bedeutung der Grundsteinlegung 1377*

Enno Bünz

Die Pfarrkirche war die große Bauaufgabe der mittelalterlichen Stadtgemeinden. Gewiss hatte jede Kommune vielfältige Bauvorhaben durchzuführen, vom Rathaus bis zur turmbewehrten Stadtbefestigung, vom Schulgebäude bis zum Kornhaus¹, aber die Stadtpfarrkirche überragte alle diese Bauten nicht nur im Wortsinne, denn die Gotteshäuser waren schon von weither sichtbar ganz besondere architektonische Akzente der Stadt. Die Kirche gehört untrennbar zur mittelalterlichen Kommune, und der Historiker Hartmut Boockmann (1934-1998) hat einmal treffend bemerkt, dass eine mittelalterliche Stadt ohne Kirche undenkbar gewesen sei². Das gilt allgemein wie ganz konkret. Was wäre Ulm ohne sein Münster³?

* Vortrag vor dem Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben im Museum Ulm, 28. März 2018, der für den Druck erheblich erweitert wurde. Bei den Recherchen und der Literaturbeschaffung für diesen Beitrag waren Richard Blum B. A. und Anne-Sophie Richter B. A., beide wissenschaftliche Hilfskräfte am Lehrstuhl für Sächsische und Vergleichende Landesgeschichte in Leipzig, unterstützend tätig. Zu danken habe ich darüber hinaus Frau Dr. Gudrun Litz (Stadtarchiv Ulm), Frau PD Dr. Anne-Christine Brehm (KIT Karlsruhe), Frau Dr. Eva Leistenschneider (Museum Ulm) und Herrn Dr. Wolf-Henning Petershagen (Ulm) für weiterführende Hinweise und Unterstützung bei der Drucklegung dieses Beitrags. Gemeinsam mit dem Freund und Kollegen Berndt Hamm und Gudrun Litz durfte ich am Tag nach dem Vortrag unter der sachkundigen Führung von Anne-Christine Brehm das Ulmer Münster von den Fundamenten bis zum Dachstuhl besichtigen – ein unvergessliches Erlebnis!

¹ Eberhard *Isenmann*: Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150-1550. Stadtgestalt, Recht, Stadtr Regiment, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft. Köln u. a. 2014. S. 98-123.

² Hartmut *Boockmann*: Bürgerkirchen im späteren Mittelalter. Antrittsvorlesung 3. November 1992 (Öffentliche Vorlesungen 30). Berlin 1994 [wiederabgedruckt in: *Ders.*: Wege ins Mittelalter. Historische Aufsätze. Hg. von Dieter Neitzert u. a. München 2000. S. 186-204. Hier: S. 187].

³ Die Literatur ist kaum noch überschaubar. Unverzichtbar ist Elmar *Schmitt*: Münsterbibliographie. Kommentiertes Gesamtverzeichnis aller Schriften über das Ulmer Münster. Zweite, wesentlich erweiterte und umgearbeitete Auflage. Mit einem Beitrag von Otto *Borst*, Die Kirche als Zeigefinger (Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Ulm 14). Weißenhorn 1990.- Von der älteren Literatur ist noch immer von Wert: Elias *Frick*: Templum Parochiale Ulmensium. Ulmisches Münster, Oder: Eigentliche Beschreibung Von Anfang / Fortgang / Vollendung und Beschaffenheit deß herrlichen Münster=Gebäudes zu ULM. Mit eingeruckter Nachricht / Was sich besonders merckwürdiges dabey ereignet. Aus sicheren Urkunden zusammen getragten Ausgefertiget und nun aufs neue vermehrt herausgegeben. Nebst angehängter Beschreibung deß jüngst gehaltenen Jubel=Fests. Ulm 1731. Unveränderter Neudruck der zweiten Ausgabe von 1731, vermehrt um eine Kupfertafel der dritten Ausgabe von 1766. Nachwort von Albrecht *Rieber*. Neu-Ulm 1964.-

Mit dem Begriffspaar „Stadt und Kirche“, das zahllosen lokalen Untersuchungen von Göttingen bis Konstanz, von Wesel bis Zwickau als Rahmen gedient hat, wird ein vielfältiges Beziehungsgeflecht bezeichnet, denn es gab natürlich nicht einfach „die“ Kirche in der spätmittelalterlichen Stadt, sondern – je nach Größe – Männer- und Frauenklöster, Kollegiatstifte und Chorfrauenstifte, Bettelordenskonvente und Ritterordenskommenden, vor allem aber verfügte jede Stadt über eine oder sogar mehrere Pfarrkirchen⁴. Die Pfarreien bildeten seit dem Hochmittelalter abgegrenzte Seelsorgesprengel; die Gläubigen waren nach dem Wohnortprinzip einer bestimmten Pfarrkirche zugewiesen, unterlagen also dem sogenannten „Pfarrzwang“. In ihrer Pfarrkirche hatten die Gläubigen die Pflichtgottesdienste an Sonn- und Feiertagen zu besuchen, und dort erteilte ihnen der Pfarrer im Rahmen der sakramentalen Seelsorge die Taufe, segnete Ehen ein und spendete den Sterbenden die letzte Ölung; auf dem Friedhof, der zumeist die Pfarrkirche umgab, lagen die Toten begraben. Die Pfarrei bildete, so kann man pointiert sagen, im Mittelalter die intensivste Berührungszone von Kirche und Welt⁵.

Das späte Mittelalter war die große Zeit Ulms (Abb. 1)⁶. Um 1400 hatte die Stadt bereits 9.000 Einwohner, um 1500 sogar 17.000, war also nach den Größenkategorien der Zeit eine mittelalterliche Großstadt⁷. Gleichwohl gab es nur eine einzige Pfarrkirche zur geistlichen Versorgung der Bevölkerung, 1400 wie 1500. Gewiss, es gab auch etliche Klosterkirchen und Kapellen, in denen Gottesdienste gefeiert wurden⁸, aber für die ordentliche Seelsorge war kirchenrechtlich eben die Pfarrei bestimmt, und die Pfarrkirchen bildeten deshalb die alltäglichste Be-

Ein Standardwerk ist der Sammelband: Hans Eugen *Specker*/Reinhard *Wortmann* (Hg.): 600 Jahre Ulmer Münster. Festschrift (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 19). Ulm 1977. ²1984 (mit Ergänzungen und Nachträgen zur Neuauflage S. 601-617).- Eine umfassende Bau- und Ausstattungsgeschichte fehlt. Die Grundzüge nachgezeichnet von Reinhard *Wortmann*: Das Ulmer Münster (Grosse Bauten Europas 4). Stuttgart ¹1998.- Knapper *Ders.*: Das Ulmer Münster (DKV-Kunstführer 286). München ²2013.- Umfassend untersucht sind die Glasmalereien: Hartmut *Scholz*: Die mittelalterlichen Glasmalereien in Ulm (Corpus vitrearum medii aevi. Deutschland 1: Schwaben, Teil 3). Berlin 1994.- Hartmut *Scholz*/*Uwe Gast*: Das Ulmer Münster (Meisterwerke der Glasmalerei 8). Regensburg 2019, und die gotischen Planrisse: Johann Josef *Böcker*/Anne-Christine *Brehm*/Julian *Hanschke*/Jean-Sebastien *Sauvé*: Architektur der Gotik - Ulm und Donaauraum. Ein Bestandskatalog der mittelalterlichen Architekturzeichnungen aus Ulm, Schwaben und dem Donaubegebiet. Salzburg u. a. 2011. Hier: S. 11-144 über das Ulmer Münster.

⁴ *Isenmann* (wie Anm. 1), über Stadt und Kirche S. 605-668 und S. 1056-1063.

⁵ Enno *Bünz*: Die mittelalterliche Pfarrei. Ausgewählte Studien zum 13.-16. Jahrhundert (SMHR 96). Tübingen 2017.- *Ders.*: Die erfolgreichste Institution des Mittelalters: Die Pfarrei. In: Dorothea *Klein* in Verbindung mit Markus *Frankel*/Franz *Fuchs* (Hg.): Überall ist Mittelalter. Zur Aktualität einer vergangenen Epoche (Würzburger Ringvorlesungen 11). Würzburg 2015. S. 109-138.

⁶ Hans Eugen *Specker*: Ulm. In: Meinrad *Schaab*/Hansmartin *Schwarzmaier* in Verbindung mit Dieter *Mertens*/Volker *Press* (†) (Hg.): Handbuch der baden-württembergischen Geschichte. Bd. 2: Die Territorien im Alten Reich. Stuttgart 1995. S. 731-741 (mit weiterführenden Hinweisen).- *Ders.*: Die wirtschaftliche und politische Blütezeit Ulms im Spätmittelalter. In: Meisterwerke massenhaft. Die Bildhauerwerkstatt des Nikolaus Weckmann und die Malerei in Ulm um 1500. Stuttgart 1993. S. 47-53.- Für das Früh- und Hochmittelalter Helmut *Maurer*: Baden-Württemberg. Lieferung 5: Rottweil – Ulm (Anfang) (Die deutschen Königspfalzen. Repertorium der Pfalzen, Königshöfe und übrigen Aufenthaltsorte der Könige im deutschen Reich des Mittelalters 3/2). Göttingen 2013. S. 189-208 (Fortsetzung in der nächsten Lieferung, die noch nicht vorliegt).

⁷ *Specker*, Ulm (wie Anm. 6) S. 737f.- Zur Einordnung *Isenmann* (wie Anm. 1) S. 58-62, mit vielen Zahlenangaben.

⁸ Vgl. dazu die Beiträge in: Hans Eugen *Specker*/Hermann *Tüchle* (Hg.): Kirchen und Klöster in Ulm. Ein Beitrag zum katholischen Leben in Ulm und Neu-Ulm von den Anfängen bis zur Gegenwart. Ulm 1979.



Abb. 1 - Stadtsicht von Ulm in der Schedelschen Weltchronik von 1493 (Stadt A Ulm).

rührungszone von Kirche und Welt⁹. Die mittelalterliche Amtskirche hat keine normativen Vorgaben für die Pfarreigröße gemacht, sondern überlies dies dem freien Spiel der Kräfte und das heißt zumeist: der Initiative der Menschen vor Ort. Auf der einen Seite finden wir spätmittelalterliche Großstädte wie Erfurt mit 24 Pfarreien oder Köln mit 19 Pfarreien, im Mittelfeld liegen Städte wie Lübeck mit vier und Nürnberg mit zwei Parochien, aber es gab es auch bevölkerungsreiche Gemeinwesen wie Frankfurt am Main oder eben Ulm, die nur eine einzige Pfarrkirche besaßen. Die Pfarreseelsorge funktionierte natürlich nur unter der Voraussetzung, dass sich die Gläubigen auf mehrere Gottesdienste verteilten. Zumindest an Ostern verlangte die Amtskirche von ihren Schäflein, dass alle Pfarrangehörigen die Pflichtbeichte ablegten und dann kommunizierten¹⁰. Wie viele Kommunikanten gab es in Ulm? Für das 15. Jahrhundert bewegen sich die Zahlenangaben zwischen 8.000 und 15.000¹¹. Hartmann Schedel rühmt in

⁹ Bünz, Die mittelalterliche Pfarrei (wie Anm. 5).- Vgl. auch die Beiträge zu den kirchlichen Funktionen der Pfarrei. In: Hartmut Kühne/Enno Bünz/Thomas T. Müller (Hg.): Alltag und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation in Mitteldeutschland. Katalog zur Ausstellung ‚Umsonst ist der Tod‘. Petersberg 2013 S. 29-88.

¹⁰ Martin Obst: Pflichtbeichte. Untersuchungen zum Bußwesen im Hohen und Späten Mittelalter (BHTh 89). Tübingen 1995.

¹¹ Gottfried Geiger: Die Reichsstadt Ulm vor der Reformation. Städtisches und kirchliches Leben am Ausgang des Mittelalters (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 11). Ulm 1971. S. 124 und S. 127.

seiner Weltchronik 1493 das Münster und meint, es gäbe *kaum ein einiche kirch, die souil pfarlewt hat*¹². Hier werden sich ähnliche Szenen abgespielt haben wie es für St. Bartholomäus in Frankfurt am Main ausdrücklich belegt ist. Der Frankfurter Rat beklagte sich nämlich 1451 bei dem päpstlichen Gesandten Nikolaus von Kues, die einzige Pfarrei St. Bartholomäus umfasse 12.000 Kommunikanten; an den kirchlichen Hochfesten fasse die Kirche die Gläubigen nicht; da ein Geistlicher täglich nur 60 Personen die Beichte hören könne, reichten ein Pfarrer und drei Kapläne nicht aus, um vor Ostern den Andrang zu bewältigen¹³. Das wird in Ulm nicht viel anders gewesen sein. Der Pleban am Ulmer Münster verfügte immerhin über vier bis sechs Kapläne¹⁴, die ihn in seinen Seelsorgeaufgaben unterstützen; er leitete also einen kirchlichen Großbetrieb.

Die mittelalterliche Pfarrorganisation der Stadt Ulm weist eine weitere Besonderheit auf: Die Stadtpfarrkirche, die dem Besetzungsrecht des Benediktinerklosters Mittelzell auf der Bodenseeeinsel Reichenau unterstand, lag nordöstlich vor der Stadtmauer, „über Feld“, *ennet veldes*, wie es in den spätmittelalterlichen Quellen heißt, im Bereich des heutigen Alten Friedhofs¹⁵. Es gab also keine Kirche in der Stadt, jedenfalls keine Pfarrkirche¹⁶. Das ist nicht weiter ungewöhnlich. Es gibt eine ganze Reihe mittelalterlicher Städte, deren Pfarrkirche im späten Mittelalter vor den Mauern lag und die dann durch einen Neubau im Zentrum der Stadt abgelöst wurde, beispielsweise in Hof (Oberfranken), in Weilheim (Oberbayern) oder in Kempen (Niederrhein), um nur einige Beispiele zu nennen. Der Grund dafür sind topographische Schwerpunktverlagerungen und Stadterweiterungen. Die Ulmer hatten keinen freien Zugriff auf die Stadtpfarrkirche, denn diese gehörte offenbar schon seit der Karolingerzeit, jedenfalls seit etlichen Jahrhunderten dem Benediktinerkloster auf der Insel Reichenau¹⁷, das auch sonst manchen Besitz in Ulm und Umgebung hatte. Das Reichenauer Kloster besaß allerdings nur das Patronatsrecht über die Kir-

¹² Hartmann *Schedel*: Weltchronik. Kolorierte Gesamtausgabe von 1493. Einleitung und Kommentar von Stephan *Füssel*. Köln u. a. 2001. Bl. CXCiR.

¹³ Acta Cusana. Quellen zur Lebensgeschichte des Nikolaus von Kues. Bd. I: Lieferung 3b: 1451 September 5 - 1452 März. Hg. von Erich *Meuthen*. Hamburg 1996. S. 1525f. Nr. 2388. Dazu Herbert *Natale*: Das Verhältnis des Klerus zur Stadtgemeinde im spätmittelalterlichen Frankfurt. Phil. Diss. Frankfurt a. M. 1957. S. 59f. und S. 63-66.- Felicitas *Schmieder*: Die Pfarrei in der deutschen städtischen Kirchenlandschaft. Kirchliche, herrschaftliche und bürgerliche Gestaltung. In: Enno *Bünz*/Gerhard *Fouquet*: Die Pfarrei im späten Mittelalter (Vorträge und Forschungen 77). Ostfildern 2013. S. 131-156. Hier: S. 131f.

¹⁴ *Geiger* (wie Anm. 11) S. 127.

¹⁵ Viktor *Ernst*: Die alte Pfarrkirche über Feld und ihr Sprengel. In: UO 25 (1927) S. 7-22. Zum Pfarrsprengel auch Josef *Matzke*: Die ehemaligen Besitzungen des Klosters Reichenau im heutigen Kreis Neu-Ulm. In: UO 36 (1962) S. 57-97. Bes. S. 76-83.- Barbara *Treu*: Dem Herzen ewig nah. Die Geschichte des Ulmer Alten Friedhofs. Ulm 2014.- Zur Lage der Kirche siehe den archäologischen Übersichtsplan in: Uwe *Gross*/Aline *Kottmann*/Jonathan *Scheschkewitz* (Hg.): Frühe Pfalzen – Frühe Städte. Neue Forschungen zu zentralen Orten des Früh- und Hochmittelalters in Süddeutschland und der Nordschweiz. Ergebnisse eines Kolloquiums am 28. und 29. April 2009 im Rathaus zu Ulm (Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 58). Stuttgart 2009. S. 67.

¹⁶ Zu den Ulmer Kirchen vgl. die Beiträge in: *Specker/Tüchle*, Kirchen und Klöster in Ulm (wie Anm. 8).

¹⁷ Vgl. Hugo *Bazing* (Hg.): Urkunden zur Geschichte der Pfarrkirche in Ulm. Ulm 1890, mit Einleitung S. Iff.- Zur Geschichte der Abtei in dieser Zeit Franz *Quartal* u. a.: Art. ‚Reichenau‘. In: Die Benediktinerklöster in Baden-Württemberg. Bearb. von Franz *Quarthal* in Zusammenarbeit mit Hansmartin *Decker-Hauff*, Klaus *Schreiner* und dem Institut für geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften an der Universität Tübingen (Germania Benedictina 5). Augsburg 1975. S. 503-548. Zu Ulm: S. 523f.- Thomas *Kreutzer*: Verblühter Glanz. Adel und Reform in der Abtei Reichenau im Spätmittelalter (VKfgL. Reihe B 168). Stuttgart 2008.

che Unserer Lieben Frau, das Kaiser Heinrich VII. 1312 bestätigt hat. 1325 erteilte Papst Johannes XXII. den Bischöfen von Konstanz und Straßburg den Auftrag, die Pfarre dem Reichenauer Kloster zu inkorporieren¹⁸. Dazu kam es aber nicht, denn auch später übten die Benediktiner nur das Besetzungsrecht der Pfarrstelle aus, hatten aber keine weitergehenden Verfügungsrechte über die Ulmer Pfarrkirche.

Nicht die alte Pfarrkirche, sondern die königliche Pfalz auf dem sog. Weinhof wurde bestimmend für die mittelalterliche Stadtentwicklung. „Die hochmittelalterliche Markt- bzw. Stadtsiedlung Ulm erwuchs nördlich und östlich vor der Umwehrung des Weinhofhügels im Bereich des Münsterplatzes und der heutigen ‚Neuen Straße‘“ und war in der Stauferzeit als Stadt bereits voll ausgebildet¹⁹. Wir müssen hier die topographische Entwicklung von Ulm im späten Mittelalter nicht detailliert nachzeichnen, um zu verstehen, dass die Bürger ihre Kirche mitten in der Stadt haben wollten, nicht irgendwo vor den Mauern. Im Herbst 1376 hatte man bei der Belagerung der Stadt durch Kaiser Karl IV. und Graf Eberhard II. von Württemberg erfahren, was es bedeutete, von der Pfarrkirche abgeschnitten zu sein²⁰. Die Lage war aber nicht nur in Kriegs- und Krisenzeiten hinderlich. Man darf nicht vergessen, dass eine mittelalterliche Stadt nachts verschlossen war, weshalb es sich nicht einfach gestaltete, wenn man den Pfarrer nach Toresschluss für eine Nottaufe oder zur Vernehmung eines Sterbenden brauchte. Schon deshalb lag es nahe, die Kirche (und mit ihr den Pfarrer) in die Stadt zu holen²¹.

Bereits am 10. März 1376 hatten der Abt von Reichenau, Eberhard von Brandis, und der für Ulm zuständige Diözesanbischof von Konstanz, Heinrich von Brandis, urkundlich dem Vorhaben der Ulmer Bürger zugestimmt, die Pfarrkirche in die Stadt zu verlegen²². Die alte Pfarrkirche vor den Mauern blieb zwar bestehen²³, weil man angesichts der absehbaren Bauzeit des Münsters weiterhin ein funktionsfähiges Gotteshaus benötigte, aber die Kirche (alte Ansichten sind nicht überliefert) dürfte ein unansehnlicher Torso geworden sein, denn man baute die erst vor zwei Jahrzehnten geschaffenen Tympana und Portalgewände aus und übernahm sie in den Neubau²⁴. Die alte Kirche war gleichwohl unverzichtbar, da gar nicht absehbar war, wann in der Stadt ein nutzbares Gotteshaus stehen würde. Dass dies so war, hing wohl damit zusammen, dass die Verlegung des Kirchhofs in die Stadt – das Begräbnisrecht ist Pfarrrecht, Pfarrkirche und Kirchhof gehören zusammen – zunächst nicht erfolgte, sondern der alte Friedhof weiter genutzt wurde²⁵. Dabei blieb es dann allerdings nicht, sondern man hat

¹⁸ *Bazing*, Urkunden (wie Anm. 17) S. Vf.

¹⁹ *Mauer*, Baden-Württemberg (wie Anm. 6) S. 195.

²⁰ *Bazing*, Urkunden (wie Anm. 17) S. VII.

²¹ Die Probleme für das Rheinland aufgezeigt von Wilhelm *Janssen*: Beobachtungen zum Verhältnis von Pfarrorganisation und Stadtbildung in der spätmittelalterlichen Erzdiözese Köln. In: *Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein* 188 (1985) S. 61-90.- *Ders.*: Die Differenzierung der Pfarrorganisation in der spätmittelalterlichen Erzdiözese Köln. Bemerkungen zum Verhältnis von *capella dotata*, *capella curata* und *ecclesia parochialis*. In: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 55 (1991) S. 58-83.- *Ders.*: Pfarre und Pfarrgemeinde Kempen im Mittelalter. In: Friedhelm *Weinforth* (Hg.): *Campunni – Kempen. Geschichte einer niederrheinischen Stadt. Teil 2* (Schriftenreihe des Kreises Viersen 39/2). Viersen 1993. S. 9-33.

²² *Bazing*, Urkunden (wie Anm. 17) S. VII.

²³ *Treu* (wie Anm. 15), geht nur knapp auf die Kirche ein.

²⁴ *Wortmann*, *Ulmer Münster (Grosse Bauten)* (wie Anm. 3) S. 99f. und S. 104f.

²⁵ Hermann *Tüchle*: Die mittelalterliche Pfarrei. In: *Specker/Tüchle*, *Kirchen und Klöster in Ulm* (wie Anm. 8) S. 12-38. Hier: S. 19.

auch südlich und nördlich des Münsters einen Friedhof angelegt, der aber bereits 1526 aus Platzgründen geschlossen und wieder *ennet felds* verlegt wurde²⁶.

Langwierig gestalteten sich die Verhandlungen des Ulmer Rates mit dem Reichenauer Kloster. Am 6. Oktober 1383 haben Abt und Konvent von Reichenau „zu dem Bau der in die Stadt verlegten Pfarrkirche einen Teil der Einkünfte aus der alten Pfarrkirche, alle kleinen Zehnten“ dem Bürgermeister und Rat verschrieben, darüber hinaus das Recht der Präsentation des Pfarrers und der Verfügung über das Amt des Schulmeisters und des Mesners übergeben²⁷. Bürgermeister und Rat haben dafür am 7. Mai 1384 das Kloster Reichenau mit seinem Besitz in und um Ulm in das Bürgerrecht aufgenommen und den Klosterbesitz, sofern nicht verpfändet, von der städtischen Steuer befreit²⁸.

Damit waren aber die Ansprüche der Abtei Reichenau noch nicht abgegolten. Die einzelnen Schritte müssen hier nicht nachgezeichnet werden²⁹. Erst 1446 gelang es dem Ulmer Rat, der Abtei Reichenau für 25.000 rheinische Gulden das Patronatsrecht der Pfarrkirche und alle anderen Rechte in Ulm und Umgebung abzukaufen³⁰. Es hatte also mehrere Jahrzehnte gedauert, bis die Reichsstadt endlich vollständig über die Pfarrkirche in der Stadt verfügen konnte³¹. Man muss dies wohl als eine besondere Form der Prestigepolitik bezeichnen, denn die Reichsstadt Ulm verwandte viel Zeit und Mühen auf ein Ziel, das den meisten anderen Reichsstädten nicht wichtig oder auch nicht erreichbar war: Die volle Verfügungsgewalt über die Pfarrkirche in der Stadt. Wie in Ulm befand sich in den allermeisten Reichsstädten das Patronatsrecht über die Pfarrkirche (oder Pfarrkirchen) in der Hand geistlicher Institutionen, und vielfach waren die Pfarreien sogar inkorporiert. In der Reichsstadt Lübeck besaß das Domkapitel alle vier Pfarrkirchen³², in der Reichsstadt Frankfurt am Main war das Reichsstift St. Bartholomäus Herr der einzigen Pfarrkirche³³, in Nürnberg gelang es dem Rat erst im späten 15. Jahrhundert, das Besetzungsrecht des Bamberger Bischofs an den beiden Stadtpfarrkirchen St. Lorenz und

²⁶ Da in Folge der Reformation auch die Friedhöfe der Klöster aufgehoben wurden, war der alte Friedhof nun wieder Zentralfriedhof. Vgl. *Treu* (wie Anm. 15) S. 20f. und jetzt auch Dominik Gerd Sieber: *Der konfessionelle Gottesacker. Katholische und protestantische Sepulkralkultur in den ober-schwäbischen Reichsstädten in der Frühen Neuzeit* (VKfGL. Reihe B 214). Stuttgart 2018. S. 76-78 und S. 112-114.

²⁷ *Bazing*, Urkunden (wie Anm. 17) S. VIII.- Eugen *Nübling*: *Die Reichsstadt Ulm am Ausgange des Mittelalters 1378-1556*. Ein Beitrag zur deutschen Städte- und Wirtschaftsgeschichte. Bd. 1: *Materialien-sammlung*. Ulm 1904. S. 14-17.

²⁸ *Bazing*, Urkunden (wie Anm. 17) S. VIII.

²⁹ Vgl. dazu die Einleitung bei *Bazing*, Urkunden (wie Anm. 17) S. VIII-XV.

³⁰ *Geiger* (wie Anm. 11) S. 77.

³¹ Dietrich *Kurze*: *Pfarrerwahlen im Mittelalter*. Ein Beitrag zur Geschichte der Gemeinde und des Niederkirchenwesens (Forschungen zur kirchlichen Rechtsgeschichte und zum Kirchenrecht 6). Köln u. a. 1966. S. 384-388.

³² Wolfgang *Weimar*: *Der Aufbau der Pfarrorganisation im Bistum Lübeck während des Mittelalters*. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des Koloniallandes. In: *Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte* 74/75 (1951) S. 95-243. Hier: S. 203.- Wilhelm *Jannasch*: *Reformationsgeschichte Lübecks vom Petersablaß bis zum Augsburger Reichstag 1515-1530* (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck. B 16). Lübeck 1958. S. 32f.

³³ Vgl. dazu die Hinweise oben Anm. 13 und Felicitas *Schmieder*: *Wider die geistlichen Freiheiten - für die Herrschaft des Rates*. Das Ringen um die Kontrolle der Pfarrseelsorge in Frankfurt am Main im 15. Jahrhundert. In: Werner *Freitag* (Hg.): *Die Pfarre in der Stadt*. Siedlungskern - Bürgerkirche - urbanes Zentrum (Städteforschung. A 82). Köln u. a. 2011. S. 63-75.

St. Sebald einzuschränken³⁴, und in Biberach, um ein nähergelegenes Beispiel anzuführen, war die Stadtpfarrkirche dem weit entfernten Zisterzienserkloster Eberbach im Rheingau inkorporiert³⁵. Man begreift vor diesem Hintergrund, welche Flurbereinigung die Reformation für die städtische Kirchenverfassung brachte, denn erst dadurch konnten die Pfarrbesetzungs- und Inkorporationsrechte der Klöster und Stifte in den Reichsstädten beseitigt werden. An diese Stelle trat nun zumeist der Rat als Inhaber der Kirchenhoheit. Aber das ist nicht unser Thema.

Ungeachtet der Tatsache, dass die meisten Räte von Reichsstädten keinen Anlauf unternahmen, um das Pfarrbesetzungsrecht selbst ausüben zu können³⁶, waren die Stadträte und Bürger nicht ohne Einflussmöglichkeiten, wenn es um die städtischen Pfarrkirchen ging. Es sind generell, egal ob man nach Lübeck, Frankfurt am Main oder eben nach Ulm schaut, zwei Bereiche, in den Stadtrat und Bürgerschaft mächtig auf die Stadtpfarrkirchen einwirken konnten: 1. durch das Stiftungswesen und 2. über die Verwaltung der Kirchenfabrik. Zum Stiftungswesen nur so viel: Bereits in der alten Ulmer Pfarrkirche *enmet veldes* gab es etliche Seitenaltäre, an denen Messpriester bepfündet waren. Im Neubau des Münsters, der im Mittelpunkt unserer Betrachtung steht, sind ca. 50 spätmittelalterliche Altäre gezählt worden, an denen Altaristen ihr Vikariebenefizium hatten und gestiftete Messen lasen³⁷. Einige besonders wohlhabende Familien wie die Besserer und die Neithart errichteten sogar Seitenkapellen, die heute noch erhalten sind³⁸. Vor allem diese Stiftungen von Ulmer Familien, z. T. aber auch von Geistlichen zeigen, wie sehr eine Pfarrkirche im Mittelalter eine enge Berührungszone von Kirche und Welt darstellte. Die Altaristen, die keine Seelsorgeaufgaben hatten, dürften den Kern der Priesterbruderschaft am Münster gebildet haben, die 1499 auf 72 Mitglieder angewachsen war, weshalb der Rat eingriff und die Mitgliederzahl auf 50 begrenzte. Dahinter stand auch die Sorge der städtischen Obrigkeit, dass sich die Münstergeistlichkeit zu einem „Stift“ im Sinne eines Säkularkanonikerstifts entwickeln und die kirchenrechtliche Exemption anstreben könne³⁹. Das monumentale Chorgestühl im Ulmer Münster mit 89 Sitzplätzen mag auch für diese zahlreichen Geistlichen gedacht gewesen sein, doch gibt es keine Belege dafür, dass von ihnen wie in einem Kolle-

³⁴ Erich Freiherr von *Guttenberg*/Alfred *Wendehorst*: Das Bistum Bamberg. Teil 2: Die Pfarreiorganisation (Germania Sacra. 2. Abt.: Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz 1: Das Bistum Bamberg). Berlin 1966. S. 277f.

³⁵ Bernhard *Rüth*: Biberach und Eberbach. Zur Problematik der Pfarreinkorporation in Spätmittelalter und Reformationszeit. In: ZRG.KA 101 (1984) S. 134-169.

³⁶ *Boockmann*, Bürgerkirchen (wie Anm. 2) S. 191 betont zu Recht, dass die Inhaber des Patronatsrechts „vielfach im Einvernehmen mit den Räten“ handelten.

³⁷ *Tüchle*, Pfarrei (wie Anm. 25) S. 19 zu den Stiftern und Altären.- *Ders.*: Die Münsteraltäre des Spätmittelalters. Stifter, Heilige, Patrone und Kapläne. In: *Specker/Wortmann*, 600 Jahre Ulmer Münster (wie Anm. 3) S. 126-182.

³⁸ *Wortmann*, Ulmer Münster (Grosse Bauten) (wie Anm. 3) S. 75-81.- Hartmut *Boockmann*: Kirchlichkeit und Frömmigkeit im spätmittelalterlichen Ulm. In: Meisterwerke massenhaft (wie Anm. 6) S. 55-61.

³⁹ *Geiger* (wie Anm. 11) S. 106, 123, 130.- *Tüchle*, Pfarrei (wie Anm. 25) S. 23.- Die Umwandlung von städtischen Pfarrkirchen in Kollegiatstifte kam im späten Mittelalter relativ häufig vor, doch fehlt dazu eine systematisch-vergleichende Untersuchung. Davon zu unterscheiden sind die von den Stadträten selbst initiierten Stiftsgründungen, vgl. dazu Guy P. *Marchal*: Das Stadtstift. Einige Überlegungen zu einem kirchengeschichtlichen Aspekt der vergleichenden Städtegeschichte. In: ZHF 9 (1982) S. 461-473.

giatstift täglich das kanonische Stundengebet praktiziert worden wäre. Man wird deshalb davon ausgehen dürfen, dass die großzügige Anlage des Chorgestühls im Münster vor allem eine demonstrativ repräsentative Funktion hatte⁴⁰.

Dieses Bestreben des Rates wird noch deutlicher, wenn wir die Kirchenpflegschaft betrachten, womit wir allerdings einen Bereich berühren, der für das Ulmer Münster noch nicht gut untersucht ist⁴¹. Wir müssen uns die wirtschaftliche Organisation einer mittelalterlichen Pfarrkirche immer zweigeteilt vorstellen: Auf der einen Seite gibt es die Pfarrpfünde, also den Gesamtkomplex aller Besitzungen und Einkünfte, die für den Lebensunterhalt des Pfarrers bestimmt sind. Auf der anderen Seite besteht als besondere Vermögensmasse die Kirchenfabrik, die durch Schenkungen, Stiftungen und Legate der Gläubigen angewachsen ist. Ihr Hauptzweck ist – man beachte die Bezeichnung *fabrica* = Bauhütte – der Kirchenbau und der Unterhalt des Kirchengebäudes, aber auch die Beleuchtung und der laufende Betrieb des Gotteshauses⁴². Darüber hinaus war die Kirchenfabrik auch für das Umfeld der Pfarrkirche mit Friedhof, Beinhaus, Andachtsstätten wie der Ölberggruppe, Kirchenbibliothek und anderen Einrichtungen zuständig⁴³.

In Ulm ist diese Kirchenfabrik unter der Bezeichnung „Pfarrkirchenbaupflegamt“ bekannt und wurde von einem dreiköpfigen Gremium verwaltet⁴⁴: von zwei Patriziern und einem zünftischen Ratsherrn⁴⁵. Erstmals erscheinen in einer Urkunde vom 3. Oktober 1377 die drei *pfleger unser Frowen zu der Pfarre*⁴⁶. Angesichts des Datums möchte man annehmen, dass das Aufkommen der Kirchenpfleger in Ulm mit dem Neubau der Pfarrkirche zusammenhängt, aber das ist doch wenig wahrscheinlich. Allenthalben in Mitteleuropa lässt sich beobachten, wie sich das Amt des Kirchenpflegers in Gestalt von zumeist zwei Laien, die von der Gemeinde oder dem Rat gewählt werden, seit dem 13. Jahrhundert etablierte, und zwar an städtischen wie dörflichen Pfarrkirchen. Deshalb wäre es recht ungewöhnlich, wenn dieses Amt in Ulm erst in der zweiten

⁴⁰ Wortmann, Ulmer Münster (Grosse Bauten) (wie Anm. 3) S. 63-70.- Arnd Reitemeier: Pfarrkirchen in der Stadt des späten Mittelalters. Politik, Wirtschaft, Verwaltung (VSWG.B 177). Stuttgart 2005. S. 267 nennt 91 Sitze.

⁴¹ StadtA Ulm G 1 1714: Marcus Wollaib: Paradysus Ulmensis Paradysus Ulmensis [...]. Ursprung 1714 (Manuskript). S. 219-234 mit einer Zusammenstellung der Kirchenbaupfleger für die Jahre 1377-1713.- Schmütt, Münsterbibliographie (wie Anm. 3) S. 198 Nr. 989.

⁴² Vgl. dazu Sebastian Schröcker: Die Kirchenpflegschaft. Die Verwaltung des Niederkirchenvermögens durch Laien seit dem ausgehenden Mittelalter (Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Veröffentlichungen der Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft 67). Paderborn 1934.- Reitemeier, Pfarrkirchen (wie Anm. 40), passim.

⁴³ Dafür etliche Belege auch für Ulm bei Reitemeier, Pfarrkirchen (wie Anm. 40) S. 190-214. Bes. S. 196 und S. 212. Zum Ölberg des Ulmer Münsters nun umfassend Anne-Christine Brehm: Die steinernen Fragmente von Oktogon und Ölberg. Entdeckungen im südlichen Chorturm und unter dem Ulmer Münsterdach. In: UO 60 (2017) S. 92-116.

⁴⁴ Drei Kirchenmeister gab es laut Reitemeier, Pfarrkirchen (wie Anm. 40) S. 104 auch in Eichstätt, Freiburg, Köln, Nördlingen, Rothenburg, Siegen und Worms. Für die Stadtpfarrkirche in Nördlingen ist allerdings mit dem Beginn des Neubaus 1427 belegt, dass es vier Kirchenpfleger gab. Vgl. Elmar D. Schmid: Nördlingen - die Georgskirche und St. Salvator. Stuttgart/Aalen 1977. S. 25.

⁴⁵ StadtA Ulm Bestand A Reichsstadt Rep. 13-15: Bestand Pfarrkirchenbaupfleg- und Religionsamt - Kirchen, Schulen und Kulturpflege online unter https://www.stadtarchiv-ulm.findbuch.net/php/main.php?ar_id=3766#41205265702e203133, https://www.stadtarchiv-ulm.findbuch.net/php/main.php?ar_id=3766#41205265702e203134 und https://www.stadtarchiv-ulm.findbuch.net/php/main.php?ar_id=3766#41205265702e203135. Hier: bes. Vorwort.

⁴⁶ Bazing, Urkunden zur Geschichte der Pfarrkirche (wie Anm. 17) S. 12 Nr. 29.

Hälfte des 14. Jahrhunderts aufgekommen sein sollte, zumal ja mit der Alten Pfarre bereits lange vor 1376 eine Pfarrkirche für die Stadt bestand. In Ulm war es offenbar nicht üblich, die Pfarrkirchenbaupfleger jährlich neu zu bestellen⁴⁷. Ob das damit zusammenhing, dass man für den aufwendigen Münsterbau Leute mit großer Erfahrung brauchte, die man tunlichst nicht jährlich austauschte? Allerdings wurden auch die Ratsherren nach den Schwörbriefen jährlich gewählt.

Das wichtigste Zeugnis der Verwaltungstätigkeit der Kirchenpfleger sind die Rechnungsbücher, die für viele Stadt-, aber auch Dorfkirchen schon aus dem späten Mittelalter erhalten sind⁴⁸. Die Rechnungsserien des Pfarrkirchenbaupflegamtes und der Ulmer Münsterbauhütte liegen noch – wenn auch mit Lücken – seit 1417 vor. Ihre Edition und Auswertung für den spätmittelalterlichen Münsterbau hat erst vor wenigen Jahren begonnen⁴⁹. Generell kann man feststellen, dass die mittelalterlichen Kirchenbauten in erster Linie durch die Opferbereitschaft der Gläubigen finanziert wurden. Dafür gab es vor allem zwei bewährte Wege: Die Sammlung von Spendengeldern und die Nutzung von Ablässen zugunsten des Kirchenbaus, durch die ebenfalls Geldeinnahmen generiert werden konnten. Dass Ablässe für den Kirchenbau eingesetzt wurden, war vor der Reformation allgemeine Praxis. Der päpstliche Plenarablass zu gunsten des Neubaus von St. Peter in Rom wurde letztlich zum Auslöser der Reformation Martin Luthers⁵⁰. Wie Felix Fabri im Zusammenhang mit der Grundsteinlegung berichtet, betrachteten die Ulmer den Münsterbau allerdings als ihre ganz persönliche Sache: „Denn man wollte dieses mächtige Bauwerk auf Kosten der Stadt beginnen, gestalten und vollenden, und man beschloss, von niemandem außerhalb etwas dazu zu erbitten; weder erwirkte man besondere Ablässe noch rief man die Fürsten zu Hilfe, ausgenommen nur den edlen Grafen von Württemberg, dem anscheinend der Bauplatz gehörte, wegen der Sankt Georgs-Kirche und des Klosters, das einstmals an diesem Ort von den Württembergern bestiftet worden war“⁵¹.

Angesichts dieses Berichts muss man sich allerdings fragen, ob Felix Fabri, der 1502 verstorben ist, nicht die Verhältnisse seiner Zeit in das 14. Jahrhundert zurückprojiziert. Vor dem Ausbruch des Großen Abendländischen Schismas 1378 ließen sich wohl bischöfliche Indulgenzen und Sammelindulgenzen der Kardinäle gewinnen, kaum aber päpstliche Ablässe. Stärker als später war eine Kommune wie Ulm 1377 also auf die eigene Leistungsfähigkeit verwiesen, wenn man einen Kirchenbau finanzieren wollte. Die gewaltige Erweiterung der Stadt im 14. Jahrhundert, die weit über den stauerzeitlichen Mauerring ausgriff, verdeutlicht recht anschaulich, welches Potenzial damals in dieser Stadt steckte.

⁴⁷ *Reitemeier*, Pfarrkirchen (wie Anm. 40) S. 107 erwähnt sogar zehnjährige Amtszeit.

⁴⁸ Übersicht bei *Reitemeier*, Pfarrkirchen (wie Anm. 40) S. 697-705.

⁴⁹ Anne-Christine *Brehm*: „von dem stain ze brechen“. Die Werksteine des Ulmer Münsters anhand der archivalischen Quellen 1417-1512 (Kleine Reihe des Stadtarchivs Ulm 12). Ulm 2015.- *Dies.*: Netzwerk Gotik. Das Ulmer Münster im Zentrum von Architektur- und Bautechniktransfer. Habilitationsschrift KIT Karlsruhe 2018 [in Druckvorbereitung].- Zusätzlich bereitet Anne-Christine Brehm eine Edition der mittelalterlichen Baurechnungen des Ulmer Münsters aus dem Zeitraum zwischen 1417 und 1518 vor.

⁵⁰ Andreas *Rehberg* (Hg.): Ablasskampagnen des Spätmittelalters. Luthers Thesen von 1517 im Kontext (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 132). Berlin/Boston 2017.- Hartmut *Kühne*/Enno *Bünz*/Peter *Wiegand* (Hg.): Johann Tetzel und der Ablass. Begleitband zur Ausstellung „Tetzel - Ablass - Fegefeuer“ in Mönchenkloster und Nikolaikirche Jüterbog vom 8. Sept. bis 26. Nov. 2017. Berlin 2017.

⁵¹ Felix Fabri O. P.: *Tractatus de civitate Ulmensi*. Traktat über die Stadt Ulm. Hg., übersetzt und kommentiert von Folker *Reichert* (Bibliotheca Suevica 35). Konstanz/Eggingen 2012. S. 73.

Mit dem Neubau der Pfarrkirche in der Stadt planten die Ulmer etwas Außerordentliches, und der Auftakt dafür war die Grundsteinlegung des Münsters am 30. Juni 1377, auch dies – wie wir noch sehen werden – ein außerordentlicher Akt. Damals hatte sich die Grundsteinlegung von Kirchen schon seit langem als öffentlicher, feierlicher Akt etabliert, doch stand dieser Vorgang immer im Schatten der Kirchweihe. Die *dedicatio ecclesiae*, gelegentlich auch in Form von Weiheakten einzelner Bauabschnitte praktiziert, machte den Kirchenbau überhaupt erst nutzbar⁵². Für die Kirchweihe war der Ortsbischof, also der Konstanzer Diözesanobere, oder ein von ihm dafür beauftragter Geistlicher unverzichtbar. Erst durch die Weihe des Gebäudes und seiner Altäre wird der Kirchenbau zum Gotteshaus, können in ihm gültige liturgische Feiern abgehalten werden. Die Kirchweihe war ein Festtag, der jährlich als liturgische Feier begangen und deshalb auch in den Kirchenkalendarien vermerkt wurde.

Von dieser konstitutiven Bedeutung ist die Grundsteinlegung der Kirche nicht⁵³. Aber dass man diesem Akt immer größere Bedeutung zugemessen, durch

⁵² Ralf M. W. *Stammberger*/Claudia *Sticher* in Zusammenarbeit mit Annekatrin *Warmke*: „Das Haus Gottes, das seid ihr selbst“. Mittelalterliches und barockes Kirchenverständnis im Spiegel der Kirchweihe (Erudiri Sapientia 6). Berlin 2006.- Hanns Peter *Neuheuser*: Mundum consecrare. Die Kirchweihliturgie als der Spiegel der mittelalterlichen Raumwahrnehmung und Weltaneignung. In: Elisabeth *Vavra* (Hg.): Virtuelle Räume. Raumvorstellung und Raumwahrnehmung im Mittelalter. Berlin 2005. S. 259-279.- Für das Bistum Konstanz wurden die frühen Weihe Nachrichten gesammelt von Hermann *Tüchle*: Dedicaciones Constantienses. Kirch- und Altarweihen im Bistum Konstanz bis zum Jahre 1250. Freiburg i. Br. 1949.

⁵³ Eine größere Untersuchung fehlt. Die bisherigen Arbeiten behandeln vor allem die Praxis der Grundsteinlegung, die Form der Grundsteine sowie die liturgischen Aspekte. Vgl. Heinrich *Otte*: Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie des deutschen Mittelalters. Bd. 1. Bearb. von Ernst *Wernicke*. Leipzig 1883. S. 15f.- Paul *Rowald*: Beiträge zur Geschichte der Grundsteinlegung. In: Zeitschrift für Bauwesen 53 (1903) Sp. 41-66. Sp. 271-288 und Sp. 395-416. Hier aber nur Sp. 283-288 zur Grundsteinlegung von Kirchen im Mittelalter.- Karl Josef *Benz*: Ecclesiae pura simplicitas. Zu Geschichte und Deutung des Ritus der Grundsteinlegung im Hohen Mittelalter. In: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 32 (1980) S. 9-25.- Günther *Binding*: Bischof Bernward als Architekt der Michaeliskirche in Hildesheim (35. Veröffentlichung der Abteilung Architektur des Kunsthistorischen Instituts der Universität Köln). Köln 1987. S. 24-31.- *Ders.*: Bischof Bernward von Hildesheim - architectus et artifex? In: Martin *Gosebruch*/Frank *Neidhart Steigerwald* (Hg.): Bernwardinische Kunst. Göttingen 1988. S. 27-47. Hier: bes. S. 31-34.- *Ders.*: Der früh- und hochmittelalterliche Bauherr als *sapiens architectus* (61. Veröffentlichung der Abteilung Architekturgeschichte des Kunsthistorischen Instituts der Universität zu Köln). Köln 1996. S. 271-336.- *Ders.*/Susanne *Linscheid-Burdich*: Planen und Bauen im frühen und hohen Mittelalter nach den Schriftquellen bis 1250. In Zusammenarbeit mit Julia *Wippermann*. Darmstadt 2002. S. 157-178.- Johannes *Zahlten*: Mittelalterliche Sakralbauten im südwestdeutschen Raum als Zeugnisse bürgerlicher Repräsentation. In: Bernhard *Kirchgässner*/Hans-Peter *Brecht* (Hg.): Stadt und Repräsentation (Stadt in der Geschichte 21). Sigmaringen 1995. S. 77-91. Hier: bes. S. 77-80.- Matthias *Untermann*: Primus lapis in fundamentum deponitur. Kunsthistorische Überlegungen zur Funktion der Grundsteinlegung im Mittelalter. In: Cistercienser. Brandenburgische Zeitschrift rund um das zisterziensische Erbe 6 (2003) Heft 23. S. 5-18.- *Ders.*: Forma Ordinis. Die mittelalterliche Baukunst der Zisterzienser (Kunsthistorische Studien 89). München u. a. 2001. Hier: im Sachregister S. 711 s. v. Grundsteinlegung und Grundsteinlegungsinschrift.- Dominique *Iogna-Prat*: Aux fondements de l'Église. Naissance et développement du rituel de pose de la première pierre dans l'Occident latin (v. 960-v. 1300). In: Retour aux sources. Textes, études et documents d'histoire médiévale offerts à Michel Parisse. Paris 2004. S. 635-643 [erweitert unter dem gleichen Titel in: „Das Haus Gottes, das seid ihr selbst“ (wie Anm. 52) S. 87-111. Dieser Beitrag ist weitgehend identisch mit dem Kapitel über Laien und Kleriker als Fundament der Kirche in: Dominique *Iogna-Prat*: La Maison Dieu. Une histoire monumentale de l'Église au Moyen Age (v. 800-v. 1200). Paris 2006. S. 539-574].- Nikolaus *Staubach*: Der Ritus der impositio primarii lapidis und die Grundsteinlegung von Neu-Sankt-Peter. In: Georg *Satzinger*/Sebastian *Schütze* (Hg.): Sankt Peter in Rom 1506-2006. Beiträge der internationalen Tagung vom 22.-25. Feb. 2006 in Bonn. München 2018. S. 30-40.- Wilfried E. *Keil*: Abwesend und doch präsent. Zur restringierten Präsenz von Grundsteinen und ihren Inschriften. In: Gründung im archäologischen Befund (Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 27). Pader-

Inschriften am oder im Kirchenbau festgehalten⁵⁴ und im Laufe des Mittelalters zu einem Ritus ausgebaut hat, ist keine Frage⁵⁵. Um die Genese dieser kulturellen Praxis zu verstehen, müssen wir in die Zeit um das Jahr 1000, in die Ottonenzeit zurückblicken, denn hier begegnen die ersten Nachrichten über die Grundsteinlegung von Kirchen. In der Vita des Bischofs Gebhard von Konstanz (reg. 979-995) wird die Gründung des Benediktinerklosters Petershausen bei Konstanz im Jahre 983 geschildert (das Tagesdatum wird nicht genannt). Dort heißt es, der Bischof habe die Grundsteine zu einer Basilika gelegt (*iecit fundamenta basilice*) und dabei habe er vier Goldmünzen dargebracht, die er in den einzelnen Ecken der Kirche niederlegte (*obtulit quatuor aureos, quos posuit sub singulos ecclesie angulos*)⁵⁶. Thietmar, Bischof von Merseburg und bedeutender Geschichtsschreiber der Ottonenzeit, notiert in seiner Chronik: „Inzwischen wurde in Gegenwart von Erzbischof Gero mit dem Bau unsrer Kirchen begonnen. Ich selbst legte am 18. Mai in Form des hl. Kreuzes die Grundsteine“, – *cuius primos posui lapides in modum sanctae crucis*⁵⁷. Die beiden Sätze über den Baubeginn des Merseburger Doms und die Grundsteinlegung wurden von Thietmar eigenhändig in der Handschrift nachgetragen und einkorrigiert⁵⁸. In den Annalen des Benediktinerklosters Einsiedeln in der Schweiz heißt es zum Jahr 1031 lapidar: „Die Grundsteine der Kirche wurden am 10. Mai gelegt“ (*pri-*

born 2014. S. 17-24.- Enno Bünz: lapis angularis – die Grundsteinlegung 1010 als Schlüssel für den mittelalterlichen Kirchenbau von St. Michael. In: Gerhard Lutz/Angela Weyer (Hg.): 1000 Jahre St. Michael in Hildesheim. Kirche - Kloster - Stifter (Schriften des Hornemann Instituts 14). Petersberg 2012. S. 77-87.- Ders.: „Ich selbst legte am 18. Mai ... die Grundsteine“. Bischof Thietmar und der Merseburger Dom vor 1000 Jahren. In: Markus Cottin/Václav Vok Filip/Holger Kunde (Hg.): 1000 Jahre Kaiserdom Merseburg. Katalog der Ausstellung in Merseburg vom 10. Aug. bis 9. Nov. 2015 im Merseburger Dom und Kulturhistorischen Museum Schloss Merseburg (Schriftenreihe der Vereinigten Domstifter zu Merseburg und Naumburg und des Kollegiatstifts Zeitz 9). Petersberg 2015. S. 27-39 [erweiterte Fassung in: Andreas Ranft/Wolfgang Schenkluhn (Hg.): Herrschaftslandschaft im Umbruch. 1000 Jahre Merseburger Dom (More Romano. Schriften des Europäischen Romanik Zentrums 6). Regensburg 2017. S. 113-138].

⁵⁴ Nach Auswertung zahlreicher Grundsteinlegungsnachrichten (vgl. unten Anm. 69) habe ich zwar den Eindruck, dass die Grundsteinlegung bei Kirchenneubauten seit dem 14. Jahrhundert zur Regel wurde, doch begegnen auch immer wieder Bauvorhaben, die ohne Grundsteinlegung begonnen wurden oder für die zumindest ein solcher Ritus nicht nachweisbar ist. Hier sei nur auf die Stadtpfarrkirche St. Georg in Nördlingen verwiesen, deren Baubeginn 1427 gut dokumentiert ist, freilich ohne Erwähnung einer Grundsteinlegung. Vgl. Schmid, Nördlingen (wie Anm. 44) S. 25.

⁵⁵ Gleichwohl haben sich bislang weder die Bau- und Kunstgeschichte noch die Liturgiewissenschaft für diesen Akt sonderlich interessiert, sieht man einmal von einigen Publikationen Günther Bindings und Matthias Untermanns ab (vgl. die Nachweise in Anm. 53 und 126). Ohne Bezüge zur Grundsteinlegung sind beispielsweise die mehrfach aufgelegte Monographie von Dietrich Conrad: Kirchenbau im Mittelalter. Bauplanung und Bauausführung. Leipzig 2011, und die Beiträge in: Bruno Klein/Katja Schrüock/Stefan Bürger (Hg.): Kirche als Baustelle. Große Sakralbauten des Mittelalters. Köln u. a. 2013.

⁵⁶ Die Chronik des Klosters Petershausen. Neu hg. und übersetzt von Otto Feger (Schwäbische Chroniken der Stauferzeit 3). Sigmaringen 1978. S. 54f.- Zu dieser Grundsteinlegung auch Binding, Der früh- und hochmittelalterliche Bauherr (wie Anm. 53) S. 293f.- Die Grundsteinlegung nur erwähnt bei Helmut Maurer: Das Bistum Konstanz 2: Die Konstanzer Bischöfe vom Ende des 6. Jahrhunderts bis 1206 (Germania Sacra. N. F. 42/1; Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz: Das Bistum Konstanz 2). Berlin u. a. 2003. S. 154, der darauf hinweist, dass Petershausen bischöfliches Eigenkloster war. Dies ist deshalb wichtig, weil der Konstanzer Bischof dann nicht als Diözesanoberer, sondern als Eigenkirchenherr agierte.

⁵⁷ Robert Holtzmann (Hg.): Die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg und ihre Korveier Überarbeitung (MGH.SS rer. Germ. N. S. 9). Berlin 1935 [unveränd. ND München 1996]. S. 412.- Thietmar von Merseburg: Chronik. Neu übertragen und erläutert von Werner Trillmich. Mit einem Nachtrag und einer Bibliographie von Steffen Patzold (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. FSGA 9). Darmstadt 92011. S. 367.

⁵⁸ Vgl. Bünz, „Ich selbst legte ... die Grundsteine“ (wie Anm. 53) S. 113-116.

mi lapides fundamenti aecclisiae [...] positi sunt)⁵⁹. Wer diesen Akt vollzog, ob es der damals amtierende Bischof Warmann von Konstanz (reg. 1026-1034) war, erfahren wir nicht⁶⁰. Den ersten ausführlichen Bericht über eine Grundsteinlegung bieten dann die sogenannten Annalen des Benediktinerklosters Pegau an der Weißen Elster, das zum Bistum Merseburg gehörte. Nachdem der Erzbischof von Magdeburg und die Suffraganbischöfe von Naumburg-Zeitz und von Merseburg 1091 den Bauplatz geweiht hatten, veranlassten sie den adligen Klostergründer Wiprecht von Groitzsch, „daß er auf den eigenen Schultern für die zwölf Grundsteine (*per duodecim angulos fundamenti*) ebensoviele Körbe mit Steinen als erster herbeitrug, und so ahmte er das Vorbild des frommen Kaisers Konstantin nach, der als erster und mächtigster christlicher Kirchengründer unter den Herrschern hervorragt“⁶¹.

Dass wir mit diesen wenigen Quellenberichten aus Konstanz (983), Merseburg (1015), Einsiedeln (1031) und Pegau (1091) wohl nur die sprichwörtliche Spitze des Eisbergs zu fassen bekommen, zeigt ein Blick nach Hildesheim. Zu den bedeutendsten Vorstehern dieser Diözese gehört Bischof Bernward (reg. 993-1022), einer der großen Repräsentanten des ottonischen Reichsepiskopats⁶². Nördlich der Domburg ließ der Bischof 996 eine Heilig-Kreuz-Kapelle errichten, die dann zum Anknüpfungspunkt für einen Benediktinerkonvent wurde: das Kloster St. Michael⁶³. Die Anfänge der Klosterkirche dokumentiert ein Grundstein, der 1908 bei Bauarbeiten im Fundament des 1662 abgebrochenen südwestlichen Querhauses an der südöstlichen Ecke des einstigen Treppenturms aufgefunden wurde⁶⁴. Dieser Grundstein mit einer Höhe von 75 cm und einer Breite von 99 cm weist in vier Zeilen in romanischer Majuskel mit einer Buchstabenhöhe von 13 bis 14 cm die folgende Inschrift auf: *S(ANCTVS) BENIAMIN / S(ANCTVS) MATHEVS A(POSTOLVS) / B(ERNVVARDVS) + EP(ISCOPVS) / M X* (Abb. 2)⁶⁵. Die Datierung in das Jahr 1010 verweist auf den Baubeginn des Klosters. Auf die Symbolik der Grundsteinlegung wird zurückzukommen sein.

⁵⁹ Conradin von *Planta* (Hg.): Die Annalen des Klosters Einsiedeln. Edition und Kommentar (MGH.SS rer. Germ. 78). Hannover 2007. S. 282.

⁶⁰ *Maurer*, Das Bistum Konstanz 2 (wie Anm. 56) S. 177-179, geht bei Darstellung seiner kirchlichen Tätigkeit nicht darauf ein; vgl. aber *ebda.*, S. 174 zur Herkunft und zu den engen Verbindungen von Einsiedeln nach Petershausen.

⁶¹ Georg Heinrich *Pertz* (Hg.): *Annales Pegavienses et Bosovienses* (MGH.SS 16). Hannover 1859. S. 232-270. Hier: S. 244.- Vgl. auch *Binding*, Der früh- und hochmittelalterliche Bauherr (wie Anm. 53) S. 298f., und *Binding/Linscheid-Burdich*, Planen und Bauen (wie Anm. 53) S. 174, die allerdings *deferret* mit „wegtragen“ übersetzen.- Zu den historischen Hintergründen Enno *Bünz*: Wiprecht von Groitzsch und der hl. Jakobus. In: Klaus *Herbers/Enno Bünz* (Hg.): Der Jakobuskult in Sachsen (Jakobus-Studien 17). Tübingen 2007. S. 61-95.

⁶² Michael *Brandt/Arne Eggebrecht* (Hg.): Bernward von Hildesheim und das Zeitalter der Ottonen. Katalog der Ausstellung Hildesheim 1993. 2 Bde. Wissenschaftliche Beratung Hans Jakob *Schuffels*. Hildesheim/Mainz 1993.- Hans Jakob *Schuffels*: Bischof Bernward von Hildesheim. Geschichte - Kunst - Kanonisation. Hildesheim 1993.

⁶³ Hartwig *Beseler/Hans Roggenkamp*: Die Michaeliskirche in Hildesheim. Berlin 1954 (ND Hildesheim 1979).- Christoph *Schulz-Mons*: Das Michaeliskloster in Hildesheim. Untersuchungen zur Gründung durch Bischof Bernward (993-1022). 2 Bde. (Quellen und Dokumentationen zur Stadtgeschichte Hildesheims 20/1-2). Hildesheim 2010.- *Lutz/Weyer*, 1000 Jahre St. Michael in Hildesheim (wie Anm. 53).

⁶⁴ Vgl. *Bünz*, *lapis angularis* (wie Anm. 53) S. 77-87.

⁶⁵ Vgl. Die Inschriften der Stadt Hildesheim. Gesammelt und bearb. von Christine *Wulf* unter Benutzung der Vorarbeiten von Hans Jürgen *Rieckenberg*. Teil 1: Einleitung, Register, Quellen und Literatur, Meisterzeichen, Hausmarken, Schemazeichen und Abbildungen. Teil 2: Inschriften, Jahreszahlen und Initialen (DI 58; Göttinger Reihe 10). Wiesbaden 2003. S. 185-187 Nr. 6 und Abb. 10.



Abb. 2 - Grundstein
der Klosterkirche
St. Michael in Hildesheim
aus dem Jahr 1010
(Foto: Enno Bünz).

In unserem Zusammenhang ist zunächst einmal wichtig, dass sich der Grundstein von St. Michael aus dem Jahr 1010 in die Reihe der seit 983 überlieferten Grundsteinlegungen von Kirchen einfügt, dass aber keine der bedeutenden ottonischen Geschichtsquellen aus Hildesheim wie die Hildesheimer Annalen oder die Lebensbeschreibung des Bischofs Bernward die Grundsteinlegung überliefern⁶⁶. Überhaupt muss man festhalten, dass die Zahl gesicherter Grundsteinlegungen aus dem späten 10. und dem 11. Jahrhundert sehr überschaubar ist, was umso bemerkenswerter erscheint, weil die Reichsbischofe der ottonisch-frühsalischen Zeit in ihren Bischofssitzen eine intensive Bautätigkeit entfaltet haben: Dom-, Stifts- und Klosterkirchen wurden in großer Zahl gegründet oder neu errichtet⁶⁷. Gleichwohl erwähnen die Quellen nur in wenigen Fällen eine Grundsteinlegung. Nicht weniger bemerkenswert ist, dass kein einziger Beleg aus der Karolingerzeit mit ihrer reichen Geschichtsschreibung bekannt ist. Deshalb liegt die Annahme nahe, dass die Praxis der Grundsteinlegung von Kirchen überhaupt erst im Laufe der Ottonenzeit aufgekommen ist.

Der Grundstein aus Hildesheim ist das älteste Zeugnis seiner Art im mittelalterlichen Kirchenbau⁶⁸. Da der Grundstein von St. Michael wie die

⁶⁶ Georg Waitz (Hg.): *Annales Hildesheimensis* (MGH.SS rer. Germ. [8]). Hannover 1878 (unveränd. ND 1947).- Georg Heinrich Pertz (Hg.): *Vita Bernwardi episcopi Hildesheimensis auctore Thangmaro* (MGH.SS 4). Hannover 1841. S. 754-786.- Die epigraphischen Quellen ediert in: *Die Inschriften der Stadt Hildesheim* (wie Anm. 65).

⁶⁷ Vgl. hierzu nun grundlegend Frank Hirschmann: *Stadtplanung, Bauprojekte und Großbaustellen im 10. und 11. Jahrhundert. Vergleichende Studien zu den Kathedralstädten westlich des Rheins* (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 43). Stuttgart 1998.- *Ders.*: *Die Anfänge des Städtewesens in Mitteleuropa. Die Bischofssitze des Reiches bis ins 12. Jahrhundert*. 3 Teilbde. (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 59/1-3). Stuttgart 2012.

⁶⁸ In diesem Sinne auch *Schulz-Mons*, *Michaeliskloster 1* (wie Anm. 63) S. 220: „der erste nachweisbare Stein dieser Art in Europa“.- Rowald, *Beiträge* (wie Anm. 53) Sp. 285 nennt als ältestes Zeugnis die Grundsteinlegungsinschrift von St. Quirin in Neuß (1208). Hierbei handelt es sich allerdings nicht um einen Grundstein, sondern um eine dauerhaft sichtbar neben einem Kirchenportal eingehauene Grundsteinlegungsinschrift. Vgl. zu dieser auch *Binding*, *Der früh- und hochmittelalterliche Bauherr* (wie



Abb. 3 - Grundsteinlegungsrelief am Brautportal des Ulmer Münsters, moderne Kopie (Ev. Gesamtkirchengemeinde Ulm. Foto: StadtA Ulm).

meisten mittelalterlichen Grundsteine von Kirchen aber nur durch zufällige Entdeckung bekannt geworden sind, ist wohl damit zu rechnen, dass noch etliche solcher Akte im Hochmittelalter stattfanden, welche zwar nicht nur zeitgenössische Geschichtsschreibung, wohl aber durch Inschriften auf diesen Grundsteinen dokumentiert werden, die aber noch der künftigen Entdeckung harren.

Dabei gibt es grundsätzlich drei Möglichkeiten, von der Grundsteinlegung einer Kirche zu erfahren: 1) eine historiographische Nachricht, die darüber berichtet, 2) die Anbringung einer Grundsteinlegungsinschrift an der Kirche, die für jeden sichtbar diesen Vorgang überliefert, oder 3) die Auffindung des Grundsteins selbst, der zusätzlich auch mit einer Inschrift versehen sein kann, aber nicht muss⁶⁹.

Die Grundsteinlegung des Ulmer Münsters steht, wie gezeigt wurde, nicht am Anfang dieser Entwicklung, verdient aber besondere Aufmerksamkeit, weil sie durch Inschriften, erzählende Quellen und Bildzeugnisse außerordentlich gut dokumentiert ist. Nähern wir uns dem Vorgang in mehreren Schritten, die uns die Überlieferung schon vorgibt. Dabei ist zu bedenken, dass der Bau im Osten mit dem Chor begonnen wurde und dann allmählich nach Westen ausgedehnt wurde. Waren Chor und Vierung vollendet, stand zumindest ein Teil der Kirche schon für den Gottesdienst zur Verfügung und konnte geweiht

Anm. 53) S. 301f., und *Untermann*, *primus lapis* (wie Anm. 53) S. 10.- *Ebda.*, S. 11f. wird als ältestes Beispiel eines Grundsteins mit Inschrift nach St. Michael auf die Godesburg in Bonn-Bad Godesberg verwiesen (1210). Das wäre dann wohl der älteste Beleg für die Grundsteinlegung eines Profanbaus im Mittelalter.

⁶⁹ Eine Sammlung mittelalterlicher Grundsteinlegungsnachrichten aus dem deutschsprachigen Raum umfasst bislang rund 200 Belege. Für tatkräftige Unterstützung bei der Erfassung und Verzeichnung der Belege habe ich Richard Blum B. A., ehemals wissenschaftliche Hilfskraft an meinem Lehrstuhl (jetzt Universität Bamberg), und meiner studentischen Hilfskraft Robin Richter zu danken. Ich beabsichtige, diesen Katalog im Rahmen einer systematischen Darstellung der Grundsteinlegung von Kirchen im Mittelalter, die ich vorbereite, zu publizieren.



Abb. 4 - Grundsteinlegungsrelief vom Brautportal, Original
(Museum Ulm: Depositum der Ev. Gesamtkirchengemeinde Ulm. Foto: Bernd Kegler, Ulm).

werden. „Bei der Weihe im Jahre 1405 stand das Münster als mächtiger Torso da: keiner der drei Türme war fertig, die Fensterzone des Mittelschiffs war noch nicht erreicht; Chor und Langhaus waren ungewölbt. Wir müssen uns für diese Zeit hölzerne Notdecken vorstellen“; mit dem Westturm war „kaum begonnen“ worden⁷⁰.

Angesichts dieses Bauverlaufs nimmt es nicht wunder, das älteste Zeugnis der Grundsteinlegung in der Vorhalle des Braut- oder Gerichtsportals zu finden, das um 1385 errichtet wurde, teilweise übrigens unter Verwendung von Bauteilen der alten Pfarrkirche. Es handelt sich um das östliche Portal der Südseite des Münsters. Hier befindet sich „das offizielle Gründungsrelief zum Gedenken an die Grundsteinlegung“⁷¹, allerdings nur noch als Kopie (Abb. 3). Das Original wurde aus konservatorischen Gründen schon 1869 ausgebaut und befindet sich im Museum Ulm (Abb. 4)⁷². Das Relief (Höhe 79 cm, Breite 165 cm) wurde aus einer Sandsteinplatte gehauen, die auf der Rückseite eine hebräische Inschrift trägt: Es handelt sich um den Grabstein des 1341 verstorbenen Reb Mosche, Sohn des Reb Elasar⁷³. Schon wenige Jahrzehnte nach dessen Tod – vermutlich nach

⁷⁰ Wortmann, Ulmer Münster (DKV-Kunstführer) (wie Anm. 3) S. 4f.

⁷¹ Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Baden-Württemberg II: Die Regierungsbezirke Freiburg und Tübingen. Bearb. von Dagmar Zimdars u. a. München 1997. S. 756.

⁷² Ulmer Museum (Hg.): Bildhauerei und Malerei vom 13. Jahrhundert bis 1600. Katalogbearbeitung von Gerald Jasbar/Erwin Treu (Kataloge des Ulmer Museums 1). Ulm 1981. S. 31 Kat. Nr. 10 mit Abb. Vgl. zum Folgenden auch Frick, Templum Parochiale Ulmensium (wie Anm. 3) S. 5f.- Eduard Mauch: Bausteine zu Ulm's Kunstgeschichte. 1) Das Denkmal der Grundsteinlegung und das der Weihe des Münsters. In: UO. Verhandlungen 1 (1869) S. 13-19.- Hans Wentzel: Stifterbilder der Zeit um 1400 in Württemberg. In: Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken 20/21 (1939/40) S. 240-254.- Joachim Gaus: Dedicatio Ecclesiae. Zum Grundsteinlegungsrelief im Münster zu Ulm. In: Specker/Wortmann, 600 Jahre Ulmer Münster (wie Anm. 3) S. 59-85 (mit Ergänzungen in der 2. Aufl., S. 604f.). Hier: S. 66-68.- Margret Ribbert: Grundsteinlegungsrelief des Ulmer Münsters. In: Ulmer Museum (Hg.): Das Kunstwerk des Monats 131 (1990) [Mai 1990].

⁷³ Nach der Transkription und Übersetzung von Frau Chava Seymann (Museum Ulm), August 2019. Demnach ist „Reb“ nicht mit „Rabbi“, sondern mit „ehrenwert/ehrenwerter Herr“ zu übersetzen.-

dem Ulmer Pogrom vom 30. Januar 1349, dem die dortige Judengemeinde zum Opfer fiel⁷⁴ – wurde der jüdische Grabstein zweckentfremdet und im Ulmer Münster verbaut⁷⁵. Über die Frage, wann auf der Rückseite des jüdischen Grabsteins das Grundsteinlegungsrelief mit Inschrift eingehauen wurde, gehen die Meinungen auseinander. Einer Frühdatierung während der Tätigkeit des ersten Münsterbaumeisters Heinrich Parler d. Ä. (1377-1383/84)⁷⁶ steht eine spätere Datierung in die Jahre 1383 bis 1387 gegenüber, also in den Zeitraum, in dem das Brautportal errichtet wurde⁷⁷. Rein stilgeschichtlich lassen sich so präzise Datierungen nicht begründen. Für die Frühdatierung spricht die Annahme, dass eine Anfertigung im unmittelbaren Zusammenhang mit der Grundsteinlegung 1377 nahelag, für die Spätdatierung spricht die Baugeschichte des Brautportals, doch ist dabei nicht auszuschließen, dass das bereits seit Jahren fertiggestellte Bildwerk erst später verbaut wurde. Jüngst ist behauptet worden, die Verwendung jüdischer Grabsteine zur Erinnerung an die Grundsteinlegung (neben dem Relief am Brautportal gehört hierzu auch der sog. Füsinger-Stein⁷⁸) sei „ein symbolischer Akt“, ja der „Gedanke einer triumphalen Aneignung“ gewesen⁷⁹, was für den Rat oder die Familien, die diese Bildtafeln anfertigen ließen und dafür jüdische Denkmäler verwendeten, nicht auszuschließen ist. Allerdings ist anzumerken, dass diese Motivation weder für die zeitgenössischen Betrachter der Bild Darstellungen noch für die Leser der Inschriften ersichtlich war.

Betrachten wir nun die Bild Darstellung, die Fragen aufwirft, näher. Links im Bild thront die Muttergottes, das Kind auf dem Schoß (aufgrund der Beschädigung des Reliefs nur noch ansatzweise erkennbar). Dem Christuskind bringt eine kniende bärtige Gestalt, die mit Knopfroch und breitem Gürtel, an dem ein Schwert hängt, zeitgemäß modisch gekleidet ist, eine dreitürmige Kirche dar, die gewiss das Ulmer Münster darstellen soll⁸⁰. Der helmziergeschmückte Wappenschild der Familie Krafft verweist darauf, dass es sich um den Alt-

Anders noch *Ribbert*, Grundsteinlegungsrelief (wie Anm. 72) S. (2).- Vgl. Patrick *Stoffels*: Die Wiederverwendung jüdischer Grabsteine im spätmittelalterlichen Reich (Arye Maimon-Institut für Geschichte der Juden. Studien und Texte 5). Trier 2012. S. 124-131. Nähere Angaben bietet auch der Art. in Wikipedia *Jüdische Grabsteine in Ulm* unter https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Jüdische_Grabsteine_in_Ulm&oldid=185628016 (Zugriff: 07.05.2019).

⁷⁴ *Stoffels*, Wiederverwendung (wie Anm. 73) S. 124f. mit weiterführenden Hinweisen.

⁷⁵ *Stoffels*, Wiederverwendung (wie Anm. 73) S. 126 beklagt, dass die zahlreichen kunst- und kirchengeschichtlichen Arbeiten über das Grundsteinlegungsrelief „die jüdische Provenienz des Werkstücks“ nicht berücksichtigt haben. Zum Pogrom *ebda.*, S. 129.

⁷⁶ Ingrid Felicitas *Schultz*: Die Parler-Plastik am Ulmer Münster. Phil. Diss. Freiburg 1954. S. 99-103.- *Stoffels*, Wiederverwendung (wie Anm. 73) S. 129: „Es ist somit davon auszugehen, dass sowohl das Gründungsrelief am Brautportal als auch der Gedenkstein für Heinrich Füsinger 1377 oder kurze Zeit später erstellt wurden“.

⁷⁷ *Wentzel*, Stifterbilder (wie Anm. 72) S. 242 (1377 oder „höchstens wenige Jahre später, als die Grundmauern emporwachsen“).- *Gaus*, Dedicatio Ecclesiae (wie Anm. 72) S. 59f.- Hans *Koepf*: Die Ulmer Münstergründung und die Parlerfrage. In: UO 45/46 (1990) 199-226. Hier: S. 219.

⁷⁸ Zu diesem vgl. unten nach Anm. 135.

⁷⁹ *Stoffels*, Wiederverwendung (wie Anm. 73) S. 130.

⁸⁰ Das Kirchenmodell zeigt, wie auch auf dem Grundsteinlegungsrelief im Kircheninneren (vgl. unten nach Anm. 92) dargestellt, eine Hallenkirche, was der ursprünglichen Bauplanung des Münsters durch Heinrich Parler d. Ä. entsprach, die dann nach 1391 zugunsten einer dreischiffigen basilikalischen Baulösung aufgegeben wurde. Vgl. dazu Reinhard *Wortmann*: Hallenplan und Basilikabau der Parler in Ulm. In: *Specker/Wortmann*, 600 Jahre Ulmer Münster (wie Anm. 3) S. 101-125, der S. 106 mit Anm. 8 auch den bauhistorischen Quellenwert der beiden Kirchendarstellungen hervorhebt. Dazu bereits *Wentzel*, Stifterbilder (wie Anm. 72) S. 242.

bürgermeister Lutz Krafft handelt, von dem noch die Rede sein wird⁸¹. Hinter Lutz Krafft steht, „die Hände im Empfehlungsgestus auf den Rücken des Stifters“ legend, eine männliche Figur in einem langen Gewand. Ihr Kopf ist im Vergleich zum übrigen Relief recht gut erhalten, was dadurch zu erklären ist, dass dieser später ergänzt wurde, worauf eine Schnittkante hinweist⁸². Josef Ludwig Fischer vermutete, „daß diese Figur den damals im Amt stehenden Pfarrer Johannes Güs darstellt, der 1375 urkundlich erwähnt wird und auch zum Zeitpunkt der Grundsteinlegung noch lebte“⁸³. Dass ein temporär wirkender Pfarrgeistlicher oder ein anderer Kleriker an so prominenter Stelle dargestellt worden sein könnte⁸⁴, ist aber ebenso wenig plausibel wie die Vermutung, es könne sich um eine weltliche Person aus Ulm handeln⁸⁵. Gegen beide Deutungen spricht auch die barfüßige Darstellung der Figur mit Tunika und Pallium, die vielmehr nahelegt, dass es sich um eine Heiligendarstellung handelt, deren Nimbus vermutlich durch Austausch des Kopfes verloren ging. Für ihre Deutung als Johannes Evangelist spricht das Medaillon vor der Figur mit Adlerdarstellung, also dem geläufigen Attribut des Evangelisten. Da die Kapelle der Familie Krafft im Dominikanerkloster Johannes dem Evangelisten geweiht war, kann es nicht überraschen, dass sich Lutz Krafft mit diesem Heiligen als Patron darstellen ließ⁸⁶.

Diese Deutung liegt schon deshalb nahe, weil das Bildprogramm des Reliefs dem Typus des Dedikationsbildes folgt, für das sich viele Beispiele anführen ließen⁸⁷. Ikonographisch nahestehend ist das Stifterrelief von der St. Margaretenkapelle (später St. Lorenzkapelle) in München (Abb. 5), der einstigen Hofkapelle

⁸¹ Hans Peter Köpf: Lutz Krafft, der Münstergründer. In: *Specker/Wortmann*, 600 Jahre Ulmer Münster (wie Anm. 3) S. 9-58. Hier: S. 30 eine Stammtafel.

⁸² *Ribbert*, Grundsteinlegungsrelief (wie Anm. 72) S. (2).- *Wentzel*, Stifterbilder (wie Anm. 72) S. 242: „der Kopf des Stifters ganz modern“.

⁸³ *Gaus*, *Dedicatio Ecclesiae* (wie Anm. 72) S. 67 Anm. 22. Der Verfasser verweist dort mit unvollständiger Angabe auf Josef Ludwig *Fischer*: *Ulm* (Berühmte Kunststätten 56). Leipzig 1912. S. 56f.

⁸⁴ *Mauch*, *Bausteine* (wie Anm. 72) S. 16f. verweist auf die älteren Deutungen, es handle sich um den Abt des Klosters Reichenau oder um den Hl. Joseph. Beides bedarf keiner weiteren Diskussion.

⁸⁵ Wolf-Henning Petershagen (Ulm) gab nach meinem Vortrag zu bedenken, ob es sich nicht um Heinrich Füsinger handeln könne (Mail vom 29. März 2018). Vgl. auch *Ders.*: Wer ist der Mann hinter Lutz Kraft? Ein geheimnisvoller Charakterkopf mit wallendem Mantel stellt die Forscher vor ein Rätsel. In: *SWP* Nr. 349 (15. Dez. 2006). Doch halte ich das nicht für plausibel, weil – wie auf dem Relief dargestellt – ein Patrizier wohl kaum vor einem Zunftvertreter gekniet hätte; zudem ist Füsinger durch einen eigenen Stein verewigt worden, vgl. unten nach Anm. 135. Es bleibt aber Petershagens Verdienst, auf die Bedeutung des Füsinger-Steins hingewiesen zu haben. – Wenig einleuchtend erscheint auch die von *Mauch*, *Bausteine* (wie Anm. 72) S. 16f. aufgestellte These, es handle sich um einen Kirchenpfleger aus der Familie Stocker, worauf das Rundmedaillon mit einem flügel-schlagenden Adler hindeute. Vgl. dazu nochmals *Stoffel*, *Wiederverwendung* (wie Anm. 73) S. 136f. Anm. 467.

⁸⁶ *Ribbert*, Grundsteinlegungsrelief (wie Anm. 72) S. (2). Bereits *Wentzel*, *Stifterbilder* (wie Anm. 72) S. 241 hat die Figur als Hl. Johannes Ev. gedeutet und auf seine Funktion als „Familienpatron“ der Krafft verwiesen. – Zur Grablege im Dominikanerkloster und dem Johannespatrozinium *Fabri*, *Tractatus* (wie Anm. 51) S. 148/149.

⁸⁷ Vgl. etwa Christine *Sauer*: *Fundatio und Memoria. Stifter und Klostergründer im Bild 1100 bis 1350* (VMPI 109). Göttingen 1993. Für das späte Mittelalter fehlt eine ähnlich umfassende Untersuchung, doch ist gerade für unseren Themenzusammenhang die Studie von *Wentzel*, *Stifterbilder* (wie Anm. 72) hervorzuheben. Zu Stifterbildern in Hospitälern vgl. nun Enno *Bünz*: Die „Steinerne Stiftungsurkunde“ des Würzburger Juliusspitals von 1576/78. Ikonographische Tradition und Innovation im Kontext der Hospitalgeschichte des 14. bis 18. Jahrhunderts. In: Wolfgang *Weiß* (Hg.): *Landesherrschaft und Konfession – Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn (reg. 1573-1617) und seine Zeit* (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg 76). Würzburg 2018. S. 289-333.



Abb. 5 - Stifterrelief von der ehemaligen St. Margaretenkapelle des Herzogshofs in München (Bayerisches Nationalmuseum München. Foto: Walter Haberland).

der bayerischen Herzöge im Alten Hof, die 1816 abgebrochen wurde⁸⁸. Allerdings gibt es einen wichtigen Unterschied: Das Münchner Relief ist tatsächlich ein Dedikationsbild, denn Ludwig der Bayer hat diese Hofkapelle 1321 gestiftet und sich deshalb mit seiner Frau als Stifterpaar mit Muttergottes und Kirche darstellen lassen. Lutz Krafft hingegen war natürlich nicht der Stifter des Ulmer Münsters, sondern der Altbürgermeister steht im Grundsteinlegungsrelief für die Stadt Ulm insgesamt, die er stellvertretend repräsentiert. Der Verweis auf das Münchner Relief verdeutlicht, dass die Ulmer Bilddarstellung geläufigen ikonographischen Vorbildern folgt, auch wenn der Bildsinn ein anderer ist. Erwähnenswert ist noch, dass das Grundsteinlegungsrelief ursprünglich farbig gefasst war, wovon allerdings nur noch geringe Reste erhalten geblieben sind. Die Polychromie zeigt aber auch eine Miniatur im achten Teil der ‚Jesu Christi Religions Chronic‘ des Ulmer Patriziers Anton Schermer aus der Mitte des 17. Jahrhunderts (Abb. 6), die zwar nicht mehr die ursprüngliche Farbigkeit wiedergeben dürfte, wohl aber die Wirkung des Reliefs auf den Betrachter verdeutlicht⁸⁹. Edgar Mauch, der erstmals auf diese Bilddarstellung aufmerksam gemacht hat, beschreibt die Polychromie folgendermaßen: „die mit einer vergoldeten Krone gezierte Maria hat einen weißen Schleier umgeworfen und ihr violettes Unterkleid ist größtenteils von einem ganz goldenen Uebergewand verdeckt. Das Christuskind ist ganz nackt. Die Jacke des knieenden Mannes, welche in ihrer

⁸⁸ Heute im Bayerischen Nationalmuseum München. Vgl. Bayerisches Nationalmuseum München. Führer durch die Schausammlung. Redaktion: Peter Volk u. a. München 431988. S. 20 mit Abb. Ausführlich dazu Robert Suckale: Die Hofkunst Kaiser Ludwigs des Bayern. München 1993. S. 22-25 und S. 251f. Als Vergleichsstück zur Ulmer Darstellung mehrfach betrachtet, z. B. von Gaus, *Dedicatio Ecclesiae* (wie Anm. 72) S. 66, oder von Wortmann, *Hallenplan* (wie Anm. 80) S. 106 Anm. 8.

⁸⁹ StadtB Ulm Smr Hist. 4/62 [ohne fol.-Angabe].- Erwähnt von Ribbert, *Grundsteinlegungsrelief* (wie Anm. 72) S. (1).



Abb. 6 – Grundsteinlegungsrelief am Brautportal. Zeichnung in farbiger Fassung aus der *Jesu Christi Religions Chronic*‘ des Ulmer Patriziers Anton Schermer, Mitte des 17. Jahrhunderts. Anordnung und Schreibweise der Inschrift sind ungenau wiedergegeben (StadtB Ulm. Foto: StadtA Ulm).

Verlängerung bis auf die Mitte der Schenkel hart anliegt, ist roth, die gleichfalls anliegenden Hosen weiß, die Stiefel schwarz. Die Gurtkette vergoldet. Der stehende Mann hat ein rothes Unterkleid, welches von einem grünen, mit goldenen Sternen besetzten und violett gefütterten Ueberkleide fast ganz bedeckt ist. Der runde, hoch erhabene Wappenschild mit dem Vogel ist ganz vergoldet und das Kraftsche Wappen in seinen eigenthümlichen Farben roth und gold. Der Grund der Darstellung ist blau, die nackten Theile, das Modell und der Stuhl in den Localfarben. Die schwarz ausgefüllte Schrift auf Goldgrund⁹⁰.

Dass wir das Bildrelief vom Brautportal überhaupt als Grundsteinlegungsinschrift bezeichnen können, ist der Inschrift geschuldet, die das rechte Drittel einnimmt (Abb. 7). Die zwölfzeilige deutschsprachige Inschrift ist heute schwer beschädigt. Der Münsterprediger Elias Frick hat sie im frühen 18. Jahrhundert noch vollständig lesen können:

*An(n)o D(omi)ni MCCCCLXXVII
Am Zinstag der der lest Tag was deß Manatz Juniii
nach der Sunnen Ufgang dri Stund von Haissen des Rates hie ze Ulm
leit Ludwíg Krafft Krafftz am Kornmarkt Seligen Sun
den ersten Fundamentstain an dieser Pfarr Kirchen⁹¹.*

Bevor ich auf den Inhalt der Inschrift näher eingehe, muss ein weiteres Monument in die Betrachtung einbezogen werden. Im Kircheninneren befindet sich nämlich ein zweites Denkmal, das auf die Grundsteinlegung Bezug nimmt: Vom

⁹⁰ Edgar *Mauch*: Die Bemalung oder Polychromie der Stein-Skulptur im Mittelalter [Vortragsbericht]. In: *UO* 1 (1843) S. 46-48. Zitat: S. 47.

⁹¹ *Frick*, *Templum Parochiale Ulmense* (wie Anm. 3) S. 5f.- Max *Bach*: Die Grabdenkmale und Totenschilder des Münsters zu Ulm. In: *WVjh N. F.* 2 (1893) S. 129-162. Hier: S. 160.



Abb. 7 - Inschrift vom Grundsteinlegungsrelief am Brautportal, Original (Museum Ulm: Depositum der Ev. Gesamtkirchengemeinde Ulm. Foto: Bernd Kessler, Ulm).

Chor gezählt am dritten Pfeiler der südlichen Langhausseite befindet sich – nach Westen weisend – in gut drei Metern Höhe das zweite Grundsteinlegungsrelief. Folgt man den Ergebnissen der Bauforschung, wurde das Relief „wohl noch unter Heinrich d. Ä. [Parler] 1377/83 als persönliches Stifterbild geschaffen, doch erst unter seinem Nachfolger Michael über dem Krafftschen Familienaltar versetzt“⁹².

Das Denkmal ist komplexer gestaltet (Abb. 8) als das Denkmal in der Vorhalle des Brautportals und weist zwei Bildzonen auf: In der oberen ist unter einem gotischen Kielbogen, der von Fialen bekrönt wird, die Kreuzigung dargestellt, flankiert von der Muttergottes und Johannes. In der unteren Bildzone sieht man kniend Lutz Krafft und seine Frau Elsbeth Ehinger in modischer Kleidung⁹³ (Lutz Krafft auch hier wieder mit dem breiten, metallbeschlagenen Gürtel, aber

⁹² *Debio*, Baden-Württemberg II (wie Anm. 71) S. 760.- Zum Folgenden *Frick*, *Templum Parochiale Ulmensium* (wie Anm. 3) S. 6, und *Gaus*, *Dedicatio Ecclesiae* (wie Anm. 72) S. 59-62. Hier: S. 59f. auch zur Frage der Versetzung 1383/1387.

⁹³ *Wentzel*, *Stifterbilder* (wie Anm. 72) S. 242 verweist auf die Ähnlichkeit der Tracht auf dem Grabstein der Margareta Apotekerin von 1383 im Chor.



Abb. 8 - Grundsteinlegungsdenkmal im Ulmer Münster von 1377/1383
(Ev. Gesamtkirchengemeinde Ulm. Foto: StadtA Ulm).

hier ohne Schwert), ein dreitürmiges Kirchenmodell⁹⁴ in der Hand haltend; unter dessen Last ist in gebückter Haltung eine männliche Gestalt dargestellt, die aber anders als das Ehepaar nicht durch ein Wappen gekennzeichnet ist. Im Unterschied zum Grundsteinlegungsrelief am Brautportal ist hier Lutz Krafft gemeinsam mit seiner Frau in Stifterpose dargestellt. Ob die farbige Fassung, die noch relativ gut erhalten ist, die ursprüngliche ist, muss hier dahingestellt bleiben: Vor einem blauem Hintergrund entfaltet sich das Bildprogramm: Lutz Krafft im roten Rock mit weißem Umhang und blauen Hosen, sein Gürtel golden, die Schuhe schwarz; seine Gemahlin im grünen Gewand mit rotem Oberkleid und weißem Schleier; der Baumeister in grünem Rock und roten Hosen mit schwarzen Schuhen, über ihm das Kirchenmodell mit bräunlichen Wänden und roten Dächern.

Über dieser Darstellung ist auf einer geschrägten, auf Untersicht angelegten Tafel auf Goldgrund in schwarz ausgemalter gotischer Minuskel eine siebenzeilige deutsche Inschrift eingehauen (Abb. 9), die bis auf wenige Kleinigkeiten mit der Inschrift am Brautportal übereinstimmt⁹⁵:

*An(n)o d(o)m(ini) MCCCLXXVII a(n) de(m) zinstag der der
lest tag was des manatz junii nach der su(n)
nen ufgang dri stund von haissen des
rates wegen hie ze ulm lait Ludwig K
raft Kraftz am Kor(n)mar(k)t selige(n) sun
de(n) erste(n) fu(n)dame(n)tstain a(n) dieser
pfarr kirchen.*

Zunächst erfahren wir das genaue Datum der Grundsteinlegung, die am *zinstag*, also einem Dienstag erfolgte. Es war ein gewöhnlicher Wochentag, wenn auch das Heiligenfest *Conversio Pauli*, aber das ist ohne Belang für diesen Zusammenhang. Und was noch wichtiger erscheint: Es war ein profaner Akt, der hier morgens gegen acht Uhr vollzogen wurde, ohne Beteiligung kirchlicher Instanzen, eben *von haissen des rates*. Der Konstanzer Diözesanbischof Heinrich III. von Brandis (amtierte 1357-1383) kam zu diesem Zweck nicht nach Ulm, und er musste es auch nicht⁹⁶.

Der Bildtypus des Dedikationsbildes ist auch hier gegeben, nur dass mit Rücksicht auf die Anbringung am Langhauspfeiler keine längsrechteckige Tafel möglich war, sondern Christus als Empfänger des Kirchenneubaus über dem Stifterbild dargestellt ist. So verstehe ich jedenfalls den Zusammenhang von Kreuzigung und Dedikationsbild in den beiden übereinander angeordneten Bildfeldern⁹⁷. Ein Bezug der Kreuzigungsdarstellung zum Altar, der sich am Fuße des Pfeilers befand, war hingegen nicht gegeben. Es war der von Lutz Krafft selbst zwischen 1381 und 1391 gestiftete Familienaltar, der – wie viele dieser Nebenaltäre – an einem Pfeiler des Münsters ruhte⁹⁸. Dieser Altar war den Heiligen

⁹⁴ Vgl. dazu oben Anm. 80.

⁹⁵ Zitiert nach *Gaus*, *Dedicatio ecclesiae* (wie Anm. 72) S. 60.

⁹⁶ Am 23. Juni 1377 urkundet er in Klingnau, erst am 20. Aug. ist er wieder dort nachweisbar. Vgl. Badische Historische Commission (Hg.): *Regesta Episcoporum Constantiensium*. Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz von Bubulcus bis Thomas Berlower 517-1496. Bd. 2. Bearb. von Alexander *Cartellieri*. Innsbruck 1905. S. 422f.

⁹⁷ Die Kreuzigungsdarstellung wurde übrigens bei der Bilderentfernung 1531 zerstört und im 19. Jahrhundert anhand der noch sichtbaren Spuren rekonstruiert. Vgl. *Gaus*, *Dedicatio ecclesiae* (wie Anm. 72) S. 60.

⁹⁸ *Tüchle*, *Münsteraltäre* (wie Anm. 37) S. 154f.



Abb. 9 - Inscriptentafel des Grundsteinlegungsdenkmals im Münster
(Ev. Gesamtkirchengemeinde Ulm. Foto: StadtA Ulm).

Thomas, Antonius, Ludwig und Barbara geweiht. Eine Aufzeichnung aus dem Jahr 1608 lokalisiert den Altar an der Säule, *wo das Mändlein, so das Münster trägt*, angebracht ist⁹⁹.

Das Bildprogramm zeigt nicht die Grundsteinlegung selbst, sondern Lutz Krafft und seine erste Ehefrau Elsbeth (gest. 1389) aus der angesehenen Ulmer Familie Ehinger kniend im Stiftergestus¹⁰⁰. Viel gerätselt wurde natürlich über die unter der Last des Kirchenmodells gebeugte Gestalt; hier mag allgemein daran gedacht sein, den Baumeister als Träger seines Baus darzustellen, oder aber ganz konkret den Baumeister Heinrich II. Parler, wie Kurt Gerstenberg meinte¹⁰¹.

⁹⁹ *Ebda.*, S. 154.

¹⁰⁰ Gaus, *Dedicatio ecclesiae* (wie Anm. 72) S. 60.- Gut vergleichbar in Haltung und Kleidung ist die etwa gleichzeitige kniende Figur des Hans Ehinger gen. Habfast (gest. 1381) neben dem Sakramentshaus im Münster, vgl. *Wentzel*, *Stifterbilder* (wie Anm. 72) S. 243 mit Abb. 5 und S. 244 zur Einordnung „als eine der ältesten bekannten Bildnis-Freiguren“. - Werner *Fleischbauer*: *Stammbuchbilder des 17. Jahrhunderts zur Gründungsgeschichte des Münsters. Kulturgeschichtliche Beobachtungen*. In: *Specker/Wortmann*, 600 Jahre Ulmer Münster (wie Anm. 3) S. 86-100. Hier: S. 91 mit Abb. 2, und *Wortmann*, *Ulmer Münster (Grosse Bauten)* (wie Anm. 3) S. 42f. mit Abb. Hans Habvast/Habfast war ein Cousin Elsbeths, vgl. *Köpf*, *Lutz Krafft* (wie Anm. 81) S. 30.

¹⁰¹ Kurt *Gerstenberg*: *Die deutschen Baumeisterbildnisse des Mittelalters* (Jahresgabe des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 1966). Berlin 1966. S. 50f.

Eine Frage, über die man lange diskutieren kann. Dass Kirchenbaumeister an der Last ihrer Aufgaben schwer zu tragen hatten, ist keine Frage¹⁰².

Man fragt sich natürlich, warum an die Grundsteinlegung zwei Denkmäler an zwei verschiedenen Stellen des Münsters erinnern. Reinhard Wortmann dürfte das Richtige getroffen haben, wenn er meint, das Relief am Brautportal habe „als offizielles Denkmal der Stadt zu gelten“, während das Relief im Kircheninneren „zu Ehren des speziellen Förderer der neuen Pfarrkirche“, Lutz Krafft, angebracht wurde¹⁰³. Es dürfte kein Zufall sein, dass auf dem Relief am Brautportal Lutz Krafft alleine dargestellt wurde, um gewissermaßen den städtischen Repräsentanten (Altbürgermeister) zu würdigen, während das Bildwerk im Kircheninneren mit Darstellung des Ehepaars Krafft eher als Familien Denkmal zu verstehen ist.

Der frühere Kölner Kunsthistoriker Joachim Gaus (1936-2016) hat das Grundsteinlegungsrelief im großen Jubiläumsband „600 Jahre Ulmer Münster“ 1977 einer weitreichenden Interpretation unterzogen, die ohne Nachfolge geblieben ist. Das Grundsteinlegungsrelief ist seitdem noch aus bau- und stilgeschichtlicher Sicht behandelt worden als Beispiel der Plastik der Parlerzeit¹⁰⁴, aber nicht mehr als Gründungsdokument. Gaus interessierte sich weniger für den „dokumentarisch-historischen Hintergrund“, den er nur kurz nachzeichnete¹⁰⁵, sondern es ging ihm mehr um den ikonographischen und symbolischen Gehalt, den er weitausholend deutete: das Kirchenmodell im Grundsteinlegungsrelief als Entsprechung der *civitas dei*¹⁰⁶ und die Grundsteinlegung selbst als Kosmogonie, nämlich der Kirchenbau als Entsprechung des Leibes Christi¹⁰⁷. Damit möchte Gaus, wie er abschließend betont, zeigen, „in welchem Sinne das Ereignis der Grundsteinlegung und der Errichtung des Ulmer Münsters historisch ‚wirklich‘ zu verstehen ist. Durch den Kirchenbau hat der Mensch Anteil an der *aedificatio ecclesiae*, die „dem Menschen zur Aufgabe gemacht“ ist und durch die er die christliche Heilswahrheit erlebt¹⁰⁸.

Mit solchen Einsichten reich belehrt könnten wir unsere Betrachtung schließen. Aber dem Historiker kann es nicht nur darum gehen, solche weit reichenden heilsgeschichtlichen Bezüge herzustellen, die sich letztlich ja für jeden mittelalterlichen Kirchenbau behaupten lassen, ohne dass es dafür irgendwelcher konkreter lokaler Quellen bedürfte. Eine solche Quelle liegt uns aber gerade für die Grundsteinlegung des Ulmer Münsters vor. Ausführlich und anschaulich berichtet der Ulmer Dominikaner und Geschichtsschreiber Felix Fabri über die

¹⁰² Man blicke nur in das Gesicht von Hans Stethaimer (gest. 1432), Baumeister von St. Martin in Landshut. Vgl. *ebda.*, S. 53.

¹⁰³ Reinhard Wortmann: Die Parlerplastik des Ulmer Münsters. In: Anton Legner (Hg.): Die Parler und der Schöne Stil 1350-1400. Europäische Kunst unter den Luxemburgern. Ein Handbuch zur Ausstellung des Schnütgen-Museums in der Kunsthalle Köln. 3 Bde. Köln 1978. Hier: Bd. 1. S. 328-332. Bes. S. 329.

¹⁰⁴ Vgl. die wenigen Nachweise bei Schmitt, Münsterbibliographie (wie Anm. 3) S. 150f. Nr. 714-716.

¹⁰⁵ Gaus, *Dedicatio ecclesiae* (wie Anm. 72) S. 59-65.

¹⁰⁶ *Ebda.*, S. 73-79.

¹⁰⁷ *Ebda.*, S. 79-85.

¹⁰⁸ *Ebda.*, S. 85.- Ähnlich Joachim Gaus: Weltbaumeister und Architekt. Zur Ikonographie des mittelalterlichen Baumeisterbildes und seine Wirkungsgeschichte. In: Günther Binding (Hg.): Beiträge über Bauführung und Baufinanzierung im Mittelalter (6. Veröffentlichung der Abteilung Architektur des Kunsthistorischen Instituts der Universität Köln). Köln 1974. S. 38-67. Hier: S. 48f. zum Grundsteinlegungsdenkmal im Ulmer Münster.

Grundsteinlegung¹⁰⁹. Er lebte 1438 bis 1502. Man kann wohl ohne Übertreibung festhalten, dass Fabris Bericht die meistzitierte Quelle zur Geschichte des Ulmer Münsters ist. Seinen Aufzeichnungen hat Gaus in seiner Betrachtung der *dedicatio ecclesiae* gleichwohl nur beiläufig Aufmerksamkeit geschenkt¹¹⁰.

Fabris Bericht zeigt eindrucksvoll, welche Bedeutung Stadt und Bürger dem Kirchenbau beimaßen. Der Historiker Hartmut Boockmann meinte zwar, „daß es gar nicht darauf ankommt, wie sicher seine Kenntnis im Einzelnen war. Hier braucht nur zu interessieren, daß Fabris Auftraggeber, der Rat, und er selbst wollten, daß es so gewesen sein sollte, wie er es nun beschrieb“¹¹¹. Ganz so einfach können wir es uns allerdings doch nicht machen, denn wir wollen schon verstehen, in wie weit der Dominikaner die Grundsteinlegung als einen Vorgang beschreibt, der für seine Zeit gültig ist – also um 1500 – oder auch schon für das 14. Jahrhundert.

Wie aber ist der Bericht Fabris, der erst mehr als ein Jahrhundert nach dem Ereignis niedergeschrieben wurde, einzuordnen? Dazu meint Gudrun Litz: „Die Frage, woher Fabri solch eine präzise Kenntnisse einzelner Vorgänge hat, ist eines der ungeklärten Rätsel in der Stadtgeschichtsforschung. Er schreibt ja im ‚Tractatus‘ selbst, dass er keine Vorlagen für die Stadtgeschichte hatte (später erwähnt er noch die Reichsannalen, Klosterchroniken etc., die aber für die konkreten Vorfälle in Ulm kaum Material geboten haben dürften). Ich vermute, dass ihm durch die mündliche Tradierung, besonders in den Patrizierfamilien, die dem Dominikanerkloster sehr nahestanden (Krafft, Ehinger), einiges Material geliefert wurde“¹¹². Der Ulmer Dominikaner berichtet über den Rang der Familie Krafft in der Reichsstadt: „Aus dieser vornehmen Familie wurde der erste Bürgermeister der Stadt Ulm gewählt (*primus magister civium*), als das städtische Leben hier begann (*inchoata fuit civilitas*), und er regierte über viele Jahre hinweg segensreich in seiner Stellung. Aus dieser Familie wurde auch derjenige erwählt, der den Grundstein jenes hochberühmten Kirchenbaus zu Ehren der heiligen Jungfrau in Ulm legte (*Ex ea etiam fuit electus primus, qui primum lapidem illius percelebris structure ecclesie beate virginis in Ulma in fundamento locavit*) [...]. Und was noch mehr ist: Aus dieser Familie stammte der erste Stifter des Predigerklosters, der vornehme Herr, genannt ‚der alte Krafft“¹¹³.

Angesichts der mächtigen und hochangesehenen Stellung der Familie Krafft im Ulm des späten Mittelalters, die auch Felix Fabri deutlich hervorhebt, ist es also gut vorstellbar, dass die Erzähltradition über die Grundsteinlegung des Ulmer Münsters von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Lutz Krafft war, wie die Grundsteinlegungsinschriften angeben, „einer der Söhne des einflussreichen Krafft am Kornmarkt, der selbst das Bürgermeisteramt innehatte“¹¹⁴, und Lutz wurde „zur tonangebenden Figur der Ulmer Politik und

¹⁰⁹ Fabri, Tractatus (wie Anm. 51) S. 70-75.- Zum Verfasser neben der Einleitung dieser Edition vgl. Kurt Hannemann: Art. ‚Fabri, Felix‘. In: ²VL 2 (1979) Sp. 682-689.- Folker Reichert/Alexander Rosenstock (Hg.): Die Welt des Frater Felix Fabri (Veröffentlichung der Stadtbibliothek Ulm 25). Weißenhorn 2018.

¹¹⁰ Gaus, Dedicatio ecclesiae (wie Anm. 72) S. 61f.

¹¹¹ Boockmann, Bürgerkirchen (wie Anm. 2) S. 195.

¹¹² Auskunft von Frau Dr. Gudrun Litz (Stadtarchiv Ulm) mit Mail vom 7. März 2018.

¹¹³ Fabri, Tractatus (wie Anm. 51) S. 148/149.

¹¹⁴ Stefan Lang: Die Patrizier der Reichsstadt Ulm. Stadtherren, Gutsbesitzer und Mäzene. Ulm 2011. S. 11.- Grundlegend ist Köpf, Lutz Krafft (wie Anm. 81) passim.



Abb. 10 - Epitaph des Lutz Krafft († 1397),
ehemals im Ulmer Münster.
Zeichnung des 18. Jahrhunderts (StadtA Ulm).

im 1376 gegründeten Schwäbischen Städtebund, als dessen führender Politiker er im Reich angesehen wurde¹¹⁵. Wenn Fabri angibt, dass Lutz Krafft bei der Grundsteinlegung des Bürgermeisterramts innehatte (*pro tunc magistratum civium tenens*)¹¹⁶, so ist das nur bedingt richtig, denn er war zu diesem Zeitpunkt nur Altbürgermeister. 1376 war er zum Bürgermeister gewählt worden, 1379 erneut, dazwischen war er als Altbürgermeister Mitglied im Großen Rat, konnte aber laut Ratsverfassung in dieser Zwischenzeit von zwei Jahren nicht zum Bürgermeister wiedergewählt werden¹¹⁷. Man darf es wohl als Anerkennung seiner mächtigen Stellung ansehen, dass Lutz Krafft gleichwohl den Grundsteinlegungsakt vollziehen durfte. Dies wurde dann Teil der familiären Memoria. Lutz Krafft wurde 1397 im Ulmer Münster beige-
setzt, und in der Inschrift seines verlorenen, aber im 18. Jahrhundert abgezeichneten Epitaphs (Abb. 10) wurde er als derjenige bezeichnet, *der den ersten stain leit an die pfarrkirchen*¹¹⁸. Zur Familienerinnerung gehört auch, dass man im 17. Jahrhundert die Grundsteinlegung gemäß der Schilderung Fabris in einer farbigen Miniatur festhielt (Abb. 11)¹¹⁹.

Betrachten wir die einzelnen Elemente der Grundsteinlegung. Wenn Felix Fabri vom *lapidem primum ponere* spricht, dann meint er nicht bloß einen symbolischen Akt, sondern tatsächlich das Versenken eines Steines (*saxum grandem*) in der Fundamentgrube, wo ihn Ludwig Krafft dann mit Mörtel (*cementum*) einmauerte. Wie dieser Stein beschaffen war, wird nicht erwähnt. Es liegt in der Natur der Sache, dass die Grundsteine selbst nur selten wieder zutage kommen¹²⁰. Für die Kirche

¹¹⁵ Lang, Patrizier (wie Anm. 114) S. 11.

¹¹⁶ Fabri, Tractatus (wie Anm. 51) S. 72/73 mit Anm. 104.

¹¹⁷ Vgl. Karl Rabus, Die Ulmer Bürgermeister bis 1548. Diss. iur. Tübingen 1952. S. 108 und S. 207.

¹¹⁸ Nachzeichnung abgebildet in: Specker/Wortmann, 600 Jahre Ulmer Münster (wie Anm. 3) Abb. 4. Vgl. dazu Köpf, Lutz Krafft (wie Anm. 81) S. 56-58.- Verzeichnet bei Bach, Grabdenkmale (wie Anm. 91) S. 145.

¹¹⁹ Dazu Fleischbauer, Stammbuchbilder (wie Anm. 100) S. 87-90.

¹²⁰ Neben den oben Anm. 65 und unten Anm. 163-166 genannten Zeugnissen vgl. Petr Sommer: Der Grundstein der Kirche von Levý Hradec. In: Jana Kubková (Hg.): Život v archeologii středověku. Sborník příspěvků venovaných Miroslavu Richterovi a Zdenku Smetáňkovi [Das Leben in der Archäologie des Mittelalters]. Praha 1997. S. 586-595 (Steinplatte mit eingehauenen Kreuz).- H(einrich) L(empfrid): Grundstein der alten Kirche in Schweighausen aus frühromanischer Zeit. In: Jahresberichte des Hagenauer Alter-



Abb. 11 – Darstellung der Grundsteinlegung. Miniatur eines unbekanntes Künstlers aus dem Besitz der Familie Krafft, 17. Jahrhundert (Privatbesitz. Foto: StadtA Ulm).

St. Nikolai in Wesel ist durch die Baurechnungen bekannt, dass die Kirchenmeister 1460 „einen besonderen Stein als Grundstein für den Kirchturm“ erwarben¹²¹. Fabri spricht nicht ausdrücklich vom *lapis angularis* oder *lapis quadratus*, wie er beispielsweise schon im 13. Jahrhundert von Wilhelm Durandus in seinem ‚Pontifikale‘ gefordert wurde. Aber eine solche Form liegt nahe, wie das folgende Beispiel zeigt.

Der Münsteraner Bischof Dietrich von Isenberg legte am 22. Juli 1225 den Grundstein für einen Domneubau¹²². Wie der Grundstein aussah, den er im Fundament versenkte, wissen wir nicht. Wir wissen aber, wie ihn sich die Zeitgenossen vorstellten, nämlich als einen quadratischen Stein, in dessen Mitte ein gleichschenkeliges Kreuz eingehauen war (Abb. 12). In der Paradiesvorhalle der Domkirche stößt der Besucher auf die Vollfigur des Bischofs mit dem längsrechteckigen, mit einem Kreuz gekennzeichneten Grundstein in den Händen. Die Skulptur entstand um 1240/50, also wenige Jahrzehnte nach der Grundsteinlegung¹²³. Solange der Ulmer *fundamentstain* nicht aufgefunden wird, wissen wir freilich nicht, wie er gestaltet war.

Verfolgen wir nun den Akt der Ulmer Grundsteinlegung. Fabri berichtet, wie der *fundamentstain* in die metertiefe Fundamentgrube abgesenkt wurde, in die Lutz Krafft hinabgestiegen war. Wo sich diese Stelle befand, kann nur vermutet werden; anzunehmen ist im Chorscheitel. Der Bericht zeigt, dass der Grundstein tatsächlich in der Tiefe des Fundaments und nicht an weithin sichtbarer Stelle eingemauert wurde¹²⁴. Der Stein war offenbar so schwer, dass dafür ein Kran installiert wurde, denn er wurde „auf Anordnung der Handwerker durch eine scharfe Zange gehalten“ (*mordaci bydente suspensum erat*). Dazu gehörte ein Rad, an dem einige zogen, andere es festhielten, um den Stein an einem Seil in die Fundamentgrube abzusenken, wie Fabri schildert¹²⁵. Dass bei spätmittelalterlichen Kirchenbauten Kräne zum Einsatz kamen, ist durch unzählige zeitgenössische Bild Darstellungen belegt¹²⁶. Die Spiezer Bilderchronik des Diebold

tums-Vereins 2 (1911) S. 74f. (nach der Beschreibung aber eher ein spätmittelalterlicher Grundstein).- Enno Bünz: *posuit primum lapidem* - die Grundsteinlegung der Würzburger Marienkapelle 1377. Eine vergleichende Betrachtung. In: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 82 (2019) S. 13-41. Hier: S. 30f. mit Abb. (Grundstein der St. Mauritius-Kapelle in Prappach bei Hassfurt) [im Druck].

¹²¹ *Reitemeier*, Pfarrkirchen (wie Anm. 40) S. 162.

¹²² Wilhelm Kohl: Das Bistum Münster 4,1: Das Domstift St. Paulus zu Münster (Germania Sacra N. F. 17/1; Die Bistümer der Kirchenprovinz Köln. Das Bistum Münster 4/1). Berlin u. a. 1987. S. 43.- *Ders.*: Das Bistum Münster 7,3: Die Diözese (Germania Sacra N. F. 37/3; Die Bistümer der Kirchenprovinz Köln. Das Bistum Münster 7,3). Berlin u.a. 2003. S. 286.

¹²³ Géza Jászai: Der Dom zu Münster und seine Kunstschätze. Münster 2000. Abb. S. 13.

¹²⁴ Hans Eschenbacher/Hubertus Schütte: Zur Baugeschichte von St. Georg. In: Peter Rummel/Alois Möslang (Hg.): 500 Jahre St. Georg in Dinkelsbühl. Festschrift. 1499 am Aftermontag nach S. Mathevs ward d' letz Stain gesetzt (Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte. Sonderband 5). Augsburg 1999. S. 9-23. Hier: S. 14, wo Eschenbacher und Schütte davon ausgehen, die dort inschriftlich am Chor dokumentierte Grundsteinlegung 1448 bezöge sich nicht auf den Baubeginn des Fundaments: „Der feierliche Akt der Grundsteinlegung kann kaum in Hinablassen eines Steins in ein 6,5 m tiefes schlammiges Loch bestanden haben. Höchstwahrscheinlich bildete der Grundstein den ersten Stein des ausgehenden Mauerwerks über der Fundamentoberkante“. Der Vorgang in Ulm zeigt aber, dass die Grundsteinlegung tatsächlich im Fundament erfolgte.

¹²⁵ *Fabri*, Tractatus (wie Anm. 51) S. 73.

¹²⁶ Günther Binding: Als die Kathedralen in den Himmel wuchsen. Bauen im Mittelalter. Darmstadt 2006.- *Ders.*: Baubetrieb im Mittelalter. In Zusammenarbeit mit Gabriele Annas, Bettina Jost und Anne Schumicht. Darmstadt 2013.



Abb. 12 - Bischof Dietrich von Isenberg mit dem Grundstein des Doms zu Münster, Paradiesvorhalle des Dom zu Münster, um 1240/50 (Foto: Enno Bünz).

Schilling von 1484 zeigt in einer Miniatur die Grundsteinlegung des Münsters zu Bern am 11. März 1421¹²⁷. In der Überschrift heißt es: *wann der erst stein an das munster geleit vnd ouch angeuangen wart*¹²⁸. Man sieht, wie der Grundstein an einer Hebezange hängt, wie sie Felix Fabri für Ulm erwähnt. Der Kran in Bern besteht aus einem Dreibock und einer Haspel, die von einem Arbeiter bedient wird. Die Hebevorrichtung in Ulm war aufgrund der Tiefe des Fundaments offenbar aufwendiger, doch bleibt bei Fabri offen, ob die *rota* ein Tretrad war, in dessen Inneren mehrere Arbeiter – indem sie sich vorwärts und rückwärts bewegten – dafür sorgten, dass das Kranseil aufwärts und abwärts lief. Wie man sich einen solchen Mechanismus vorzustellen hat, zeigt ein Tafelbild aus dem Münster Hl. Kreuz in Schwäbisch Gmünd: Eine Ablass-

¹²⁷ Zur Grundsteinlegung vgl. Gustav *Grunau* (Hg.): Festschrift zur 500-jährigen Feier der Grundsteinlegung des Berner Münsters 1421/1921. Bern 1921. S. 20f. mit Tafel I und Tafel X.

¹²⁸ *Binding*, Als die Kathedralen (wie Anm. 126) S. 66f mit Abb. der Miniatur.



Abb. 13 - Baukran auf einer Ablasstafel im Münster Hl. Kreuz zu Schwäbisch Gmünd, 1503, 1612 überarbeitet (aus: Monika Boosen: Das Heilig-Kreuz-Münster in Schwäbisch Gmünd. Schwäbisch Gmünd 1999. S. 9. Foto: Johannes Schüle).

tafel von 1503, die allerdings 1612 durchgreifend renoviert wurde, wirbt für die Ablässe der Kirche, die dem Bauunterhalt zugutekommen (Abb. 13). Deshalb zeigt das Bild den Baukran mit einem gewaltigen Antriebsrad und Bauarbeiter, die einen Stein versetzen¹²⁹. Im Dachstuhl des Heiligkreuzmünsters ist sogar noch ein Tretrad für einen solchen Hebemechanismus erhalten geblieben.

¹²⁹ Die Kunstdenkmäler der Stadt Schwäbisch Gmünd 1: Richard Strobel: Stadtbaugeschichte, Stadtbe-
festigung, Heiligkreuzmünster, mit Beiträgen von Klaus Jürgen Herrmann u. a. (Die Kunstdenkmäler in
Baden-Württemberg). München 2003. S. 402 und dazu Abb. 169 und Farbabb. 39.- Monika Boosen: Das
Heilig-Kreuz-Münster in Schwäbisch Gmünd. Fotos von Johannes Schüle. Schwäbisch Gmünd 1999. S. 9
mit Abb.



Abb. 14 - Gedenkstein für Heinrich Füsinger von 1377 im Ulmer Münster (Ev. Gesamtkirchengemeinde Ulm. Foto: StadtA Ulm).

Bis heute hat sich der Brauch erhalten, in Grundsteinen etwas zu deponieren. Vereinzelt sind Funde aus dem Spätmittelalter bekannt, beispielsweise aus der Pfarrkirche in Blankenloch bei Karlsruhe von 1521¹³⁰, aus St. Michael in Eltingen (heute Leonberg-Eltingen) von 1499¹³¹ und der Peterskapelle in Leipzig von 1507¹³². Diese Grundsteine weisen eine Aushöhlung auf, in der etwas beigegeben werden konnte. Für die bereits erwähnte Nikolaikirche in Wesel ist belegt, dass die Kirchenmeister bei der Grundsteinlegung des Kirchturms unter dem Grundstein einen Gulden deponierten¹³³. Auch für das Ulmer Münster berichtet Felix Fabri, dass auf dem Grundstein Geld niedergelegt wurde, allerdings nicht als Bauopfer, sondern als Spende zur Baufinanzierung. Die Miniatur des 17. Jahrhunderts zeigt, wie die Münzen ausgebreitet wurden (Abb. 11): Als der Grundstein niedergelegt war, öffnete Ludwig Krafft „seine Geldbörse, zog Goldstücke hervor und bedeckte und schmückte den Felsen mit funkelnden Gulden“; andere ehrbare Leute und einfache Leute machten es ihm nach, „und auf diese Weise wurden an diesem Tag große Beträge für das Bauwerk gestiftet“.

¹³⁰ Renate *Neumüllers-Klauser*: Die Grundsteinlegungsinschrift der evangelischen Kirche zu Blankenloch. Mit einem Fundbericht von Dietrich *Lutz*. In: *Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg* 6 (1979) S. 173-180.

¹³¹ Die Inschriften des Landkreises Böblingen. Gesammelt von Anneliese *Seeliger-Zeiss* (DI 47). Wiesbaden 1999. S. 55f. Nr. 97.- Dazu Volker *Trugenberg*: Die Michaelskirche in Eltingen. Kirche und Kirchgänger im Laufe der Jahrhunderte. Leonberg-Eltingen 1988. S. 36f. mit Abb. des Grundsteins.- Für den Hinweis auf diese Grundsteinlegung danke ich vielfach Herrn Dr. Volker *Trugenberg* (StA Sigmaringen).

¹³² Ulrike *Dura*: Grundstein der Peterskirche. In: Volker *Rodekamp* (Hg.): Leipzig original. Stadtgeschichte vom Mittelalter bis zur Völkerschlacht. Katalog zur Dauerausstellung des Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig im Alten Rathaus. Teil 1. Altenburg 2006. S. 68.

¹³³ *Reitemeyer*, Pfarrkirchen (wie Anm. 40) S. 162.



Abb. 15 - Rückseite des Füsingersteins im Ulmer Münster: Jüdischer Grabstein für Mina, † 26. Aug. 1288 (Ev. Gesamtkirchengemeinde Ulm. Foto: StadtA Ulm).

Mit diesen Worten endet die Beschreibung der Grundsteinlegung durch Felix Fabri, die auf den ersten Blick präziser erscheint als sie tatsächlich ist. Jedenfalls können wir nicht überprüfen, ob sich tatsächlich „der ganze Klerus und alles Volk auf dem Bauplatz versammelte hatte“, und wenn er weiter angibt, „der Klerus sang, das Volk betete und verschiedene Musiker spielten dazu“¹³⁴, dann liest sich das doch eher als ein Gemeinplatz. Wichtig dabei ist allerdings, dass die Grundsteinlegung des Ulmer Münsters weder von einem Geistlichen vollzogen noch als kirchlich-liturgischer Akt gestaltet war.

Noch wichtiger ist aber, dass es einen zweiten Gedenkstein im Münster gibt, der durch Inschrift und Bilddarstellung im engen Zusammenhang mit dem Grundsteinlegungsrelief am Brautportal steht, der sogenannte Füsingerstein¹³⁵. Im letzten westlichen Joch des südlichen Seitenschiffs befindet sich heute auf zwei großen Steinblöcken frei aufgestellt eine längsrechteckige Steintafel (Breite max. 168 cm, Höhe 78 cm; Abb. 14). Die jetzige Rückseite der etwa 28 cm dicken Platte zeigt, dass es sich ursprünglich – wie das Grundsteinlegungsrelief – um einen jüdischen Grabstein handelte (Abb. 15), welcher an die 1288 verstorbene Jüdin Mina erinnert¹³⁶. Dieser Stein wurde 2005 im Eingangsbereich des Münsters unter dem Israel-Fenster aufgestellt, um als „Stein des Anstoßes“

¹³⁴ *Fabri*, Tractatus (wie Anm. 51) S. 73.

¹³⁵ Der Stein wurde bislang wenig beachtet, vgl. aber StadtA Ulm, G 1 1714: *Wollaib*, Paradysus Ulmensis (wie Anm. 41) S. 79f.- *Frick*, Templum Parochiale Ulmense (wie Anm. 3) S. 8.- *Wentzel*, Stifterbilder (wie Anm. 72) S. 242, sowie meine Hinweise oben Anm. 85.

¹³⁶ Nähere Angaben bieten *Stoffels*, Wiederverwendung (wie Anm. 73) S. 124-126 und der Wikipedia-Art. ‚Jüdische Grabsteine in Ulm‘ unter https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Jüdische_Grabsteine_in_Ulm&oldid=185628016 (Zugriff: 07.05.2019).- *Bach*, Grabdenkmale und Totenschilder (wie Anm. 91) S. 160.

an die mittelalterlichen Judenverfolgungen zu erinnern. Die Vorderseite wurde nämlich nach der Grundsteinlegung des Münsters für einen anderen Zweck verwendet: Links ist mit einer großen Helmzier das Wappen der Familie Füsinger dargestellt, rechts steht eine neunzeilige Inschrift, dazwischen befand sich auf einer längsrechteckigen, vertieften Tafel eine Reliefdarstellung, die aber vollständig abgeschlagen wurde. Die Spuren lassen nur noch schemenhaft auf das Bildprogramm schließen, das – von rechts nach links betrachtet – eine kniende Stifterfigur, ein Kirchenmodell und eine thronende Muttergottes mit Jesuskind gezeigt haben wird. Dass hier ein ähnliches Bildprogramm angebracht war, wie auf dem Grundsteinlegungsrelief, lässt die deutschsprachige Inschrift erkennen¹³⁷, deren Anbringung in neun unterschiedlich langen Zeilen zeigt, dass der Steinmetz auf einen am rechten Ende von vornherein unregelmäßig schräg abschließenden Stein Rücksicht nehmen musste (Abb. 16).

Die Inschrift lautet:

*An(n)o d(omi)ni /
M CCC LXX /
VII von ha /
issen dez ratz /
hie ze Vlm waz /
hainrich Fuesing /
er der erste pflug /
er des buwes dis(er)(?) /
pfarrkirchen.*

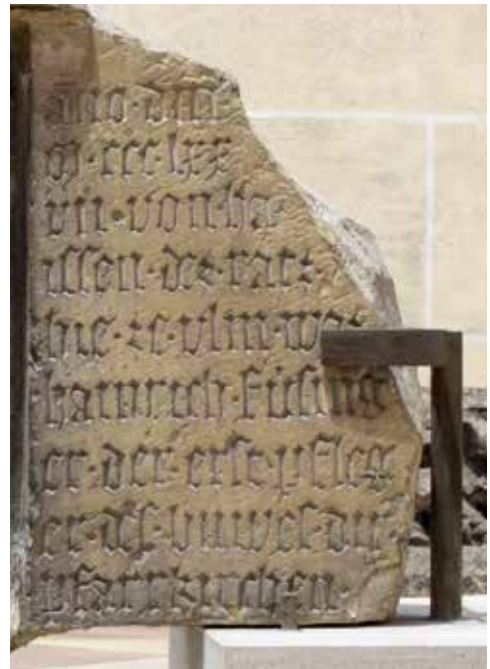


Abb. 16 - Inschrift auf dem Füsinger-Stein von 1377 im Ulmer Münster (Ev. Gesamtkirchengemeinde Ulm. Foto: StadtA Ulm).

Zwar wird kein direkter Bezug zur Grundsteinlegung hergestellt, aber ein inhaltlicher Zusammenhang ist dadurch gegeben, dass Heinrich Füsinger als erster Pfarrkirchenbaupfleger bezeichnet wird und er dieses Amt *auf haissen des ratz* 1377 erhalten hatte, also im Jahr der Grundsteinlegung. Tatsächlich begegnet Heinrich Füsinger *der Cramer* gemeinsam mit Otto dem Roth, gen. Hitisheim, und Peter Löw (oder Leo), die alle drei als *Pfleger unser Frowen zu der Pfarre* bezeichnet werden, am 8. Oktober 1377 als Aussteller einer Urkunde zugunsten des Kirchenbaus¹³⁸. Am 12. März 1379 urkundet Heinrich Füsinger erneut zusammen mit Hermann Roth und Heinrich Gienger als Pfarrkirchen-

¹³⁷ Ihr Wortlaut auch bei *Frick*, *Templum Parochiale Ulmense* (wie Anm. 3) S. 8.

¹³⁸ *Bazing*, *Urkunden zur Geschichte der Pfarrkirche* (wie Anm. 17) S. 12 Nr. 29.

baupfleger¹³⁹. Dass Heinrich Füssinger als *der erste pfleger des buwes* bezeichnet wird, kann schwerlich seinen Rang als ersten der drei gleichzeitig amtierenden Pfarrkirchenbaupfleger markieren, sondern dürfte so zu verstehen sein, dass er chronologisch betrachtet der erste Pfleger war in dem Sinne, dass das Pfarrkirchenbaupflegamt tatsächlich mit der Grundsteinlegung erst geschaffen wurde. Rangmäßig standen die beiden patrizischen Pfarrkirchenbaupfleger über ihm. Wie dargelegt wurde, löste das Münster als Stadtpfarrkirche die Pfarrkirche vor den Mauern ab, die aber nicht abgebrochen wurde. Deshalb ist anzunehmen, dass die Kirchenpflegschaft der alten Kirche fortbestand und für das Münster 1377 eine neue, mit drei Ratsherren besetzte Kirchenpflegschaft eingesetzt wurde.

Dieser Füsingerstein, wie er gelegentlich auch in der Literatur bezeichnet wird, wurde an der Südseite des Münsters in der Nähe der Grundsteinlegungstafel des Brautportals angebracht. Frick schreibt zum Ort dieser Inschrift: *welche aussen eingehauen ist / in der Maur unter dem ersten Fenster der Seiten gegen Mittag / woran der erste Laden lincker Seits wann man zur Kirchen=Thür heraus gehet / gebauet ist*¹⁴⁰. Dort lag – wie Frick weiter angibt – vor dem Münster ursprünglich eine Hütte, in der Spenden für den Münsterbau gesammelt wurden, und an dieser Stelle wurde dann das Pfarrkirchenbaupflegamt errichtet¹⁴¹. Die Anbringung der Gedenkinschrift für den ersten Pfarrkirchenbaupfleger Füsinger neben dem Brautportal war also durchaus stimmig. Hier ist zu bedenken, dass Heinrich Füsinger nicht zu den patrizischen, sondern zu den zünftischen Familien in Ulm gehörte. Da die Ulmer Stadtverfassung seit 1345 auf dem Ausgleich patrizischer und zünftischer Rats Herrschaft beruhte, ist anzunehmen, dass auch Auswirkungen auf den Beginn des Münsterbaus hatte: Lutz Krafft als Patrizier legte den ersten Stein, Heinrich Füsinger als Mitglied der Kramerzunft wurde durch Ratsbeschluss (*von haizzen dez ratz* heißt es ausdrücklich) erster Pfarrkirchenbaupfleger, dem dann freilich zwei Patrizier zur Seite gestellt wurden¹⁴². Der Ausgleich dieser Interessen wurde zudem dadurch dokumentiert, dass sowohl die patrizische als die zünftische Mitwirkung am Beginn des Münsterbaus durch Erinnerungstafeln dokumentiert wurde.

Um die Besonderheit der Ulmer Grundsteinlegung zu würdigen, müssen wir uns in der zeitgenössischen Überlieferung umsehen, also zunächst einmal Grundsteinlegungen des 14. Jahrhunderts betrachten. Aus der vorhergehenden hochmittelalterlichen Zeit sind insgesamt – und zwar europaweit – nur verhältnismäßig wenige Belege greifbar, seien es die Grundsteine selbst, Grundsteinlegungsinschriften oder historiographische Nachrichten, unter denen – immer wieder zitiert – die Schilderung des Abtes Suger von St. Denis hervorragt¹⁴³.

¹³⁹ *Ebda.*, S. 12 Nr. 30 (StadtA Ulm A Urk. Nr. 540).- In zwei weiteren Urkunden von 1402 (StadtA Ulm A Urk. Nr. 933 [1402 Juni 21] und Nr. 936 [1402 August 21]) wird der Bürger Heinrich Füsinger als Bürge und Siegler genannt.- Zu Füsinger vgl. Friedrich *Pressel*: Ulm und sein Münster. Festschrift zur Erinnerung an den 30. Juni 1377. Ulm 1877. S. 18-20.

¹⁴⁰ *Frick*, *Templum Parochiale Ulmensium* (wie Anm. 3) S. 8.

¹⁴¹ *Ebda.*

¹⁴² Anlässlich des Neubaus der Georgskirche in Nördlingen wurden 1427 jeweils zwei Kirchenpfleger aus dem großen und dem kleinen Rat bestellt. Vgl. *Schmid*, *Nördlingen* (wie Anm. 44) S. 25.

¹⁴³ Abt Suger von Saint-Denis: *De consecratione*. Kommentierte Studienausgabe. Hg. von Günther *Binding* und Andreas *Speer* unter Mitarbeit von Gabriele *Annas* u. a. (56. Veröffentlichung der Abteilung Architekturgeschichte des Kunsthistorischen Instituts der Universität Köln). Köln 1995. S. 184-187 cap. 53f.



Abb. 17 - Die Marienkapelle am Markt in Würzburg (Wikipedia. Foto: Rainer Lippert).

Für den deutschsprachigen Raum sind wir in der vorzüglichen Situation, dass seit vielen Jahrzehnten ein großes Inventarwerk der deutschen und lateinischen Inschriften in Deutschland und Österreich (bis 1650) bearbeitet wird¹⁴⁴. Für die Schweiz gibt es immerhin ein Inventar der Inschriften bis 1300¹⁴⁵. Da die Inschriftenbearbeitung noch nicht flächendeckend erfolgt ist, bietet die Kunstdenkmälerinventarisierung zusätzliche Nachweise. Darüber hinaus gibt es eine Vielzahl von Einzelbeiträgen, vielfach in heimat- und ortsgeschichtlichen Periodika, die sich nun mit den elektronischen Suchmöglichkeiten effektiv aufspüren lassen¹⁴⁶.

¹⁴⁴ Vgl. die Homepage Deutsche Inschriften online („<http://www.inschriften.net/>“ <http://www.inschriften.net/>) (Zugriff: 25.03. 2018).

¹⁴⁵ Corpus Inscriptionum medii aevi Helvetiae 1-5. Hg. von Carl Pfaff. Freiburg i. Ue. 1977-1997.

¹⁴⁶ Zur Datenbank der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Grundsteinlegungen, die ich zur Zeit aufbaue, vgl. oben Anm. 69.



Abb. 18 - Grundsteinlegungsinschrift an der Südseite der Würzburger Marienkapelle, Kopie am ursprünglichen Standort der Inschrift (Foto: Enno Bünz).

Nur ein Beispiel soll zeigen, dass es Grenzfälle der Überlieferung gibt, da zwar vom Baubeginn, nicht aber von einer Grundsteinlegung die Rede ist. 1384 ließ Graf Johannes von Wertheim den Neubau der Stiftskirche beginnen. Über dem Nordportal ist ein aufwendiger Wappenstein mit umlaufender deutscher Inschrift angebracht. Auf die Datierung folgt die Angabe, Graf Johannes habe *an gehaben dis nuwe werke in ere gotes*¹⁴⁷. Eine Grundsteinlegung ist anzunehmen; dokumentiert ist sie aber nicht. Diese Inschrift möge hier exemplarisch stehen für die zahlreichen Bauinschriften des späten Mittelalters, die zwar einen Baubeginn dokumentieren, in diesem Zusammenhang aber nicht ausdrücklich eine Grundsteinlegung erwähnen. Daraus ist aber nicht zwingend abzuleiten, dass auch tatsächlich keine Grundsteinlegung stattgefunden hat.

Umso interessanter ist ein Zeugnis aus Würzburg, zumal es sich um einen repräsentativen Kirchenbau handelt, der gleichzeitig mit dem Ulmer Münster 1377 begonnen wurde (Abb. 17)¹⁴⁸. Nach dem furchtbaren Judenpogrom 1349 war anstelle des Judenviertels der neue Marktplatz angelegt worden, und anstelle der Synagoge entstand eine provisorische Marienkapelle. Sie wurde ab 1377 durch einen repräsentativen Neubau ersetzt. An der Südseite wurde an

¹⁴⁷ Die Inschriften des badischen Main- und Taubergrundes. Wertheim-Tauberbischofsheim. Gesammelt und bearb. von Ernst Cucuel und Hermann Eckert (DI 1). Stuttgart 1942 (ND 1969) S. 17 Nr. 5.

¹⁴⁸ Zum Folgenden vgl. Bünz, *posuit primum lapidem* (wie Anm. 120).



Abb. 19 - Originale Tafel mit der Grundsteinlegungsinschrift der Marienkapelle, an der Westwand im Inneren der Kirche (Foto: Enno Bünz).

einem Stützpfiler in ungefähr drei Metern Höhe eine quadratische Inschriftentafel angebracht (Abb. 18). Die lateinische Inschrift (die Originaltafel befindet sich heute im Kircheninneren; Abb. 19) verkündet, der Würzburger Fürstbischof Gerhard von Schwarzburg habe im Jahr 1377, und zwar am Vorabend des Pfingstfestes, den ersten Stein gelegt (*posuit primum lapidem*). Wie die Inschrift weiter mitteilt, tat der Schwarzburger dies nicht aufgrund seiner bischöflichen Amtsgewalt, sondern weil er *fundator* der Marienkapelle auf dem Judenplatz war¹⁴⁹. Die Inschriftentafel befindet sich zwischen Chor und dem südlichen Seitenportal, also für den Kirchenbesucher in ähnlich sichtbarer Position wie das Grundsteinlegungsrelief am Brautportal in Ulm.

Dieser Anbringung entspricht die Grundsteinlegungsinschrift am Heiligkreuzmünster in Schwäbisch Gmünd, das im 14. Jahrhundert durch einen Neubau ersetzt wurde. Der Baubeginn des Chores (1351) ist durch die lateinische Grundsteinlegungsinschrift festgehalten (Abb. 20), die im östlichen Vorhallengewände auf drei Schriftfelder verteilt wurde: „Im Jahre des Herrn 1351 wurde

¹⁴⁹ Alfred *Wendehorst* (Hg.): *Urkundenbuch der Marienkapelle am Markt zu Würzburg 1317-1530* (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg 27). Würzburg 1974. S. 1f. mit Nachzeichnung der Inschrift.- Die Würzburger Inschriften bis 1525. Auf der Grundlage des Nachlasses von Th. *Kramer* unter Mitarbeit von Franz X. *Herrmann* bearb. von Karl *Borchardt* (DI 27). Wiesbaden 1988. S. 57f. Nr. 97.



Abb. 20 - Grundsteinlegungsinschrift von 1351 am Nordportal des Münsters Hl. Kreuz in Schwäbisch Gmünd (Foto: Enno Bünz).

der erste Stein (*primus lapis*) gelegt zum Fundament dieses Chores am 16. Tag vor den Kalenden des August“ [17. Juli]¹⁵⁰. Der Rang des Heiligkreuzmünsters ist daran ablesbar, dass es als Parlerbau gilt. Da sich hier die Grundsteinlegungsinschrift ausdrücklich auf den Chor bezieht, ist es denkbar, dass weitere Bauabschnitte ebenfalls mit Grundsteinlegungen einhergingen, doch ist das nicht überliefert.

Neben Grundsteinlegungen, die ausdrücklich auf den Chor bezogen waren, kommen häufiger auch Grundsteinlegungen von Kirchtürmen vor. Das mag damit zu erklären sein, dass die Baulast des Turms oftmals von der der Kirche selbst getrennt war und bei der Gemeinde lag. Kirchenbau und Turmbau konnten deshalb getrennte Akte sein, die entsprechend mit gesonderten Grundsteinlegungen einhergingen. In Dossenheim (Rhein-Neckar-Kreis, Baden-Württemberg) befindet sich an der Westseite des Turms eine recht aufwendige Inschrift, die an die Grundsteinlegung des Turms 1375 erinnert. Sie erfolgte *IPSA DIE P[AN]CRACII PAT(RO)NI HVI(VS) ECCLESIE* (hier wird also ausnahmsweise einmal das Patrozinium der Kirche genannt, weil man den Gründungsakt bewusst auf das Patronatsfest legte). Erwähnt werden der Ritter Heinrich von Handschuhsheim, *QVI [PRI]MV(M) LAPIDE(M) POSVIT*, sowie sein Bruder Diether. Im Zusammenhang mit der Datierung wird außerdem darauf verwiesen, dass damals Godelmann *DE LVTRA* Pfarrer war¹⁵¹.

¹⁵⁰ Die Kunstdenkmäler der Stadt Schwäbisch Gmünd 1 (wie Anm. 129) S. 178f.

¹⁵¹ Die Inschriften des Stadt und des Landkreises Heidelberg. Gesammelt und bearb. von Renate Neumüllers-Klauser (DI 12). Stuttgart 1970. S. 35f. Nr. 56.

Von den zahlreichen Kirchen Hamburgs ist nur für die Pfarrkirche St. Petri eine Grundsteinlegungsinschrift überliefert. Streng genommen ist dies zwar nur eine Bauinschrift über den Baubeginn des Turmes 1342, aber sie soll hier aufgrund des originellen Anbringungsortes erwähnt werden. In gotischen Majuskeln liest man auf dem linken Türzieher in der Turmhalle die lateinische, hier übersetzte Inschrift: „Im Jahre 1342 wurde das Fundament dieses Turms begonnen“, und die Inschrift endet mit der Aufforderung, für die Kirchenpfleger (dies diesen Bau veranlasst haben), zu beten¹⁵².

Aus der Amtszeit der Würzburger Bischofs Gerhard von Schwarzburg ist noch eine zweite Grundsteinlegung bekannt. Eine deutschsprachige Inschriftentafel an der Ostseite des Chors der Stadtpfarrkirche von Haßfurt am Main verkündet: 1390 an Zwölfboten habe *der edel forst*, Gerhard von Schwarzburg, Bischof von Würzburg, *den erste(n) stein an diese(m) bv gelegt*¹⁵³. Die Titulierung als „edler Fürst“ ist wohl dadurch zu erklären, dass der Bischof Stadtherr von Haßfurt war (Abb. 21).

Ein kurzer Blick auf einige weitere Grundsteinlegungsinschriften des 14. Jahrhunderts soll das Panorama der Möglichkeiten abrunden: Sehr schlicht, fast unbeholfen die undatierte Inschrift an der Stadtpfarrkirche St. Peter und Paul in Weil der Stadt, und zwar an der Südseite des Westturms¹⁵⁴, während an den Neubau des Langhauses 1492 eine wesentlich kunstvollere und lateinische Inschrift erinnert¹⁵⁵. 1394 wurden in Duderstadt die Fundamente für den Neubau des Chors der St. Cyriakus-Kirche gelegt und der Vorgang in einer repräsentativen lateinischen Bauinschrift festgehalten; namentlich genannt werden die beiden Kirchenpfleger (*provisores*) und der Baumeister¹⁵⁶. Recht originell ist hingegen die Inschrift, die anlässlich des Chor Neubaus der Moritzkirche in Halle (Saale) am ersten südlichen Strebebepfeiler neben dem Chorscheitel angebracht wurde. Die in lateinischen Hexametern formulierte Inschrift berichtet nur im ersten Drittel über die Grundsteinlegung durch den Hallenser Propst (*Tunc lapis est primis ad chorum factus in ymis*, also „in der Tiefe“ des Fundaments, was an den Ulmer Bericht Fabris über die „grauenhaft tiefen Fundamente“ erinnert), nennt dann einige am Bau beteiligte Personen, würdigt im letzten Drittel ihre Verdienste und erbittet für sie den Lohn Gottes¹⁵⁷. Besondere Verdienste um

¹⁵² Heute im Museum für Hamburgische Geschichte, beim Stadtbrand 1842 geborgen. Die Umschrift in Majuskeln lautet: ANNO DNI M CCC XLII INCEPTUM EST FUNDAMENTUM HVIVS TVRRIS OR P IURATIS. In der Mitte der Scheibe mit 58 cm Durchmesser ein plastischer Löwenkopf. Vgl. Renata Klée-Gobert: Die Bau- und Kunstdenkmale der Freien und Hansestadt Hamburg. Bd. 3: Innenstadt: Die Hauptkirchen St. Petri, St. Katharinen, St. Jacobi. Bearb. von Renata Klée-Gobert in Verbindung mit Peter Wiek. Hamburg 1968. S. 47 und S. 89 mit Abb. 95.- Farbige Abb. in: Hans-Christian Feldmann: Hauptkirche St. Petri in Hamburg (DKV-Kunstführer Nr. 609/2). München/Berlin o. J. S. 4. Darauf bezieht sich eine chronikalische Nachricht: *Anno 1342 wort betenget dat fundament des torns to sunte Peter to Hamborch, und weren kerkswaren Ratke van Haren und Johan Kyl*. Zitiert in: Klée-Gobert, Bau- und Kunstdenkmale (vgl. oben) S. 47.

¹⁵³ Die Inschriften des Landkreises Haßberge. Gesammelt und bearb. von Isolde Maierhöfer (DI 17). München 1979. S. 6f. Nr. 11.- *Ebda.*, unter dieser Nummer auch eine Namensnennung des Fabrikmeisters als Inschrift.

¹⁵⁴ Die Inschriften des Landkreises Böblingen (wie Anm. 131) S. 26f. Nr. 38.

¹⁵⁵ *Ebda.*, S. 60f. Nr. 104.

¹⁵⁶ Die Inschriften des Landkreises Göttingen. Gesammelt und bearb. von Sabine Wehking (DI 66). Wiesbaden 2006. S. 49 Nr. 22.

¹⁵⁷ Die Inschriften der Stadt Halle an der Saale. Gesammelt und bearb. von Franz Jäger (DI 85). Wiesbaden 2012. S. 12-14 Nr. 13.



Abb. 21 - Grundsteinlegungsinschrift von 1390 am Chor der Pfarrkirche in Hassfurt am Main (Foto: Enno Bünz).

die Bauförderung werden einem gewissen Hamer Frunt zuerkannt und auf dessen Bildnis verwiesen. An der Chorausenseite ist zwar ein solches Bildnis nicht erhalten, doch erscheint es möglich, dass es ins Kircheninnere versetzt wurde und mit der porträthaften Büste übereinstimmt, die in der älteren Literatur als Selbstbildnis des Bildhauers und Baumeisters Conrad von Einbeck gedeutet wurde¹⁵⁸. Wenn diese neuen Thesen über Grundsteinlegungsinschrift der Hallenser Moritzkirche zutreffen, hätten wir hier zumindest einen weiteren Beleg für den Zusammenhang von Grundsteinlegungsinschrift und Stifterbild, wie er im Ulmer Münster wahrscheinlich gegeben ist. Aber sicher ist es nicht.

Da es sich bei den hier betrachteten Gotteshäusern durchweg um Pfarrkirchen von Klein- oder Mittelstädten handelt, könnte man natürlich einwenden, dies sei nicht der für Ulm angemessene Vergleichsmaßstab. Werfen wir deshalb abschließend einen Blick auf die Grundsteinlegung einer Bischofskirche, was im späten Mittelalter freilich ein seltener Akt war, weil die meisten Domkirchen

¹⁵⁸ Gerstenberg, Die deutschen Baumeisterbildnisse (wie Anm. 101) S. 51 und S. 54.- Dagegen Inschriften der Stadt Halle (wie Anm. 157) S. 14 Nr. 13, mit Nachweis der kontroversen Literatur.



Abb. 22 - Grundsteinlegungsinschrift am Chor des Passauer Doms von 1407 (Foto: Enno Bünz).

bereits im Hochmittelalter errichtet worden sind¹⁵⁹. Eine Ausnahme ist der Dom St. Stephan in Passau, dessen gotischer Neubau mit der Grundsteinlegung des Chors 1407 begann¹⁶⁰. Der Dom ist heute zwar in weiten Teilen barockisiert, doch zeigt die Außenansicht, dass Chor, Querhaus und Vierungsturm noch aus dem 15. Jahrhundert stammen. 1407 wurde mit dem Neubau des Chors begonnen und dort der Grundstein gelegt. Die Grundsteinlegungsinschrift (Abb. 22) befindet sich „am Chor, an der Südostflanke über den Dächern der barocken Einbauten, von diesen zum Teil verdeckt“¹⁶¹. Die Inschrift wird gerahmt von den Wappen des Hochstifts und des Bischofs Georg von Hohenlohe. Eine Besonderheit ist, dass die Inschrift aufgrund ihres Umfangs noch über den anschließenden nördlichen Strebepfeiler hinausgezogen wurde. Die mit den Worten *O Welt* eingeleitete Inschrift nennt das Datum der Grundsteinlegung am 7. Mai 1407, also am Fest des Dompatrons St. Stephan, was eigens hervorgehoben wird. *<inchoatus est hic chorvs positv<sq(ve) pri>marivs lapis fundamenti sollem [pniter per reuerendum in Christo patrem] et Dominv(m) Georgium de Hohen-*

¹⁵⁹ Aus dieser Zeit ist auch die Grundsteinlegung des Kölner Doms 1248 überliefert, zur Inschrift vgl. Die Kunstdenkmäler der Stadt Köln. In Verbindung mit Hans Vogts hg. von Paul Clemen. Bd. 1/III. Abt.: Der Dom (Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz 6/III. Abt.). Düsseldorf 1937. S. 58.- Ad Summum. 1248. Der gotische Dom im Mittelalter. Ausstellung des Historischen Archivs der Stadt Köln aus Anlaß der Grundsteinlegung des Kölner Doms vor 750 Jahren. Köln 1998. S. 19f.

¹⁶⁰ Michael Hauck/Herbert W. Wurster (Hg.): Der Passauer Dom des Mittelalters. Vorträge des Symposiums Passau vom 12. bis 14. März 2007 (Veröffentlichungen des Instituts für Kulturraumforschung Ostbairerns und der Nachbarregionen der Universität Passau 60). Passau 2009.

¹⁶¹ Die Inschriften der Stadt Passau bis zum Stadtbrand von 1662. Redigiert von Christine Steinger unter Mitarbeit von Franz A. Bornschlegel u. a., auf Grund von Vorarbeiten von Klaus Ulrich Högg (DI 67). Wiesbaden 2006. S. 60f. Nr. 104.



Abb. 23a - Grundstein der Pfarrkirche St. Michael in Blankenloch
(Ev. Pfarrkirche St. Michael in Blankenloch. Foto: Kurt Andermann, Blankenloch-Stutensee).

lob episcopum dictae ecclesiae. Als Anwesende werden zudem genannt der Dompropst, der Domdekan, der zugleich Fabrikmeister war, und das gesamte Domkapitel. Da die Inschrift durch den Dombrand 1662 beschädigt wurde, muss ihr Wortlaut z. T. aus älteren Abschriften rekonstruiert werden. Das heutige Erscheinungsbild der Inschrift beruht auf einer Restaurierung von 1993¹⁶². Größe, Anbringung und Wappenschmuck zeigen, dass die Passauer Inschrift auf Repräsentativität angelegt ist, aber es fehlt doch an einem Bildprogramm, dass dieses Grundsteinlegungszeugnis in den Rang der Ulmer Münsterinschrift heben würde.

Keine der Grundsteinlegungen des 14. Jahrhunderts wird durch eine ausführliche historiographische Aufzeichnung beschrieben, wie dies in Ulm – allerdings erst nachträglich – durch den Dominikaner Felix Fabri erfolgte. Allerdings darf auch hier nicht vergessen werden, dass zwischen Grundsteinlegung und Aufzeichnung mehr als 110 Jahre lagen. Hier nun ist die Beobachtung wichtig, dass Anfang des 16. Jahrhunderts auch ausführliche Grundsteininschriften angefertigt wurden, die durch Wiederaufdeckung der Grundsteine bekannt wurden. In der Pfarrkirche St. Michael zu Blankenloch (bei Karlsruhe) wurde 1974 der Grundstein bei Renovierungsarbeiten wieder aufgedeckt (Abb. 23a und b). Der Grundstein selbst weist eine Aushöhlung auf, in der eine Flasche deponiert war. Zum Verschluss diente eine Bleiplatte, in der eine ausführliche Inschrift eingeritzt ist. 1521 am 3. März, und zwar *umb ein vr*, habe der Stein-

¹⁶² Gosbert *Schüßler*: Die Inschrift zum Gedenken an die feierliche Grundsteinlegung des Passauer Domchores durch Bischof Georg von Hohenlohe (1407). In: *Hauck/Wurster*, Der Passauer Dom des Mittelalters (wie Anm. 160) S. 123-174.



Abb. 23b – Inschriftenplatte vom Grundstein der Pfarrkirche St. Michael in Blankenloch, 1521 (Badisches Landesmuseum Karlsruhe).

metz Meister Essig *den ersten Stein geleyt*. Dann wird aufgezählt, wer bei der Grundsteinlegung anwesend war, wobei zunächst die Geistlichen (allen voran der Ortspfarrer), dann die Laien aufgezählt werden. Die Datierung wird außerdem durch die Angabe ergänzt, dass zu dieser Zeit Markgraf Philipp von Baden regierte¹⁶³. Die Gestaltung mit präziser Datierung und Zeugen erinnert an Rechtsdokumente wie Urkunden. Dass Grundsteinlegungen urkundlich belegt sind, kommt hingegen selten vor. Anlässlich des Neubaus des Benediktinerklosters St. Michael in Lüneburg hat der zuständige Bischof Heinrich von Verden dem Kloster am 14. Juli 1376 ein ausführliches Privileg ausgestellt, in dem er u. a. erwähnt, dass er mit der üblichen Feierlichkeit den Grundstein gelegt habe (*lapidem primarium posuimus*)¹⁶⁴. Aber hierbei handelt es sich nicht um die Beurkundung einer Grundsteinlegung, sondern um eine historiographische Notiz in einer Urkunde.

Die Grundsteininschrift in Blankenloch ist gut vergleichbar mit zwei weiteren Zeugnissen, die im 20. Jahrhundert aufgefunden wurden. In Braunschweig fand sich beim Abriss der einstigen Maria-Magdalenen-Kapelle der Grundstein mit einer beschrifteten Kupfertafel von 1499¹⁶⁵, die – wie in Blankenloch – den

¹⁶³ Die Inschriften des Großkreises Karlsruhe. Gesammelt und bearb. von Anneliese *Seeliger-Zeiss* (DI 20). München 1981. S. 76f. Nr. 153.- *Neumüllers-Klauser*, Grundsteinlegungsinschrift (wie Anm. 130).

¹⁶⁴ Wilhelm von *Hodenberg* (Hg.): Lüneburger Urkunden. 7. Abtheilung: Archiv des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg. Lieferung 1. Celle 1861. S. 418 Nr. 684.- Zur Verlegung des Klosters vgl. Die Inschriften des Lüneburger St. Michaelisklosters und des Klosters Lüne. Gesammelt und bearb. von Eckhard *Michael* (DI 24). Wiesbaden 1984. S. 80-87 Nr. 27.

¹⁶⁵ Die Inschriften der Stadt Braunschweig von 1529 bis 1671. Gesammelt und bearb. von Sabine *Webking* aufgrund einer von 1945-1986 vorgenommenen Materialsammlung von Dietrich *Mack* (DI 56). Wiesbaden 2001. S. 681f. Nr. 269A.

Akt der Grundsteinlegung mitsamt den anwesenden Personen zu Protokoll gibt. Ebenso verfuhr man in Leipzig, als am 29. März 1513 der Grundstein für das neue Langhaus der Nikolaikirche gelegt wurde¹⁶⁶. Dort wurde sogar der Grundstein mit zwei beschrifteten Kupferplatten aufgefunden. Die erste Grundsteinlegungsinschrift (Größe der Kupferplatte 24 cm Höhe, 24,5 cm Breite) gibt den Akt selbst zu Protokoll, den der Propst des Leipziger Thomasstiftes im Auftrag des zuständigen Diözesanbischofs Thilo von Trotha vollzogen habe: *positus est cō(m) [con]sveta sollemnitate iste lapis angularis*. Die Inschrift nennt weiter das gesamte geistliche Personal der Pfarrkirche St. Nikolai. Die zweite etwas kleinere Kupferplatte nennt dann weltliche Personen vom Herzog und Marschall über Bürgermeister und Stadtrat bis hin zu den Kirchenpflegern und dem Baumeister. Im Gegensatz zu der Grundsteininschrift aus Blankenloch geht es hierbei allerdings nicht darum, die Zeugen des Grundsteinlegungsaktes zu nennen, sondern mit Nennung damals lebender, für Leipzig wichtiger Personen ein Zeitdokument zu liefern, eine Praxis, die auch heute noch bei Grundsteinlegungen üblich ist.

Da Bauinschriften, die ich hier erstmals systematisch für unser Thema herangezogen habe¹⁶⁷, sind auf die Dauer ein etwas spröder Stoff, doch ist es – wie zu zeigen war – ausgesprochen selten, dass Inschrift, Bilddarstellung und Geschichtsschreibung so ineinander greifen, wie es bei der Grundsteinlegung des Ulmer Münsters der Fall war. Freilich bleibt es eine Aufgabe der Geschichtswissenschaft, weitere Quellen zu erschließen. Dafür nur ein freilich ausgesprochen gut dokumentiertes Beispiel, nämlich die Grundsteinlegung des Turmes von St. Bartholomäus in Frankfurt am Main am 6. Juni 1415. Der Kirchturmbau war, wie schon erwähnt wurde, vielfach Sache der Gemeinde, im Falle Frankfurts also des Stadtrates. St. Bartholomäus hatte die Doppelfunktion als Kollegiatstift und als Pfarrkirche. Die Möglichkeit für einen Kirchturmbau eröffnete sich 1405, als der Frankfurter Rat sein altes Rathaus aufgab, das unmittelbar vor der romanischen Doppelturmfassade von St. Bartholomäus lag, und dafür das Haus „Zum Römer“ erwarb. 1414 wurde das alte Rathaus an den Kirchenbau abgetreten. Danach wurde mit dem Abbruch der alten Kirchenfassade und des alten Rathauses begonnen¹⁶⁸. In die Baugrube wurden 255 Fundamentpfähle gerammt. „Am 6. Juni, eine Stunde nach Mittag, wurde dann der Grundstein für den Domturm gelegt“, worüber der Rat ein deutschsprachiges Protokoll anfertigte (*das der erste stein daran gelacht wart*). Das Bartholomäusstift war durch Propst, Dekan, Kustos, den als Kirchenbaumeister fungierenden Kanoniker und mehrere Vikare vertreten, der Stadtrat durch den Schöffen und Kirchenbaumeister Gerbrecht von Glauburg, einen weiteren Schöffen und zwei Ratsherren. In

¹⁶⁶ Enno Bünz: Zwei Grundsteinplatten aus der Nikolaikirche [Leipzig 1513]. In: Leipzig original (wie Anm. 132) S. 67f. mit Abb.- Ders.: Grundsteinlegung 1513. In: Armin Kohnle (Hg.): St. Nikolai zu Leipzig. 850 Jahre Kirche in der Stadt. Petersberg 2015. S. 33.- Ders.: Schrifttafeln vom Grundstein der Nikolaikirche. In: Volker Rodekamp/Regina Smolnik (Hg.): 1015. Leipzig von Anfang an. Begleitband zur Ausstellung des Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig 20. Mai–25. Oktober 2015. Leipzig 2015. S. 112 mit Abb.- Über die zahlreichen Grundsteinlegungsbelege der Leipziger Kirchen bereite ich eine gesonderte Studie für das Jahrbuch Leipziger Stadtgeschichte vor.

¹⁶⁷ Einiges Material bieten schon Elisabeth Hohmann/Hans Wentzel: Bauinschrift. In: RDK 2 (1938) Sp. 34–53. In: RDK Labor, URL: <<http://www.rdklabor.de/w/?oldid=95639>> [Zugriff: 25.03.2018].

¹⁶⁸ Michael Matthäus: Die Vorgeschichte der Grundsteinlegung des Domturmes aus der Sicht des Frankfurter Rates. In: Bettina Schmitt/Ulrike Schubert (Hg.): Madern Gerthener und der Pfarrturm von St. Bartholomäus. 600 Jahre Frankfurter Domturm. Regensburg 2015. S. 52–59. Hier: S. 56–58.

den Grundstein war eine lateinische Inschrift eingemeißelt, übersetzt: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Jakob [Damit dürfte der Domdekan Jakob Herdan gemeint sein] hat diesen Stein als Gedenkstein [*titulum*] aufgerichtet“. Rat und Stift spendierten zur Feier des Tages zusammen sechs Gulden, von den zwei für den Stadtbaumeister Madern Gerthener bestimmt waren, vier für die Steinhauer, Maurer und Knechte. Bemerkenswert ist, dass auch das Bartholomäusstift und mehrere Frankfurter Bürger Aufzeichnungen über die Grundsteinlegung des Turms angelegt haben¹⁶⁹. Ein Ratsschreiber hat den Eintrag im Ratsprotokoll am Rand mit einer Federzeichnung versehen, die wohl die Pfarr- und Stiftskirche versinnbildlichen soll (Abb. 24). Wesentlich präziser sind natürlich die Risse des 15. Jahrhunderts, die für den Turmbau angefertigt wurden¹⁷⁰.

Besonders aufschlussreich ist es, die Grundsteinlegungsinschriften bis zur zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu betrachten, um einen Vergleichsmaßstab für die Ulmer Grundsteinlegung zu gewinnen. Keine Inschrift wurde mit einem solchen Aufwand gestaltet, zudem mit einem Denkmal verbunden, wie die Ulmer Inschrift. Der wohl beste Kenner des Münsters, Reinhard Wortmann, schreibt dazu: „Allenthalben zeigt sich das neue Selbstverständnis des Bürgertums. So fällt am Denkmal der Grundsteinlegung die selbstbewusste Inschrift auf, die stolz den Rat und den Namen des Bürgermeisters benennt, aber weder auf die Reichenau als Kirchenpatron noch auf die Schutzpatronin des Münsters, Maria, hinweist“¹⁷¹. Das scheint auf den ersten Blick gut beobachtet, zielt aber bei vergleichender Betrachtung anderer Grundsteinlegungsinschriften ins Leere. Das Formular der Inschriften ist stets um äußerste Kürze bemüht, verzichtet schon deshalb auf Details wie die Nennung des Patroziniums, das sich ja eigentlich auch von selbst verstand. Die Nennung des Patronatsherrn war im Übrigen völlig überflüssig, weil für den Kirchenbau die von den Laien verwaltete und vom Rat beaufsichtigte Kirchenfabrik zuständig war. Es ist hier also weniger „das neue Selbstverständnis des Bürgertums“ (Wortmann), sondern die schlichte Zuständigkeit der Laien, also Kirchenpfleger und Rat, für den Pfarrkirchenbau. Das selbstbewusste, aufstrebende Bürgertum ist, wie Hartmut Boockmann gezeigt hat, geradezu eine Leerformel gewesen, um alle erdenklichen Phänomene in Kirchenbau und -ausstattung des Spätmittelalters zu erklären¹⁷².

Man gewinnt so den Eindruck, die Grundsteinlegung des Ulmer Münsters sei ohne Wirkung geblieben, aber das trifft doch nicht ganz zu. Das eindrucksvollste Zeugnis findet sich an der Stadtpfarrkirche Unserer Lieben Frau in Geislingen an der Steige. Mit der Herrschaft Helfenstein war Geislingen 1396 in den Besitz der Reichsstadt Ulm übergegangen¹⁷³. Über dem Nordportal befindet sich ein Stifterrelief mit Grundsteinlegungsinschrift von 1424 (Abb. 25), das in vielerlei Hinsicht an das Gründungsrelief im Ulmer Münster erinnert¹⁷⁴: Der kniende Stifter, der die rechte Hand auf ein Kirchenmodell bzw. Modell des Chores

¹⁶⁹ *Ebda.*, S. 58f.- Dazu der Katalogartikel über das Ratsprotokoll vom 6. Juni 1415. *Schmitt/Schubert*, Madern Gerthener (wie Anm. 168) S. 70f.

¹⁷⁰ *Schmitt/Schubert*, Madern Gerthener (wie Anm. 168) S. 72-79.

¹⁷¹ *Wortmann*, Ulmer Münster (DKV-Kunsthelfer) (wie Anm. 3) S. 8.

¹⁷² *Boockmann*, Bürgerkirchen (wie Anm. 2) S. 186-189.

¹⁷³ *Specker*, Ulm (wie Anm. 6) S. 736.

¹⁷⁴ In diesem Zusammenhang bereits gesehen von *Wentzel*, Stifterbilder (wie Anm. 72) S. 252f. mit Abb.



Abb. 25 - Grundsteinlegungsrelief an der Pfarrkirche Unsere Liebe Frau in Geislingen an der Steige von 1424 (Ev. Gesamtkirchengemeinde Geislingen. Foto: Anton Brandl).

legt, daneben sein Wappen, die deutsche Inschrift in gotischer Minuskel auf einem abgekragten Sockel: *Nota clavis vngelt(er) vo(n) vlm hat gelet de(n) ersten stain diz goczhvs*. Es folgt die Datierung, verbunden mit der Angabe, die Grundsteinlegung sei *dvrch haisse(n) ainz racz ze vlm* erfolgt¹⁷⁵. Diese Formulierung findet sich auch in der Grundsteinlegungsinschrift des Ulmer Münsters. Auch der Reliefcharakter der Darstellung sowie die Komposition mit dem Kirchenmodell und dem Wappenschild sowie die abgeschrägte Inschriftentafel verweisen auf Ulmer Vorbilder¹⁷⁶. Die Familie Ungelter war übrigens aus Reutlingen nach Ulm eingewandert. Der inschriftlich erwähnte Herrschaftspfleger könnte identisch sein mit Klaus Ungelter, der 1423 als Bürgermeister in Ulm amtierte¹⁷⁷.

Als Zwischenglied des Münsterreliefs und des Reliefs in Geislingen ist auf das Gründungsrelief hinzuweisen, dass sich am Westportal über dem einstigen Hauptportal der ansonsten schwer zerstörten Wengenkirche in Ulm erhalten

¹⁷⁵ Die Inschriften des Landkreises Göppingen. Gesammelt und bearb. von Harald Drös (DI 41). Wiesbaden 1996. S. 32f. Nr. 41.

¹⁷⁶ Wentzel, Stifterbilder (wie Anm. 72) S. 253. Für die vollplastische Bildnisfigur verweist er allerdings auf Parallelen in Schwäbisch Hall.

¹⁷⁷ Rabus, Bürgermeister (wie Anm. 117) S. 214.



Abb. 26 - Grundsteinlegungsinschrift an der Wengenkirche in Ulm von 1399 (Kath. Kirchengemeinde St. Michael zu den Wengen. Foto: StadtA Ulm).

hat (Abb. 26)¹⁷⁸. Es zeigt den Bürgermeister Hartmann Ehinger und seine Frau, das Kirchenmodell des Wengentifts in Händen haltend, darunter ihre Wappen, hinter dem Bürgermeister der Erzengel Michael, der Schutzpatron des Stifts¹⁷⁹. Kompositorisch bildet die Tafel eine Verbindung der beiden Grundsteinlegungsreliefs am Münster. Die den Stifter empfehlende Figur findet sich am Gründungsrelief des Brautportals, die abgeschrägte Inschriftentafel am Gründungsrelief im Münster. Der Ulmer Rat hatte dafür gesorgt, dass das auf einer Blauinsel gelegene Augustinerchorherrenstift abgebrochen und in die Stadt verlegt wurde. Dem waren langwierige Verhandlungen vorausgegangen. Erst nachdem alles ausgehandelt war, legte der Bürgermeister Hartman Ehinger am St. Leonhardstag (6. Nov.) 1399 *mit dez ratz haissen* den Grundstein, *den ersten fundamentstain* für die neue Wengenkirche¹⁸⁰. Die Anklänge der Inschrift an die Grundstein-

¹⁷⁸ Vgl. die Vorkriegsaufnahme der Westfassade in: *Specker/Tüchle*, Kirchen und Klöster in Ulm (wie Anm. 8) S. 296.

¹⁷⁹ *Wentzel*, Stifterbilder (wie Anm. 72) S. 243.- *Debio*, Baden-Württemberg II (wie Anm. 71) S. 767.- Abb. in: *Specker/Tüchle*, Kirchen und Klöster in Ulm (wie Anm. 8) S. 534.

¹⁸⁰ *Anno domini 1399 an sant linhartz tag, do legt Hartman der Echinger, der burgermaister zu den ziten was, mit dez ratz haissen den ersten fundamentstain an dis gotzhus der herren von den wengen*. Zitiert

legungsinschrift im Münster sind offensichtlich. In diesem Falle schweigt sich Felix Fabri allerdings darüber aus, wie die Grundsteinlegung des Wengenstifts verlief, aber diese Stiftskirche hatte auch einen anderen Rang als die große Pfarrkirche einer großen Stadt.

Die Betrachtung der Grundsteinlegungsinschrift kann nicht beendet werden, ohne die entscheidende Frage aufzuwerfen: Seit wann war die Grundsteinlegung von Kirchen ein liturgischer Akt? Auf diese Frage gibt es bislang keine schlüssige Antwort. Der Liturgiehistoriker Karl Josef Benz ist bereits 1980 der ‚Geschichte und Deutung des Ritus der Grundsteinlegung im Hohen Mittelalter‘ nachgegangen¹⁸¹. Im 10. Jahrhundert ist im römisch-deutschen Pontifikale ein Ritus *de aedificanda aeclesia* nachweisbar, der vor allem die Funktion hatte, den Bauplatz rituell zu reinigen. An die Stelle dieses Ritus ist dann aber etwas getreten, was Benz als „Sollemnisierung des Baubeginns“ bezeichnet¹⁸². Dazu gehört die feierliche Ausgestaltung der Grundsteinlegung, die in der Praxis allerdings ausgesprochen vielgestaltig sein konnte. Benz ist der Auffassung, dass erst Wilhelm Durandi mit seinem Pontifikale Ende des 13. Jahrhunderts einen gültigen Text für die *Benedictio et impositio primarii lapidis in ecclesiae fundatione* geschaffen habe¹⁸³. Das freilich hieße die Wirkungsgeschichte und die normative Kraft dieses Werkes zu überschätzen. Wie jüngst Nikolaus Staubach gezeigt hat, bedurfte die Frage, wie der Ritus der Grundsteinlegung zu vollziehen sei, noch 1506 bei der Grundsteinlegung von Neu-Sankt-Peter der Klärung. Zwar spielten dafür die Vorgaben von Wilhelm Durandus eine wichtige Rolle, aber sie galten offenbar nicht als unstrittige Norm, zumal das ‚Pontifikale‘ in vielfältigen Textüberlieferungen vorlag¹⁸⁴.

Von den ersten gesicherten Nachrichten über kirchliche Grundsteinlegungen um 1000 hat es mehr als zwei Jahrhunderte gedauert, bis diese zu einer gängigen kulturellen Praxis bei Baubeginn, ja zu einem Ritual wurde, das im Einzelnen freilich recht unterschiedlich ausgestaltet sein konnte. Für das späte Mittelalter, also für die Zeit nach dem ‚Pontifikale‘ des Wilhelm Durandus können wir aufgrund des bislang ausgewerteten Materials in jedem Fall feststellen, dass die kirchliche Grundsteinlegung im späten Mittelalter keinen verbindlichen kirchlichen Vorgaben folgte und in keinem Fall ein normativ geregelter liturgischer Ritus war. Dazu ist es offenbar erst nach 1500 gekommen, und es wäre für die Liturgiewissenschaft gewiss eine lohnende Aufgabe, den allgemeinkirchlichen wie diözesanen Regelungen weiter nachzugehen¹⁸⁵. Die Grundsteinlegung war aber zweifellos ein feierlicher und erinnerungswürdiger Akt, das belegen schon

nach *Wentzel*, Stifterbilder (wie Anm. 72) S. 243.- Hans Eugen *Specker*: Das Augustinerchorherrenstift St. Michael zu den Wengen (1183-1549). In: *Specker/Tüchle*, Kirchen und Klöster in Ulm (wie Anm. 8) S. 49-88. Hier: S. 64.- Hartmann Ehinger (gest. 1428) war ein Bruder des Hans Habvast. Vgl. *Köpf*, Lutz Krafft (wie Anm. 81) S. 30.

¹⁸¹ *Benz*, *Ecclesiae pura simplicitas* (wie Anm. 53), passim.

¹⁸² *Ebda.*, S. 19.

¹⁸³ *Ebda.*, S. 9.

¹⁸⁴ *Staubach*, Ritus (wie Anm. 53).

¹⁸⁵ Die fundierten Beiträge in: *Geschichte der Liturgie in den Kirchen des Westens. Rituelle Entwicklungen, theologische Konzepte und kulturelle Kontexte*. Hg. von Jürgen *Bärsch* und Benedikt *Kranemann* in Verbindung mit Winfried *Haumerland* und Martin *Klöckener*. 2 Bde. Münster 2018, gehen auf die kirchliche Grundsteinlegung nicht ein, was nicht verwundern kann, weil es dazu an diözesanen und lokalen Einzelstudien fehlt.

die zahlreichen Grundsteinlegungsinschriften, von denen hier nur ein kleiner Ausschnitt vorgestellt werden konnte. Schon die Tatsache, dass die Grundsteinlegung vielfach durch Inschriften, manchmal sogar, wie in Ulm, durch Bilddarstellungen dokumentiert wurde, zeigt, dass diesem Akt eine Bedeutung zugemessen wurde. Die Grundsteinlegung von Kirchen bewegte sich im späten Mittelalter in einer breiten Schnittmenge von Kirche und Welt. Es wird eine lohnende künftige Forschungsaufgabe sein, die vielfach knappen, eher lakonischen Grundsteinlegungsinschriften durch andere historische Quellen zu ergänzen, um das Ritual der Grundsteinlegung besser zu beleuchten. Die Tatsache, dass es im späten Mittelalter üblich wurde, den Akt der Grundsteinlegung am Bauwerk inschriftlich zu fixieren, damit in Erinnerung zu behalten und der Öffentlichkeit als erinnerenswert vor Augen zu stellen, ist Grund genug, sich mit diesem Phänomen weiter zu beschäftigen¹⁸⁶.

Ungeachtet dieser weiterführenden Forschungsperspektiven muss aber festgehalten werden, dass die Grundsteinlegung des Ulmer Münsters 1377 durch Inschriften, Bilddarstellungen und Geschichtsschreibung außerordentlich gut überliefert ist. Das aber war mehr als ein bloßer Überlieferungszufall, sondern es ist damit zu erklären, dass die Ulmer Bürger schon im späten Mittelalter wussten, welchen einzigartigen Kirchenbau sie mit dem Ulmer Münster schufen. Dessen war man sich schon 1377 bewusst, als gerade einmal die Fundamentgruben ausgehoben waren und der Grundstein gelegt wurde. Was daraus wurde, haben erst spätere Generationen gesehen.

¹⁸⁶ Abschließend sei nochmals daran erinnert, dass weitaus zahlreicher als Grundsteinlegungsinschriften die Bauinschriften sind, die durch Nennung eines Datums und ggf. weiterer Einzelheiten den Baubeginn von Kirchen dokumentieren, vgl. mit einer repräsentativen Auswahl von Beispielen *Hohmann/Wentzel*, Bauinschrift (wie Anm. 167). Wie ich jüngst für die Stadtpfarrkirche in Stadtschwarzach am Main zeigen konnte, wurde dort der Baubeginn 1467 durch eine Bauinschrift dokumentiert. Aus dem gleichzeitig geführten Gotteshausbuch der Kirchenpfleger geht aber hervor, dass dieser Baubeginn mit einer Grundsteinlegung einherging. Vgl. *Bünz*, *posuit primum lapidem* (wie Anm. 120) S. 38f. mit Abb.

Das Ziegeleiwesen Ulms in Spätmittelalter und Früher Neuzeit

Herstellung und Verwendung Ulmer Ziegeleiprodukte zwischen dem 14. und 17. Jahrhundert

Claudia Eckstein

1 Einführung

Die städtebauliche Entwicklung Ulms spiegelt sich in dem wechselvollen Stadtbild wider, das in unterschiedlichen Anteilen Bausubstanz aus vielen Zeitschichten bewahrt hat. Ein großer Teil der mittelalterlichen Bebauung fiel jedoch Kriegszerstörungen und stadtplanerisch-politischen Entscheidungen verschiedenster Zeitstellungen zum Opfer. Die erhaltenen historischen Objekte sind damit umso wertvollere Zeugen des reichsstädtischen Bauwesens. Neben den noch bestehenden Bauten vermitteln frühe Stadtbeschreibungen und historische Bildquellen eine Vorstellung der damaligen Gestalt Ulms; allen voran zu nennen sind hier die Berichte des Dominikanermönches Felix Fabri¹ und der Vogelschauplan um 1600, der als eine der ältesten detaillierten Stadtansichten Ulms² ein bedeutendes Dokument der Stadtbaugeschichte darstellt (Abb. 1). Zahlreiche Bauten dieser kolorierten Tuschzeichnung weisen Fachwerkgerüste auf, wie sie auch heute noch an vielen erhaltenen Altstadtobjekten sichtbar sind. Auch Koepf konstatiert 1982, dass der „überwiegende Bestand der Bürgerbauten [...] in Ulm in Fachwerk errichtet [war]“³. Dass im 15. Jahrhundert neben Holz offensichtlich auch der Backstein ein gängiges Ulmer Baumaterial war, ist Felix Fabris Beschreibung zu entnehmen, der 1488 über Ulm bemerkt: „Ulm hat weite, nicht finstere Straßen und viele hohe, meist hölzerne Häuser, da es dort keine Steine gibt, außer

¹ Felix Fabri (um 1440-1502) ist einer der bedeutendsten Chronisten der Stadt Ulm, der u. a. 1488 und 1489 seinen ‚Tractatus de civitate Ulmensi‘ (Traktat über die Stadt Ulm) verfasste. Durch dieses Werk sind Informationen zur Stadtgestalt, Bevölkerung und zum politischen Geschehen Ulms im ausgehenden 15. Jahrhundert überliefert. Zu Fabri vgl. Folker *Reichert*/Alexander *Rosenstock* (Hg.): Die Welt des Frater Felix Fabri (Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Ulm 25). Weißenhorn 2018.

² Der heute im Museum Ulm befindliche Vogelschauplan der Reichsstadt Ulm stammt von Philipp Renlin und gilt als zuverlässiges Bilddokument der damaligen Baustruktur. Max *Schefold*/Hellmut *Pflüger*: Ulm. Das Bild der Stadt in alten Ansichten (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 7). Weißenhorn 1967. S. 61.

³ Hans *Koepf*: Ulmer Profanbauten. Ein Bildinventar (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation 4). Ulm 1982. S. 24.



Abb. 1 - Ulm von Süden. Ausschnitt des Vogelschauplans von Philipp Renlin (um 1600).
Deutlich zeichnen sich die hölzernen Fachwerkstrukturen an zahlreichen Bauten ab (Museum Ulm).

durch Feuer gebackene“⁴. Und tatsächlich zeugen zahlreiche historische Bauten der Ulmer Innenstadt von einer weitreichenden Verwendung des damals vor den Toren der Stadt produzierten Baustoffes Backstein, wenngleich die Vielfalt und der starke Einsatz des Materials dem Betrachter meist zunächst verborgen bleiben. Denn um die Außenwirkung der Bauten aufzuwerten, wurden diese häufig mit einer Putzschicht versehen, da es nach Koepf von den „Backsteingiebeln des Büchsenstadels in der Platzgasse, dem Neuen Bau und der Befestigungsarchitektur [...] abgesehen, in Ulm auch keine ausgesprochene ‚Backsteinarchitektur‘ gab“⁵. Die dementsprechend untergeordnete Stellung dieses materialbasierten und gleichzeitig stadtbaugeschichtlichen Themenkomplexes registrierte bereits Wilhelm Weisser 1925 in seinem Artikel „Der Backsteinbau des 15. und 16. Jahrhunderts in Ulm und der weiteren Umgebung“. Nach seiner Auffassung sei der Backsteinbau Ulms „bisher sehr stiefmütterlich behandelt worden“; zudem handele es sich dabei um ein „baugeschichtliches Sondergebiet, das einer gründ-

⁴ *Vicos habet Ulma latos, non tenebrosos et domos altas, ligneas ut in plurimum, quia lapides non sunt ibi nisi igne cocti. Felix Fabri O. P.: Tractatus de civitate Ulmensi. Hg., übersetzt und kommentiert von Folker Reichert (Bibliotheca Suevica 35). Eggingen 2012. S. 96 (wörtliche Übersetzung der Verfasserin mit Dank an Annemarie Bacchini).*

⁵ *Koepf (wie Anm. 3) S. 24.*

lichen Untersuchung und zusammenfassenden Bearbeitung nicht unwert wäre“⁶. In den nahezu 100 Jahren, die seit dieser Feststellung vergangen sind, hat sich an der Wahrnehmung dieses Themenbereichs in der Forschungsgeschichte wenig geändert. Gleichsam hat die Stadt zwischenzeitlich erhebliche Teile seiner historischen Substanz eingebüßt, die noch zu Weissers Zeiten als direkte Zeugen der Ulmer Baukultur aussagefähig waren. Umso bedeutender ist auch der reiche Bestand an erhaltenen Schriftquellen, die wesentliche Informationen zu diesem bautechnischen Wirtschaftszweig beinhalten. Deren Auswertung vermittelt gemeinsam mit der Spurensuche in der Stadt ein weit vielfältigeres Bild der Ulmer Backsteinproduktion und -verwendung, als bisher angenommen⁷.

2 Backstein im Stadtraum

2.1 Der frühe Backsteineinsatz im 13. und 14. Jahrhundert

Die Anfänge des Ulmer Backsteinbaus liegen vermutlich im 13. Jahrhundert, wofür der Gewölbekeller unter der Valentinskapelle den ältesten Beleg liefert⁸. Er gehörte der Vorgängerbebauung des heutigen Münsterplatzes an und ist somit dem ehemaligen Pflughof des Klosters Bebenhausen (1284-1292) zuzurechnen⁹. Als Füllmauerwerk in Bruchstücken wird Backstein aber bereits für den Kern der frühen Stadtmauer der Stauferzeit beschrieben¹⁰. Ebenfalls der Stauferzeit zugeordnet wird ein tönerner Wandfries mit Greifen- und Liliendarstellungen, der in die Mitte des 12. Jahrhunderts datiert wird¹¹ (Abb. 2); somit ist dekorative Baukeramik sogar früher greifbar als das keramische Baumaterial. Bevor der Backstein Einzug in das Materialrepertoire Ulms erhielt, diente im Wesentlichen der hölzerne Fachwerkbau den profanen Wohnbauten. Aber auch Naturstein wurde in der Frühzeit als Baumaterial eingesetzt, war aber vornehmlich herrschaftlichen Bauaufgaben und Fundament- bzw. Kellerbereichen vorbehalten. So berichtet Felix Fabri, dass die Stadtmauer „[...] uralt und wuchtig [ist],

⁶ Wilhelm Weisser: Der Backsteinbau des 15. und 16. Jahrhunderts in Ulm und der weiteren Umgebung. In: Ulmische Blätter für heimatliche Geschichte, Kunst und Denkmalpflege. Monatsbeilage zum Ulmer Tagblatt 5 (1925) (16. Feb. 1925).

⁷ Der Aufsatz ist eine aktualisierte und erweiterte Darstellung des ersten Teils der unveröffentlichten Masterarbeit, der 2013 von der Verfasserin unter Betreuung von Prof. Stefan Breitling an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg verfasst wurde und das spätmittelalterliche Ziegeleiwesen Ulms thematisiert. Claudia Eckstein/Tobias Apfel: Das Ulmer Münster - Bauforschung zum spätgotischen Backsteinbau im westlichen Donaauraum. Bd. I. S. 12-104 und Bd. II (Bd. III von Claudia Eckstein/Tobias Apfel; Bd. IV von Tobias Apfel). Ein Exemplar der Arbeit befindet sich im Stadtarchiv Ulm. Für die Unterstützung im Rahmen der Archivrecherchen im Stadtarchiv Ulm sei ganz herzlich Dr. Gudrun Litz gedankt.

⁸ Andrea Bräuning/Uwe Schmidt/Rainer Schreg: Ulm (Archäologisches Stadtkataster Baden-Württemberg 35.1). Stuttgart 2008. S. 62.

⁹ Christoph Kleiber: Alte Stadt – Neue Straße. Archivalische Zeitreise zur Bau- und Nutzungsgeschichte der Gebäude des Ulmer Stadtzentrums im Gebiet der Neuen Straße. In: UO 53/54 (2007) S. 87-133. Hier: S. 122.

¹⁰ Löffler beschreibt den Mörtel des Füllmauerwerks als „[...] mit kleingeschlagenen Backsteinen [vermengt].“ Emil von Löffler: Geschichte der Festung Ulm. Ulm 1883. S. 16. Auch konstatiert er, jedoch ohne weitere Erklärung, dass gebrannte Steine schon „sehr frühe – jedenfalls schon im 13. Jahrhundert [...]“ für die Stadumwehrung benutzt wurden. *Ebda.*, S. 57.

¹¹ Eleonore Landgraf: Ornamentierte Bodenfliesen des Mittelalters in Süd- und Westdeutschland 1150-1550 (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 14/1). Stuttgart 1993. S. 58-59. Die Frieselemente befinden sich heute im Museum Ulm.



Abb. 2 - Tönerne Wandfliesen mit Greifen-, Löwen- und Liliendarstellungen, Mitte 12. Jahrhundert. Sie wurden 1953 und 1999 bei Ausgrabungen auf dem Weinhof und in der Vestgasse geborgen. (Museum Ulm. Foto: StadtA Ulm, Nadja Wollinsky)

überaus fest und aus Steinen gefügt, von denen die heutigen Handwerker nicht wissen, von wo sie herbeigeschafft wurden¹². Es ist anzunehmen, dass er hier die staufische Stadtmauer des 13. Jahrhunderts beschreibt, die aus zu Buckelquadern zurechtgehauenen Kalksteinen errichtet wurde und heute noch am Weinhof in Resten erhalten ist¹³. Auch die in den 1980er Jahren verstärkt einsetzenden archäologischen Stadtgrabungen wie beispielsweise in der Neuen Straße zwischen 2001–2004 bestätigten, dass mindestens bis ins 14. Jahrhundert „für die archäologisch erfassten Untergeschosse [...] nur Kalksteine aus der Umgebung Ulms verwendet“¹⁴ wurden. In der Frühzeit der Stadtbebauung wurde also durchaus mit Naturstein gearbeitet, wie auch die Forschungen von Anne Brehm zu dem Werksteineinsatz am Ulmer Münster zeigten¹⁵. Immerhin zwei Steinbrüche nahe Ulm kann sie ausmachen, die für relativ kurze Zeiträume zum Zwecke des Münsterbaus ausgebeutet wurden¹⁶. Weitere drei Brüche hingegen waren aufgrund ihrer Zusammensetzung offenbar als Baumaterial ungeeignet und dem Kalkbrand vorbehalten¹⁷; darin liegt womöglich auch der Grund des oft postulierten Natursteinmangels in Ulm. Kalkstein war zwar offensichtlich vorhanden, die Eignung

¹² Felix *Fabri* O. P.: Traktat über die Stadt Ulm. Übersetzt und kommentiert von Folker *Reichert* (Bibliotheca Alemannica 1). Norderstedt 2014. S. 22f.

¹³ Die Mauer ist als Schalenmauerwerk aus gleichmäßigen Buckelquadern gesetzt. Vgl. *Löffler* (wie Anm. 10) S. 16. Sie wird auf 1200–1220 datiert. Vgl. dazu Günther P. *Fehring*: Ulm/Donau. Nordwürttemberg. Stadtkernbereich Weinhof. In: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 13 (1970) S. 94–96. Hier: S. 95.

¹⁴ *Bräuning/Schmidt/Schreg* (wie Anm. 8) S. 61f.- Matthias *Geyer*: Münster, Ziegel und Zement. Geologische Stadtwanderung in Ulm (Exkursion M am 30. April 2011). In: Jahresberichte und Mitteilungen des Oberrheinischen Geologischen Vereins. N. F. 93 (2011) S. 449–461. Hier: S. 458.

¹⁵ Anne-Christine *Brehm*: „von dem stain ze brechen“. Die Werksteine des Ulmer Münsters anhand der archivalischen Quellen 1417–1520 (Kleine Reihe des Stadtarchivs Ulm 12). Ulm 2015.

¹⁶ *Ebda.*, S. 22–28. Es handelt sich hier um die Steinbrüche bei Örlingen und Westerstetten.

¹⁷ *Ebda.*



Abb. 3 - Metzgerurm (um 1349), Ansicht von Süden (Foto: Claudia Eckstein).

als Grundmaterial für die Werksteinbearbeitungen hingegen war wohl nicht in ausreichendem Maße gegeben. Viele Kalksteine im Ulmer Raum zeichneten sich vielmehr durch einen hohen Mergelanteil aus, was sich im 19. Jahrhundert auch durch die dortige Ansiedlung des großen Industriezweigs der Zementherstellung äußerte¹⁸. Eine Beschaffung von geeignetem Naturstein aus weiter Ferne hingegen bedeutete einen hohen Zeit- und Kostenaufwand und war damit für die Stadt wirtschaftlich unvorteilhaft¹⁹. So ist es auch nicht verwunderlich, dass bereits im Laufe des 14. Jahrhunderts der gebrannte Stein dem Naturstein als Baumaterial für die im Zuge der Stadterweiterung in zwei Ausbauphasen errichtete Stadtbefestigung vorgezogen wurde. Dabei ist die Materialdefinition für die Mauerzüge der ersten Ausbauphase von 1316-1336²⁰ nicht ganz eindeutig²¹; spätestens aber ab der Mitte des 14. Jahrhunderts beim Bau der zweiten, vorgelagerten Mauer²² mit den heute noch vereinzelt erhaltenen Stadttürmen und -toren setzt sich der Backstein im aufgehenden Mauerwerk durch²³. Der backsteinerne Metzgerurm von um 1349 ist dabei das wohl prominenteste noch erhaltene Beispiel²⁴ (Abb. 3). Zur selben Zeit sind im Ulmer Urkundenbuch in einer Eintragung von 1345 und im ‚Roten Buch‘ der Stadt, dem ersten Gesetzesbuch Ulms aus dem 14. und 15. Jahrhundert, Strafzahlungen in Form von Mauersteinen (1345/1382) bzw. Ziegelsteinen (1376 und 15. Jahrhundert)²⁵ belegt, die Löfflers Einschätzung²⁶ zufolge dem zeitgleichen Mauerbau zugutekommen sollten. Und auch innerhalb der bereits erwähnten Stadtgrabung in

¹⁸ Geyer (wie Anm. 14) S. 450 und S. 456.

¹⁹ Zum Kostenverhältnis zwischen Naturstein und Backstein am Beispiel des Ulmer Münsters siehe auch Claudia Eckstein: Untersuchungen zum spätmittelalterlichen Backsteinbau im schwäbischen Raum. In: „Mit den wohlfeilsten Mitteln dauerhaft, feuersicher und bequem“. Sparsamkeit als Prinzip, Rationalität als Weltanschauung? (Schriftenreihe der Gesellschaft für Bautechnikgeschichte 2). Dresden 2019. S. 159-174. Hier: S. 163-166.

²⁰ Bräuning/Schmidt/Schreg (wie Anm. 8) S. 65.

²¹ Löfflers Ausführungen bleiben hier vage, lassen aber eine Natursteinmauer vermuten. Löffler (wie Anm. 10) S. 21, dort auch Anm. 1. Bräuning hingegen geht bei der Stadumwehrung von um 1316 von einer backsteinernen Mauer aus. Andrea Bräuning: Um Ulm herum. Untersuchungen zu mittelalterlichen Befestigungsanlagen in Ulm (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 23). Stuttgart 1998. S. 57. Auch nach Wöhrle handelte es sich bei dieser Mauer der ersten Stadterweiterung um eine Backsteinmauer mit Kalksteinbrocken im Mauerkerne. Karl Wöhrle: Zur mittelalterlichen Befestigung Ulms. In: UO 23 (1932) S. 36-50. Hier: S. 36. Auch gilt die backsteinerne Häuslesbrücke im Fischerviertel als Teil der ersten Ausbauphase ab 1316. StadtA Ulm, URL: <https://stadta.ulm.de/ulmer-geschichte-im-netz/wasser/verkehr-und-handel/bruecken> (Zugriff: 09.07.2019).

²² Bräuning/Schmidt/Schreg (wie Anm. 8) S. 65.

²³ Löffler beschreibt diese sehr ausführlich: „Die vordere Ringmauer bestand auf ihrer äußeren und inneren Seite ganz aus Backsteinen; in der Mitte aus Bruch- und Backsteinen, welche reichlich in Mörtel gesetzt eine Art Gußmauer bildeten.“ Löffler (wie Anm. 10) S. 57.

²⁴ Bräuning/Schmidt/Schreg (wie Anm. 8) S. 221.

²⁵ Die Begrifflichkeiten variieren in der Zeit zwischen 1345 und 1382 zwischen „Mauerstein“ und „Ziegelstein“. Im sog. Kleinen Schwörbrief von 1345 (StadtA Ulm A Urk. 1345 Juli 31. In: UUB 2/1 Nr. 280) sind lediglich Mauersteine genannt. In späteren Gesetzestexten wird der Mauerstein als Begriff bisweilen beibehalten (Art. 154 von 1382. In: Carl Mollwo: Das rote Buch der Stadt Ulm [Württembergische Kommission für Landesgeschichte 8]. Stuttgart 1905. S. 83) und an anderen Stellen durch den Begriff „Ziegelstein“ ersetzt (Art. 13 und 14 von 1376. *Ebd.*, S. 25f.). Da die Anzahl der Steine dabei ungeachtet des Begriffs in der früheren und älteren Version des Gesetzestextes gleich bleibt (10.000 bzw. 50.000 Steine), muss es sich auch um dieselben Steinarten handeln. Zudem wäre es nicht praktikabel gewesen, so viele Steine einer für Strafzahlungen notwendigerweise mehr oder minder genormten Größe aus Naturstein hauen zu lassen. Damit liegt es nahe, dass bereits 1345 Backsteine unter dem Begriff „Mauerstein“ zu verstehen sind. Vielen Dank an Dr. Wolf-Henning Petershagen für die anregende Diskussion über die Begrifflichkeiten!

²⁶ Löffler (wie Anm. 10) S. 38, dort auch Anm. 2.



Abb. 4 - Chor des Ulmer Münsters von Süden; nach der Restaurierung und Reinigung (2012-2014) ist das Baumaterial Backstein deutlich erkennbar (Foto: Claudia Eckstein).

der Neuen Straße (2001-2004) gelang es, „für das 14. Jahrhundert die Einführung des Backsteins als Baumaterial und seine wechselweise Verwendung mit Kalkbruchsteinen“²⁷ nachzuweisen. Für prominente Bauaufgaben erlangt das Material in dieser Zeit ebenfalls eine immer größere Bedeutung: 1377 wird der Bau des Münsters in Angriff genommen, dessen Umfassungsmauern am Chor, den Seitenschiffen, Obergaden und dem unteren Turmbereich heute in großen Teilen backsteinsichtig sind (Abb. 4); in den oberen Turmebenen am Martinsfenster- und Glockengeschoß bilden sie den Mauer Kern der Natursteinummantelung²⁸. Der Trend des vermehrten Backsteineinsatzes vor allem für städtische und sakrale Bauten setzt sich im 15. Jahrhundert fort. Erkennbar ist das beispielsweise an dem erhaltenen backsteinsichtigen Treppenturm des ehemaligen Kornstadels des Wengenklosters, der zwischen 1445 und 1464 errichtet wurde²⁹, und dem Büchsenstadel von 1485. Verschärfte Brandschutzbestimmungen werden zu der verstärkten Verwendung des Backsteins ihren Beitrag geleistet haben. So heißt es noch 1427, dass *gemaine* Wände³⁰ nicht mehr aus Brettern gebaut, sondern *geklaiht*, also mit Lehm verschmiert werden müssen³¹. 1612 hingegen schien mit der Aufforderung, dass derjenige, *der [...] an seines Nachbarn Haus oder blinden Wandt [...] bawen wollte [...] hart an seinem Nachbarn mit einer Steinerin Maur auffß wenigst eines halben Rigelsteins³² dick wol auffahren³³* sollte, die backsteinerne Brandmauer Pflicht geworden zu sein. Auch wurde festgesetzt, dass *hinfu(e)ro kein Gibelnoch Winckelmaur mehr in die Rigel³⁴ sonder von ganzem Stein und Maurwerck gemacht gebawt soll werde(n) bey straff zehen Guldin die so wol der Zim(m)erman und Maurer als der Bawherr zu bezahlen verfallen sein sollen³⁵*. Dies illustriert, wie stark der Backstein auch in den nach außen nicht sichtbaren Mauerstrukturen der regulären Wohnbebauung in Gebrauch war. Gleichzeitig hält der gebrannte Stein mit dem Einsatz von Reliefziegeln auch Einzug in die Fassadengestaltung, was sich im 16. Jahrhundert zu erstaunlichen Formen steigert. Meist mit einer Fassung oder Putzschicht versehen, sind diese Elemente, genauso wie das reine Backsteinmauerwerk, häufig nicht als Bauteile aus gebranntem Lehm identifizierbar. Somit repräsentieren die gegenwärtig backstein-

²⁷ *Bräuning/Schmidt/Schweg* (wie Anm. 8) S. 62.

²⁸ Seit 2015 arbeitet die Verfasserin im Auftrag des LAD Baden-Württemberg an der Erforschung der mittelalterlichen Geschoße des Ulmer Münsterturms (Projektkooperation zwischen dem Fachbereich Bau- und Bauforschung der Universität Bamberg und dem LAD; Leitung: Prof. Dr.-Ing. Stefan Breitling). Im Zuge der Baumaßnahmen waren dabei immer wieder Blicke in das Mauerinnere des Glockengeschoßes möglich, die ein meist ordentlich geschichtetes Backsteinmauerwerk als Mauer Kern erkennen ließen.

²⁹ Max *Ernst*: Wengenkloster und Wengenkirche in Ulm. In: UO 30 (1937) S. 85-119. Hier: S. 103.

³⁰ Vermutlich zu verstehen als Kommuwand, also eine Wand, die zwei Bauten gleichzeitig zugehörig ist. Damit war laut Heilmann aber zunächst nur die gemeinsame Wand im Dachbereich gemeint. Im Zuge der mittelalterlichen Brandschutzmaßnahmen wurden giebelständige Häuser häufig durch Firstdrehung zu traufständigen Häusern transformiert, wodurch die nun seitlichen Dachgiebel zur gemeinsamen Giebelwand mit dem Nachbardach wurden; diese Wände durften zunächst noch aus Holz errichtet werden. Die eigentliche Brandmauer aus nicht brennbarem Material wird erst in der Frühen Neuzeit eingeführt. Sylvia *Heilmann*: Entwicklung des Brandschutzes in Deutschland vom späten Mittelalter bis zur Moderne. Dresden 2015. S. 113.

³¹ StadtA Ulm A [5710] fol. 4r: [...] *dbain [kein] zymmerman hie zu ulme dhain gemaine wannnd von prittern nieman mer pawen noch machen unnd sullen die alle in sollichermaße machen daz man sy baidenthalb klaiibe [...]*. Ulmer Bauordnung von 1427.

³² *Riegelstein* = Backsteintyp (vgl. unten Abschnitt 4.5 Steintypen).

³³ StadtA Ulm A 3707 S. 4: Ulmer Bauordnung von 1612.

³⁴ *In die Rigel* = aus Fachwerk.

³⁵ StadtA Ulm A 3707 S. 24: Ulmer Bauordnung von 1612.



Abb. 5 - Backstein mit Lilienrelief, rot überfasst; die Maße betragen etwa 42 x 24 x 7 cm. Der eingetiefte Abdruck auf der linken Seite stammt vermutlich von einem Tier, das während der Trocknung über den Stein lief (Museum Ulm. Foto: Claudia Eckstein).

sichtigen Bauten im Ulmer Stadtraum lediglich einen Bruchteil der tatsächlich aus Backstein bestehenden Bausubstanz.

2.2 Tönerne Zierformen im Ulmer Stadtraum im 15. und 16. Jahrhundert

Selten ist heute ermittelbar, in welcher Gestalt sich die backsteinernen Bauten damals präsentierten. Es spricht jedoch einiges dafür, dass sie mehrheitlich unter Putzschichten verborgen waren³⁶. Eine offenbar für Ulm typische Steigerung der einfachen Verputzung bestand in der im 16. Jahrhundert häufig verwendeten freskalen Gestaltung vieler Bauten, die sich am Rathaus im mehrfach wiederhergestellten Zustand von 1539/40 noch heute zeigt³⁷. Die über die Funktionalität hinausgehende Bedeutung des Baumaterials wird vor allem in Anbetracht

³⁶ „Bruchsteinmauerwerk und Backstein wurden vorzugsweise verputzt und vielfach durch Malerei belebt.“ Hellmut *Pflüger*: Ulm. Das alte Stadtbild in Fotos 1860-1963. Neu-Ulm ²1963. S. 5. Beispielsweise konnte am Chor des Ulmer Münsters festgestellt werden, dass der Fugenmörtel an vielen Stellen über die Steine verstrichen war und das Mauerwerk damit wohl weniger deutlich als Backsteinmauerwerk zur Geltung kam. Stefan *Breitling*/Tobias *Apfel*/Claudia *Eckstein*: Bauforschung am Ulmer Münster 2012 bis 2017. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege 1 (2018) S. 32.

³⁷ *Koepf* (wie Anm. 3) S. 148. Ein weiterer bedeutender Bau mit freskaler Verzierung war das Herdbrucker Tor von 1348; die Fresken sind auf Hartmann Schedels Stadtansicht Ulms von 1493 deutlich erkennbar. *Koepf* (wie Anm. 3) S. 79.



Abb. 6 - Portal an der Südseite des ehem. Roth'schen Hauses (Südwestflügel des Rathauses) mit Lilienfries. Das Gebäude wurde um 1900 abgebrochen (StadtA Ulm).

charakteristischer Schmuckformen des Ulmer Stadtraums wie Ziergiebeln³⁸ oder Friesen deutlich, die mit dem bei Ulm verfügbaren Natursteinvorkommen wohl kaum in der Form hätten ausgeführt werden können. Die heute backstein-sichtigen Kielbogen-Blenden am Büchsenstadel vermitteln einen Eindruck der einst in zahlreichen Spielarten verbreiteten Fassadengestaltung. Weiterhin sind die sogenannten Lilienziegel³⁹ eine Ulmer Besonderheit, die bereits 1925/26 als regionale Schmuckform beschrieben wurden⁴⁰. Es handelt sich hierbei um rechteckige Tonplatten, die in ihrer Größe den Backsteinformaten ähneln und die auf ihrer Oberfläche ein Relief in Form einer gotischen Zierform mit Lilienblüte⁴¹ aufweisen (Abb. 5). Nebeneinander verbaut ergeben diese Steine einen sogenannten Lilienfries, der durch die Aneinanderreihung der Einzelsteine

³⁸ Eine Zusammenstellung der zahlreichen, zum großen Teil zerstörten Bauten mit Ziergiebeln des 15. und 16. Jahrhunderts bei *Koepf* (wie Anm. 3) S. 15-17.

³⁹ Zu den Lilienziegeln arbeitet die Verf. in derzeit in ihrer Dissertation zum spätmittelalterlichen Backsteinbau in Bayerisch-Schwaben. Vgl. hierzu auch *Eckstein* (wie Anm. 19) S. 170-173.

⁴⁰ *Weisser* (wie Anm. 6).- August *Schradin*: Der Ulmische Lilienfries. In: *Ulmische Blätter für heimatische Geschichte, Kunst und Denkmalpflege* 2 (1926) S. 79. Herzlichen Dank an Christian Kayser für den Hinweis auf den Artikel von Schradin.

⁴¹ Es handelt sich hier um die nach unten gedrehte Darstellung einer Schwertlilie.



Abb. 7 - Giebel des ehemaligen Kornstadels des Wengenklosters (1445-1464)
(Photo-Atelier Viktoria Ulm, 1863; Abb. aus: *Pflüger* [wie Anm. 36] Abb. 78).

Kleeblattbögen mit Lilienenden ausbildet. Diese Zierform ist ein häufig verwendetes Motiv der Spätgotik und findet sich an zahlreichen Bauten dieser Zeit auch aus Naturstein gearbeitet⁴² oder in Form einer farblichen Fassung; die Besonderheit der regionalen Lilienfriese besteht aber in der Materialität, die sich zumeist unter Farbschichten verbirgt und lediglich durch die regelmäßigen Fugen an den Plattengrenzen und partielle Farbabplatzungen verrät. Verbaut sind sie in Ulm gegenwärtig noch an Objekten in der in Platzgasse⁴³, Hahnengasse⁴⁴ und am Erker der Alten Bierhalle; dabei ist aber nicht immer davon auszugehen, dass der heutige Verbauungsort auch dem ursprünglichen entspricht. Auch sind einige

⁴² In Ulm ist beispielsweise an den Traufen der Seitenschiffe des Ulmer Münsters dieses Motiv in Sandstein gefertigt. Der Fries ist vermutlich im 19. Jahrhundert erneuert worden, beruht älteren Fotografien zufolge aber auf einer motivgleichen Gesimsgestaltung vor der großen Restaurierungsphase.

⁴³ Herzlichen Dank an Dr. Stefan Uhl und Jörg Schmitz (Stadt Ulm, Denkmalpflege - Stadtbildgestaltung) für die Informationen zu den Lilienziegeln und die Begehung des Objekts.

⁴⁴ Hier im Zuge von Sanierungsarbeiten im Jahre 1977 (i) erneuert. Herzlichen Dank an Herrn Wacker und Dr. Stefan Uhl für die Bereitschaft, die Friesplatten für meine Untersuchung zugänglich zu machen und die freundliche Unterstützung in Form weiterer nützlicher Informationen.



Abb. 8 - Erhaltener Treppenturm des ehemaligen Kornstadels des Wengenklosters mit Reliefziegeln unter der Traufe (Foto: Claudia Eckstein).

lose Reliefsteine an verschiedenen Orten in Ulm erhalten, die häufig nicht mehr ihren Ursprungsobjekten zugeordnet werden können⁴⁵. Auf der anderen Seite zeigen einige historische Photographien wie beispielsweise jenes vom ehemaligen Roth'schen Haus⁴⁶ am Rathaus (Abb. 6) heute nicht mehr erhaltene Objekte, die einst ein Lilienfries zierte; es zeigt sich also, dass die Reliefplatten im Stadtbild zu früheren Zeiten weit häufiger vertreten waren als heute⁴⁷. Das Verbreitungsgebiet der Lilienziegel beschränkt sich aber nicht auf den Ulmer Stadtraum; bereits Weisser beschreibt 1925 zahlreiche Bauten mit diesem tönernen Bauschmuck im Ulmer Umland⁴⁸. Doch nicht nur unter dem Gesichtspunkt des Verbreitungsgebiets ist die bei Klaiber und Wortmann geäußerte Vermutung,

⁴⁵ Dazu zählen die etwa 20 Lilienziegel unbekannter Herkunft, die sich im Depot des Museums Ulm befinden (vgl. Abb. 5). Herzlichen Dank an Dr. Eva Leistenschneider (Museum Ulm) für die Möglichkeit, die Lilienziegel untersuchen zu können.

⁴⁶ Das Roth'sche Haus (um 1480; auch Alte Stadtschreiberei genannt) bildete den südwestlichen Flügel des Rathauses; es wurde 1899-1905 abgebrochen und in alter Kubatur wieder aufgebaut. *Stadt Ulm* (Hg.): Das Rathaus. Baudokumentation anlässlich der Neueröffnung nach dem Umbau von 1987 bis 1989. Ulm 1990. S. 59–65. Da die Lilienziegel in ihrer Ausformung jenen im Depot des Ulmer Museums gleichen (vgl. Abb. 5), ist es nicht ausgeschlossen, dass sie im Zuge der um 1900 erfolgten Abbrucharbeiten geborgen und in das Museumsdepot verbracht wurden.

⁴⁷ Als weiterer nicht mehr erhaltener Bau mit Lilienfries ist das undatierte Gebäude ehem. Steingasse 8 (sog. Gurrenhof des Spitals) auf historischen Fotos identifizierbar. *Pflüger* (wie Anm. 36) S. 22-23 und S. 26 mit Abb. 58 und Abb. 75.

⁴⁸ *Weisser* (wie Anm. 6).



Abb. 9 - Terrakotta-Aufsätze an der Ostseite des Ulmer Rathauses. Die heutigen Elemente sind Nachbildungen der Terrakotten des 16. Jahrhunderts (Foto: Claudia Eckstein).

die Lilienplatten stammten „wohl aus dem Ulmer Ziegelstadel“⁴⁹, anzuzweifeln; auch die Ausgestaltung der einzelnen Friese gibt Anlass, die Frage nach der oder den Produktionsstätte(n) näher zu ergründen⁵⁰. Eine Abwandlung vom Lilienfries war am Südgiebel des heute nicht mehr erhaltenen, zum ehemaligen Wengenkloster gehörigen Kornstadels (1445-1464) verbaut (Abb. 7); der einfache Kleeblattbogenfries aus Tonplatten fand sich „in der Form nur am Wengenkloster“⁵¹ und ist am überkommenen Treppenturm des damaligen Kornstadels unter der Traufe noch erhalten (Abb. 8). Das Formenrepertoire der Relief- und Formziegel steigerte sich im 16. Jahrhundert deutlich, als am Rathaus und anderen zeitgleichen, nicht mehr erhaltenen Gebäuden aufwändige Terrakottaelemente verbaut wurden⁵² (Abb. 9). Auch scheinen Formziegel als „Stirnwand von Schleppegauben mit Zieröffnung“ ebenso Anwendung gefunden zu haben wie „fein durchgebildete Tonornamente [...] als Konsolendetails“⁵³.

⁴⁹ Hans Andreas *Klaiber*/Reinhard *Wortmann*: Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm ohne die Gemarkung Ulm (Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg 10). München 1978. S. 14.

⁵⁰ Dieser Aspekt ist Bestandteil der in Entstehung begriffenen Dissertation der Verf.in (vgl. Anm. 39).

⁵¹ *Pflüger* (wie Anm. 36) S. 27 und Abb. 78 (Abbildung des Giebels).

⁵² *Koepf* (wie Anm. 3) S. 154. Historische Photographien zeigen, dass die heute am Rathaus verbauten Terrakotten vermutlich Nachbildungen des 19. Jahrhunderts sind.

⁵³ *Pflüger* (wie Anm. 36) S. 7.

3 Die spätmittelalterliche Backsteinproduktion in Ulm – Materialversorgung einer wachsenden Stadt

3.1 Verortung der Rohstoffe und der Ziegelstadel⁵⁴

Der im 13. Jahrhundert bereits vereinzelt nachweisbare Beginn der Backsteinverwendung steigerte sich im 14. Jahrhundert also im Zuge des Stadtwachstums mit der Errichtung zahlreicher bedeutender sakraler und städtischer Bauten und dem Bau der neuen Stadtbefestigung. Allein für die etwa ab der Mitte des 14. Jahrhunderts errichtete zweite Stadtumwehrung wurde eine Unmenge an Backsteinen benötigt; das nach Löfflers Beschreibung zweischalige Mauerwerk mit einem Kern aus Bruch- und Backsteinen hätte bei der etwa 3.400 m langen Mauer wohl bereits allein für die Backsteinschalen über 3 Mio. Steine verschlungen⁵⁵. Es bedurfte einer funktionierenden Materiallogistik bestehend aus verfügbaren und geeigneten Rohstoffquellen und stadtnahen Produktionsstätten, um solche Massen bereitstellen zu können. Und auch die beschriebenen Strafbauten in Form von Mauersteinen, die seit 1345 belegt sind⁵⁶, erklären sich aus dem hohen Materialbedarf und finanziellen Aufwand, den diese Bauaufgabe bedeutete. Historische Flurbezeichnungen und diverse Quellen deuten darauf hin, dass diese Produktionsstätten mit teilweise langer Bestandszeit bis ins 19. Jahrhundert westlich vor den Toren der Stadt positioniert waren⁵⁷ (Abb. 10); so werden immer wieder das als westliches Stadttor im 14. Jahrhundert errichtete Glöcklertor und der südwestlich vor diesem Tor verortete Galgen bzw. Galgenberg als in nächster Nähe liegend genannt. Dass Ulm in der Region auch über geeignete Tonvorkommen verfügte, wird in Oberamtsbeschreibungen des 19. Jahrhunderts mehrfach erwähnt. So schreibt Memminger 1836, dass „am östlichen Ende des Kuhberges⁵⁸ bei Ulm [...] eine reichliche Thongrube [ist], welche die Ziegelhütten von Ulm mit Material versorgt“⁵⁹. Über die Qualität dieser besagt eine weitere Oberamtsbeschreibung 1897, dass der „vorzügliche [...] Lehm,

⁵⁴ Laut dem ‚Schwäbischen Wörterbuch‘ sind die Bezeichnungen „Ziegelstadel“ und „Ziegelhaus“ mit der in der Literatur häufiger anzutreffenden Bezeichnung „Ziegelhütte“ synonym zu verwenden, allesamt in der Bedeutung „Ziegelei“. Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch. Bde. 1-6.2. Tübingen 1901-1936. Hier: Bd. 6.1 Sp. 1177f.

⁵⁵ Die Steinanzahl beruht auf einer ideal-hypothetischen Berechnung, die lediglich eine grobe Vorstellung geben soll, in welcher Größenordnung die Steinmengen liegen. Die Ermittlung beruht auf den Angaben von Löffler für die „vordere Ringmauer“ des Mittelalters, mit der die ab der Mitte des 14. Jahrhunderts errichtete Mauer gemeint sein wird. Sie hatte nach seinen Berichten eine Höhe von durchschnittlich 11,50 m und eine Stärke von 3 m. Löffler (wie Anm. 10) S. 39. Die Backsteine hatten eine Größe von 34,5 x 17 x 6 cm. *Ebda.*, S. 57. Die Gesamtlänge der ersten Mauer von 1316 bestimmt er mit etwa 3400 m. *Ebda.*, S. 18. Die ab den 1340er Jahren errichtete Mauer dürfte dieser in der Länge in etwa entsprechen haben. Die Berechnung legt einen hypothetisch angenommenen Läufer-Binder-Verband und eine Fugenstärke von 2,5 cm zugrunde, die in der Form am Metzgerurm (Mitte 14. Jh.) festgestellt werden können. In der Berechnung werden Tortürme- und Öffnungen nicht berücksichtigt. Legt man statt dem von Löffler überlieferten Format die am Metzgerurm ermittelbare Steingröße von 38,5 x 17,5 x 7 cm zugrunde, wären mit etwa 2 Mio. Backsteinen ein Drittel weniger Steine benötigt worden. Das Steinformat hatte bei diesen enormen Bauaufgaben also einen erstaunlich großen Einfluss auf die benötigte Steinmenge.

⁵⁶ Vgl. Abschnitt 2.1.

⁵⁷ Ziegeleien wurden aufgrund der von ihnen ausgehenden Feuersgefahr stets außerhalb der Stadt errichtet. Willi Bender: Vom Ziegelgott zum Industrieelektroniker. Geschichte der Ziegelherstellung von den Anfängen bis heute. Bonn 2004. S. 57.

⁵⁸ Der Kuhberg schließt westlich an den Galgenberg an.

⁵⁹ Johann Daniel Georg Memminger: Beschreibung des Oberamts Ulm. Stuttgart/Tübingen 1836. S. 24.

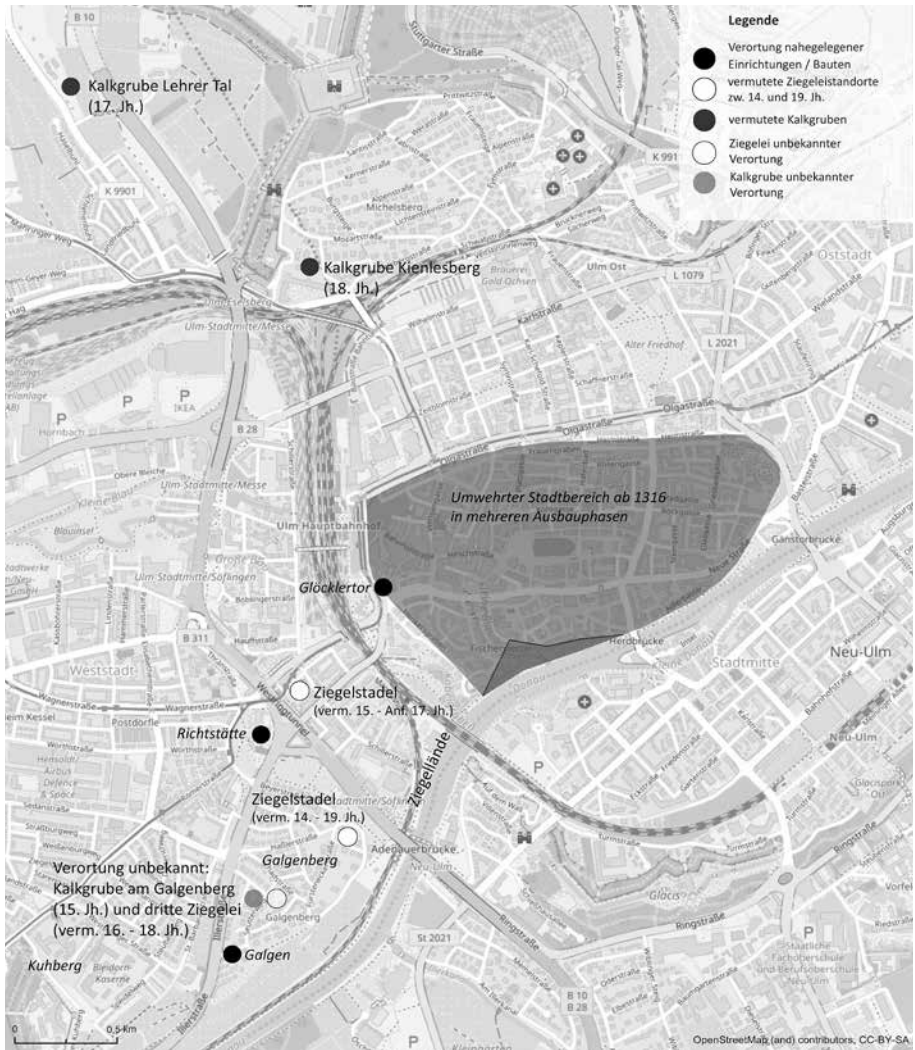


Abb. 10 - Angenommene Verortung der ehemaligen Ziegeleien und Kalkgruben; Rekonstruktion nach Bild- und Schriftquellen (Karte: Claudia Eckstein 2019; OpenStreetMap).

welcher an Ort und Stelle in reicher Menge sich findet, [...] die Herstellung ausgezeichneter Waren von schöner, gleichmäßiger Färbung und bestem Klang [ermöglicht]“⁶⁰. Auch Leube verweist bereits 1839 ausführlich auf die Qualitäten der verschiedenen Ulmer Tonerden, die sich für unterschiedliche Zwecke nutzen ließen⁶¹. Dass die Lehmvorkommen bereits im Mittelalter bekannt waren und dementsprechend genutzt wurden, zeigen Quellen, in denen sogenannte Leim-

⁶⁰ *Statistisches Landesamt*: Beschreibung des Oberamts Ulm. Bd. 2. Stuttgart 1897. S. 358.

⁶¹ Er unterscheidet zwischen Lehm, Letten und reinem Ton. Der Lehm lag seiner Beschreibung nach nahe der zu seiner Zeit noch in Betrieb befindlichen Ziegelhütte, sei aber mit einer geringen Menge an Salzen versetzt. Dies erforderte, „[...] den Lehm zum Behufe der Ziegelbereitung im Winter zu graben und an der Luft

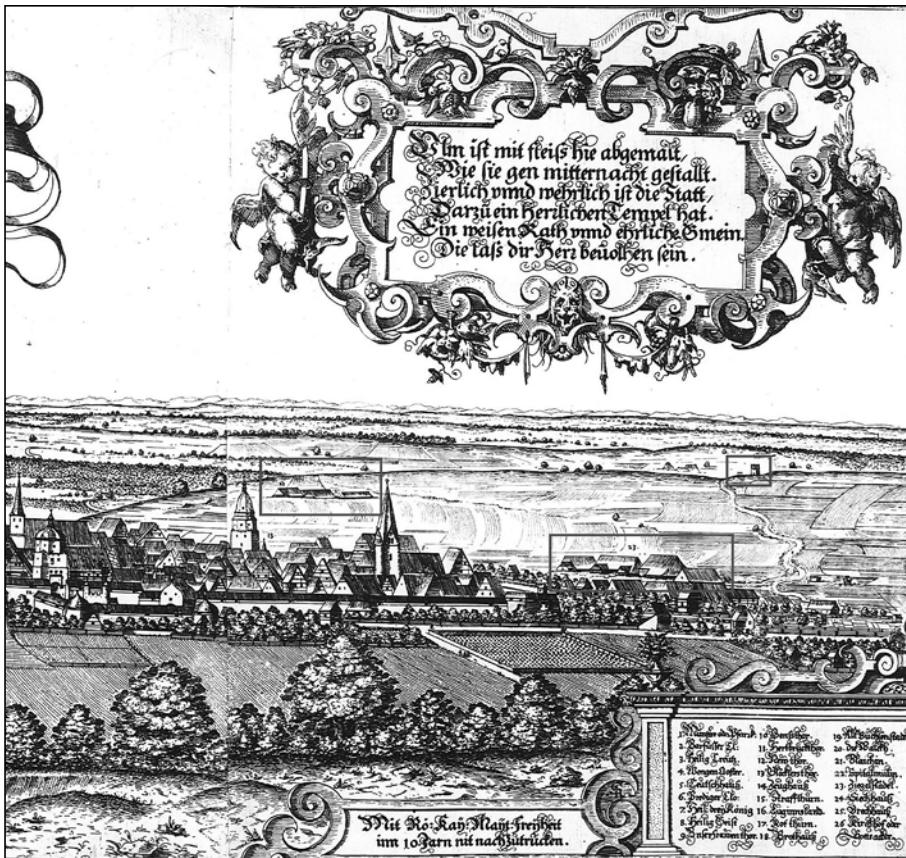


Abb. 11 - Ulm von Norden Richtung Galgenberg, Ausschnitt eines Stichs von Jonathan Sauter, 1593. Erkennbar sind zwei Ziegeleien (grau umrahmt; bez. mit 23): rechts die Ziegelei vor dem Glöcklertor; links die Ziegelei auf dem Galgenberg. Im Hintergrund die Richtstätte und der Galgen (beides klein umrahmt rechts im Bild). (Originalplatte verschollen, Photographie Stuttgart Staatsgalerie).

bzw. *Layngruben*⁶² Erwähnung finden, von denen eine beispielsweise 1446 vor dem Glöcklertor belegt ist⁶³. Die erste konkrete Erwähnung einer Ulmer Ziegelei stammt aus dem Jahre 1353⁶⁴ und bezeugt mit der Beschreibung *sint d[a]z d(e)n stukk der zehend uf dem stukk hinder dem ziegel stadel bis an den galgen und enunt* [jenseits, also hier: jenseits des Galgens] *her wider bi der thuonow* [Donau] *bis an die zuon* [Zaun]⁶⁵ eine Nähe zum städtischen Galgen, der am Ausläufer des

liegen zu lassen, damit durch Regen und Schnee die löslichen Salze nach und nach hinweggeführt werden.“ Gustav *Leube*: Geognostische Beschreibung der Umgegend von Ulm. Ulm 1839. S. 60. Der Letten diente den Töpfern zur Herstellung nicht-feuerfesten Geschirrs; Ton wiederum wurde für feuerfestes Geschirr oder Glasuren verwendet. *Ebda.*, S. 61f.

⁶² *Leim*, in den Quellen auch *Layn/Lain*, ist die oberdeutsche Bezeichnung für Lehm. DWb 12 (1885) Sp. 697.

⁶³ „Jos Ulmer Bürger zu Ulm verkauft [...] seinen Acker vor dem Glöglerthor bei der Layngrub [...]“ Friedrich *Pressel*: Nachrichten über das ulmische Archiv. In: UO. Verhandlungen 2 (1870) S. 20-42. Hier: S. 25.

⁶⁴ *Bräuning/Schmidt/Schreg* (wie Anm. 8) S. 295.

⁶⁵ StadtA Ulm A Urk. Nr. 197 1353 Febr. 1.



Abb. 12 - Johann Michael Frey, 1794. Ansicht nach Südwesten Richtung Galgenberg mit dem damaligen Ziegelstadel (StadtA Ulm).

Galgenbergs verortet war⁶⁶. 1465 wird offenbar eine zweite Ziegelei in der Nähe der Enthauptungsstätte beschrieben⁶⁷, die nahe vor dem Glöcklertor in etwa im Bereich des heutigen Sophie-Scholl-Gymnasiums lag⁶⁸. Knapp ein Jahrhundert später lässt auch die Chronik des Sebastian Fischer auf mehrere in dem Bereich angesiedelte Ziegeleien schließen, indem er 1552 über die Ereignisse des Fürstentkrieges schreibt: *Als bald die feind hinweg kamen, thet man das blockhaus under glegkler tor hinweg, brach man gleych alle ziegelstedel ab, und bald darnach macht man ain newen ziegelstadel, In die laingrub form gleckler thor, das zimerwerck fieng man an auffrichten am Montag der 13 tag brachmonat* [13. Juni 1552]⁶⁹. Dass auch nach der beschriebenen Zerstörung mindestens zwei, möglicherweise neu errichtete Ziegeleien westlich vor Ulm lagen, ist einer Stadtansicht von 1593 zu entnehmen (Abb. 11); hier sind zwei Ziegelstadel zu erkennen, einer auf dem Galgenberg⁷⁰ und einer offenbar etwas näher vor dem Glöck-

⁶⁶ Schefold/Pflüger (wie Anm. 2) S. 63.

⁶⁷ *Ain gart[en] by de(r) höbt stat am ziegelstadel* [...]. StadtA Ulm, C2-26 fol. 19r bzw. 11: Zinsbücher der Deutschordenskommande. Bei der *höbt stat* handelt es sich um die städtische Richtstätte, in der Todesurteile durch das Schwert vollstreckt wurden

⁶⁸ Zitiert nach URL: <https://stadtarchiv.ulm.de/ulmer-geschichte-im-netz/kirchen/reichsstadtzeit-bis-1802/hexenverfolgung-aberglaube> (Matthias Grotz, StadtA Ulm) (Zugriff: 25.03.2019).

⁶⁹ *Sebastian Fischer Chronik* von 1554. Zitiert nach: Carl Gustav Veesenmeyer: Sebastian Fischers Chronik besonders von ulmischen Sachen. In: UO 5-8 (1896) Bl. 440b S. 238.

⁷⁰ Der Ziegelstadel befand sich der historischen Bildquelle von Jonathan Sauter von 1593 (vgl. Abb. 11) zufolge vermutlich etwa in dem Bereich des heutigen Galgenbergwegs bzw. bei der Fürsteneckerstraße.

lertor⁷¹ (Abb. 10). In Quellen derselben Zeit wird entsprechend in den *unteren* und *oberen* Ziegelstadel unterschieden⁷². Spätestens ab 1611 ist in einer Verordnung eine dritte städtische Ziegelei unbekanntens Standorts belegt, die als *Neuer Ziegelstadel* bezeichnet wird⁷³. Aber bereits in einem Werkmeisterbericht von 1537⁷⁴ wird das Brennverhalten und der Holzverbrauch dreier Ulmer Ziegler beschrieben, was darauf hindeutet, dass ein dritter Produktionsbetrieb bereits im 16. Jahrhundert existierte, der jedoch jedes Anhaltspunktes einer konkreten Verortung entbehrt. Laut Schefold/Pflüger wurde die Ziegelei vor dem Glöcklertor 1631 im Zuge eines erneuten Festungsausbaus abgebrochen⁷⁵. Im 18. und 19. Jahrhundert wird in den Stadtbeschreibungen überwiegend von nur noch einer produzierenden Ziegelei nahe der Stadt berichtet⁷⁶; sie ist 1794 auf der Radierung von Johann Michael Frey zu sehen (Abb. 12) und könnte mit dem heutigen Standort des „Fürsteneckerhofes“⁷⁷ übereinstimmen. Laut Oberamtsbeschreibung von 1897 wurde diese Ziegelei, deren Kubatur sich in dem heutigen Gebäude „Fürsteneckerhof“ noch abzuzeichnen scheint, 1860 aufgrund der ausgebeuteten Lehmgrube in einen Wirtschaftsbau umgewandelt⁷⁸. Insgesamt ist westlich Ulms also eine Standortkontinuität des ziegelproduzierenden Gewerbes bestehend aus zeitweilig bis zu drei Betrieben auf engem Raum spätestens seit der Mitte des 14. Jahrhunderts bis in das 19. Jahrhundert nachweisbar.

3.2 Bausteine für das Ulmer Münster – Der Ziegelstadel „Unserer Lieben Frau“

3.2.1 Organisation der Münsterziegelei

In Anbetracht des hohen Bedarfs an Backsteinen ist die um 1600 belegte Existenz von drei Ziegeleien nahe Ulm durchaus plausibel. Da die Nachfrage nach Baumaterial erwiesenermaßen schon im 14. und 15. Jahrhundert sehr hoch gewesen sein muss, ist es denkbar, dass die Standortkontinuität zumindest des unteren und oberen Ziegelstadels auch in diese früheren Zeitschichten zurückreicht.

⁷¹ Schefold/Pflüger verorten diesen Ziegelstadel an der heutigen Kreuzung Schillerstraße/Ehingerstraße. *Schefold/Pflüger* (wie Anm. 2) S. 63.

⁷² 1574 heißt es: *beim oberm Ziegerstadel* [!] (Ulmer Pfandbuch 1574 fol. 301) und 1588 *beim Undernziegelstadel* (Ulmer Pfandbuch 1588 fol. 423). Beide Angaben zitiert nach: Peter Löffelad: Flurnamen der Stadt Ulm und deren Bedeutung. Gemarkungen Ulm, Söflingen und Grimmelfingen (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 8). Ulm 1992. S. 108.

⁷³ *Instruction und Ordnung auf eines Er(bahren) Raths verordneten über die ziegelstädel* (1612). StadtA Ulm A [6550] fol. 195r-199v. Hier: fol. 198v.

⁷⁴ *Der werckmeister bericht deß ziegelbrennens halber*, (1537). StadtA Ulm A [3149] Qu. 4.

⁷⁵ *Schefold/Pflüger* (wie Anm. 2) S. 63. Das passt in etwa mit dem um 1625 datierten Bericht des Heinrich Schickhardt zusammen, der zu diesem Zeitpunkt von nur noch zwei existierenden Ziegeleien schreibt: *Die herren zu ulm haben zwo ziegel hütten (Ulm, Kalg, ziegel und gebachenstein Mitt dorff erden zu Brinnen wie diser zeitt zu Ulm mit gromem Nutzen geschicht*. HStA Stuttgart N 220 T 40 01 Bl. 2, um 1625). Zu Schickhardt vgl. Abschnitt 4 und Anm. 116.

⁷⁶ Michael Dieterich: Beschreibung der Stadt Ulm. Ulm 1825. S. 5f.- Herkules Haid: Ulm mit seinem Gebiete. 1786. S. 11. Nach Leube/Leube lagen 1843 noch zwei Ziegeleien bei Ulm: „Im Umkreise von Ulm, auf eine Entfernung von nicht einer Stunde, liegen fünf Ziegelhütten, zwei an der Stadt, zwei bei Söflingen und eine bei Pfuhl; [...]“. Wilhelm Leube/Gustav Leube: Untersuchungen über das mineralische Material der Umgegend von Ulm in betreff seiner Verwendbarkeit für Bauzwecke und insbesondere seiner Bedeutung für den Festungsbau. Ulm 1843. S. 63.

⁷⁷ Der Fürsteneckerhof liegt an der Fürsteneckerstraße/Kargweg.

⁷⁸ *Statistisches Landesamt* (wie Anm. 60) S. 344f.- Stefan Uhl: Der ehemalige Ziegelstadel Fürstenecker Straße 5 und 7. In: Stefan Uhl/Hans-Jürgen Bleyer: Hinter Mauern. Bauforschung im Alb-Donau-Kreis und in Ulm. (Alb und Donau. Kunst und Kultur 48) S. 198-204. Hier: S. 198.

Eine dieser Ziegeleien könnte für eine gewisse Zeit zudem einer ganz besonderen Bauaufgabe verpflichtet gewesen sein: Erstmals 1465 erscheint in den Quellen ein unser *fröwe(n) zygel stadel*⁷⁹, für den von 1482 bis 1509 Verpachtungsurkunden des Pfarrkirchbaupflegamts⁸⁰ an diverse Ziegler erhalten sind. Verschiedene Quellen legen die Vermutung nahe, dass diese Ziegelei vor dem Glöcklertor lag⁸¹, sodass es durchaus denkbar ist, in dem 1593 abgebildeten Ziegelstadel vor dem Glöcklertor (vgl. Abb. 11) den ehemaligen Produktionsort großer Teile des Münster-Baumaterials zu erkennen. Einige Ziegler erscheinen gemäß des Bestimmungsortes ihrer Produkte als „*Unserer-Lieben-Frau*“-Ziegler in den Quellen und sind dazu angehalten, den *unnsern frawn nutz zufurdern unnd iren schaden ze wendden*⁸² sowie den Pflegern des Pfarrkirchenbaupflegamts *guten zug [Zeug] [...] der dem dem (!) kirchenmaister [Baumeister] gefällig ist und wol gebrant ist*⁸³ zu liefern. Die Pachturkunden geben Auskunft über die Pachtbedingungen und den Pachtzeitraum von stets drei Jahren. Einer der Münsterziegler scheint allerdings weit über die drei Jahre hinaus dem Münsterbau gedient zu haben; der Name des *lieb[e]n frow*-Zieglers „Hans Öser“ und eines gleichnamigen jüngeren Familienmitglieds, dem „jungen Öser“⁸⁴, tritt in den Rechnungsbüchern des Pfarrkirchbaupflegamts zwischen 1418 und 1471 immer wieder in Erscheinung. Neben den zahlreichen belegten Steinlieferungen für die Münsterbaustelle ist den Rechnungen auch zu entnehmen, dass Öser von jedem Brand, den er durchführte, ein sogenanntes Ofenrecht in Form von 2.000 Backsteinen und 50 Imi⁸⁵ Kalk direkt an das Pfarrkirchenbaupflegamt abzuführen hatte, wofür er im Gegenzug 3 Pfund Heller⁸⁶ erhielt. Gleichzeitig weisen

⁷⁹ *Us aim garten lit ander lindon by unser fröwen zygel stadel un an Jossen Obelniss garten.* StadtA Ulm C2- 26 fol. 19r bzw. 11: Zinsbücher der Deutschordenskommende. Löffelad führt ebenfalls eine Ziegelei *unser Frawen* auf; seine früheste Belegstelle datiert allerdings erst auf 1490. Peter Löffelad (wie Anm. 72) S. 178.

⁸⁰ Das von zwei Ratsältesten und einem bürgerlichen Ratsmitglied bekleidete Pfarrkirchenbaupflegamt war als „oberste reichsstädtische Religions- und Kultusbehörde“ (StadtA Ulm, A Rep. Nr. 13, Pfarrkirchenbaupflegamt Nr. 1 S. IV) der Bauhütte des Ulmer Münsters übergeordnet und hatte neben der Verwaltung der Finanzen, des Vermögens und der Besitzungen der Pfarrkirche auch für die Erbauung und den Unterhalt weiterer Kirchen, Pfarr- und Schulhäuser sowie anderer Amtsgebäude Sorge zu tragen.

⁸¹ Der letzte belegte Ziegler der Münster-Ziegelei ist 1509 Michel Mayer, der nach einer Akte des Eid- und Ordnungsbuchs 1523 von dem Ziegler Andreas Spitzenberg abgelöst wird. StadtA Ulm A [6967] fol. 203r.- *Ebda.*, A [6542] fol. 248r. Innerhalb des Pachtvertrags für Spitzenberg wird erwähnt, dass die Ziegelei vor dem Glöcklertore liegt: *Meine Herren Stettrechner [...] haben Jacoben Spitzenberg den ziegelstadel vor dem Glöcklerthor, so yetzo jungst Michel Mair gehapt hatt, ain jar das nechst nach disem bestannnd kunfftig geliben.* *Ebda.* Vorausgesetzt, Mayer arbeite von 1509 bis 1523 in derselben, nun in Besitz der Stadt befindlichen Ziegelei, wäre die Münster-Ziegelei vor dem Glöcklertor verortet gewesen.

⁸² Dieser Passus, das Pfarrkirchenbaupflegamt in seiner Arbeit zu unterstützen und Schaden von ihm zu wenden, ist jedem Pachtvertrag vorangestellt.

⁸³ Diese Formulierung entstammt einer Ziegelstadel-Verpachtungsurkunde vom 15. Jan. 1490. StadtA Ulm A [6967] fol. 96v.

⁸⁴ 1456 ist vom „jungen Öser“ die Rede, sodass es sich hier vermutlich um zwei Generationen handelt: [...] *mit dem jungen Össer unser lieben frow ziegler.* StadtA Ulm A [6967] fol. 2r.

⁸⁵ Imi ist ein altes Hohlmaß und entsprach laut *Fischers* Schwäbischem Wörterbuch „4 Müttlein [...] = 2/3 württ. Scheffel = 115-119 Liter.“ *Fischer*, Schwäbisches Wörterbuch 4 (wie Anm. 54) Sp. 21. Nach *Der Stadt- und der Landkreis Ulm* entsprach 1 Imi 112,84 - 116,29 Liter (*Der Stadt- und der Landkreis Ulm*. Amtliche Kreisbeschreibung Bd. 1. 1972. S. 503). Damit ergibt sich für 1 Imi eine ungefähre Schwankungsbreite zwischen 113 und 119 Liter. 50 Imi entsprachen also etwa knapp 6 m³ gebranntem Kalk.

⁸⁶ Allerdings scheint er die 3 Pfund Heller meist nicht erhalten zu haben. Zum Vergleich der Summe von 3 Pfund Heller: Ein Ulmer Zimmermeister bekam 1425 einen Wochenlohn von 1 Pfund Heller (= 240 Heller). Vgl. Ulf Dirlmeier: Untersuchungen zu Einkommensverhältnissen und Lebenshaltungskosten in oberdeutschen Städten des Spätmittelalters (Mitte 14. bis Anfang 16. Jahrhundert). Heidelberg 1978. S. 196f.

zahlreiche Nennungen von Namen- und Berufsbezeichnungen in den Rechnungsbüchern darauf hin, dass auch andere Ziegelproduzenten an die Baustelle lieferten. Angesichts der enormen Mengen der für den Münsterbau notwendigen Backsteine und Dachziegel ist der Nachweis über weitere Zulieferer nicht verwunderlich; eine Zuordnung zu konkreten Produktionsstätten ist nach den Quellen jedoch nicht möglich⁸⁷. Eine andere Form der zusätzlichen Baumaterialbeschaffung wurde analog zum oben beschriebenen Vorgehen beim früheren Bau der Stadtmauer auch an der Münsterbaustelle durch die Zahlung von Strafsteinen gewährleistet. Diese Form der Sanktionierung wurde offenbar vom Pfarrkirchenbaupflegamt umgesetzt und bezog sich unter anderem auch auf den Münsterziegler Hans Öser, der 1.000 große Steine *uff der zech wegen als von spils wegen*⁸⁸ 1458 an das Pfarrkirchenbaupflegamt zu entrichten hatte⁸⁹. Interessant ist zudem, dass die Einträge in den Rechnungsbüchern von 1465 bis 1508 darauf schließen lassen, dass das Pfarrkirchenbaupflegamt nicht nur Baumaterial bezog, sondern die Produkte des Ziegelstadels offensichtlich auch gewinnbringend veräußerte⁹⁰.

3.2.2 Lieferungen an die Münsterbaustelle

Für die Jahre 1456 bis 1471 sind die vom Münsterziegler Hans Öser erbrachten Brände und seine vom mutmaßlichen Bauschaffner Hans Bade[r]⁹¹ abgenommene Ware sehr gut belegbar. Daran lässt sich eine enorme Produktion an *Wellsteinen* in den Jahren 1458 und 1459 feststellen, die sich mit dem Baufortgang des Münsters korrelieren lassen. Hinter dem Begriff verbirgt sich die Bezeichnung für Gewölbesteine, die sich von gewöhnlichen Backsteinen möglicherweise durch ihre Porosität und dem damit verbundenen geringeren Gewicht unterscheiden haben könnten⁹². So behauptet auch Elias Frick 1718 „die Gewölber [!] selbst belan-

⁸⁷ Für zahlreiche Ortschaften nahe Ulm ist die Existenz von Ziegeleien belegt; allerdings gibt es keine Anhaltspunkte, dass aus diesen Orten Material an die Münsterbaustelle geliefert wurde.

⁸⁸ Vermutlich handelte es sich um Spiel- und Trinkschulden. StadtA Ulm A [6970] fol. 34v.

⁸⁹ 1435 und 1514 sind weitere Strafzahlungen anderer am Münsterbau tätigen Personen belegt, wobei u. a. erneut Spielschulden auf diese Weise beglichen werden mussten. Die Formulierung, ein Martin Lebtzelter hätte *4 lb fur 1000 Ruckenbieger* [Rückenbieger, Steintyp vgl. Abschnitt 4.5] *straffgelt* an die Kirchenpfleger zu zahlen, legt nahe, dass die Strafe mit dem Geldwert der erforderlichen Anzahl an Steinen beglichen wurde. StadtA Ulm A [6904] fol. 121r.

⁹⁰ *Item empfangen von Jörgen Krafft um 1000 Rugkenbieger* [Rückenbieger] *2 fl 7 ß auf freitag vor letare* [27. März 1500]. StadtA Ulm A [6901] fol. 32v. Weitere Beispiele StadtA Ulm A [6903] fol. 42v.- *Ebda.*, A [6897] fol. 19r.

⁹¹ Hans Bade[r] ist seit 1450 im Bauhüttenrechnungsbuch nachweisbar. StadtA Ulm A [7081] fol. 67r. Ein Bauschaffner war für die Finanzen der Bauhütte, die Lohnauszahlungen der am Bau Beschäftigten und für die Materialbeschaffung sowie dessen Transport verantwortlich, weshalb die Vermutung durchaus nahe liegt, dass Hans Bader diese Funktion innehatte. Vgl. Günter *Binding*: Baubetrieb im Mittelalter. Darmstadt 1993. S. 67.

⁹² Ulrich Knapp hat mit Getreide gemagerte Steine, deren Magerung während des Brennvorgangs ausbrannte und entsprechende Hohlräume hinterließ, im Kreuzgang des Klosters Alpirsbach (1481-1494) und im Kreuzgang des Klosters Bebenhausen (1461-1496) beobachtet. Ulrich *Knapp*: Leichtbaubacksteine aus dem späten Mittelalter und der frühen Neuzeit. In: *Neue Untersuchung zu Baumaterialien und Hausbau* (Berichte zur Haus- und Bauforschung 6). Marburg 2001. S. 99-102. Eine Gewichtsreduktion der Gewölbesteine durch eine Magerung mit Sägespänen schildert bereits der Nürnberger Baumeister Endres Tucher in seinem im 15. Jahrhundert verfassten Baumeisterbuch: *Item fur ein tausent gewelbstein mit segspenn geprennt in der größ als die messingslaher stein* [der Schlagstein der Messingschläger] *sein*. Zitiert nach: Matthias *Lexer*/Friedrich von *Weech*: Endres Tuchers Baumeisterbuch der Stadt Nürnberg (1464-1475). Stuttgart 1862. S. 95.

gend [...]“ , dass selbige „[...] nur einen halben Stein dick [seien]; man hat auch, als die Steine dazu gebrannt wurden, in den Thon Spreuer getreten, damit die Steine desto leichter würden, mithin die großen Gewölbe mindere Beschwerung hätten“⁹³. Allerdings bleibt unklar, ob diese Aussage auf einem Baubefund oder einer Annahme beruht. Bemerkenswert ist, dass nur sechs bzw. sieben Jahre vor der Gewölbsteinlieferung aus dem Ziegelstadel offensichtlich Natursteinblöcke derselben Bezeichnung an die Münsterbaustelle geliefert wurden, wie Anne Brehm in ihrer Untersuchung zu den Werksteinen des Ulmer Münsters herausgearbeitet hat. So wurden 1452 explizit quaderförmige *Wölbsteine* mit einer Seitenlänge von knapp 30 cm aus der Steingrube in Geislingen bestellt, aus der ein Kalktuff hoher Porosität gewonnen wurde⁹⁴. Die Inschrift 1452 an der Ostwand des nördlichen Seitenschiffes wird entsprechend mit dessen Einwölbung in Verbindung gebracht⁹⁵. Unbekannt war bisher, ob bzw. wann das südliche Seitenschiff mit einem Gewölbe versehen wurde. Die 1458 und 1459 vom Münsterziegler herausgegebenen insgesamt 33.275 Gewölbesteine⁹⁶ könnten hierfür nun einen Anhaltspunkt geben⁹⁷. Die 1459 erfolgte Lieferung *von 3000 underziegel uff die absyten* [Abseiten] unterstützt den Eindruck, dass an der Beschließung der Seitenschiffe gearbeitet wurde⁹⁸. Beide Seitenschiffgewölbe mussten aufgrund statischer Probleme zu Beginn des 16. Jahrhunderts erneuert werden, sodass die Annahmen bezüglich der verschiedenen Materialverwendungen heute nicht mehr überprüfbar sind⁹⁹. Auf einen weiteren baulichen Prozess desselben Zeitraums deuten andere Lieferungen des Ziegelstadels hin: 1458 und 1459 gab Öser 890 Unterziegel, 750 Oberziegel sowie 3.200 Riegelsteine *zu der krufft*¹⁰⁰ an den Bauschaffner heraus, was mit der Errichtung der 1458 gestifteten¹⁰¹ Valentinskapelle über dem ehemaligen Keller des Pfleghofs des Klosters Bebenhausen in Verbindung stehen könnte. Es scheint also, als wäre die Familiengrablege der Patrizierfamilie Rembold, deren Vertreter Heinrich Rembold in den Quellen gleichzeitig als Kapellenstifter¹⁰² und einer der drei Pfarrkirchenpfleger in Erscheinung tritt¹⁰³, vom Pfarrkirchenbaupflegamt finanziert worden. Weiterhin ist den Rechnungen zu entnehmen, dass 1498 einem *maist(er) Conrat(e)n der statt hafn(er) umb 800 großer Zieg(e)l auf das hochmünster und*

⁹³ Elias Frick: *Templum parochiale Ulmensium*, Ulmisches Münster. Ulm 1718. S. 10.

⁹⁴ Brehm (wie Anm. 15) S. 58.

⁹⁵ *Ebda.*, S. 93.

⁹⁶ StadtA Ulm A [6967] fol. 35r/v.

⁹⁷ Es ist auch denkbar, dass die Turmgewölbe mit dieser Lieferung in Verbindung stehen; so ist beispielsweise nicht eindeutig geklärt, wann das Gewölbe über der Orgelempore oder die unteren Gewölbe der Turmhalle erstmals eingebracht wurden. Die enorme Anzahl an Steinen suggeriert jedenfalls aufwendige Wölbungsarbeiten in der Zeit um 1458/59.

⁹⁸ StadtA Ulm A [6967] fol. 35v.

⁹⁹ Lediglich die Gewölbe beiderseits der Turmhalle gehen noch auf die Bauzeit zurück; im Zuge der im 19. Jahrhundert durchgeführten Dachwerkserneuerung wurden allerdings sämtliche Gewölbe von oben mit einer Schicht Romanzement versehen, sodass nicht erkennbar ist, aus welchem Material die Gewölbekappen bestehen.

¹⁰⁰ StadtA Ulm A [6967] fol. 35r/v.

¹⁰¹ Die Inschrift über der Eingangstür der Valentinskapelle besagt: *Hainrich Rembolt des alten Hainrich Rembolt sälige(r) sun hat gestift dise capell an(n)o dom(ini) 1458 jar dem got gnädig sy lebent und tod.*

¹⁰² *Ebda.*

¹⁰³ StadtA Ulm A [6967] fol. 34r: *Item wir pfleger mit name(n) Hainrich Renbolt, Clauß Schäller, Hainrich Kun haben gerechnet mit dem O(e)sser unser lieben frow ziegler [...] a(nno) d(omini) 58 jar.*

*abseytten*¹⁰⁴ der auffällig hohe Preis von 7 Rheinischen Gulden 18 Schilling gezahlt wurde, was einem Stückpreis von knapp 3 Hellern entsprach und damit den Preis für Backsteine um das Sechsfache, den Dachziegelpreis um etwa das Vierfache überstieg¹⁰⁵. Dass ein Stadthafner insgesamt drei Jahre in Folge sehr preisintensive Ziegel lieferte, bei denen es sich in Anbetracht der Bestimmungsorte „auf das Mittelschiff und die Seitenschiffe“ um Dachziegel gehandelt haben könnte, ist eine Besonderheit und schließt nahezu aus, dass es sich dabei um gewöhnliche Steine gehandelt hat; zumal Dachziegel in den Quellen als eben solche¹⁰⁶ oder, weit häufiger, als „Ober- und Unterziegel“¹⁰⁷ auftreten, Backsteine hingegen in der Regel als „Ziegelsteine“ bezeichnet werden. Denkbar wäre, dass es sich hier um glasierte Dachziegel handelte¹⁰⁸.

Vermutlich im Zuge des allmählichen Erliegens der Baumaßnahmen an der Pfarrkirche geht die münstereigene Ziegelei zu Beginn des 16. Jahrhunderts in den städtischen Besitz über; so besagt ein auf den 16. November 1509 datiertes Schriftstück, dass die Kirchenpfleger *ainem Rat ubergeben und zugestellt* [haben] *unser frowen ziegelstadel damit zuhandlen als mit den anndern aines Rats Städeln*¹⁰⁹. Zu diesem Zeitpunkt war der Münsterbau weit fortgeschritten; allerdings hatte ein Zwischenfall 15 Jahre zuvor den Baufortgang erheblich verzögert. Nachdem sich 1494 Steine aus einem Gewölbe im Turminnenen gelöst hatten, wurden zunächst statische Ausbesserungs- und Verstärkungsmaßnahmen von Burkhard Engelberg durchgeführt, zu denen auch die Erneuerung der Seitenschiffgewölbe 1502 und 1507 gehörten. Große Mengen an gebrannten Steinen waren nach diesen Maßnahmen womöglich nicht mehr vonnöten; zahlreiche Natursteinlieferungen zwischen 1510 und 1517¹¹⁰ belegen aber weiter andauernde Baumaßnahmen, die sich vermutlich auf die oberen Turmbereiche konzentrierten. Vereinzelt sind auch noch Backsteine in den Rechnungen des Pfarrkirchenbaupflegamts verzeichnet, die jedoch der Nennung eines Bestim-

¹⁰⁴ StadtA Ulm A [6900] fol. 59r.

¹⁰⁵ Durch die zahlreichen Angaben von Steinmengen mit entsprechender Preisangabe in den Rechnungsbüchern zwischen 1419-1500 konnte der durchschnittliche Stückpreis eines Backsteins auf 0,6 Heller ermittelt werden. Die nur zwei Mal genannten Dachziegel (1435) ergeben zwei verschiedene Angaben von ca. 0,3 und 0,7 Heller pro Stück; Unter- und Oberziegel (zu den Begriffen vgl. Anm. 107) werden 1533 vom Ziegelstadel zu einem errechneten Stückpreis von etwa 0,7 Heller an die Bürger Ulms verkauft. Zum Wert eines Hellers vgl. Anm. 86.

¹⁰⁶ Die Nennung des Begriffs „Dachziegel“ ist in den Rechnungsbüchern äußerst selten festgestellt worden.

¹⁰⁷ Damit sind die Hohlziegel gemeint, die sich in den kleineren, mit der Wölbung nach unten verlegten Unterziegel (umgangssprachlich auch „Nonne“ genannt) und den größeren, den Stoß zwischen zwei Unterziegeln überdeckenden Oberziegel mit der Wölbung nach oben (umgangssprachlich auch „Mönch“) unterscheiden lassen.

¹⁰⁸ Vgl. auch Willi Bender, der als „Hafnerziegel“ „[...] die früher vom Hafner gefertigten glasierten Dachziegel [...]“ bezeichnet. Willi Bender: Lexikon der Ziegel. 1995. S. 123. URL: http://dachziegelarchiv.de/seite.php?kat_typ=45&sei_id=15597#grossbildview (Zugriff 04.04.2019). Auch Ulrich Knapp meint, dass die Herstellung glasierter Dachziegel „[...] bis in das frühe 20. Jahrhundert den Hafnern vorbehalten [...]“ war. Ulrich Knapp: Historische Dacheindeckungen. In: Zwischen mittelalterlichem Stuck und moderner Geophysik. Projekte der Bauforschung in Baden-Württemberg, Esslingen 2007. URL: https://www.denkmalpflege-bw.de/fileadmin/media/publikationen_und_service/02_service/02_ausstellungen-verleih/vom_stuck_zur_geophgeop/broschuere_ausstellung_bauforsch_komp.pdf (Zugriff: 04.04.2019). Der Metzgersturm in Ulm von um 1349 zeigt heute noch vermutlich bauzeitliche, bunt glasierte Dachziegel.

¹⁰⁹ StadtA Ulm A [6542] fol. 252v.

¹¹⁰ Anne Brehm: Die steinernen Fragmente von Oktagon und Ölberg. Entdeckungen im südlichen Chor- und unter dem Ulmer Münsterdach. In: UO 60 (2017). S. 92-116. Hier: S. 99.

mungsortes entbehren¹¹¹. Nachdem bereits 1519 beschlossen wird, den Bau zu „mindern“¹¹², werden 1543 die Arbeiten schließlich ganz eingestellt¹¹³.

4 Der frühneuzeitliche Ziegeleibetrieb

Bereits die Pachturkunden der Münster-Ziegelei vermitteln einen Eindruck der Organisation und Ausstattung eines mittelalterlichen Ziegelstadels in Ulm. Mit der Übergabe des münstereigenen Betriebes an den Rat der Stadt 1509 wird auch diese Einrichtung den städtischen Verwaltungsordnungen unterstellt, die für die Ulmer Ziegeleien galten. Zahlreiche Neufassungen der Eide für die Ziegelei-Mitarbeiter mit Anpassungen und Ergänzungen zeigen, dass der Rat der Stadt stets bemüht war, die offenbar nicht immer zufriedenstellende Qualität der Ziegeleiprodukte zu steigern und die Herstellungsmodalitäten durch entsprechende Satzungen zu modifizieren. Der früheste überlieferte Ziegler-Eid stammt aus der Zeit um 1530¹¹⁴; die nachfolgenden Eide und Ordnungen sind dann bereits im Wesentlichen dem 17. Jahrhundert zuzuordnen. Für die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts belegen zudem zahlreiche technische Berichte und zeichnerische Dokumentationen teils namhafter Baumeister ein ausgeprägtes Interesse an der Entwicklung holzsparender Öfen und Brenntechniken. So beschäftigten sich beispielsweise Martin Banzenmacher¹¹⁵, Heinrich Schickhardt¹¹⁶, Johannes Faulhaber¹¹⁷ und dessen Sohn Johann Matthäus Faulhaber eingehend mit der Konstruktion neuer Ziegel- und Kalköfen. Dazu wurde offenbar auch profes-

¹¹¹ Da das Pfarrkirchenbaupflegamt auch andere kirchliche Bauaufgaben betreute, ist zu Beginn des 16. Jahrhunderts keine direkte Korrelation der Backsteinzahlungen und dem Münsterbau herstellbar. Lediglich für den Bau des von Matthäus Böblinger entworfenen Ölbergs (einst südlich des Münsters platziert) ist 1517 die Zahlung von 2000 *Ruckenbiegern* (bestimmter Backsteintyp, siehe Kap. 4.5) an die Stadtrechner belegt. StadtA Ulm A [6905] fol. 132r.

¹¹² *Brehm* (wie Anm. 110) S. 100.

¹¹³ Reinhard Wortmann: Das Ulmer Münster (Grosse Bauten Europas 4). Stuttgart 1972. S. 26.

¹¹⁴ *Der ziegler ayd und ordnung* (StadtA Ulm A [6542] fol. 253r-257r) ist undatiert; allerdings gibt es Anhaltspunkte, die darauf hindeuten, dass der Eid zwischen 1527 und 1531 entstand, da in dem Eid eine Brustwehr vor dem Glöcklertor erwähnt wird, zu deren Errichtung Material verkauft werden soll; vgl. unten Abschnitt 4.4.5. Der Bau dieser Brustwehr begann frühestens 1527; vgl. *Löffler* (wie Anm. 10) S. 68. Der nachfolgende Eid des Eid- und Ordnungsbuches datiert auf 1531, der vorhergehende auf 1523, sodass der Ziegler-Eid vermutlich zwischen 1527 und 1531 einzuordnen ist.

¹¹⁵ Martin Banzenmacher (Lebensdaten unbekannt) war Stadtwerkmeister in Ulm und der Erbauer der Dreifaltigkeitskirche (1616-1621). Er wirkte auch an dem Ausbau der Stadumwehrung nach niederländischem System (1617-1622) mit. Julius Endriß: Die Dreifaltigkeitskirche in Ulm. Baugeschichte und Beschreibung. In: *WVjH N. F.* 20 (1911) S. 366-369.

¹¹⁶ Heinrich Schickhardt (1558-1635) war ein bedeutender Renaissance-Baumeister in Südwestdeutschland. Als herzoglich-württembergischer Hofbaumeister zeichnete er u. a. für die Errichtung zahlreicher repräsentativer Bauten und die Gründung der Planstadt Freudenstadt verantwortlich, beschäftigte sich aber auch mit ingenieurwissenschaftlichen Fragestellungen wie dem Wasser- und Mühlenbau, wovon viele überlieferte Visierungen zeugen. Ein Aspekt dieser zeittypischen Interessensgebiete war auch die bereits seit 1579 für ihn nachgewiesene Beschäftigung mit der *Holzsparkunst*, die als eigener Bereich ingenieurwissenschaftlicher und ökologischer Fragestellungen in Zeiten der Brennholzknappheit die Entwicklung holzsparender oder alternativ betriebener Öfen vorantrieb. Vgl. Ehrenfried *Cluckert*: Heinrich Schickhardt. Architekt und Ingenieur. Eine Monographie (Herrenberger Historische Schriften 4). Herrenberg 1992. S. 192-197.

¹¹⁷ Johannes Faulhaber (1580-1635) war ein Ulmer Mathematiker, Ingenieur und Festungsbaumeister. Sein Sohn Johann Matthäus Faulhaber (1604-1683; nicht zu verwechseln mit zwei gleichnamigen Familienangehörigen) war als Vermessungsingenieur tätig und wirkte ebenfalls am Festungsausbau Ulms mit. Zudem war er unter anderem Aufseher über den Torfstich. Vgl. Ivo *Schneider*: Johannes Faulhaber 1580-1635. Rechenmeister in einer Welt des Umbruchs. Basel/Boston/Berlin 1993. S. 2.

sionelle Hilfe von weit außerhalb Ulms in Anspruch genommen. Die große Masse der ab dieser Zeit überlieferten Dokumente des Ulmer Stadtarchivs und des Hauptstaatsarchivs Stuttgart zwingt zu einer Auswahl, die in der Zusammenschau aber einen Eindruck des sich vor allem im beginnenden 17. Jahrhundert rasant entwickelnden Ziegeleiwesens zu geben vermag.

4.1 Organisation des Ulmer Ziegeleiwesens

Die Streich- und Brennsaison der Ulmer Ziegeleien begann im Frühjahr und endete offenbar traditionell am Gallustag (16. Oktober)¹¹⁸. Die Anzahl der durchgeführten Brände lag bei durchschnittlich sechs bis zehn innerhalb der Monate März bis Oktober¹¹⁹. Wenn die Umstände es erforderten, schien man die Anzahl der Ofenbrände entsprechend angepasst zu haben und ließ bisweilen auch im Winter brennen¹²⁰. Dass die Nachfrage die Produktionsquantitäten bestimmte, wird auch daran deutlich, dass die Stadtrechner als städtische Finanzverwalter laut einer 1612 datierten *Instruction und Ordnung auf eines Er(bahren) Raths verordneten über die ziegelstädel*¹²¹ in jedem Frühjahr festlegten, wie viele und welche der zur damaligen Zeit existierenden drei Ziegeleien in Betrieb genommen wurden, um den erwarteten Bedarf an Baumaterial decken zu können¹²². Den Ordnungen ist auch zu entnehmen, dass sie nicht nur die Steinbestellungen der Ulmer Bürger entgegennahm, sondern auch für Auswärtige, sogenannte „Landfremde“, produzieren ließen, die entweder höhere Preise als die Ulmer zu zahlen hatten oder den Ausschuss als minderwertige Ware erhielten. Der „Verordnete über die Ziegelstädel“, seit 1566 belegt, fungierte dabei offenbar als Bindeglied zwischen den Stadtrechnern als städtische Verwaltungsbeamte und den Ziegleren und hatte die Aufsicht über die normgerechte Ausstattung der Ziegelei und die korrekte Ausführung der Arbeit. Dazu gehörte auch die alljährliche Übergabe der Model, die Reparatur und Überprüfung der Öfen sowie die Ausbesserung der Lehmkästen nach geeichtem Tagwerk bei Anbruch der Brennsaison¹²³. Während des laufenden Betriebes hatte er dafür Sorge zu tragen, dass keine größere Menge als die bestellte Ware den Ziegelstadel verließ und alle Steinsorten sowie Lehm in ausreichendem Maße vorhanden waren¹²⁴. Zudem zeichnete er für die Beschaffung des Brennholzes verantwortlich¹²⁵ und überführte die Einnahmen der Betriebe wöchentlich zum Ulmer Steuerhaus.

¹¹⁸ StadtA Ulm A [6550] fol. 198r: *Wenn dann nach Galli das brennen ein ennde genom(m)en [...]*. Die Festsetzung der Streich- bzw. Brennsaison auf den Zeitraum zwischen Frühjahr und Herbst ist eine auf den natürlichen Herstellungs- und Trocknungsbedingungen beruhende Konvention des Ziegeleigewerbes. Die genauen Daten schienen aber regional zu variieren, da in der Literatur auch von einer Saisondauer bis Martini (11. Nov.) berichtet wird. Lothar Schyia: ‚Gut Brand!‘ Der Siegeszug des Ringofens. Suderburg-Hösseringen 2000. S. 14.

¹¹⁹ Zu entnehmen dem *werckmaister bericht deß ziegelbrennens halber*, 1537 (StadtA Ulm A [3149] Qu. 4).- Der Münsterziegeler Öser führte auch in einigen Jahren zehn Brände durch. Heinrich Schickhardt berichtet um 1625 ebenfalls von 10 durchgeführten Bränden pro Ofen und Jahr in Ulm. HStA Stuttgart N 220 T 40 01 Bild 1.

¹²⁰ StadtA Ulm A [3149] Qu. 4: *Der werckmaister bericht deß ziegelbrennens halber*, 1537.

¹²¹ StadtA Ulm A [6550] fol. 195r-199v: *Instruction und Ordnung auf eines Er(bahren) Raths verordneten über die ziegelstädel*, 1612.

¹²² *Ebda.*, fol. 195r.

¹²³ *Ebda.*

¹²⁴ *Ebda.*, fol. 198r.

¹²⁵ *Ebda.*, fol. 195r und fol. 199r.

Der Verordnete über die Ziegelstadel hatte also vor Ort den Überblick über die Produktion und trug damit die wesentliche Verantwortung für die städtische Versorgung mit Baumaterial. Die Wohnstätte des Amtsinhabers befand sich scheinbar unmittelbar an einem seiner Einsatzorte, dem Unteren Ziegelstadel¹²⁶. Er unterstand der Weisung des Steuerhauses und war Vorgesetzter des Ziegelmeisters und des Ziegeleischreibers, der unter anderem die Lohnzahlungen vornahm. Das übrige Personal einer Ziegelei umfasste die Erdfäller oder Grubenknechte, die den Lehm gruben, die Erdmacher, die den Lehm aufbereiteten, die Steinschläger und Ziegelmacher, die die Backsteine und Dachziegel formten, und Knechte, Buben und vereinzelt auch Mädchen, die vor allem als Abträger¹²⁷ eingesetzt wurden, aber auch die Öfen ein- und ausräumten, die Steine auf der Trockenfläche wendeten und den Brand begleiteten. Die städtischen Ziegelschauer fungierten als unabhängige Qualitätskontrolleure, die jeden Brand überprüften. Für jene sind ebenso wie für den Verordneten über die Ziegelstadel, den Ziegelmeister und den Ziegelstadelschreiber eigene Eide und Ordnung aus dem 16. und 17. Jahrhundert überliefert.

4.2 Bezug des Lehms und Kalks

Laut der *Instruction und Ordnung auf eines Er(bahren) Raths verordneten über die ziegelstadel* von 1612 wurde der Lehm für die Ulmer Ziegeleien von *deß spitals nechst angelegenen äckhern* bezogen, womit offenbar ein dem Heilig-Geist-Spital zugehöriger Acker gemeint war¹²⁸. Die Grubenknechte oder Erdfäller sollten dort *zähe Schollen*¹²⁹ gewinnen, solche mit Sand-, Letten- und Kieseinschlüssen hingegen liegen lassen¹³⁰. *Das ander(e) Nottwendige Stückh, welches man unvermeydlich bey unserm ziegelwesen haben mus, ist der kalchstein, daraus man d(e)n kalch brennt*, heißt es in dem von Hans Matthäus Faulhaber¹³¹ verfassten ‚Ausführliche[n] Bericht Betreffendt das Ziegelwesen‘¹³² von 1654. Bereits den Quellen zur Münsterziegelei war zu entnehmen, dass im Ziegelstadel neben Lehm auch Kalk gebrannt wurde. Den Verordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts zufolge wurden beide Materialien sogar gemeinsam in einem Ofen gebrannt. Die Herkunft des Rohstoffes Kalk änderte sich dabei offensicht-

¹²⁶ *Ebda.*, fol. 199r -199v: *Für solche Verrichtung alle solle ihm dem Verordneten sein allten lbon [Lohn] am Baʷ [Bau], nemblich 3 Gulden wochenntlich geben, und darzu noch die Behausung uffm untern Ziegelstadel zinsfrey eingeraumbt.*

¹²⁷ Als Abträger bezeichnet man die Ziegelei-Mitarbeiter, die die fertig gestrichenen Steine auf einer Holzschindel vom Streichtisch zur Trockenfläche bzw. zum Trockenregal trugen und diese dort aufstellten. Diese einfache Arbeit wurde meist von Kindern ausgeführt.

¹²⁸ StadtA Ulm A [6550] fol. 195r: *Instruction und Ordnung auf eines Er(bahren) Raths verordneten über die ziegelstadel*, 1612. Laut Schefold hätte die spitaleigene „[...] Leimgrube beim Ziegelstadel [...]“ gelegen, den er nicht weiter spezifiziert und zudem keine Belege seiner Annahme angibt. Max Schefold: *Das Ulmer Stadtbild. 1493-1850. Ulm 1924. S. 51.* Die Formulierung in der Ordnung scheint aber darauf hinzudeuten, dass der betreffende Acker direkt am Heilig-Geist-Spital selbst lag, das sich wiederum südöstlich an der Stadtmauer befand. Eine entsprechende Fläche am Spitalgelände kann auf dem Vogelschauplan um 1600 (vgl. Anm. 2) nicht festgestellt werden. *Schefold/Pflüger* (wie Anm. 2) B 30.

¹²⁹ Damit könnte ein besonders fetter Lehm, also solcher mit einem hohen Tonanteil gemeint sein.

¹³⁰ StadtA Ulm A [6550] fol. 171r: *Der Ziegler und irer knecht erneuerte Ordnung*, 1612.

¹³¹ Vermutlich verbirgt sich hinter dem Namen der Vermessungsingenieur Johannes Matthäus Faulhaber (1604-1683), Sohn des Ulmer Mathematikers, Festungsbaumeisters und Ingenieurs Johannes Faulhaber (1580-1635); vgl. oben Anm. 117.

¹³² StadtA Ulm A [3346] Qu. 3.

lich im Laufe der Jahrhunderte mehrfach je nach Verfügbarkeit (Abb. 10). In den Bauhüttenrechnungsbüchern wird 1430 und 1456 eine Steingrube am Galgenberg erwähnt, die womöglich dem Kalkabbau diente¹³³; in dem frühesten überlieferten Ulmer Ziegler-Eid von etwa 1530 wiederum wird ein *Lowberg* genannt, dessen Verortung unbekannt ist¹³⁴. In der Verordnung von 1612 und in dem Bericht von 1654 wird explizit das Lehrer Tal¹³⁵ als Bezugsquelle erwähnt, in dem offensichtlich ein Malmkalk, der sogenannte „Portländer“, anstand¹³⁶. 1786 ist nach Herkules Haid der Kienlesberg als Bezugsquelle für Kalk genutzt worden¹³⁷. Der häufige Wechsel der Kalkbrüche stand wohl in engem Zusammenhang mit den verfügbaren Rohstoffquantitäten einer Grube. In der Verordnung zur Verleihung der Ziegelstadel aus dem Jahr 1523 heißt es, dass die Ziegler den Kalk nur in der Grube brechen dürfen, die ihnen bei Vertragsabschluss zugewiesen wurde; die Zusatzbemerkung, sie dürften bei *Abfall* der Grube nur zu einer ihnen ebenfalls eigens zugewiesenen Kalkgrube wechseln¹³⁸, lässt erahnen, dass dieser Fall häufiger eintrat und ausgebeutete Rohstoffquellen von frischen Gruben ersetzt werden mussten. Das Werkzeug zum Abbau des Kalks wie Pickel, Hebeisen und Keil wurde dem Ziegler für die Dauer seiner Pachtzeit vom Steuerhaus verliehen¹³⁹. Nach dem Brand sollten *die schürlöcher vor dem austragen des Kalchs ordentlich gesäubert und kein Aschen darunder gemischt, auch die Ballen oder ohnausgebrante*¹⁴⁰ *Kalchstein, fleissig von dem guten Kalch ausgeklaubt und beyseiths gelegt werden*¹⁴¹. Die Menge des zu produzierenden Kalks war aber streng von den Bestellungen abhängig; so war der Verordnete dazu angehalten, *keinen [zu] gestatten, einichen kalch ohne sein Vorwissen, auch nicht mher dan er ihm befholen wurdt, einzutragen*¹⁴².

4.3 Aufbereitung, Formung und Trocknung des Lehms

Der Aufbereitung des Lehms wird in den überlieferten Eiden und Ordnungen die größte Aufmerksamkeit eingeräumt. Die einzelnen Arbeitsschritte sind detailliert beschrieben und werden über die Jahrzehnte erweitert und den offenbar wachsenden Ansprüchen beziehungsweise der sich mindernden Qualität

¹³³ *Brehm* (wie Anm. 15) S. 22.

¹³⁴ Die Ziegler müssen schwören, *kainen stain zu kalch zubrennen dann der außdem Lowberg gebrochen und gefuert und von den Schawern geschowet [Ziegelschauern geschaut] sey*. StadtA Ulm A [6542] fol. 253r.

¹³⁵ StadtA Ulm A [6550] fol. 199r: *Instruction und Ordnung auf eines Er(bahren) Raths verordneten über die ziegelstadel, 1612: Enndtlich so ligt dem Verordneten auch ob, das er dem Winter über zusehe, das die Stadel mit Zufürung guter grosser kalch unnd handerstain usd[e]m Lherthal [Lehrertal] nach notturft versehen [...] werden*. Das Lehrer Tal liegt nordwestlich der alten Stadtumwehrung und schließt an den Kienlesberg an.

¹³⁶ Matthias Geyer: Ulmer Münster. Mögliche Herkunft der Kalksteine am südlichen Chorturm. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege 35/2 (2006) S. 104–108. Hier: S. 107.

¹³⁷ *Haid* (wie Anm. 76) S. 15.– *Brehm* (wie Anm. 15) S. 22.

¹³⁸ StadtA Ulm A [6542] fol. 248v–249r: *So soll Er in der grub, wie im dann die yetzo angetzaigt ist oder furohin, wa die in abfall komen, ain andere furgenome(n) und angetzaigt wurdt, so lang es meinen herren yedertzeit fugklichen [genehm, dienlich] sein wirdt, beleiben und sich dar[a]us zum kalch bestaimen ouch kain anndern Stain dartzu br[a]uchen*.

¹³⁹ *Ebda.*, fol. 249r.

¹⁴⁰ *ohnausgebrante* = nicht durchgebrannte.

¹⁴¹ StadtA Ulm A [6559] fol. 66v: *Der Ziegler und ihre Knecht Ordnung, Den 5. Juni 1657 Erneuert*.

¹⁴² StadtA Ulm A [6550] fol. 196r: *Instruction und Ordnung auf eines Er(bahren) Raths verordneten über die ziegelstadel, 1612*.

angepasst. Dass dies nötig war, zeigt der 1657 erneuerte Ziegler-Eid, in dem es heißt, dass *am Erd-machen das maiste gelegen [hat], und bishero durch unfleissige Sudel-arbeit E(ines) Erb(aren) Rath grosser schad geschehen*¹⁴³. Demzufolge werden in dieser Neufassung zusätzliche Richtlinien erhoben, Arbeitsschritte präzisiert und Verstöße unter härtere Strafe gestellt. Der früheste Bericht der Aufbereitung des Lehms ist dem Ziegler-Eid von um 1530 zu entnehmen¹⁴⁴. Demzufolge wurde die Erde in einen Ziegelkasten gefüllt, in dem sie geharkt und gewässert wurde, um eine knetbare Masse herzustellen. Nach einer Nacht sollte die Erde am folgenden Tag nochmals geharkt und aufgeschlagen werden, bis sie leicht formbar war. Von dem Ziegelkasten sollte sie dann nach und nach in einen zweiten Kasten herübergeschlagen und dort durchgetreten werden, um Verunreinigungen zu entfernen. Diese Erde kam sodann auf einen Knettisch, die *Bör-banck*¹⁴⁵, wo sie mit einem schwertähnlichen langen *Böreysen*¹⁴⁶ in feine Scheiben geschnitten wurde, um auch die kleinsten unerwünschten Bestandteile herausarbeiten zu können. Die *böse* Erd wird dann aussortiert und die „gute Erde“ dem Ziegelmacher übergeben.

An diesem Arbeitsablauf gibt es laut den späteren Verordnungen in den folgenden Jahrzehnten keine wesentlichen Änderungen; allerdings wird in der erneuerten Ordnung von 1612 darauf hingewiesen, dass die Ziegelkästen nicht überfüllt werden dürften und die Erdmacher den Lehm lange treten sollen, damit die Erde gut durchgearbeitet wird. 1657 wird ergänzt, dass zur besseren Durcharbeitung das Treten und Schroten dem Harken und Hauen vorzuziehen seien. Die Steinschläger wiederum sollten die Qualität der durchgearbeiteten Erde beurteilen und Mängel sogleich beim Ziegelmeister anzeigen und keine Steine daraus formen, ehe der Mangel am Rohstoff behoben wurde.

Doch mehr noch als an der Qualität des Backsteinmaterials war *am Tach-zeug am allermeisten gelegen, das er gut werde. So soll der Ziegelmacher fleißige achtung auf die Erden geben, damit die ordentlich gemacht*¹⁴⁷. Tatsächlich war es offensichtlich auch von besonderer Bedeutung, dass die Dachziegel nach der Formung nicht zu weich waren, *damit wann die ziegel uf das Gestöll*¹⁴⁸ *kommen, sie nicht uf den schindeln versitzen, krumb unnd ungestallt*¹⁴⁹ *und zu keiner arbeit mher taugentlich werden*¹⁵⁰. Es liegt nahe, hinter dem unscharfen Begriff *ziegel* Hohlziegel zu verstehen, da ein zu hoher Wasseranteil bei selbigen dazu führen konnte, dass die halbrunden Röhren nach der Formung in sich zusammenfielen¹⁵¹. Besondere Herstellungsmodalitäten galten ebenso für die Platten, die auch als *Besetzplatten* in den Quellen erscheinen und vermutlich als Bodenplatten zu verstehen sind¹⁵². Das zur Herstellung verwendete Platteneisen, offen-

¹⁴³ StadtA Ulm A [6559] fol. 63r-63v: *Der Ziegler und ihre Knecht Ordnung, Den 5. Juni 1657 Erneuert.*

¹⁴⁴ StadtA Ulm A [6542] fol. 254r/v: *Der ziegler ayd und ordnung*, um 1530.

¹⁴⁵ Auch *Berbank/Beerbank*; von mhd. bern = schlagen, kneten. DWb 1 (1854) Sp. 1501f.

¹⁴⁶ Auch *Bereisen/Beereisen*; vgl. Anm. 145.

¹⁴⁷ StadtA Ulm A [6550] fol. 172v: *Der Ziegler und irer knecht erneuerte Ordnung*, 1612.

¹⁴⁸ *Gestöll* = hier vermutlich in der Bedeutung Trockenregal.

¹⁴⁹ *krumb unnd ungestallt* = krumm und missgestaltet.

¹⁵⁰ StadtA Ulm A [6550] fol. 172v: *Der Ziegler und irer knecht erneuerte Ordnung*, 1612.

¹⁵¹ Vielen Dank an die Ziegeleimitarbeiter Manfred Kleber und Heiko Pfundt des Freilandmuseums Bad Windsheim für den Hinweis.

¹⁵² Laut Benders Ziegellexikon ist der Begriff „Besetzplatten“ eine alte Bezeichnung für Bodenplatten. *Bender* (wie Anm. 108) S. 29. URL: http://dachziegelarchiv.de/seite.php?kat_typ=45&max=1&sei_id=15503 (Zugriff 27.06.2019).



Abb. 13 - Pfotenabdruck auf der Lagerfläche eines Backsteins des Ulmer Münsters (Münsterbauamt Ulm. Foto: Claudia Eckstein).

bar eine metallene Form, sollte dabei an allen Stellen gut gefüllt sein und 1612 mit einem Holz statt mit den Händen¹⁵³, 1657 wiederum mit den Händen statt mit dem Holz abgezogen werden¹⁵⁴. Dass an diese beiden Produkttypen bei der Herstellung besondere Ansprüche gestellt wurden, kann zum einen damit zu tun haben, dass sie anders als so manches Backsteinmauerwerk nicht durch eine zusätzliche Putzschicht vor Witterungseinflüssen geschützt wurden; eventuelle Kalk- oder Kieseinschlüsse in einem Dachziegel, die in Verbindung mit Regenwasser und Frost-Tauwechseln zu Rissen oder Brüchen führen konnten, hätten im Falle des Materialversagens und des damit verbundenen Wassereintritts unweigerlich schädliche Folgen für das darunter befindliche Dachtragwerk haben können. Tönerne Bodenplatten wiederum mussten eine ebene und optisch einwandfreie Oberfläche bieten, um ästhetischen und funktionalen Ansprüchen zu genügen.

Waren die Dachziegel, Bodenplatten und Backsteine geformt, wurden sie zum Trocknen aufgestellt. Während die empfindlicheren Dachziegel offenbar auf Holzschindeln in einem *Gestöll*, also vermutlich in einem Trockenregal, zum Trocknen aufgestellt wurden, lagen die Backsteine zunächst im Freiland zur Trocknung aus. Aber weil man 1657 *die grosse Stain nit mehr flach ins Feld schlägt, sondern unders Tach [Dach] aufrecht setzt, sollen Sie die Erd auch nit mehr so weich, sondern starkh und handvestt machen, das die Stain in gleicher dikhe [Dicke] bleiben und nicht ohnformlich [unförmig] werden*¹⁵⁵. Das bezeugt, dass ab der Mitte des 17. Jahrhunderts zumindest die großen Backsteine nicht mehr, wie sonst üblich, im Freiland getrocknet und dabei zunächst flach zum

¹⁵³ StadtA Ulm A [6550] fol. 172v: *Der Ziegler und irer knecht erneuerte Ordnung*, 1612.

¹⁵⁴ StadtA Ulm A [6559] fol. 65r: *Der Ziegler und ihre Knecht Ordnung, Den 5. Juni 1657 Erneuert*.

¹⁵⁵ StadtA Ulm A [6559] fol. 63v-64r: *Der Ziegler und ihre Knecht Ordnung, Den 5. Juni 1657 Erneuert*.

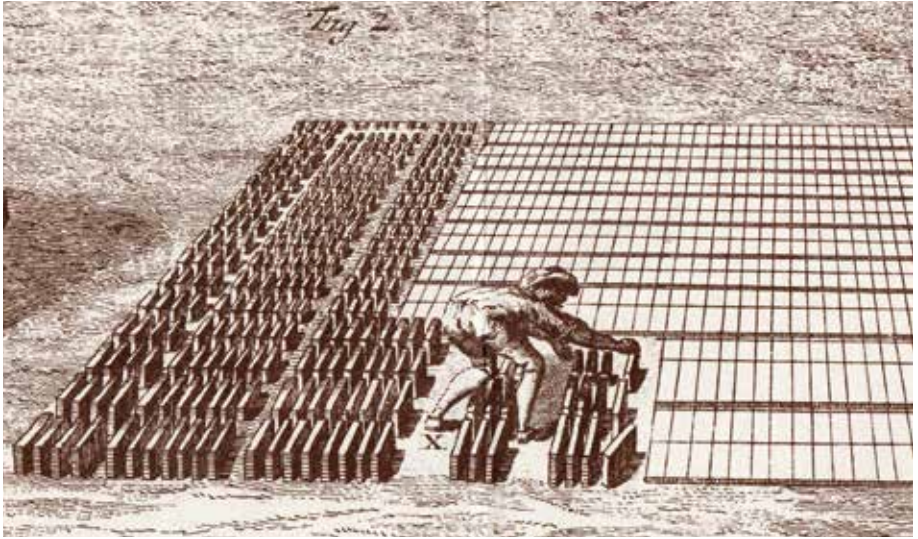


Abb. 14 - Wenden der Backsteine auf dem Trockenplatz, Kupferstich
(aus: Henri Louis *Dubamel du Monceau*/Charles René *Fourcroy de Ramecourt*/Jean-Gaffin *Gallon*:
Die Kunst Mauer- und Dachziegel zu streichen. Königsberg/Mietau 1765. Tafel 7).

Trocknen ausgelegt wurden, sondern vermutlich analog zu den Dachziegeln in überdachten Trockenregalen hochkant aufgestellt wurden¹⁵⁶. Diese Neuerung trat möglicherweise auch vor dem Hintergrund in Kraft, dass Tiere beim Überqueren der Freiland-Trockenfläche nun nicht mehr ihre unerwünschten Spuren auf den Lagerflächen der Steine hinterlassen konnten (Abb. 13). Ein wesentlicher Mangel schien insgesamt in der nicht ausreichenden Festigkeit der Formlinge beim Steinewenden gelegen zu haben, was Abdrücke und Verformungen jedweder Art begünstigte und die optische Qualität schmälerte. Um dem zu begegnen, ist ab 1612 in der Verordnung festgelegt, *dass die Stein im aufsetzen durch einen starkhen Buben fein sauber aufgerichtet und an den seiten wohl geklopffet werden [sollen], damit Sie nit so hesliche reiffen*¹⁵⁷ *bekom(m)en mögen. Sonderlich aber Pflasterstein und die B[e]setz-Blatten nit eher uffgerichtet, dann sie seyen zuvor wohl erstarkhet, damit sie nit finger mählerig*¹⁵⁸ *krum und ungestaltet werden*¹⁵⁹. Dass die frühere Handhabung beim Wenden der Steine (Abb. 14) tatsächlich Spuren auf dem Baumaterial hinterließ, ist an vielerlei mittelalterlichen Backsteinen im Ulmer Stadtraum nachvollziehbar; dabei bilden auch die Steine des Ulmer Münsters keine Ausnahme (Abb. 15). Auffällig ist, dass der Prozess des Winterns¹⁶⁰, der in der historischen Ziegelherstellung als erster Arbeitsschritt gilt

¹⁵⁶ Durch die Hochkantstellung waren offenbar auch die Backsteine im Falle einer zu weichen Grundmasse anfälliger für Verformungen.

¹⁵⁷ *hesliche reiffen* = hässliche (vermutlich:) Riefen/Rillen.

¹⁵⁸ *finger mählerig* = mit Fingermaßen versehen.

¹⁵⁹ StadtA Ulm A [6559] fol. 65v: *Der Ziegler und ihre Knecht Ordnung, Den 5. Juni 1657 Erneuert.*

¹⁶⁰ Das Wintern diente dem Tonaufschluss des Lehms und hatte im Herbst vor der nächsten Brennsaison zu erfolgen. Der Rohstoff wurde dem Frost- und Tauwechsel ausgesetzt, um den Ton aufzulockern und kalkige sowie andere störende Bestandteile auszuwaschen und zu zerkleinern, die andernfalls zu Rissen und Absprengungen am gebrannten Stein hätten führen können.



Abb. 15 - Backstein des Münsterchores (Ende 14. Jahrhundert); die Fingerabdrücke stammen vom Wendeprozess der Steine während der Trocknungsphase (Foto: Claudia Eckstein).

und Bestandteil zahlreicher frühneuzeitlicher Ziegler-Eide anderer Städte ist¹⁶¹, in keinem der überlieferten Ulmer Eide eine Erwähnung findet.

4.4 Der Ziegelbrand

4.4.1 Anzahl und Größe der Öfen

Das Fassungsvermögen der Ziegelöfen war ein entscheidender Faktor für die Effektivität der Ziegeleibetriebe. Maßgeblich war dabei offensichtlich auch das Verhältnis zwischen der zu brennenden Steinmenge und dem dafür notwendigen Brennholz, dessen Mengen möglichst gering zu halten waren. Ein stetiges Bestreben, die Produktivität zu optimieren, führt zu Beginn des 17. Jahrhunderts zur Diskussion zahlreicher neuer Ofenentwürfe. In dem Eid für den Verordneten von 1612 wird deutlich, dass die drei Ulmer Ziegeleien jeweils über einen kleinen und einen großen Ofen verfügten. Aufgrund der überlieferten Abrechnungsvorgaben für die Brennholzrationen pro Ofen und Brand, die der Verordnete über die Ziegelstädel am Jahresende mit dem übrigen Brennholz zu überprüfen und gegenzurechnen hatte, und mit der Genehmigung, dass die Ziegler ab 1612 auf

¹⁶¹ Das Wintern ist beispielsweise Bestandteil der Ziegler-Ordnung von Schwäbisch Hall (1668) (vgl. Kuno *Ulsböfer*: Eide, Ordnungen und Taxen für die Reichsstadt Hall vom 16.-18. Jahrhundert. In: Karl *Hillenbrand*: Ziegler in und um Schwäbisch Hall [Schriftenreihe des Vereins Alt Halle e. V.] 1 [1974] S. 13-20. Hier: S. 17) sowie von Lübeck (1695) (vgl. Fritz *Hirsch*: Die Geschichte der St. Petri Ziegelei in Lübeck. In: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 9 [1908] S. 20-35. Hier: S. 33) und Lüneburg (vgl. Antje *Seidel*: Der „lokale“ Baustoff als konstitutives Element der Stadtlandschaft. Eine kulturgeographische Untersuchung der ›Backsteinstadt Lüneburg‹. Lüneburg 2016. S. 140f). Auch die „Sammlung der Württembergischen Regierungsgesetze“ enthält eine Ziegler-Ordnung von 1655 mit dem entsprechenden Passus. A. L. *Reyscher*: Vollständig historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze. Bd. 13. Tübingen 1842. S. 200.

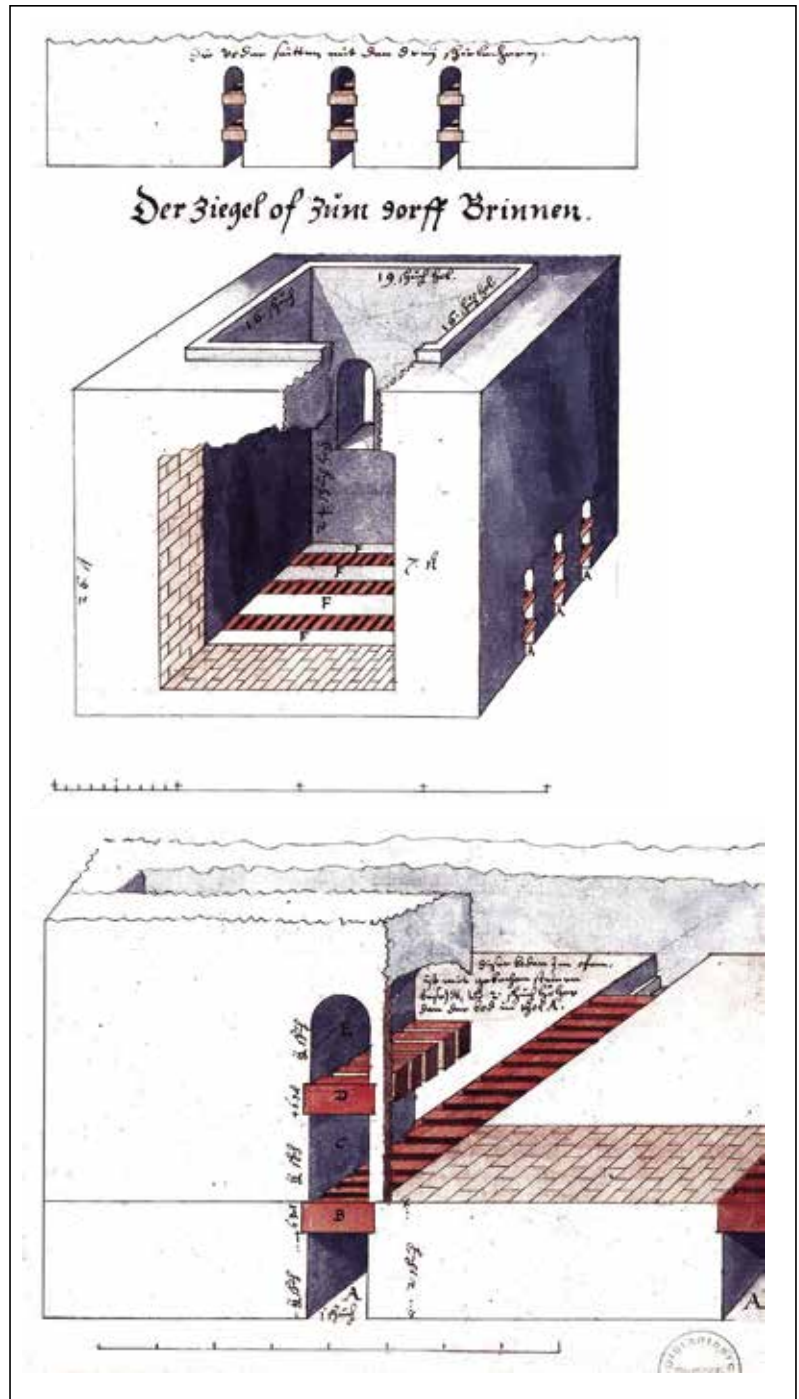


Abb. 16 - Zeichnung eines Ziegelbrennofens mit Torfbefuerung, wie er in Ulm verwendet wurde. Vorlage: Heinrich Schickhardt, um 1625; seitliche Begrenzungslinien (untere Zeichnung) von Verfasser ergänzt (HStA Stuttgart N 220 T 40 01 Bild 1, Ausschnitt).

eigenen Wunsch nur noch 500 statt 540 Backsteine mit einem Klafter¹⁶² Holz brennen durften¹⁶³, lassen sich die ungefähren Ofenkapazitäten ermitteln. So lag der Brennholzbedarf pro Ofenbrand *diß 1611 jars im obern und untern Stadel uf dem kleinen Ofen [bei] 40 [Klafter], uf dem grossen 50 klaffter. Im Newen stadel uf den [-]¹⁶⁴ grossen Offen 120 [...]¹⁶⁵. Wenn mit einem Klafter 500 bzw. 540 Backsteine gebrannt werden konnten, lässt sich daraus ableiten, dass die Kapazität des kleinen Ofens etwa 20.000 bis 21.600 Backsteine umfasst haben wird, während die des großen Ofens bei etwa 25.000 bis 27.000 Steinen lag¹⁶⁶. Der große Ofen des neuen Ziegelstadels konnte offenbar über doppelt so viel Material fassen wie jener des unteren und oberen Ziegelstadels; 120 Klafter Holz sollten hier für einen Brand veranschlagt werden, was einem Fassungsvermögen von etwa 60.000–65.000 Steinen entsprechen würde. Der kleine Ofen dieses neuen Stadels wiederum war anhand der angegebenen geringen Klaftermenge von 34 und dem daraus ermittelten Ofeninhalt von 17.000 bis 18.000 Steinen offenbar eher gering dimensioniert. Von einem solchen Fassungsvermögen eines Ulmer Ziegelofens berichtet auch Heinrich Schickhardt um 1625¹⁶⁷. In den nun offenbar nur noch zwei städtischen Ziegeleibetrieben gab es seiner Auskunft nach jeweils zwei Öfen, die 10 Mal im Jahr gebrannt wurden; verschiedene Ofengrößen werden dabei nicht erwähnt. Der Zeichnung und Kommentierung einer dieser Ulmer Ziegelöfen (Abb. 16) ist zu entnehmen, dass er bei äußeren Seitenlängen von etwa 8,70 m x 9,60 m und einer Höhe von 7,60 m¹⁶⁸ ein inneres Brennkammer-Volumen von etwa 180 m³ (4,70 m x 5,60 m x 7 m) hatte. Damit konnte er nach Schickhardts Aussage *18.000 stuckh an ziegel gebachenstein und pletlein*¹⁶⁹*

¹⁶² Für das Ulmer Stadtklafter vor 1555 ist eine Höhe und Tiefe von 6 Schuh sowie eine Scheitlänge von 3,5 Schuh belegt. *Der Stadt- und der Landkreis Ulm* (wie Anm. 85). S. 506. Der Ulmer Schuh beträgt etwa 29,4 cm (vgl. Konrad *Hecht*: Maß und Zahl in der gotischen Baukunst. Hildesheim/Olms 1997. S. 388), sodass sich ein Klafter Holz im 16. Jahrhundert auf 1,76 x 1,76 x 1 m (= ca. 3 m³) belaufen haben muss.

¹⁶³ StadtA Ulm A [6550] fol. 176r: *Das Ziegel und Steinbrennen betreffend, 1612: Anno 1612 den 17 decembris als mein gleschworenen] herrn mit den zieglern abge[macht?] ist nach beschehen dessen beschlossen worden, das den zieglern [-] der 540 stain uf jed(en) Klaffter holz so sie bisher brennen müss(en) fürohin allein die 500 sollen passiert werden, damit sie desto besser zu brennen mögen.*

¹⁶⁴ Wort nicht lesbar.

¹⁶⁵ StadtA Ulm A [6550] fol. 198v: *Instruction und Ordnung auf eines Er(bahren) Raths verordneten über die ziegelstädel, 1612.*

¹⁶⁶ Das Fassungsvermögen mittelalterlicher Ziegelöfen wurde maßgeblich bestimmt durch ihre Beschaffenheit, die Form und Art des Brennnguts sowie dessen Art der Stapelung. Claudia *Henrich*: Mittelalterliche Ziegelbrenntechniken. In: Ernst *Badstübner*/Dirk *Schumann*: Backsteintechnologien in Mittelalter und Neuzeit. (Studien zur Backsteinarchitektur 4). Berlin 2003. S. 24–52. Hier: S. 49. Zum Vergleich: Im Lüneburger Ziegelstadel stieg die Kapazität des Brennofens zwischen 1410 und 1728 von 13.000 auf etwa 20.000 Steine an. Hansjörg *Rümelin*: Zur Geschichte der Ziegelproduktion in Lüneburg. In: Ernst *Badstübner*/Uwe *Albrecht*: Backsteinarchitektur in Mitteleuropa (Studien zur Backsteinarchitektur 3). Berlin 2001. S. 273–289. Hier: S. 276. Für eine Ziegelei im Schweriner Raum sind für 1588/89 Vorgaben überliefert, nach denen pro Brand 45.000 Steine gebrannt werden sollten, davon 15.000 Dachsteine und 10.000 Mauersteine. Bei den restlichen 20.000 Steinen soll es sich um Halb- und Bruchziegel, also möglicherweise Ausschussware, gehandelt haben. Vgl. Friedrich-Wilhelm *Borchert*: Nonne, Mönch und Klosterstein. Ziegeleien in Mecklenburg (Historisches Museum Schwerin. Schriften zur Stadt- und Regionalgeschichte 1). Schwerin 1993. S. 21.– *Perlich* gibt für die Zeit um 1300 in Lübeck eine Kapazität von 13.000–14.000 Steinen an, für Narzym im 15. Jahrhundert 10.000 Steine. Barbara *Perlich*: Mittelalterlicher Backsteinbau in Europa. Zur Frage nach der Herkunft der Backsteintechnik (Berliner Beiträge zur Bauforschung und Denkmalpflege 5). Petersberg 2007. S. 80.

¹⁶⁷ HStA Stuttgart N 220 T 40 01 Bl. 1.– Zu Heinrich Schickhardt vgl. oben Anm. 116.

¹⁶⁸ Die Angaben auf der Zeichnung erfolgen in Schuh. Zur Umrechnung vgl. oben Anm. 162.

¹⁶⁹ *Ziegel gebachenstein und pletlein* = Dachziegel, Backsteine und Platten.

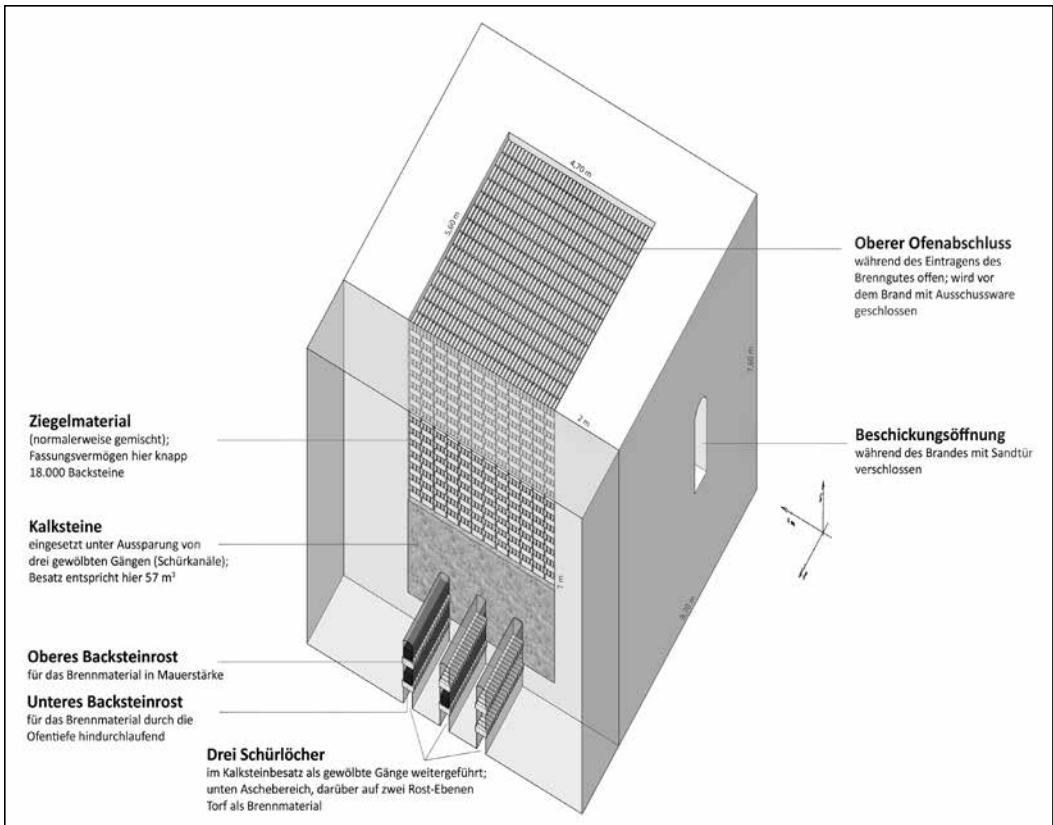


Abb. 17 - Maßstäbliches Modell des von Schickhardt gezeichneten Ulmer Ziegelbrennofens mit schematisch dargestellter Befüllung mit 57 m³ Kalk und knapp 18.000 Backsteinen (Grafik: Claudia Eckstein).

und zudem 500 Imi Kalk¹⁷⁰ fassen; der maßstäbliche Nachbau des Brennofens bestätigt das angegebene Fassungsvermögen erstaunlich genau (Abb. 17).

4.4.2 Das Brennmaterial

Bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts war Holz das einzige in den Ziegeleien verwendete Brennmaterial, an dem es aufgrund des Fehlens Reichsstädtischer Waldbestände stets mangelte. Zu dieser Zeit wurde das Holz den Quellen zufolge aus dem Allgäu geflößt, für dessen Beschaffung der Verordnete über die Ziegelstädel Sorge zu tragen hatte. Dieser reiste offensichtlich Jahr für Jahr ins Allgäu und musste für die Zeit seiner Abwesenheit gewährleisten, dass ein geeigneter Stellvertreter seinen Posten übernahm und diesem seinen Lohn, seine Wohnung auf dem unteren Ziegelstadel und sechs Klaffter Holz kostenfrei überlassen¹⁷¹.

¹⁷⁰ 500 Imi Kalk entsprachen etwa knapp 60 m³ Kalk (zur Umrechnung vgl. oben Anm. 85).

¹⁷¹ StadtA Ulm A [6550] fol. 199r/v: *Instruction und Ordnung auf eines Er(bahren) Raths verordneten über die ziegelstädel*, 1612.



Abb. 18 - Blick von der Ziegellände nach Nordost. Stahlstich von Johann Poppel um 1840 (StadtA Ulm).

Erreichte das Holz Ulm, war damit nach einem Erlass von 1612 wie folgt zu verfahren: *So bald das Flauderholtz¹⁷² ausm Algew an die ziegellände ankombt, solle er solches aus[-]ffen¹⁷³, das Bürkelhin und Buchin [Birken und Buchen] ausscheiden, das übrig alles, es habe Namen wie es wöll, zur denen Städeln fueren lassen, und möglichste gleicheit damit hallten¹⁷⁴.* Zum einen wird in dieser Anordnung deutlich, dass die Ziegellände nicht, wie von Löffelad angenommen¹⁷⁵, dem Abtransport der Backsteine über den Wasserweg diene, sondern dass das dort für die nahegelegenen Ziegelstadel angelandete Brennholz namensgebend war (Abb. 18). Interessant ist auch der Bericht Dieterichs von 1825, nach dem eine Verordnung von 1574 besagte, dass es „den Beckern, Gerbern, Fa(e)rbern und allen andern Burgern gestattet seyn, diesen Platz bey der Lende beym Ziegelstadel, zu ihrem Holz so sie oben im Algaw erkaufen, acht Tage lang, auch la(e)nger, wenn sie pittlich anhalten, zu gebrauchen“¹⁷⁶. Aus der Anweisung von 1612 geht weiter hervor, dass Birken und Buchen aus dem angelandeten Holz vom Verordneten aussortiert und alle anderen Holzarten der Ziegelei als Brennholz zugeführt werden sollten. Dabei gab offenbar *das holz, so im herbst ge-*

¹⁷² *Flauder*: „Scheiterfloß auf der Iller [...], „Die Flösse, Flaudern genannt [...], bestehen aus mit Stricken zusammengebundenen Scheitholzbüscheln“¹⁷². *Fischer*, Schwäbisches Wörterbuch 2 (wie Anm. 54) Sp. 1547.

¹⁷³ Nicht lesbar im Original.

¹⁷⁴ StadtA Ulm A [6550] fol. 195v: *Instruction und Ordnung auf eines Er(bahren) Raths verordneten über die ziegelstädel*, 1612.

¹⁷⁵ *Löffelad* (wie Anm. 72) S. 107.

¹⁷⁶ *Dieterich* (wie Anm. 76) S. 6.

sechs, siben oder uff das höchst acht thut in Sum(m)a 20 bis in 24 brand gethan haben¹⁸⁰. 1537 aber lag die Anzahl der Brände *allain Som(m)ers Zeiten, o[h]n was im winter geprandt*¹⁸¹, offenbar bei insgesamt 40. Daraus lässt sich ableiten, dass jede der drei Ziegeleien 1537 innerhalb der Sommermonate mit 13 Bränden etwa doppelt so viele Brände durchführte wie vorher, was auf 6 Monate gerechnet zwei Bränden pro Monat entsprach. In diesem Zeitraum muss ein enormer Materialbedarf bestanden haben, der also nur dadurch gestillt werden konnte, dass in höherer Frequenz gebrannt wurde als sonst üblich und zusätzlich auch im Winter der Ziegeleibetrieb nicht zum Erliegen kam. Und selbst auf diese Weise wurde offenbar nicht genug produziert, um auch den „Landfremden“, also jenen, die nicht Bürger Ulms waren, Material abgeben zu können. Was das für den Brennholzverbrauch bedeutete, wird durch folgende Schilderung deutlich: *Nachdem nun ungevarlich [ungefähr] zwen hauffen holz*¹⁸² *zu ainem jeden Brand verpraucht, volgt und gibts auch der Augenschein, das des jars ob den Neunzig hauffen holz in ains erbarn Raths Sta(e)deln verprennt werden*¹⁸³. Dies entspricht bei der Annahme, dass ein Haufen Holz in etwa 66 m³ ergaben¹⁸⁴, einem jährlichen Brennholzverbrauch von knapp 6.000 m³. Angesichts dieser enormen Mengen verwundert es wenig, dass die Werkleute den Rat der Stadt mit ihrem Bericht auf das Problem der Brennholzverknappung, *w(e)olches alles doher raicht, das ains Erbaren Raths schwa(e)rer gepaw in sta(e)tem gang ist*¹⁸⁵, aufmerksam machten. Es ist naheliegend, unter dieser Formulierung die rege städtische Bautätigkeit der damaligen Zeit zu verstehen, die wohl als wesentliches Ziel den Ausbau der Stadtmauer nach dem Dürer'schen System hatte¹⁸⁶. Denn ab 1527 entstand eine der alten Umweh rung vorgelagerte Backsteinmauer, die mit zahlreichen Vorwehren versehen war und erst Mitte des 16. Jahrhunderts vollendet wurde. Andere städtische Bauaufgaben könnten zur Verschärfung des Problems beigetragen haben: Um 1534 wurde das Steuerhaus errichtet¹⁸⁷, 1537/38 das Schuhhaus¹⁸⁸ und 1539 erhielt das Rathaus einen neuen Nordflügel entlang der heutigen Neuen Straße¹⁸⁹. Auch zahlreiche repräsentative Wohnbauten entstanden in dieser Zeit wie beispielsweise um 1535 der Ehinger Hof (Grüner Hof 2). Die Werkleute geben angesichts dieser Situation deutlich zu bedenken, dass nicht nur die Bürger weder Steine noch Kalk zur Verfügung hätten, sondern auch dem Rat der Stadt das Brennholz zur Produktion jeglichen Baumaterials ausgehen würde. So sie keine eigenen Holzreserven mehr besäßen, wären sie dazu gezwungen gewesen, einen Haufen Holz für 60 bis 70 Pfund Heller hinzukaufen¹⁹⁰. In Anbetracht dieser bedenk-

¹⁸⁰ StadtA Ulm A [3149] Qu. 4 fol. 1r: *Der werckmaister bericht deß ziegelbrennens halber*, 1537.

¹⁸¹ *Ebda.*

¹⁸² Ein Haufen Holz entsprach offenbar 22 Klaftern. *Instruction und Ordnung auf eines Er(bahren) Raths verordneten über die ziegelstädel*, 1612. StadtA Ulm A [6550] fol. 198r: *jeden hauffen holtz zu 22 klaffter gerhait.* - Zur Berechnung des Klafters (= ca. 3 m³) vgl. oben Anm. 162. Für einen Brand wären entsprechend 2 Haufen = 44 Klafter = 132 m³ Holz fällig gewesen.

¹⁸³ StadtA Ulm A [3149] Qu. 4 fol. 1r: *Der werckmaister bericht deß ziegelbrennens halber*, 1537.

¹⁸⁴ Zur Herleitung der Umrechnung vgl. Anm. 182.

¹⁸⁵ StadtA Ulm A [3149] Qu. 4 fol. 1v: *Der werckmaister bericht deß ziegelbrennens halber*, 1537.

¹⁸⁶ *Löffler* (wie Anm. 10) S. 67-76.

¹⁸⁷ *Koepf* (wie Anm. 3) S. 161.

¹⁸⁸ *Ebda.*, S. 143.

¹⁸⁹ *Stadt Ulm* (wie Anm. 46) S. 55-57.

¹⁹⁰ Legt man die im Werkmeisterbericht von 1537 angegebenen zwei Haufen Holz pro Brand zugrunde, wären für einen Ofenbrand entsprechend 120-140 Pfund Heller für das Brennholz notwendig geworden. Zum Vergleich: Der Ulmer Stadtmaler Martin Schaffner erhielt 1539 für die Fassadenmalerei aller vier

lichen Situation war wohl auch der geschickt arrangierte Erwerb der holzreichen Herrschaft Wain im Jahr 1570/71 durch die Reichsstadt Ulm ganz wesentlich von dem Bedarf an eigenen Waldbesitzungen motiviert¹⁹¹. Abhilfe sollten auch Modifikationen an der Ofentechnik für den Ziegel- und Kalkbrand schaffen; aus dem Jahr 1604 ist ein Vorschlag für einen doppelten Ziegelofen überliefert, der die Produktion von *zwey oder dreymalshundert tausent stein oder ziegell allerley gattung mit ersparung drittel holtzes, zeit und uncosten*¹⁹² ermöglichen sollte, indem er offenbar die Abluft eines Brandes der einen Ofenkammer für die Vorwärmung der zweiten Ofenkammer nutzen sollte. Selbiger Ofenbauer bot auch einen kontinuierlich betriebenen Kalkofen mit einem Ausstoß von 2.000 Metzen¹⁹³ pro Woche an, den er so bereits kurz zuvor in Stuttgart gebaut hätte¹⁹⁴. 1609 tritt Martin Banzenmacher¹⁹⁵, Stadtwerkmeister in Ulm und Erbauer der Dreifaltigkeitskirche, einen *Newen Kalchhofens betreffend*¹⁹⁶ in Erscheinung; offenbar wird er vom Rat der Stadt Ulm gar nach Breslau geschickt, um den dortigen Obersten Baumeister Heinrich Schmidt und dessen Expertise im Ofenbau für einen begrenzten Zeitraum nach Ulm zu holen¹⁹⁷.

Als zwischen 1617 und 1623 die Stadtbefestigung erneut ausgebaut wurde, bediente man sich laut Löffler¹⁹⁸ erstmals des Brennstoffes Torf, das in großen Mengen im Gögglinger Ried anstand¹⁹⁹. Offensichtlich unter dem Eindruck des nun erneut steigenden Bedarfs an Baumaterial und der soeben neu erschlossenen Energiequelle beschäftigten sich um 1625 die beiden Ingenieure Johannes Faulhaber und Heinrich Schickhardt vor allem unter dem Aspekt der Holzsparkunst mit der Konstruktion der Ulmer Ziegelöfen²⁰⁰. So trägt die Ofenzeichnung Johannes Faulhabers (Abb. 20) die Überschrift *Johann(es) Faulhabers Ingenieurs Der Stat Ulm Newerfundner Rost In den Ulmischen ziegeloffen mit er-*

Rathausfassaden 105,7 Gulden; vgl. Manuel *Teget-Welz*: Martin Schaffner. Leben und Werk eines Ulmer Malers zwischen Spätmittelalter und Renaissance (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 32). Ulm 2008. S. 229. Diese Summe entspricht etwas mehr als 180 Pfund Heller. Die Brennholzkosten eines Ofenbrandes beliefen sich um 1537 also auf mindestens zwei Drittel des Wertes der damaligen Rathausbemalung.

¹⁹¹ „Diese große Stadt hatte ja einen enormen Holzbedarf, sowohl an Brennholz wie an Bauholz, gerade in dieser Zeit aber besonders an Schiffsbauholz zum Aufbau ihrer Donauflotte. [...] Sie brauchte also dringend eigene Wälder in dieser Gegend, und die fand sie in der Herrschaft Wain.“ Hans Peter *Köpf*: Die Reformation in Wain. In: BWKG 73/74 (1973/74) S. 85-96. Hier: S. 86.

¹⁹² StadtA Ulm A [3346] Qu. 1 fol. 1v.

¹⁹³ 2.000 Metzen waren etwa 40 m³ Kalk. Der *Metzen* ist ein altes Hohlmaß und entsprach 1/6 Imi oder 4/6 Mittlein. Ein Mittlein waren knapp 30 Liter, ein Imi 113-119 Liter, d. h. ein Metzen entsprach in etwa 20 Litern. Vgl. *Kölle*: Über das Maßwesen und die Maße in der ehemaligen freien Reichsstadt Ulm. 1908. In: Sonderabdruck aus dem Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde (1902) S. 43. 2.000 Metzen Kalk bedeuten also 40.000 Liter oder 40 m³ Kalk, was einem quaderförmigen Haufen mit einer Seitenlänge von etwa 3,5 m entsprechen würde.

¹⁹⁴ StadtA Ulm A [3346] Qu. 1 fol. 2r/v.

¹⁹⁵ Zu Martin Banzenmacher vgl. oben Anm. 115.

¹⁹⁶ StadtA Ulm A [3346] Qu. 2.

¹⁹⁷ *Ebda.*- Nach Endriß berichtet auch die ‚Gundelfingersche Chronik‘, dass Banzenmacher vom Rat der Stadt vermutlich zum Studium des Festungsbaus 1608 nach Straßburg, Nancy und Mömpelgard und 1609 nach Breslau und Dresden geschickt wird. *Endriß* (wie Anm. 115) S. 368.

¹⁹⁸ *Löffler* (wie Anm. 10). S. 127 Anm. 1.

¹⁹⁹ Nach Heinrich Schickhardt haben bereits *Ohngevar umb das jar 1612 [...] die herren zu Ulm, auff anderhalb stund wegs oberhalb der statt, ein zemlichen weg von der Thonau, in einem feuchten ort solche dorff erden angetroffen*. HStA Stuttgart N 220 T 40 01 Bl. 2 fol. 1r. Zum Bau der Schifffahrtskanäle im Zuge des Torfabbaus bei Ulm siehe auch Martin *Eckoldt*: Torfschiffahrtskanäle im Donauried bei Ulm im 17. und 18. Jahrhundert. In: Deutsches Schiffahrtsarchiv 13 (1990) S. 7-24.

²⁰⁰ Vgl. dazu auch Abschnitt 4.4.1 zu Anzahl und Größe der Öfen.

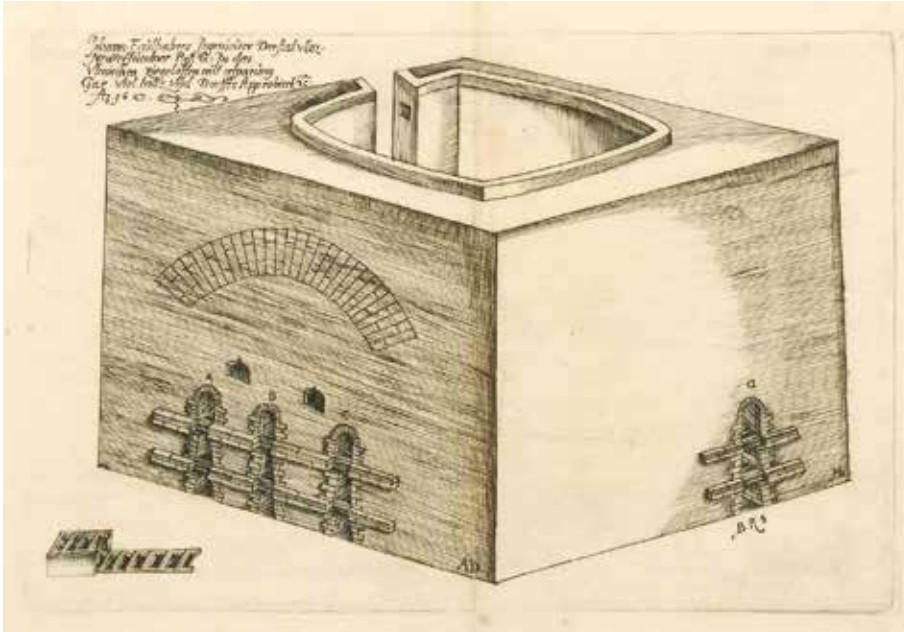


Abb. 20 -Johannes Faulhaber, 1627. Zeichnung eines ulmischen Ziegelofens mit neuerfundem Rost (HStA Stuttgart N 220 T 40 02 Bild 1).

sparung Gar viel holtz und Dorffs Approbiert [-]²⁰¹, Anno 1627²⁰², auf der neben dem Ofen separat das doppelte Gitterrost für das Brennmaterial abgebildet ist, das in seiner Konstruktionsweise offenbar eine Innovation darstellte. Der von Schickhardt dokumentierte Ziegel *off[en] zum dorff Brinnen* (Abb. 16) wurde hingegen offenbar ausschließlich mit Torf befeuert²⁰³. Bereits 1654 heißt es aber in dem ‚Ausführliche[n] Bericht Betreffendt das Ziegelwesen‘, der von Johannes Faulhabers Sohn Johann Matthäus Faulhaber²⁰⁴ verfasst wurde, dass man *khünftig das dorffstechen einstellen, und dafür mit holtz brennen soll*²⁰⁵. Martin Müller zitiert 1752²⁰⁶ einen weiteren Bericht des jungen Faulhabers von 1657²⁰⁷, dem zu entnehmen ist, dass die Torfverwendung noch bis 1656 währte „und dann wegen nicht mehr gehabten Holtz-Mangels wieder 80 Jahr eingestellt worden“²⁰⁸. Müller selbst schien die Technik und Logistik im Torfwesen ab 1737

²⁰¹ Nicht lesbar.

²⁰² HStA Stuttgart N 220 T 40 02 Bild 1.

²⁰³ Auch wenn Schickhardts dokumentierter Ofen der Faulhaber’schen Ofenkonstruktion ähnelt, sind die Abweichungen im Detail (beispielsweise an den bei Schickhardt aus Backsteinen bestehenden Rosten), so elementar, dass es sich nicht um die Ausführung von Faulhabers Entwurf handeln kann.

²⁰⁴ Der Bericht wird 1654 von *Hans Matb(äus) Faulhab(er)* unterzeichnet, der als Johann Matthäus Faulhaber zu identifizieren ist. Zu diesem vgl. oben Anm. 117.

²⁰⁵ StadtA Ulm A [3346] Qu. 3 fol. 1r.

²⁰⁶ Martin Müller: Gründlicher Bericht, wie aus des Erdbodens Beschaffenheit vorlängstens unweit Ulm, zwischen Grimmelfingen und Göggingen, in dem sogenannten Tauben-Ried, dass unfehlbar Turf oder Torf vorhanden seyn müssen, beurtheilet. [...]. Ulm 1752.

²⁰⁷ *Ebda.*, S. 4-24.

²⁰⁸ *Ebda.*, Inhaltsverzeichnis, Das II. Capitel.

revolutioniert zu haben und fixierte dies schriftlich in seinem Traktat²⁰⁹. Noch ein Jahrhundert später im Jahr 1843 äußert sich Leube, dass der „hohe Preis des Holzes [...] den Torf, der nahe um Ulm [...] lagert, für die Baumaterial-Industrie zu einem sehr beachtungswerthen Artikel [macht], da er sich zur Kalk- und Backsteinbrennerei vorzüglich eignet und vermöge seines geringern Werthes eine sehr erhebliche Ersparnis begründet“²¹⁰.

4.4.3 Ofentechnik

Waren die Backsteine und weitere Ziegeleiprodukte nach der Formung ausreichend getrocknet²¹¹, konnte der Ofen eingetragen werden. Laut Schickhardt war das für einen durchschnittlichen, im Vergleich mit dem Ulmer Ofen vier Mal kleineren Württemberger Ofen²¹² von zwei Männern und drei Buben bzw. Mädchen in zwei Tagen zu bewerkstelligen²¹³. Quellen des 17. Jahrhunderts zufolge wurden dabei Kalk und die geformten Ziegelprodukte gemeinsam in einen Ofen gesetzt, was in der Literatur als Technik des „Deutschen Ofens“ bezeichnet wird²¹⁴. Die Beschickung erfolgte dabei durch die Beschickungsöffnung von der Seite, die vor dem Brand verschlossen wurde. Der Ulmer Brennofen, den Schickhardt um 1625 beschreibt (Abb. 16), besitzt drei Schüröffnungen von etwa 1,60 m Höhe und knapp 30 cm Breite. Zwei Roste tragen das Brennmaterial Torf. Das untere Rost durchläuft den Ofen über seine gesamte Länge, das obere nur innerhalb der 2 m starken Ofenwand. Ganz unten sammelt sich die glühende *Asche, die bleibt lang gliehendt* [glühend], *das man noch wol darbeü kochen, derren* [dörren] *oder was sieden kan*²¹⁵. Wollte man Kalk und Ziegel brennen, wurden nach Schickhardts Beschreibung die Kalksteine in der Form gesetzt, das sie auf Höhe der drei Schürlöcher zu Gewölben geformt wurden, die auf diese Weise die Schüröffnungen nach innen durch die gesamte Ofentiefe hindurch verlängerten (Abb. 17). Auf das Kalkgerüst konnte dann je nach Bedarf weiterer Kalk gesetzt werden. Allerdings musste man laut Verordnung von 1657 *im anlegen der Kalchstain die Lufflöcher zum Holtz-brennen dergestallt*

²⁰⁹ Vgl. oben Anm. 206.

²¹⁰ *Leube/Leube* (wie Anm. 76) S. 65.

²¹¹ Die Trocknungsdauer hing stark von der Witterung ab und konnte zwischen einigen Tagen und einem Monat betragen. *Bender* (wie Anm. 57) S. 236.

²¹² Auch von dem Württemberger Ofen ist eine Zeichnung mit der Überschrift *Ziegel of[en] mit holtz zu Brinnen wie die gemeinlich Im bezogthum wirtemberg gebraucht werden* erhalten. HStA Stuttgart N 220 T 42 Bl. 2 fol. 4r, um 1625. Er hatte die inneren Maße von 19 x 14 x 6,5 Schuh (5,6 m x 4,1 m x 1,9 m), was etwa 44 m³ Fassungsvermögen und damit einem Viertel des Ulmer Ofens entsprach. Schickhardt selbst gibt an, dass er einen solchen Ofen *in kleinen stetten* [fünd], *da man nit die grose menge gebranntes zeug bedarf*. HStA Stuttgart N 220 T 42 Bl. 2 fol. 4r, um 1625.- Claudia Hennrich bezieht sich bei ihren Ausführungen ebenfalls auf diesen Württemberger Ofen, allerdings lässt sich nicht nachvollziehen, nach welchem Schuhmaß sie die bei ihr abweichenden Längenangaben ermittelte. *Henrich* (wie Anm. 166) S. 43f.

²¹³ HStA Stuttgart N 220 T 42 Bl. 1 fol. 3r.

²¹⁴ Back beschreibt diesen „Deutschen Ofen“ als Entwicklung des 16. Jahrhunderts, in dem keine fest eingebaute Brenntenne mehr vorhanden war, sondern zu jedem Brand ein neues Brennrost aus Kalkplatten eingesetzt wurde, auf das dann die Backsteine und Dachziegel gesetzt wurden. Michael *Back*: Geformt und gebrannt. Backstein und Dachziegel, Mörtel aus Kalk und Gips. In: Konrad *Bedal*/Herbert *May*: Unter Dach und Fach. Häuserbauen in Franken vom 14. bis ins 20. Jahrhundert. Bad Windsheim 2002. S. 119-140. Hier: S. 128f.

²¹⁵ HStA Stuttgart N 220 T 40 01 Bl. 2 fol. 1r.

*machen, das das feuer [Feuer] wohl uber sich steigen und allenthalben im Ofen sich verpraiten künde*²¹⁶. Auf den Kalk setzte man dann die getrockneten Lehmprodukte. Dabei war dafür Sorge zu tragen, dass die in den Ofen eingestapelten sogenannten Grünlinge²¹⁷ nicht mehr zu viel Feuchtigkeit besaßen, da sonst *durch dasselbige der andere Zeug, und sonderlich der Tachzeug und Platten von solchem feuchtem dunst wieder angestekht, verdämpfft und ver-raucht wirt, das sie davon klübig*²¹⁸ *und schälerig*²¹⁹ *werden, und nacher so sie auff den Platz ans wetter getragen werden zerfallen müssen*²²⁰. Es durfte nur in den Ofen gesetzt werden, was der Verordnete zu brennen befohlen hat, der sich dabei wiederum nach den Bestellzetteln der Stadtrechner zu richten hatte; dies galt insbesondere für den zu brennenden Kalk. 1654 wird in dem ‚Ausführlichen Bericht Betreffendt das Ziegelwesen²²¹ von Johann Matthäus Faulhaber geschildert, dass *es unmüglich ist ohne schaden zu brennen w[en]n vi[e]l stein und tachzeug uff dem Kalch stehen. [...] will man d[e]n tachzeug ohne sonde[r]n abgang und schad[e]n brennen, so kan man dem kalch nit sein gebührendt recht thun. Will man aber d[e]n Kalch unklagbar und ohne gallen*²²² *brennen, so thut man dem tachzeug zuvi[e]l, und gehen gar vi[e]l ab, die wegen dis grosen strengen feuer [Feuer], so man im kalch vonnöth(en) hat, springen und krum(m) werden*²²³. Die erforderliche Brenntemperatur für den Kalkbrand lag also offenbar höher als jene für die Verziegelung der Dachziegel, was zwangsläufig das Auftreten nicht durchgebrannter Kalkbestandteile oder verformter Dachplatten, die 1654 offenbar stark nachgefragt waren, zur Folge hatte²²⁴. Aus diesem Grund empfiehlt Johann Matthäus Faulhaber, Ziegel und Kalk separat zu brennen, auch wenn *zu einem solchen Kalkbrand doppelt mehr holz oder dorff [Torf] als zu einem, darinn neben dem kalch auch viel tachzeug eingetragen ist*²²⁵ vonnöten war. Ab wann diesem Rat Folge geleistet wurde, ist nicht bekannt, aber 1765 ist dem überlieferten Grundriss einer Ulmer Ziegelhütte die Anlage zweier getrennter Öfen für Kalk und Ziegel zu entnehmen²²⁶. Faulhaber gibt aber auch zu bedenken, dass man bei dem getrennten Brand zwar ein überaus schönen tachzeug erhalte, [...] *aber der abgang an den untersten steinen ist*

²¹⁶ StadtA Ulm A [6559] fol. 66r: *Der Ziegler und ihre Knecht Ordnung, Den 5. Juni 1657 Erneuert.*

²¹⁷ Diesen Begriff tragen die geformten und getrockneten Steine aufgrund der grünlichen Färbung, die sie je nach Zusammensetzung des Grundmaterials im Trocknungsprozess annehmen konnten.

²¹⁸ *klübig / kliebig* = rissig, zerbrechlich. DWb 11 (1873) Sp. 1163.

²¹⁹ *schäbrig* vlt. zu *schällig* = leicht in Schalen zerbrechend, zerbröckelnd. DWb 14 (1893) Sp. 2067.

²²⁰ StadtA Ulm A [6559] fol. 66r: *Der Ziegler und ihre Knecht Ordnung, Den 5. Juni 1657 Erneuert.*

²²¹ StadtA Ulm A [3346] Qu. 3.

²²² *galle* = „[...] von Nässe, wo sie hinderlich ist“. DWb 4 (1878) Sp. 1188.

²²³ StadtA Ulm A [3346] Qu. 3 fol. 1v.

²²⁴ *Ebda.* Für den Kalkbrand werden je nach Brenndauer und Zusammensetzung des Gesteins etwa zwischen 925 °C und 1.340 °C benötigt (vgl. Markus *Eiden*: Historische Techniken der Kalkmörtelherstellung. In: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege [Hg.]: *Kalk in der Denkmalpflege*. München 2011. S. 15-18. Hier: S. 16). Daraus lässt sich schließen, dass die Dachziegel in der Ulmer Ziegelei offenbar deutlich weniger als 925 °C Brenntemperatur vertrugen. Nach Bender bedurfte der Garbrand des Ziegelmaterials zwischen 850 und 1.250 °C, „beim gewöhnlichen Ziegel in der Regel nicht über 1.000 °C“. Bender (wie Anm. 57) S. 272. Möglicherweise waren Dachziegel aufgrund der Zusammensetzung und der dünneren Beschaffenheit anfälliger für temperaturbedingte Verformungen als die übrigen Ziegeleiprodukte. Vielen Dank an Prof. Roland Lenz (Akademie für Bildende Künste Stuttgart) für die hilfreichen Hinweise zum Kalkbrand.

²²⁵ StadtA Ulm A [3346] Qu. 3 fol. 1v.

²²⁶ In den Grundriss von 1765 ist ein *Ziegeloffen* und ein *Kalchoffen* eingetragen. StadtA Ulm F1 Bauzeichnungen Ziegelstadel Nr. 1 K 17 L 4.

*sehr gros, den allwegen derselben 2 in 3000 abgehn*²²⁷. Er hält allerdings auch mangelnde Erfahrung des Ziegelmeisters als Grund des großen Ausschusses für möglich: *Ob der Rost, Bögen und Lufftlöcher nicht recht gemacht werden, oder ob der meister nicht recht mit solchem brennen, weil es vorhin nie gesehen umbgehen kann, kann ich nicht berichten*²²⁸.

4.4.4 Vorgehen beim Ziegelbrand

Schickhardt beschreibt für den kleineren, mit Holz befeuerten Württemberger Ofen²²⁹ um 1625 das Vorgehen beim Brand folgendermaßen: *wan der ofen ein gesetzt, raucht*²³⁰ *man 2 tag und 2 nacht, braucht dan ein tag und ein nacht, und macht oben zu, brint noch auf 13 oder 14 stund, macht vornen das schirloch zu, lasst nur hinden ein luftloch*²³¹. Nach dem langsamen Vorwärmen der ersten zwei Tage, dem sogenannten „Schmauchen“²³², wurde der Ofen also oben zugemacht und nach weiteren 13 oder 14 Stunden auch die Schürlöcher verschlossen. Wenn der Ziegler *oben zudeckhen* wollte, musste der Verordnete darauf achten, dass dafür nur schadhafte Ziegelsteine Verwendung fanden²³³. Desgleichen war mit der die Beschickungsöffnung schließenden *Sandtür*²³⁴ zu verfahren, die nur aus Bruchstücken von Pflastersteinen und Platten gesetzt werden durfte²³⁵. Hans Rümelin beschrieb für eine seit 1350 nachgewiesene Lüneburger Ziegelei eine ganz analoge Vorgehensweise: „Bis um 1700 auf dem Altenbrücker Ziegelhof erstmals ein Ofen eingewölbt worden war, entsprach der Bautyp des Ofens dem des Deutschen Ofens, der im Wesentlichen aus einem rechteckigen, von starken Wänden gebildeten, aber oben offenen Raum bestand. Dieser Ofentyp wurde vor jedem Brand mit einer Deckschicht aus mißlungenen Ziegeln geschlossen, die noch mit einer zwei Finger starken Lehmschicht abgedichtet wurde. Zusätzlich mussten die sogenannten Sandtüren, durch die der Ofen beschickt wurde, vermauert und außen mit einer Erdaufschüttung versehen werden“²³⁶. Im Wesentlichen scheint es sich bei dem beschriebenen Vorgehen also um eine im 17. Jahrhundert etablierte Ofen- und Brenntechnik gehandelt zu haben, die nicht nur regional im Herzogtum Württemberg Anwendung fand.

²²⁷ StadtA Ulm A [3346] Qu. 3 fol. 1v. Aufgrund der Formulierung ist nicht ganz eindeutig, ob damit zwei Dachziegel von 3.000 gemeint sind, oder nicht vielmehr 2.000 von 3.000 Stück. Da es hier nur um die unteren Steine in Feuernahe geht, ist es durchaus denkbar, dass der Ausschuss dort einen Umfang von 2.000 Stück erreichen konnte. Zwei Dachziegel von 3.000 Stück wären hingegen für die Bezeichnung eines „sehr großen Abgangs“ etwas unverhältnismäßig.

²²⁸ *Ebda.*

²²⁹ Vgl. oben Anm. 212.

²³⁰ Unsichere Lesung; allerdings ist in der Literatur vielfach belegt, dass die ersten Tage des Ziegelbrandes auch als Schmauchbrand bezeichnet werden. Bei diesem wird die Temperatur langsam erhöht, um die Feuchtigkeit aus den Steinen zu treiben, wobei viel Rauch entsteht. *Bender* (wie Anm. 57) S. 271.

²³¹ HStA Stuttgart N 220 T 42 Bl. 1 fol. 3r.

²³² Vgl. Anm. 230.

²³³ StadtA Ulm A [6550] fol. 196v: *Instruction und Ordnung auf eines Er(bahren) Raths verordneten über die ziegelstädel*, 1612.

²³⁴ *Bender* beschreibt die Sandtür als eine doppelwandige Mauer zur Ofenkammer, in die man „ursprünglich zwischen die beiden Wände als besondere Isolierung und Abdichtung noch eine Sandfüllung eingebracht [hatte]. Von daher erhielt die Ofentüre auch die Bezeichnung Sandtüre, die in der Zieglersprache auf Dauer beibehalten wurde.“ *Bender* (wie Anm. 57) S. 314f.

²³⁵ StadtA Ulm A [6550] fol. 196v: *Instruction und Ordnung auf eines Er(bahren) Raths verordneten über die ziegelstädel*, 1612.

²³⁶ *Rümelin* (wie Anm. 166) S. 276.

Bei dem Holzbrand sollte mit dem größten und grünsten Holz die Temperatur offenbar langsam nach oben getrieben werden, während das dürre Holz der Befuerung bei vollem Betrieb und dem Anschüren vorbehalten war; dabei war darauf Acht zu geben, *das es [das Feuer] an allen seiten wohl anschlagen, und nicht zu rugg bey den schür löchern heraus flam(me), dardurch vil holz ohnnuzlich verbraucht, und der brand übel verderbt wirt*²³⁷. Für den Torfbrand beschreibt Schickhardt, dass dünne Späne unter dem untersten Rost entzündet werden sollten, die den Torf auf den beiden darüber liegenden Rosten in Brand setzten²³⁸. Die Brenndauer variierte in Abhängigkeit von der Ofengröße, der Füllmenge und dem genutzten Brennmaterial. So heißt es in der Ofendokumentation von Heinrich Schickhardt um 1625, dass der Brand des Ulmer Ziegelofens mit dem Brennstoff Torf sechs Tage und Nächte dauerte und damit einen Tag früher beendet war als ein Brand mit Holzbefuerung²³⁹.

4.4.5 Ofenschauer

War der Brand beendet und der Ofen ausgekühlt, durfte er nur auf Befehl des *verordneten Schaumeisters*²⁴⁰ geöffnet und geleert werden. Laut Schickhardt war das Austragen bei dem kleinen Württemberger Ofen von fünf Personen innerhalb eines Tages zu bewerkstelligen²⁴¹. Ein 1657 neu hinzugefügter Passus zur Zieglerordnung hält die Knechte dazu an, beim Kalk austragen *mehr fleiß [zu] brauchen, wender bishero beschehen, dieselbige nit also aus den händen werffen, und dadurch die ganze stain erst zu stukhen machen*²⁴². Auch sollten die gut gebrannten sogleich von den ungebrannten Stücken getrennt werden. Die Aufforderung, dass die Schürlöcher vorab gut zu säubern waren, damit keine Asche unter den Kalk gerate, ist bereits dem ältesten überlieferten Ziegler-Eid von um 1530 zu entnehmen²⁴³. Aus dieser Zeit ist auch ein Eid für städtische Schaumeister bzw. für den Ziegelschauer überliefert²⁴⁴. Seine Aufgabe war es, die gebrannten Steine auf Qualität zu prüfen und gut von schlecht gebrannter Ware zu trennen. Hierzu sollten zunächst alle Steine säuberlich aufgereiht werden. Dabei wird der Verordnete über die Ziegelstadel in der Verordnung von 1612 darauf hingewiesen, dass *wann dann ein Brandt ausgetragen würdt, [...] er dran sein [solle], das die ziegler kein halbe stein, ziegel oder platten untermischen, wie bishero, sondern solchen halben zeug an ein besonder orth setzen, und das sie mit dem guten zeug fein gassen machen, damit die Schaumeister darzwischen hinghen und alles ordentlich und fleißig besichtigen können*²⁴⁵. Mit dem *halben Zeug* ist vermutlich die nicht ganz durchgebrannte Ware, sogenannte Schwachbrände, gemeint, deren Eigenschaften für den Bauzweck nachteilig waren, da

²³⁷ StadtA Ulm A [6550] fol. 196v: *Instruction und Ordnung auf eines Er(bahren) Raths verordneten über die ziegelstadel*, 1612.

²³⁸ HStA Stuttgart N 220 T 40 01 Bild 2.

²³⁹ *Ebda.*, N 220 T 40 01 Bl. 1.

²⁴⁰ StadtA Ulm A [6550] fol. 173v: *Der Ziegler und irer knecht erneuerte Ordnung*, 1612.

²⁴¹ HStA Stuttgart N 220 T 42 Bl. 1 fol. 3r.

²⁴² StadtA Ulm A [6559] fol. 66v: *Der Ziegler und ihre Knecht Ordnung, Den 5. Juni 1657 Erneuert*.

²⁴³ StadtA Ulm A [6542] fol. 257r: *Der ziegler ayd und ordnung*, um 1530.

²⁴⁴ *Ebda.*, fol. 262r: *Der Ziegelschauer ayd*, undatiert, wohl um 1530.

²⁴⁵ *Ebda.*, A [6550] fol. 197r: *Instruction und Ordnung auf eines Er(bahren) Raths verordneten über die ziegelstadel*, 1612.

sie aufgrund des nicht abgeschlossenen Prozesses der Scherbenbildung witterungsanfälliger waren²⁴⁶. Gleichzeitig wird darauf verwiesen, dass es unmöglich war, ohne *halben zeug* zu brennen, was angesichts der schlecht regulierbaren Brennführung in den frühen Brennöfen tatsächlich zwangsläufig unvermeidbar war; dementsprechend plante man also offenbar immer das Anfallen einer gewissen Menge Ausschusses pro Brand mit ein. Diese minderwertige Ware sollte dann zur Hälfte dem Ziegler *in den Brandzettel gesetzt und verrechnet* [werden]. *Das übrig dem Gästen verkaufft werden*²⁴⁷. Mit *Gästen* sind hier wohl all jene Käufer gemeint, die außerhalb der Stadt lebten. Das Vorgehen, den Ausschuss nicht innerhalb der Stadtmauern zu verkaufen, sondern nur an Auswärtige, ist bereits im 16. Jahrhundert greifbar. Um 1530 wird im Ziegler-Eid zusätzlich zu dieser Satzung eine konkrete Baustelle genannt, an die die minderwertige Ware geliefert werden sollte: *Item die Ziegler sollen ouch den verworffen zeug den Inen die Schower verworffen haben herein in die Brustwerin [Brustwehr] setzen bey des Glöcklers thor und in die statt nit füren, noch undermischen. Ouch den niendert [nirgends] anderswo dann in der Brustwörin [Brustwehr] verkouffen und allain auf das Lannd und nit in die Statt. [...] Die Ziegler noch Ire knecht sollen ouch niemant zu solhem verworffnen zeug noten [nötigen]. Sonnder ainem yeden sagen, das es verworffner zeug sey*²⁴⁸. Die Erwähnung der „Brustwehr“ bei dem Glöcklertor, zu der das minderwertige Material geliefert werden sollte, deutet auf die Ausbauphase der Stadtmauer ab 1527 nach dem Dürer'schen System hin²⁴⁹. Dazu errichtete man eine neue, vorgelagerte Mauer aus Backsteinen, die mit einer Brustwehr versehen war²⁵⁰. Den Anfang machte man nahe dem Glöcklertor, das 1527 einen achteckigen Aufsatz und eine Vorwehr erhielt²⁵¹. Wie oben ausgeführt, war der Materialbedarf für diesen Ausbau entsprechend hoch, sodass es naheliegend ist, dass zumindest für die Mauerfüllung auch der Ausschuss Verwendung fand²⁵².

4.5 Steintypen

Sowohl den Rechnungsbüchern des Pfarrkirchenbaupflegamtes als auch den Eiden und Ordnungen sind zahlreiche Steinbezeichnungen zu entnehmen, die zeigen, dass in den Ulmer Ziegeleien ein beeindruckendes Produktspektrum an

²⁴⁶ Dazu würde auch passen, dass solche Schwachbrände in englischen Quellen des Mittelalters als *semels* oder *samels* bezeichnet wurden, was sich nach Lynch aus dem altenglischen Wort *sam* für „halb“ und *aelden* für „gebrannt“ zusammensetzt. Gerard Lynch: *Brickwork: history, technology and practice* 1. London 1994. S. 5, nach *Perlich* (wie Anm. 165) S. 80.

²⁴⁷ StadtA Ulm A [6550] fol. 197r: *Instruction und Ordnung auf eines Er(bahren) Raths verordneten über die ziegelstädel*, 1612.

²⁴⁸ StadtA Ulm A[6542] fol. 253v -254r: *Der ziegler ayd und ordnung*, um 1530.

²⁴⁹ Damit ergibt sich auch die ungefähre Datierung des Ziegler-Eides um 1530; vgl. dazu auch Anm. 114.

²⁵⁰ Löffler beschreibt die Anlage wie folgt: „Dieser Wallgang erhielt eine 2,58 m hohe Brustwehr, welche nach außen abgerundet, von Backsteinen aufgeführt und mit Zinnenscharten versehen war. Die Brustwehr bildete das Haupt der Eskarpenmauer und war von ihr durch einen eigens geformten Gurt- (Kordon-) Stein getrennt.“ Löffler (wie Anm. 10) S. 70.

²⁵¹ *Ebda.*, S. 71.

²⁵² Dass abgesehen von diesen Steinen offensichtlich auch spezielle Formsteine an der Stadtmauer verbaut wurden, beschreibt und illustriert Löffler; für die sogenannten Kordonsteine wurden offenbar eigens geformte und gebrannte Backsteine eingesetzt. Als ehemalige, möglicherweise auch ältere Zinnenzierde erachtet er einen 1865 entdeckten Stein, der ein Sonnenmuster trug. Löffler (wie Anm. 10) S. 57.

gebrannten Steinen produziert worden sein muss. Ein Steintyp, der sehr häufig genannt wird, ist der sogenannte *Riegelstein*. Diesen gab es offenbar in zwei Größen; welchem Zweck er diente, kann womöglich die württembergische Bauordnung erklären helfen. So heißt es dort 1563, dass zum Zwecke des Brandschutzes „in die Rigel“ gemauert, also das Fachwerkgerüst mit Backsteinen ausgefüllt werden solle²⁵³. Es wäre also denkbar, dass solcherlei Steine für Ausfachungen bzw. auch als normale Mauersteine genutzt wurden. Ein weiterer sehr spezieller Begriff, der immer wieder in den Quellen auftaucht, sind die sogenannten *Ruckenbieger*. Auch Löffler benutzt im 19. Jahrhundert für die im Mauerwerk der backsteinernen Stadtmauer des 14. Jahrhunderts verbauten Steine den Begriff „Rückenbüger“²⁵⁴ und beschreibt sie als „Backsteine mit gebogenem Querschnitt“, also mit gebogenem „Rücken“. Tatsächlich lassen sich im Mauerwerk der Stadtmauer und vereinzelt am Ulmer Münster entsprechend geformte Steine nachweisen (Abb. 21). Der anfänglichen Vermutung, es könnte sich bei diesem Steintyp durch zu hohe Brenntemperaturen verformte Steine handeln, steht die überwiegend helle Brennfarbe und der vergleichsweise hohe Preis²⁵⁵ entgegen. Des Weiteren sind kleine und große *Brunnen-*²⁵⁶ und *Pflastersteine*, *Klucker*²⁵⁷, *Hobelsteine*²⁵⁸, *Wölbsteine*²⁵⁹ und *Besetzplatten*²⁶⁰ produziert worden; für das Dachmaterial sind *Ober-* und *Unterziegel*, ebenfalls in der großen und kleinen Ausführung, belegt. Ab dem 17. Jahrhundert scheint der Biberschwanzziegel unter der Bezeichnung *Dachplatte* Einzug in das Materialrepertoire gehalten zu haben, verdrängte die Hohlziegel aber offenbar noch nicht vollends, da Letztere auch noch in späteren Rechnungen des 18. Jahrhunderts auftauchen. Wenn auch nicht der Verwendungszweck aller Steintypen eindeutig bestimmbar ist, so ist dennoch die schiere Anzahl unterschiedlicher Ziegeleiprodukte beeindruckend, zumal auch eine entsprechend hohe Zahl an spezifischen Modellen in den Ulmer Ziegeleien vorhanden gewesen muss sein. Die Vielfalt an verschiedenartig großen, quaderförmigen Backsteinen, die zur selben Zeit für unterschiedliche Bauaufgaben produziert wurden, ist auch hinsichtlich baugeschichtlicher Schlussfolgerungen, die aus dem Vorhandensein verschiedener Formate an historischen Bauten gezogen werden können, ein interessanter

²⁵³ Gustav Hermann Zeller: Sammlung der württembergischen Regierungsgesetze 1. Tübingen 1841. S. 355.

²⁵⁴ Löffler (wie Anm. 10) S. 57.

²⁵⁵ Der Preis der *Ruckenbieger* entsprach um 1500 in etwa dem Durchschnittspreis eines großen Ziegelsteins, also etwa 1 Heller. Eine geschnittene Querschnittsfläche der Steine zeigt, dass es sich um eine bewusste, vermutlich bereits im Modell angelegte Formung der Krümmung gehandelt haben muss, die nicht nachträglich eingeschnitten wurde. Womöglich sollte die gebogene Querschnittsfläche eine bessere Verzahnung des konstruktiv schwierig gestaltbaren Verbands im Mauerwerk gewährleisten; gleichzeitig konnte die gewölbte Seite mehr Mörtel aufnehmen. Es könnte sich bei den „Rückenbiegern“ also um Steine gehandelt haben, die speziell für den Mauerwerk vorgesehen waren, da man sich von ihnen möglicherweise auch in Hinblick auf die fortifikatorische Funktion eine höhere Stabilität versprach.

²⁵⁶ *Brunnensteine* könnten sich durch eine leicht geschwungene Form ausgezeichnet haben, um damit runde Mauerstrukturen bauen zu können.

²⁵⁷ *Kluckerstein* als „[...] kleinerer, meist schmalere (aber auch mehr quadratischer) Backstein, bes. zum Bau von Kaminen, Schornsteinen.“ Fischer, Schwäbisches Wörterbuch 4 (wie Anm. 54) Sp. 507.

²⁵⁸ Die Funktion der *Hobelsteine* ist unbekannt.

²⁵⁹ *Wölbsteine* sind Gewölbsteine, vgl. dazu auch den Abschnitt 3.2.2 Lieferungen an die Münsterbaustelle.

²⁶⁰ Unter *Besetzplatten* sind Bodenplatten zu verstehen, vgl. dazu oben Anm. 152.

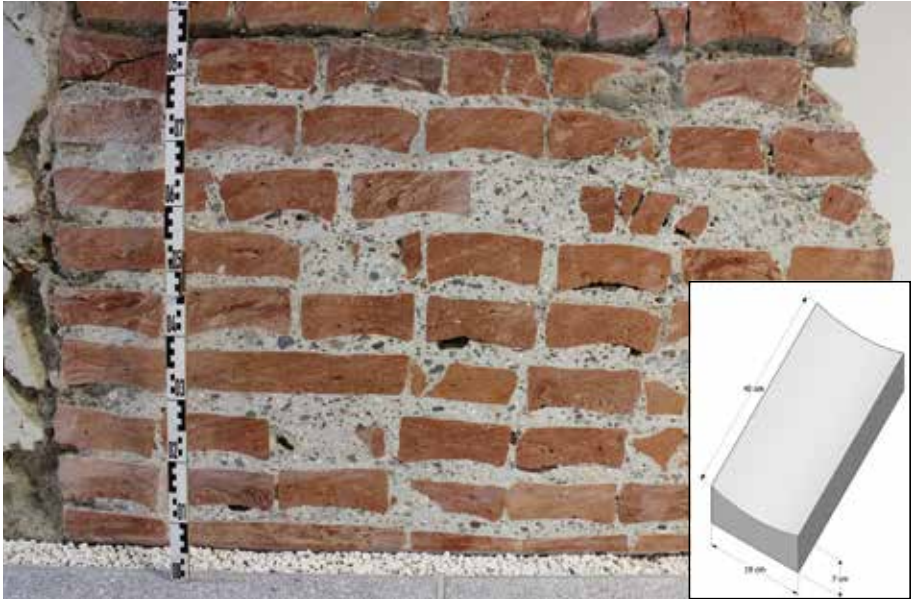


Abb. 21 - Präparierter Teil der 2016 ergrabenen Stadtmauer, 2. Hälfte 16. Jahrhundert; heute im Gebäude der Bürgerdienste, Olgastraße 66 in Ulm. Gut erkennbar sind im unteren Mauerbereich die Steine mit gebogenem Querschnitt. Das Steinformat des Modells entspricht der durchschnittlichen Größe der in der Stadtmauer verbauten Steine (Foto und Modell: Claudia Eckstein).

Aspekt. So war es offenbar die Funktion eines Steins, die maßgeblich bestimmte, welche Form, Zusammensetzung und Größe er hatte; damit ist die Herstellungszeit eines Backsteins nur einer von vielen formatdeterminierenden Faktoren²⁶¹.

4.6 Formate und Formatvorgaben

Für drei Steintypen und die Hohlziegel beinhaltet der früheste überlieferte Ziegler-Eid von um 1530 die Maßangaben (Abb. 22). So wurde für den großen und kleinen Riegelstein und den großen Ziegelstein nach folgendem Muster das Format festgelegt: *der groß ziegelstein der soll behalten an der lengin des models achtzehenthalben zoll*²⁶² [45,3 cm] *Und wann er geprennt wirdt so soll er behalten an der lengin Sibentzehenthalben zol* [42,9 cm] *und an der braitin des models neunthalben zoll* [23,3 cm] *Und wann er geprennt wirdt So soll Er acht zöll* [19,6 cm] *und an der dickin des models vierthalben zol* [11 cm] *und wann Er geprennt wirdt So soll Er behalten drey zöll* [7,4 cm] *dick*²⁶³. Es kann also

²⁶¹ Vgl. dazu auch Eckstein (wie Anm. 19) S. 165f.

²⁶² Zur Umrechnung: Ein Zoll entsprach laut ‚Schwäbischem Wörterbuch‘ dem „12. Teil eines ‚Stattwerckschuchs‘ [...] 1 Schuh = 12 Zoll = 144 Gran = 292,2 mm. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch 6.1 (wie Anm. 54) Sp. 1253. Der Ulmer Schuh betrug zu dieser Zeit etwa 29,4 cm. Konrad Hecht (wie Anm. 162) S. 388. Damit ergibt sich für einen Zoll eine Länge von circa 2,45 cm. Auf dieser Berechnung basieren die ermittelten Umrechnungen im Text.

²⁶³ StadtA Ulm A [6542] fol. 254v-255r.

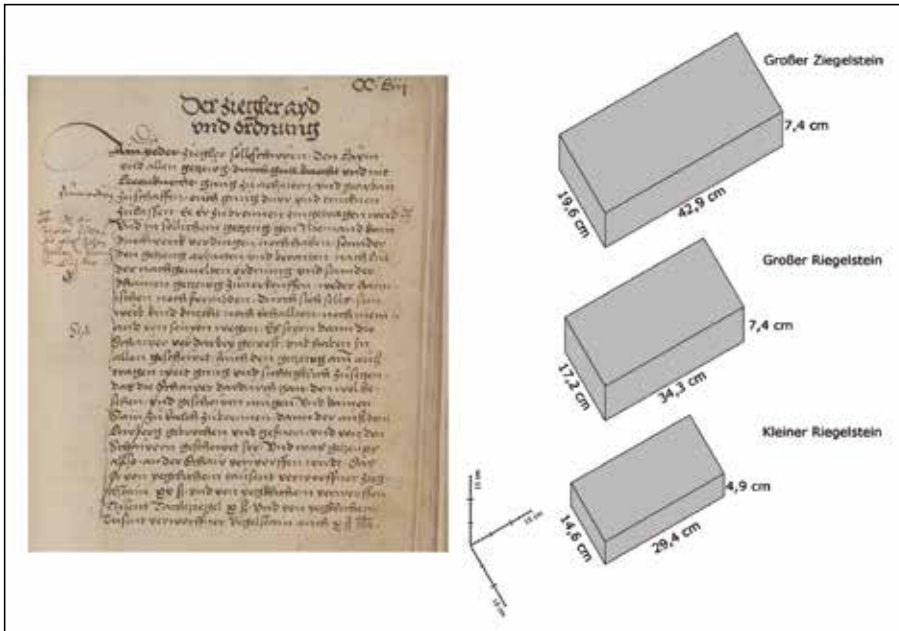


Abb. 22 - Ziegler-Eid, um 1530, mit Modellen der drei vorgegebenen Steinformate. (StadtA Ulm. Modell: Claudia Eckstein).

festgestellt werden, dass einerseits die Größe der Model und damit die des frisch geformten Steines vorgegeben wird, andererseits aber auch die maximal tolerierte, durch Trocknung und Brand zwangsläufig einsetzende Materialschwund Berücksichtigung findet²⁶⁴. Analog werden für den großen und kleinen Riegelstein die Größen vorgeschrieben, die nach dem Brand bei umgerechnet 34,3 x 17,2 x 7,4²⁶⁵ cm bzw. 29,4 x 14,6 x 4,9 cm liegen sollten. Die Größe des *oberen und unteren Tachziegels* wird ebenso genau vorgegeben; die detaillierte Beschreibung erlaubt den Rückschluss, dass es sich hier um Hohlziegel, also Unter- und Oberziegel handelte. Bei gleicher Länge von 51,5 cm war der Unterziegel etwas höher und breiter als der Oberziegel.

Die Eide des 17. Jahrhunderts tragen keine Formatinformationen mehr. Hier wird lediglich darauf verwiesen, dass der Verordnete in jedem Frühjahr ein *Inventarium der Mödel* vom Steuerhaus zum Ziegelstadel zu überbringen hatte, was verdeutlicht, dass eine von der Stadt gesteuerte Anpassung der Formate dadurch theoretisch jede Saison möglich war und auf diese Weise die

²⁶⁴ In der Regel werden hier 1 bis 1,5 Zoll (= 2,45 bis 3,7 cm) Größenreduktion pro Seite akzeptiert, was einem auffallend hohen prozentualen Schwundmaß zwischen 5 und 43 % entspricht. Nach Schrader beträgt der Größenverlust mittelalterlicher Backsteine nach Trocknung und Brand im Schnitt ca. 1-20 %. Mila Schrader: Mauerziegel als historisches Baumaterial. Suderburg-Hösseringen 1997. S. 74.

²⁶⁵ In der Quelle wird angegeben, dass die *dickin des models soll [...] sein drey zöll dick [7,4 cm] und wann er geprennt wirdt So soll behalten dritthalben [8,6 cm] zoll dick*. StadtA Ulm A [6542] fol. 255r. Da der Stein hier aber nach dem Brand größer wäre als zuvor, liegt hier womöglich eine Verwechslung der Angaben zugrunde; entsprechend nehme ich eine angestrebte Höhe von 7,4 cm nach dem Brand an.

Größe der zu produzierenden Steine kontrolliert werden konnte. Eine schriftliche Fixierung der erforderlichen Modelgrößen erübrigte sich damit vielleicht. Die Trocken- und Brennschwindung wurde nun offenbar uneingeschränkt toleriert; weder in den Ziegler-Eiden noch in den Ziegelschauer-Eiden finden sich Hinweise auf ein reglementiertes Schwindmaß, was womöglich dem Umstand geschuldet war, dass von Seiten des Zieglers nur bedingt Einfluss darauf genommen werden konnte und die Toleranz diesbezüglich vorher ohnehin recht groß war.

Die Formatvorgaben des Eides zeigen nur bedingt Korrelationen mit Backsteinen verschiedener Ulmer Bauten des 16. Jahrhunderts. So wies der Neue Bau (1585-1593) Formate von 35 x 17 x 6,5 cm²⁶⁶ auf, die in Länge und Breite in etwa mit dem großen Riegelstein übereinstimmen, in der Höhe aber von diesem abweichen. An den 2015/16 ergrabenen Teilen der Stadtmauer an der Olgastraße 66, die in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts datiert werden²⁶⁷, ähnelt das große Steinformat von 40-41 cm Länge bei einer Breite von 18,5-20 cm und einer Steinhöhe von 7-8 cm dem Großen Ziegelstein des Eides²⁶⁸. Die beiden älteren Steinformate am Ulmer Münster von 36,5 x 18 x 7,5 cm am Chor aus dem ausgehenden 14. Jahrhundert und von 39,5 x 18 x 7 cm am Turm des 15. Jahrhunderts unterscheiden sich dagegen deutlich von den Vorgaben des späteren Ziegler-Eids²⁶⁹.

5 Zusammenfassung

Nahezu fünf Jahrhunderte Ulmer Backsteinbau- und Produktionsgeschichte konnten durch die Auswertung historischer Schriftquellen und anhand erhaltener Bauten nachgezeichnet werden. Die noch existierenden, oft verputzten Backsteinbauten des Ulmer Stadtraumes zeugen gemeinsam mit den beschriebenen Spielarten der baukeramischen Elemente von der hohen Bedeutung des Baumaterials für den städtischen Baufortgang, die Fassadengestaltungen und damit auch für die Stadtgestalt des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Ulms. Nicht zuletzt die umfangreichen Baumaßnahmen der Stadtbefestigung wären ohne dieses Baumaterial kaum umsetzbar gewesen und sind damit vermutlich auch als Initialzündung der großflächigen Ulmer Backsteinproduktion anzusehen. War die Backsteinherstellung einerseits notwendige Voraussetzung für die Bewältigung der umfangreichen Bauaufgaben des 14. und 15. Jahrhunderts, für die im Falle des Münsterbaus sogar eine eigene Ziegelei verpflichtet wurde, so kann die fortbestehende Nachfrage der Folgezeit gemeinsam mit strengeren Brandschutzverordnungen gleichzeitig als Motor und stetiger Anreiz gelten, die Produktionsbedingungen effizienter und das Material qualitativ hochwertiger zu gestalten.

²⁶⁶ Der Neue Bau wurde bei einem Brand im Jahre 1924 stark zerstört und ab 1925 wiederaufgebaut. In der zwischenzeitlich durchgeführten Grabung dokumentiert Baurat Dr. Wagner die Steinformate der Vorgängerbebauung und des aufgehenden Mauerwerks des Neuen Baus. Max K. J. Wagner: Zur Baugeschichte des Neuen Baus in Ulm. In: UO 24 (1925) S. 69.

²⁶⁷ Die Formate wurden an der ausgebauten, präparierten Scheibe der Stadtmauer, die heute im Erdgeschoss des Bürgerservices Ulm an der Olgastraße 66 ausgestellt ist, erhoben.

²⁶⁸ Auf der Grabung selbst waren mitunter auch 29-30 cm und 34,5 cm lange Steinen bei 16-17 cm Breite feststellbar. Herzlichen Dank an Hans Lang und Dr. Jonathan Scheschkewitz (LAD Baden-Württemberg) für die freundliche Genehmigung, Formate auf der Grabung Olgastraße erheben zu dürfen und für die aufschlussreichen Gespräche.

²⁶⁹ Vgl. dazu auch *Eckstein* (wie Anm. 19) S. 165f.

ger zu gestalten. Zeitweilige Rohstoffmängel und das stetige Bemühen um eine Einhaltung der mindesten Qualitätsanforderungen sind Ausdruck der enormen Produktionsmengen und den damit verbundenen Problemen. Gleichzeitig vermitteln die ingenieurwissenschaftlichen Diskurse das vertiefte Bestreben nach der Entwicklung rohstoffschonender Produktionsmethoden, deren Lösungen offenbar nicht selten auf höchster Ebene entwickelt und ausgehandelt wurden. Diese anhand der Quellen auszugsweise nachvollziehbaren Entwicklungsschritte trugen maßgeblich zum Bestehen dieses wichtigen Wirtschaftszweiges bis in das 19. Jahrhundert bei. Die lange Konstanz der Betriebe und das mit genauem Blick betrachtete heutige Stadtbild zeigen, wie bedeutend und wie prägend das Baumaterial Backstein für Ulm im Mittelalter und weit darüber hinaus war.

Die runden Wappentafeln der Zünfte in Süddeutschland und in der Schweiz

Jens Kremb

„Mit Gunst und Erlaubnis“ soll im Folgenden der Objektbestand der runden Wappentafeln der Zünfte vorgestellt werden, der zum jetzigen Zeitpunkt aus insgesamt 45 Stück von unterschiedlichen Zünften aus den damaligen Freien und Reichsstädten Ravensburg, Solothurn, Augsburg, Kempten im Allgäu sowie Füssen und Memmingen besteht¹. Die erstmalige Auseinandersetzung mit diesen Objekten überhaupt versucht die Fragen nach der Bedeutung und Funktion dieser Tafeln zu klären. Aufgrund bisher fehlender schriftlicher Quellen sind die Objekte selbst Ausgangspunkt für etwaige Antworten, die sich aus der genauen Betrachtung erschließen lassen. Im Anschluss sollen die Inschriften und Angaben zu den Personen auf den runden Wappentafeln der Zünfte aus Ravensburg aufgelistet werden, um so weitere Erforschungen zu erleichtern.

Zwar wird dem Aufruf zur Erforschung der materiellen Kultur der Zünfte, der seit Karl Gröber 1931, Péter Nagybakay 1978 und Wilfried Reininghaus Ende der 1990er Jahre kontinuierlich formuliert wird², in letzter Zeit mehr Aufmerksamkeit geschenkt³, doch wurden die runden Wappentafeln und deren Informationswert, wie überhaupt die Wappentafeln allgemein, bisher von der Forschung kaum beachtet und nur vereinzelt in Untersuchungen über die Zünfte in den jeweiligen Städten berücksichtigt. So z. B. bei August Weiß, der das Handwerk der Goldschmiede in Augsburg für den Zeitraum von den An-

¹ Einleitende Worte des ritualisierten und festgelegten Gesprächsablaufs aller Handwerker bei der Ankunft in den Herbergen. Leo von *Stieglitz* (Hg.): Zünfte in Württemberg. Regeln und Zeichen altwürttembergischer Zünfte vom 16. bis zum 19. Jahrhundert (Veröffentlichung des Museums für Volkskunst in Württemberg Stuttgart 6). Stuttgart 2000. S. 75.

² Karl *Gröber*: Alte deutsche Zunftherrlichkeit. München 1936. S. 6.- Péter *Nagybakay*: Historischer Quellenwert der Zunftgegenstände. Internationale Zusammenhänge zwischen den Zunftzeichen. In: Internationales Handwerksgeschichtliches Symposium (Veszprém, 20. - 24. Nov. 1978). Veszprém 1979. S. 88-103.- Wilfried *Reininghaus*: Sachgut und handwerkliche Gruppenkultur. Neue Fragen an die ‚Zunftaltertümer‘. In: Gerhard Otto *Oexle/Andrea von Hülsen-Esch* (Hg.): Die Repräsentation der Gruppe. Texte - Bilder - Objekte. Göttingen 1998. S. 429-463.

³ Exemplarisch seien hier die zwei Ausstellungen in Nürnberg und Stuttgart genannt. Zünfte in Württemberg (wie Anm. 1): Ausstellung im WLM Stuttgart vom 7. Mai bis 17. Sept. 2000.- Zünftig! Geheimnisvolles Handwerk 1500-1800 (GNM Nürnberg, 21. März bis 7. Juli 2013).

fängen bis zum Jahr 1681 bearbeitet hat⁴. Am Ende seiner Ausführungen fügt er jedoch lediglich die drei Tafeln von insgesamt sieben Stück als Quellen für ein Verzeichnis der Augsburger Goldschmiedemeister an, die den Zeitraum seiner Untersuchung überspannen, womit die weiterführenden Tafeln keine Beachtung mehr finden. Sylvia Rathke-Köhl bezieht die Tafeln in ihrer anschließenden Untersuchung zu den Goldschmieden in Augsburg vom Ende des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nicht mehr mit ein⁵.

Die runden Wappentafeln der Stadt Solothurn werden erstmals 1932 von Hans von Burg wahrgenommen. Er widmet zwei Exemplaren einen einseitigen Aufsatz, wobei von Burg davon ausgeht, dass es sich bei den Tafeln um bemalte Tischplatten handelt⁶. Diese wohl eher irriige Annahme übernimmt Gotthold Appenzeller in seinen detaillierten Ausführungen über die Solothurner Zünfte⁷. Appenzeller erwähnt die runden Tafeln aber nur im Zusammenhang mit den Inventaren der jeweiligen Zünfte und nennt die Zeiträume, die auf den Tafeln wiedergegeben sind, und wo sich die Tafeln zu seiner Zeit befanden.

Mit dem sogenannten Trinkstubenschild der Leinwandweber und -händler in Füssen befasst sich Karl Schlagmann 1977 ausführlicher⁸. Der Stubenschild der Kemptener Schmiedezunft aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erfährt von Alfred Weitnauer in seiner Publikation über die alten Allgäuer Geschlechter eine kurze Bearbeitung, indem er sich hauptsächlich den darauf abgebildeten Hausmarken widmet⁹.

Weitere Artikel oder Nennungen gibt es zu den runden Wappentafeln der Zünfte nicht. Dabei bietet vor allem die Objektgruppe der runden Wappentafeln mit ihren scheinbar unterschiedlichen Funktionen und auf Grund der zum Teil mehrere Jahrhunderte überspannenden Kontinuität einen vielfachen Informationswert. Zum einen für die Zunftforschung allgemein, gerade im Hinblick auf das eine die Gruppe konstituierende Moment sowie auch für die Erinnerungskultur der Zünfte¹⁰. Zum anderen für spezielle Forschungszweige der historischen Hilfswissenschaften wie der Heraldik, der Prosopografie, der Genealogie oder der Onomastik. Zu guter Letzt stellen die runden Wappentafeln einen nicht zu unterschätzenden Quellenwert für die jeweilige lokale Handwerkshistorie dar.

⁴ August Weiß: Das Handwerk der Goldschmiede zu Augsburg bis zum Jahre 1681. Leipzig 1897. S. 316.

⁵ Sylvia Rathke-Köhl: Geschichte des Augsburger Goldschmiedegewerbes vom Ende des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Augsburg 1964.

⁶ Hans von Burg: Die Wappentische der Solothurner Zünfte. In: Schweizer Archiv für Heraldik 46 (1932) S. 79.- Ottfried Neubecker: Heraldik. Wappen - ihr Ursprung, Sinn und Wert. München 2002. S. 139.- Dass es bemalte Tischplatten zu dieser Zeit gegeben hat, ist nicht zu bezweifeln: Jens Kremb: Bemalte Tischplatten des Spätmittelalters. Köln/Weimar/Wien 2016.

⁷ Gotthold Appenzeller: Das solothurnische Zunftwesen. II. Teil. In: Jahrbuch für solothurnische Geschichte 6 (1933) S. 41. Appenzeller nennt die Tafeln durchgehend „Zunfttafeln“ und setzt die Bezeichnung „Tisch“ nur in Klammern.

⁸ Das maschinenschriftliche Manuskript stellt laut Titel den ersten Teil einer ausführlicheren Untersuchung zu Hausmarken dar. Leider ist nicht bekannt, ob der angekündigte zweite Teil zur Ausführung kam. Unter der Signatur C 325 befindet sich nur der erste Teil dieser Untersuchung in der Stadtbibliothek in Füssen. Karl Schlagmann: Hausmarken I. Teil. Die bemalte ‚runde Holztafel‘ im Füssener Heimatmuseum - eine Zunftscheibe der Füssener Leinwandweber und -händler aus der Zeit von ca. 1500 bis 1700 (masch. schr. Manuskript ohne Seitenangaben). Füssen 1977.

⁹ Alfred Weitnauer: Alte Allgäuer Geschlechter. Kempter Bürger aus sechs Jahrhunderten. Kempten 1942. S. 108-113.

¹⁰ Patrick Schmidt: Wandelbare Traditionen - tradierter Wandel. Zünftische Erinnerungskulturen in der Frühen Neuzeit. Köln/Weimar/Wien 2009.

Die runden Wappentafeln wurden von der Forschung kaum bis gar nicht beachtet, was wohl auch daran liegen mag, dass in den Quellen Hinweise zu den Tafeln fehlen. So lassen sich bisher keine Angaben über die runden Wappentafeln in den Zunftordnungen oder Rechnungsbüchern etc. ausfindig machen, was dazu führt, dass für die runden Wappentafeln keine einheitliche Bezeichnung vorliegt und diese in unterschiedlichster Weise als Wappenscheibe¹¹, Wappentafel¹², Zunfttafel¹³, Meistertafel¹⁴, Totentafel¹⁵ oder Trinkstubenschild¹⁶ bzw. Stubenschild¹⁷ bezeichnet werden. Es ist demnach zunächst kein anderer Zugang möglich als über die Objekte selbst, auch wenn so eventuell mehr Fragen als Antworten übrigbleiben. Doch wie Gerhard Fouquet in seinem Artikel über Trinkstuben und Bruderschaften schreibt: „Auch Unabgewogenes und Unfertiges bilden wissenschaftlichen Untergrund“¹⁸.

Daher wird der Objektbestand der runden Wappentafeln hier zum ersten Mal grundlegend zusammengeführt und betrachtet, weshalb im Folgenden zunächst die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Bestände im Vergleich der Städte festgestellt werden, bevor diese dann auf ihren Informationsgehalt für die jeweilige Stadt und Zunft hin untersucht und ausgewertet werden können. Ein Anspruch auf Vollständigkeit und Endgültigkeit kann und soll durch diese erste Annäherung an den Bestand der runden Wappentafeln nicht erhoben werden.

Eine Verbreitung der runden Wappentafeln der Zünfte lässt sich bisher in Süddeutschland und der nördlichen Schweiz feststellen. In Ravensburg haben sich 24 runde Wappentafeln von acht Zünften erhalten, die den Zeitraum von 1505 bis 1828 umfassen und hauptsächlich im Museum Humpis-Quartier sowie im großen Ratssaal des gotischen Rathauses aufbewahrt werden¹⁹. Im historischen Museum der Stadt Solothurn, Museum Blumenstein, haben sich zehn Wappentafeln von sieben Zünften erhalten, auf denen der Zeitraum von 1571 bis 1840 erfasst ist²⁰ (Abb. 1). In Augsburg, im Maximilian Museum, haben sich für den Zeitraum von 1347 bis 1795 von der Goldschmiedezunft insgesamt sieben runde Wappentafeln erhalten. Für die Stadt Füssen ist eine runde Wappentafel der Leinwandweber des Jahres 1556 überliefert. Im Allgäu-Museum der Stadt Kempten wird die Tafel der Schmiedezunft aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts verwahrt. Desweiteren seien noch zwei runde Wappentafeln der Memminger Schmiedezunft erwähnt. Diese befinden sich heute im Memminger

¹¹ Zünfte in Württemberg (wie Anm. 1) S. 26.

¹² Rathke-Köhl (wie Anm. 5) Abb. 4.

¹³ Appenzeller (wie Anm. 7) S. 31.

¹⁴ Diese Bezeichnung der runden Wappentafeln wird im Museum Humpis-Quartier in Ravensburg auf den Informationstafeln der jeweiligen Objekte verwendet und rührt daher, dass einige Tafeln diese Bezeichnungen selbst aufweisen.

¹⁵ Diese Bezeichnung wird hauptsächlich für die Tafeln aus Augsburg und Solothurn verwendet, da die Mehrzahl der Tafeln dort diesen Begriff selbst aufweist.

¹⁶ Schlagmann (wie Anm. 8).

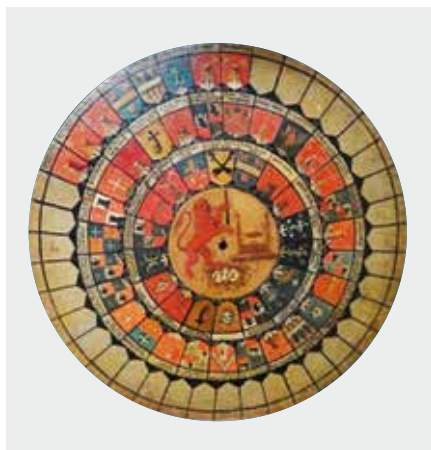
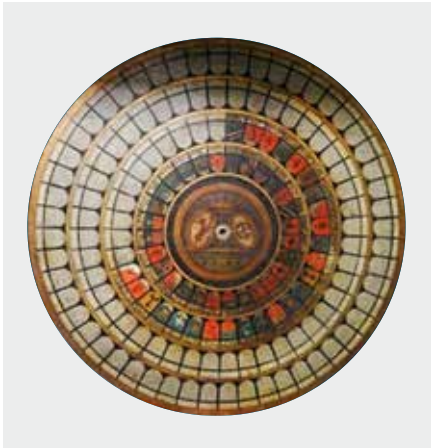
¹⁷ Weitnauer (wie Anm. 9) S. 108.

¹⁸ Gerhard Fouquet: Trinkstuben und Bruderschaften – soziale Orte in den Städten des Spätmittelalters. In: Gerhard Fouquet/Matthias Steinbrink/Gabriel Zeilinger (Hg.): Geschlechtergesellschaften, Zunft-Trinkstuben und Bruderschaften in spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städten. Ostfildern 2003. S. 10.

¹⁹ Insgesamt sind neun Tafeln im Rathaus und acht Tafeln im Museum Humpis-Quartier zugänglich. Die weiteren sieben Tafeln befinden sich an nicht öffentlichen Plätzen oder in Privatbesitz. Die Zünfte sind die der Bäcker, Metzger, Rebleute, Schmiede, Schneider, Schuhmacher, Weber und Zimmerleute.

²⁰ Bei den Zünften handelt es sich um die der Bauleute, Gerber, Metzger, Pfister, Schiffeleute, Weber und Wirte.

Abb. 1 - Objektbestand der zehn runden Wappentafeln der Zünfte in Solothurn für den Zeitraum von 1571 bis 1840, Solothurn, Historisches Museum Blumenstein und Gasthaus zu Wirthen (Jens Kremb).



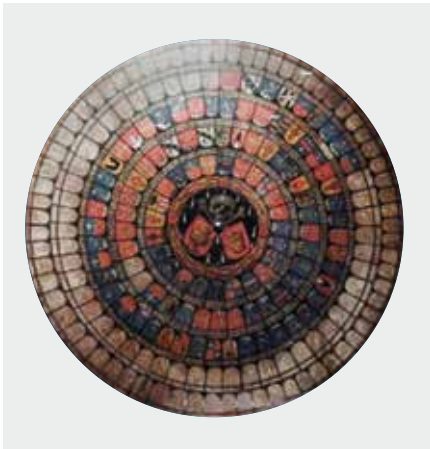




Abb. 2 - Runde Wappentafel der Schmiedezunft, 1553, Ø 95 cm.
Ravensburg, Rathaus, Großer Ratssaal (Jens Kremb).

Stadtmuseum. Eine der Tafeln wurde 1604 angefertigt und in einen Flügelaltar von um 1500 eingefügt²¹. Die runde hölzerne Wappentafel entspricht zwar in ihrer Erscheinungsform den hier behandelten Wappentafeln, jedoch ist die Anfertigung der Wappenschilde aus Eisen und deren geringe Anzahl von 47 Stück in drei konzentrischen Kreisen für den Zeitraum von 1588 bis 1831 eher als ein repräsentativer Ausschnitt zu werten, denn als eine annähernde lückenlose Liste der Zunftmitglieder.

Der Aufbau der runden Wappentafeln ist prinzipiell gleich. Sie bestehen aus auf Stoß zusammengefügt Brettern, die auf der Rückseite mit Gratleisten zur Stabilisierung versehen wurden. Die Tafeln sind bemalt, und um ein zentrales Feld herum sind in konzentrischen Kreisen Wappen und Namen mit Jahresangaben einzelner Personen wiedergegeben. Trotz des formal gleichen Aufbaus un-

²¹ Zur Wappentafel der Memminger Schmiede vgl. Wolfgang von *Jahn* (Hg.): Geld und Glaube. Leben in evangelischen Reichsstädten. Augsburg 1998. S. 121.

terscheiden sich die Tafeln aber zum Teil erheblich voneinander. So bestehen die Tafeln in Ravensburg und Solothurn augenscheinlich aus Nadelholz, während in Augsburg Eichenholz verwendet wurde. Die Durchmesser der Tafeln variieren von durchschnittlich 60 cm in Augsburg bis zur größten mit 124 cm in Solothurn²². Auffällig ist hierbei, dass die Tafeln in Augsburg mit annähernd gleichem Durchmesser von 60 cm die kleinsten sind, während in den anderen Städten die Größen stark variieren können. Auch weisen die Wappentafeln in Ravensburg aufgesetzte Rahmen mit unterschiedlicher Profilierung auf, während bei denen in Solothurn²³, Augsburg, Füssen, Kempten und Memmingen keine Rahmen angebracht sind. Ebenso nur in Ravensburg vorkommend ist die zum Teil plastische Gestaltung des zentralen Feldes mit erhabenen Wappenschilden und/oder Blattkranz (Abb. 2). In Solothurn, Augsburg und Füssen hingegen sind die zentralen Felder nur bemalt. In Kempten und auf der Tafel der Zimmerleute von 1591 in Ravensburg lassen Spuren darauf schließen, dass das zentrale Feld möglicherweise eine plastische Gestaltung aufwies, diese aber jetzt verloren ist. Die Tafel aus Füssen hebt sich besonders durch ihr schwarz-weißes Erscheinungsbild von der Farbigkeit der anderen Tafeln ab (Abb. 3).

Ein Detail, welches bei etlichen Tafeln aus verschiedenen Städten auffällt, ist eine durchgehende Bohrung von ca. 2,5 cm Durchmesser im Mittelpunkt. Bei einigen Tafeln ist in diese Bohrung eine Metallhülse eingelassen. Zum Teil nimmt die Bemalung der zentralen Felder auf diese Öffnung Rücksicht, so dass davon auszugehen ist, dass die Löcher und die Metallhülsen ursprünglich sind. Mehrere Tafeln weisen an dieser Stelle jedoch einen Verschluss des Loches mittels eines Holzdübels auf²⁴.

Der Aufbau der Bemalung der runden Wappentafeln erscheint auf den ersten Blick zwar identisch zu sein, doch gibt es auch hier Unterschiede, und diese nicht nur zwischen den Beständen der einzelnen Städte, sondern auch innerhalb einer Stadt beziehungsweise sogar innerhalb einer Zunft.

Die Bemalung der Wappentafeln ist so aufgebaut, dass um ein zentrales Feld herum, in mindestens drei bis maximal fünf konzentrischen Kreisen, die Wappen und in einem dazugehörigen Inschriftenfeld darüber die Namen der Zunftmitglieder sowie eine Jahresangabe abgebildet sind. Auf manchen Tafeln sind die Wappen nicht datiert, und zum Teil können sie weitere Angaben wie z. B. eine genaue Bezeichnung des Amtes, welches die Person innehatte, oder die Nennung eines Ortes enthalten.

In Füssen zeigt das zentrale Bildfeld lediglich das Stadtwappen, während in Ravensburg in den zentralen Feldern hauptsächlich die drei Wappen der Zunft, der Stadt und des Reiches abgebildet sind. In Solothurn hingegen weisen nur die

²² Hier ist zu beachten, dass die Tafeln auf Grund des Holzschwundes trotz ihrer runden Form erhebliche Abweichungen in Höhe und Breite von bis zu 4 cm aufweisen können, wie z. B. bei der Tafel der Schmiedezunft von 1616 in Ravensburg.

²³ Einzig die Tafel der Schifflleute von 1796 weist einen profilierten Rahmen auf, der aber eine jüngere Hinzufügung zu sein scheint.

²⁴ Es ist anzunehmen, dass die Holzdübel zum Verschluss der Löcher im Mittelpunkt der Tafeln nachträglich eingefügt wurden, da die Übermalungen dieser sich deutlich von den Originalmalschichten unterscheiden. Wozu die Löcher mit den Metallhülsen dienten, ist nicht klar. Karl Schlagmann vermutet einen Zusammenhang mit einer Aufhängungsvorrichtung, die mit der Bemalung zusammenhängt, da die Tafeln dann drehbar und leichter zu handhaben waren, wenn in gewissen Zeitabständen neue Wappen und Namen angebracht wurden. *Schlagmann* (wie Anm. 8).



Abb. 3 - Der „Trinkstubschild“ der Leinwandweber und -händler laut Angabe von 1556, Ø ca. 100 cm, Museum der Stadt Füssen (Thomas Riedmiller).

Tafeln der Gerber- und Schifflerzunft diese drei Wappen auf²⁵. Auf den restlichen Tafeln werden in den zentralen Feldern vorwiegend das Solothurner Stadtwappen und das der jeweiligen Zunft zum Teil mit den Schutzheiligen der Zunft oder mit Löwen als Schildhalter gezeigt. Auf einigen Tafeln in Solothurn sind zudem noch Totenköpfe in den zentralen Feldern dargestellt. Ein solcher

Hinweis auf die Funktion als sogenannte Totentafel ist auch in Augsburg gegeben, denn dort werden in den zentralen Feldern der Wappentafeln der Goldschmiede hauptsächlich solche Psalmsprüche zitiert, welche mit der Memoria in Verbindung stehen. Die Wappentafel der Metzgerzunft in Ravensburg weist um das zentrale Feld herum eine plastische Einfassung in Form eines schwarzen Kranzes mit einer roten Schleife auf. Hierbei könnte es sich demnach auch um eine Wappentafel in der Funktion einer Totentafel handeln.

²⁵ Dies ist insofern erstaunlich als die Tafeln nach 1648, also nach der Loslösung vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, angefertigt wurden und somit keine Notwendigkeit der Abbildung des Doppeladlers bestand.

Nicht auf allen Tafeln vorkommend, dafür aber stadt- und zunftübergreifend gleich ist eine Jahresangabe im, beziehungsweise um das zentrale Feld herum, welche sich scheinbar auf die Anfertigung der jeweiligen Wappentafel bezieht. Es ist jedoch zu beachten, dass einige der Tafeln rückwirkend angelegt worden sind, was bedeutet, dass der Zeitraum, der auf einer Tafel wiedergegeben wird, durchaus älter datierbare, beziehungsweise älter datierte Wappen und Namensangaben enthalten kann²⁶. Besonders deutlich wird dies bei der Wappentafel der Metzger aus Solothurn, die laut Datierung im zentralen Feld 1738 angefertigt wurde, aber den Zeitraum von 1569 bis 1705 wiedergibt²⁷. Ebenso kann die Jahresangabe der Anfertigung einer Tafel der Goldschmiede in Augsburg mit 1347 als eine Rückdatierung gewertet werden, da die Form der Wappenschilde als Halbrundschild mit eingebuchteter Oberkante erst ab dem 16. Jahrhundert gebräuchlich ist²⁸ (Abb. 4). Die chronologisch folgende Wappentafel von 1566 weist die gleiche Schildform auf. Man kann daher davon ausgehen, dass die Wappentafel von 1347 ebenfalls im 16. Jahrhundert angefertigt wurde und dass man sich bei den Tafeln der dann folgenden Jahrhunderte mit Blick auf eine gleiche Erscheinungsform an den älteren Tafeln orientierte.

Zur Abfolge ist weiterhin anzumerken, dass die Wappen und Namen nicht immer chronologisch angebracht wurden. Dies lässt sich z. B. auf der Tafel der Schmiedezunft von 1616 und der der Bäckerzunft von 1700 in Ravensburg feststellen, bei denen jeweils zwischen zwei älteren Jahresangaben eine jüngere angegeben wird. Die Tafel der Leinwandweber in Füssen stellt in diesem Zusammenhang ein extremes Beispiel dar, denn neben einer fehlenden Chronologie der Jahresangaben der Wappenschilde innerhalb der Kreise, springen die Datierungen auch zwischen den Kreisen hin und her.

In Ravensburg²⁹ und Solothurn wurden die Wappen vom zentralen Feld aus von innen nach außen hin aufgemalt, wobei der Beginn eines jeden Kreises nicht zwingend auf zwölf Uhr liegt. In Füssen ist trotz der chaotisch anmutenden Datierungen davon auszugehen, dass die Wappen von innen nach außen hin angebracht wurden. In Augsburg hingegen wurden die Wappen von außen nach innen hin aufgemalt und der Beginn eines Kreises wurde mit Hilfe einer zum Teil durchgehenden Markierung vom zentralen Feld aus, in Form eines Striches mit Kreuz oder nur mit Kreuzen, auf zwölf Uhr festgelegt.

Anhand der Tafeln, die wegen der Aufhebung der Zünfte nicht mehr ganz ausgefüllt wurden, lässt sich sehr gut die Vorgehensweise zur Bemalung der Tafeln nachvollziehen. So wurden die Tafeln bereits zum Zeitpunkt ihrer Anfertigung komplett mit Warteschilden und Wartefeldern für die Beschriftung ver-

²⁶ In Zürich haben sich zwei rechteckige Tafeln der Bauherren und Steinwerkmeister der Stadt erhalten. Eine Bauamtsrechnung von 1607 gibt einen deutlichen Hinweis darauf, dass auch diese Tafeln rückwirkend angelegt wurden und dass dies eine scheinbar gängige Praxis war. So sollten „als erste Wappen jene des 1583 amtierten Bauherrn Anthon Oeri und des Steinwerkmeisters Jakob Hartmann von Birch zu malen [sein], zu denen sich die wenigen Schilde der Amtsinhaber vor 1606 gesellten.“ Eugen *Schneider*: Zwei Wappentafeln im Zürcher Stadthaus. In: Schweizer Archiv für Heraldik 46 (1932) S. 74.

²⁷ Die Jahresangaben 1569 und 1705 sind die älteste bzw. jüngste Jahresangabe, die zusammen mit den Wappen der Zunftmitglieder auf der Tafel fassbar sind. Hier ist zu beachten, dass nicht alle Wappen datiert sind und somit durchaus der Zeitraum auf der Tafel weiter gefasst sein kann.

²⁸ *Neubecker* (wie Anm. 6) S. 77.

²⁹ Die Ausnahme von der Regel stellt die Tafel der Bäckerzunft von 1813 dar. Hier wurden die Wappen von außen nach innen aufgebracht.



Abb. 4 - Totentafel der Goldschmiedezunft, wohl 16. Jahrhundert, Ø 61,5 cm (Maximilian Museum Augsburg, Kunstsammlungen und Museen Augsburg).

sehen, die dann nur noch ausgefüllt werden mussten. Dies zeigen z. B. die Tafel der Metzger von 1800 in Ravensburg, die Tafel der Zunft zu Wirthen von 1691 in Solothurn (Abb. 5) oder die Tafel der Goldschmiede von 1765 in Augsburg.

Trotz der vorbereiteten Anlage der Bemalung der Tafeln scheint es aber keine weiteren Vorgaben gegeben zu haben. So zeigt die Tafel der Schmiede von 1766 in Ravensburg, dass die Beschriftung des Inschriftenbandes eher freihändig vorgenommen wurde und der Platz zum Ende hin nicht mehr ausreichte. Hier musste die Endung „en“ des Wortes „Zünfftigen“ in kleinerem Maßstab unter das Wort gequetscht werden. Desweiteren weisen einige Wappen Informationen zu den jeweiligen Personen auf, die später in die Schilde eingeschrieben wurden.

So findet sich z. B. auf der Tafel der Schneiderzunft von 1796 in Ravensburg in dem Wappenschild des „Joh. Baptist Turnist 1803“ folgender Zusatz: *den II^{ten} Mertz 1818 zu Zunft Knecht erwählt*. Da die folgenden Wappen hier chronologisch folgen, wurde die Information über die Wahl zum Zunftknecht somit nachträglich in den Wappenschild eingefügt. Dies lässt sich auch auf der



Abb. 5 - Runde Wappentafel der Zunft zu Wirthen, 1691, Ø 120 cm, Solothurn, Gasthaus zu Wirthen (Jens Kremb).

Tafel der Zunft der Bäcker von 1700 in Ravensburg beobachten, auf der im ersten Kreis etliche Namen verzeichnet sind, bei denen zwischen dem scheinbar angegebenen Eintritt in die Zunft und dem übernommenen und vermerkten Amt des Vorstehers 20 Jahre vergangen sind.

Weitere Ämter, die jedoch von vornherein angegeben wurden, sind ebenfalls auszumachen. So werden die drei Zimmermänner „Jacob Desell, Caspar Riettman“ und „Ierg Lochwaijer“ auf der Tafel der Zunft der Zimmerleute von 1591 in Ravensburg als „Bey Woner“ bezeichnet. (Abb. 6) Ortsangaben finden sich auch. So zum Beispiel auf der Tafel der Bäckerzunft von 1700 in Ravensburg, wo die Schriftfelder von Frantzisus Locher 1719 und Joseph Steiner 1731 die zusätzlichen Angaben „miler baienfurt“ und „miler in weisenau“ enthalten. Da beide Orte in direkter Nachbarschaft von Ravensburg liegen bzw. Stadtteile der heutigen Stadt sind, kann man daran sehr schön das Gebiet nachvollziehen, welches die Zunft der Ravensburger Bäcker umspannte. Auch werden unter den Namen zum Teil auch die Berufe bzw. Kürzel der Berufsbezeichnungen

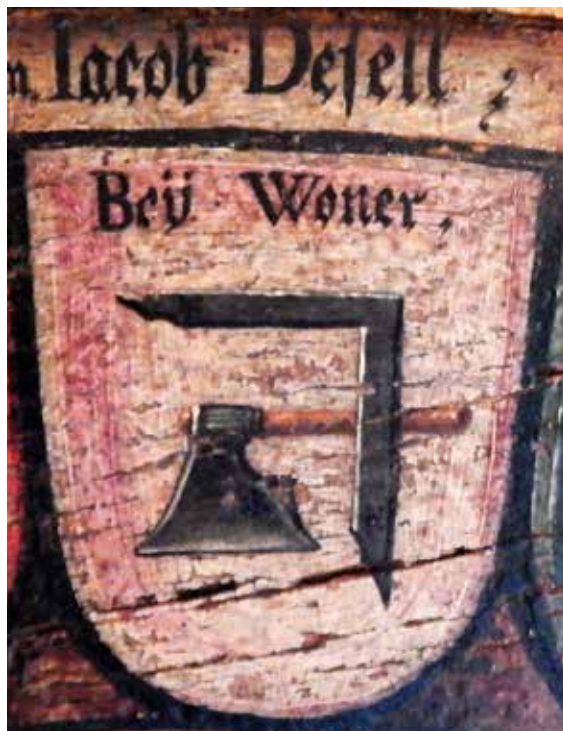


Abb. 6 - Detail des Wappens von Iacob Desell auf der runden Wappentafel der Zunft der Zimmerleute in Ravensburg von 1591. Ravensburg, Rathaus, Großer Ratssaal (Jens Kremb).

der jeweiligen Personen angegeben. So in Solothurn auf der Tafel der Zunft zu Wirthen von 1691, wo unter anderem Ziegler und Gerber genannt werden. In Ravensburg ist dies auch auf mehreren Tafeln zu beobachten, wie auf der Tafel der Schneiderzunft von 1763. Dort lassen sich anhand der Angaben unter anderem die Berufe des Tuchscherers, des Grautuchers, Strumpfstickers oder des Papierers unterscheiden.

Neben den Namen der Zunftmitglieder und den dazugehörigen Jahres- und/oder Berufs- sowie Ämterangaben, die direkt bei den jeweiligen Wappen angegeben werden, finden sich auf einigen Tafeln vereinzelt noch weitere Inschriften. In Ravensburg weisen die Tafeln der Schmiede von 1706, 1736 und 1766 um das zentrale Feld ein weiteres Inschriftenband auf, welches jeweils sechs Wappen einfasst. So heißt es auf der Tafel von 1736: *Die Vorgesetzte der Schmidt Zunfft diser desz Heyl. Röm. Reichs Statt Ravenspurg. Ano: 1736 Die Nahmen der Zünfftigen*³⁰. Abweichungen von diesem Prinzip finden sich in Ravensburg auf der Tafel der Zimmerleute von 1766. Dort wurde ein zusätzliches Inschriftenband am äußeren Kreis angebracht, welches sechs Wappen einfasst. Die dazugehörige Inschrift lautet: *Die 6. Vorgestze der Zimmerleuther Zunfft al hiesiger*

³⁰ Die Inschriften auf den Tafeln von 1706 und 1766 lauten entsprechend und unterscheiden sich nur in der Schreibweise. Die zusätzliche Inschrift auf der Tafel der Schmiede von 1805 ist in das Schriftband eingeschrieben, in dem auch die Namen der Personen vermerkt sind, und lautet: *Die Herrn Vorgesetzte dieser Zeit.*

*Reichs Statt Ravenspurg. Anno 1766*³¹. Die Tafel der Zunft der Bäcker von 1790 weist die zusätzliche Inschrift in einem Wappenfeld auf: *Die Herr Vorgeszte. Zumpft Taffel. 1790*. Auf der Tafel der Metzgerzunft von 1800 wird die zusätzliche Inschrift zwischen die drei Wappen des zentralen Feldes gesetzt: *Maister Taffel, Des Ehrnsamen Metzger Handwerck Anno 1800*.

In Solothurn weisen nur die Tafeln der Gerber eine zusätzliche Inschrift auf, die um das Mittelfeld herumgeführt wird, so auf der Tafel von 1594: *in dieser daffelen man gemalht sindt, der Zunfft Brüederen schilt, die abgestorben sindt, und ist angefangen worden 1594*, und auf der Tafel von 1734: *die In dieser daffelen gemahlet sindt. die Zunfft brieder die allhier abgestorben sindt ist angefangen worden In disem Jahr. 1734*.

Die Inschriften verweisen hier wiederum auf die Funktion der Tafeln als Totentafeln. Dies ist bei den Tafeln der Goldschmiedzunft in Augsburg ähnlich, wobei die Inschriften in den zentralen Feldern Psalme wiedergeben, die in ihrer Deutlichkeit und zum Teil gepaart mit der Abbildung eines Totenschädels den Aspekt der Totenmemoria hervorheben. So auf der Tafel von 1566: *Die todten werden dich Herr nit loben, noch die hinunter farenn in die Stille, Sondern wir loben den Herrenn vonn nun an biß in ewigkeit. Halleluia. Psalmo 118*.

Wer die runden Wappentafeln bemalte, ist in keinem der Fälle nachweisbar³². Einen Rückschluss, ob die Tafeln auf Grund der langen Zeiträume, die auf den einzelnen Tafeln wiedergegeben werden, von mehreren Händen bemalt wurden oder nur von einem Künstler, ist nicht zu ziehen³³. Ob ein Qualitätsunterschied in der Malerei der Miniaturen der Wappenbilder, der vereinzelt festzustellen ist, als Beleg für eine Händescheidung reichen würde, ist fraglich. Auffällig ist, dass die Tafeln eher ein einheitliches Bild wiedergeben³⁴. So lassen sich in der Regel keine besonders markanten Unterschiede im Schriftbild der Inschriften oder in den Erscheinungen der Miniaturen der Wappenbilder feststellen.

³¹ Auf Grund der Jahresangaben von 1741 bis 1760 wird es sich bei den hier genannten sechs Vorgesetzten jedoch nicht um eine Art Ausschuss handeln, wie er für administrative Aufgaben in den Zünften in variabler Größe eingesetzt werden konnte, damit die Lösung solcher Aufgaben nicht immer einer Vollversammlung bedurfte, weil diese Gruppe zur gleichen Zeit in der Zunft tätig gewesen sein müsste. Die Jahresangaben beziehen sich anscheinend eher auf den Eintritt in die Zunft, bzw. auf die Wahl zum Vorgesetzten. Arnd Kluge: *Die Zünfte*. Stuttgart 2007. S. 351.- Gustaf Adolf Wanner: *Zunftkraft und Zunftstolz. 750 Jahre Basler Zünfte und Gesellschaften*. Basel 1976. S. 162.

³² Gesicherte Hinweise auf ausführende Künstler oder Handwerker lassen sich nur für rechteckige Tafeln in schriftlichen Quellen wie in Rechnungen finden. So z. B. anhand der Bauamtsrechnung aus dem Jahr 1607 aus Zürich. Dort sind für die Anfertigung der Tafeln der Bauherrn und Steinwerkmeister der „tischmacher“ Beath Delliker für die Holzarbeiten und Melcher Zimmermann für die Bemalung fassbar. *Schneiter* (wie Anm. 26) S. 74.

³³ In diesem Zusammenhang möchte ich auf die rechteckigen Wappentafeln der Zünfte in Thun hinweisen, die sich heute im Schlossmuseum Thun befinden. Dort lässt sich unter anderem der Name Rudolf Bühlmann (1767-1847) mit der Anfertigung ethlicher Wappentafeln in Verbindung bringen. Dabei handelt es sich um einen Metzger, der auch als Flachmaler tätig war und Mitglied der Gesellschaft zu Pfistern war. Er fertigte von 1794 bis 1832 die Wappentafeln für die Gesellschaft zu Schmieden, zu Pfistern „und vermutlich auch diejenigen der Schuhmacher“ an. Ob diese Vorgehensweise, dass ein Maler die Schilde für mehrere Zünfte anfertigte, auch auf die runden Wappentafeln übertragbar ist, kann hier nicht entschieden werden. Ein weiterer Maler, der in Thun für die Anfertigung der Wappenschilde greifbar ist, ist der Kunstmaler Johann Heinrich Deucher (1722-1802). Peter Küffer: *Thuner Zunftwappen*. In: *Jahresbericht Schlossmuseum Thun* (1991) S. 6.

³⁴ Gleiche Beobachtungen lassen sich auch an der langen Wappentafel der Bauherren in Zürich machen. *Schneiter* (wie Anm. 26) S. 76.

In der Regel werden auf den runden Wappentafeln nur Schilde ohne Oberwappen abgebildet³⁵. Im Allgemeinen basieren die Wappenschilde auf den Formen der Dreieck- und Halbrundschilde. In Ravensburg erscheinen diese am variantenreichsten. So zeigen die älteren Tafeln der Schmiedezunft bis 1616 Halbrundschilde, während auf den folgenden vier Tafeln inklusive der Tafel von 1766 Schilde mit eingekerbter Oberkante und leicht konkav eingebogenen Rändern Verwendung finden. Interessanterweise besinnt man sich auf der folgenden Tafel von 1805 wieder auf eine stilreinere Variante des Halbrundschildes. Eine ähnliche Vorgehensweise lässt sich bei den Tafeln der Bäcker beobachten. Zeigt die Tafel von 1700 den stilreinen Halbrundschild, folgt auf der Tafel von 1759 die verspielte Variante mit eingekerbter Oberkante und konkav eingebogenen Rändern. Danach kehrt man wieder zu den klassischen Halbrundschilden zurück. Die Tafel der Zimmerleute von 1726 weist sogar beide Typen der Schilde und eine stark reduzierte Mischform dieser auf.

Die Formen der Wappenschilde auf den Solothurner Tafeln erscheinen dagegen einheitlicher. Hier beschränkt man sich auf die Form des Halbrundschildes und eine abgewandelten Form dessen, mit geradem, spitzzulaufendem Schildfuß, so dass man auch von einer Ziegelform sprechen kann³⁶. Hauptsächlich findet entweder die eine oder die andere Form auf den Tafeln Verwendung. Einzig auf der Tafel der Bauleute von 1641 kommt es zu einer Vermischung beider Formen. Ebenso in Kempten, wo eine sanftere Variante mit spitz zulaufendem Schildfuß sowie das Halbrundschild wiedergegeben werden, wobei die Zahl der stilreinen Halbrundschilde dominiert. Auf den Tafeln der Goldschmiede in Augsburg wird ausschließlich die Form des Halbrundschildes mit eingebuchteter Oberkante verwendet, die ein Indiz dafür ist, dass die Tafel von 1347 rückwirkend zur Mitte des 16. Jahrhunderts angefertigt worden sein wird.

Auch auf der Tafel der Leinwandweber in Füssen rechtfertigt Karl Schlagmann seine Datierung für die Anfertigung der Tafel auf um 1700 mit der Erscheinung des Wappenbildes und der Schildform des Stadtwappens von Füssen in der Mitte der Tafel³⁷. Für die Tafeln in Ravensburg und Solothurn lassen sich von den Schildformen her keine Rückschlüsse auf die Zeit der Anfertigung der Tafeln ziehen, da jeweils die für die angegebenen Jahreszahlen der Anfertigung zu dieser Zeit gebräuchlichen Schildformen benutzt werden.

Die Wappenbilder der Zunftwappen zeigen „meist typische Arbeitsmittel oder Produkte des Handwerks“³⁸ und sind als Gemeinschaftswappen zu verstehen. Die Wappenbilder der einzelnen Zunftmitglieder können dagegen sehr individuell gestaltet sein, wobei auf Grund der von Péter Nagybakay festgestellten europaweiten Übereinstimmung in der Gestaltung der Wappenbilder der

³⁵ Ausnahmen, die diese Regel bestätigen, stellen die Wappen der Familie Albrecht in Ravensburg auf den Tafeln der Bäcker von 1700 und 1795 dar, sowie die Wappen der Vorgesetzten auf der Tafel der Rebleutezunft in Ravensburg von 1782. Die Wappenschilde unterscheiden sich hauptsächlich auf Grund der ornamentierten Ränder und der Verwendung von Rollwerk, wobei das in der Heraldik für diese Zeit festgestellte „Missverhältnis zwischen der Größe des Schildes und des Oberwappens“ hier sehr gut beobachtet werden kann. Ludwig *Biewer*: Handbuch der Heraldik. Insignen¹⁹2002. S. 96.

³⁶ Diese Schildform findet sich vermehrt in der Schweiz, so auch auf den langen Wappentafeln der Zürcher Bauherren und Steinwerkmeister. *Schneiter* (wie Anm. 26) S. 74.

³⁷ *Schlagmann* (wie Anm. 8).

³⁸ *Kluge* (wie Anm. 31) S. 348.

Zünfte³⁹ es nicht verwunderlich ist, dass auch bei der Gestaltung der Wappen der einzelnen Zunftmitglieder gleiche Vorgehensweisen Verwendung finden. Zeigen die älteren Tafeln, die ins 16. Jahrhundert datiert wurden, noch vorwiegend Zeichen, die den sogenannten Hausmarken verwandt sind, so vor allem auf den Tafeln der Zunft der Schmiede in Ravensburg, den Tafeln der Zunft der Schiffeute und Gerber in Solothurn, der Tafel der Goldschmiede in Augsburg von 1347 sowie auf den Tafeln aus Füssen und Kempten, werden vor allem auf den jünger datierten Tafeln Wappenbilder verwendet, die ebenfalls mit typischen Arbeitsmitteln oder Produkten auf den Beruf der jeweiligen Person verweisen. Auf Grund der Identifizierung solcher Darstellungen lassen sich gerade für Ravensburg etliche Gewerke, die bisher nicht den jeweiligen Zünften zugeordnet wurden oder bekannt waren, vervollständigen. So sind z. B. der Zunft der Schmiede den bisher bekannten Berufen die Gürtler, die Bogner und Armbruster sowie der Zirkelschmied und Nadler hinzuzufügen⁴⁰. Bei den Bäckern können nun die Zuckerbäcker von den Pastetenbäckern unterschieden und die Kornhändler der Zunft zugeordnet werden⁴¹. Einen besonderen Hinweis liefert der gespaltene Schild des Franz Joseph Schiller auf der Tafel der Bäcker von 1790. Neben einem hölzernen Mühlrad ist dort eine Rahmensäge abgebildet, die darauf schließen lässt, dass es sich im Zusammenhang mit dem Mühlrad um eine Gattersäge handelt, die Franz Joseph Schiller als Betreiber einer Sägemühle kennzeichnet.

Neben der Darstellung von Handwerksgerät und Produkten des jeweiligen Berufs werden auch kleine szenische Darstellungen als Wappenbilder verwendet. Bereits auf der Tafel der Schmiedezunft von 1536 in Ravensburg wird ein Schmied bei der Arbeit an einem Amboss dargestellt, und auf der Tafel der Bäckerzunft von 1759 prostet dem Betrachter des Wappenbildes des Michael Feuerstein eine Frau, hinter einem Fass stehend, mit erhobenem Glas zu. Diese Art der Darstellungen entspricht einer zünftischen Bildsprache, wie sie anhand der so genannten Stubenzeichen⁴² und den Abbildungen auf rechteckigen Zunfttafeln, wie z. B. der Ulmer Schneider, nachvollziehbar ist.

Desweiteren werden auch sprechende Wappenbilder verwendet, die auf den Familiennamen Bezug nehmen. So der schreitende Bär auf dem Schild des Adam Bähr, der 1738 Vorgeher der Goldschmiedezunft in Augsburg war und wohl 1757 verstorben ist, wie sein Wappen auf der Totentafel von 1741 nahelegt. Das Wappen des Jacob Schneck auf der Tafel von 1553 der Schmiedezunft in Ravensburg zeigt auf einer kupfernen Kanne, die ihn als Kupferschmied ausweist, eine Schnecke mit ihrem Haus (Abb. 7).

³⁹ Nagybakay (wie Anm. 2) S. 92.

⁴⁰ Bisher war bekannt, dass die Berufe Goldschmied, Kupferschmied, Hufschmied, Hammer-, Nagel- und Degenschmied sowie Schlosser, Flaschner, Zinngießer, Sporer, Büchsenmacher, Maurer, Ziegler, Ofensetzer, Hafner, Kaminfeger, Uhrmacher und Glaser in der Zunft der Schmiede organisiert waren. Diese Zusammenstellung findet sich auf der Informationstafel zur Zunft der Schmiede im Museum Humpis-Quartier in Ravensburg und erweitert die Liste der Berufe, wie sie bei Hafner geführt wird. Tobias Hafner: Zunftwesen und Gewerbe. Gesellschaften und Handel in Ravensburg zu Ende des Mittelalters (Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 29). Ostfildern 1900. S. 7. Zusätzlich zu den typisch bildlichen Darstellungen der einzelnen Berufe ergänzen und erleichtern Abkürzungen neben den Namen der Mitglieder die Identifikation der einzelnen Gewerke.

⁴¹ Bisher waren nur die Gewerke der Bäcker, Müller, Brauer und Tafernwirte bekannt.

⁴² Etliche Abbildungen solcher Stubenzeichen finden sich bei Gröber (wie Anm. 2).



Abb. 7 - Details der Wappen auf der runden Wappentafel der Schmiedezunft von 1553 in Ravensburg, Rathaus, Großer Ratssaal (Jens Kremb).

Auch historische Ereignisse lassen sich anhand der runden Wappentafeln und der auf ihnen abgebildeten Wappen sichtbar nachvollziehen. In Ravensburg wird in den zentralen Feldern der Tafeln bis zum Reichsdeputationshauptschluss von 1803 neben den Wappen der Stadt und der jeweiligen Zunft das Wappen des Reichs in Form des Doppelkopfadlers abgebildet. Nach 1803 und der Aufhebung der Reichsunmittelbarkeit wird Ravensburg Bayern zugeschlagen, und die Tafel der Schmiedezunft von 1805 zeigt das Wappen des Kurfürstentums Bayern. Ab 1810 wird Ravensburg dem Königreich Württemberg zugeschrieben, was die Darstellung des Wappens des Königreichs Württemberg auf der Tafel der Bäcker von 1813 veranschaulicht.

Interessanterweise zeigt die Tafel der Rebleute, die den Zeitraum von 1782 bis 1826 abdeckt, das Wappen des Kurfürstentums Bayern. Demnach wäre die Anfertigung der Tafel auf nach 1803 zu datieren, wobei die Weiterführung der Tafel unter dem kurfürstlichen Wappen nach 1810 in gewisser Weise bemerkenswert ist. Ebenfalls besonders auf Grund einer scheinbar historisierenden Weiterführung eines Wappens ist die Tafel der Weber, deren Anfertigungsjahr mit 1822 angegeben ist, und die den Zeitraum von 1754 bis 1826 abdeckt. Hier wurde wohl auf Grund der Rückdatierung in der Chronologie der Wappen der Zunftmitglieder das für vor 1803 noch gültige Reichswappen mit Doppelkopfadler verwendet.

Um der Funktion der runden Wappentafeln der Zünfte auf die Spur zu kommen, muss versucht werden, diese im Kontext des zünftischen Lebens zu betrachten und einzuordnen. Dazu gehört es herauszufinden, wo, wie und wofür die runden Wappentafeln gebraucht wurden. Für diese Einordnung ist es unerlässlich, auch die überlieferten rechteckigen Wappentafeln in die Überlegungen einzubeziehen, wobei darauf hinzuweisen ist, dass auch hier die Untersuchungen am Anfang stehen und noch nicht alle Fragen beantwortet werden können.

Die erste Frage ist die nach dem Ort, an dem die Wappentafeln aufbewahrt und somit auch gebraucht wurden. Das Bild, welches sich in Ravensburg in der Schulstraße bietet, wo draußen am ehemaligen Restaurant Rebleutehaus eine Kopie der Tafel der Zunft der Rebleute von 1752 in der Art eines Nasenschildes präsentiert wird, entspricht nicht der herkömmlichen Anbringung und Funk-

tion der runden Wappentafeln. Dies ergibt sich schon aus dem Material, aus dem sie gefertigt sind, und dem guten Erhaltungszustand der überkommenen Tafeln. Zunftzeichen, die auf diese Art an den Herbergen und Zunfthäusern montiert waren, wurden aus Eisenblech gefertigt, um der Witterung standhalten zu können⁴³. Vielmehr ist belegt, dass Wappentafeln in den Zunfthäusern und/oder Trinkstuben der Zünfte aufbewahrt wurden und zum repräsentativen Inventar der Stuben gehörten. Neben der Vermutung von Karl Schlagmann, dass die Füssener Wappentafel den Trinkstubenschild der Füssener Leinwandweber und -händler darstellt⁴⁴, wird in der Bestimmung der Wirtenzunft in Villingen vom 5. Januar 1491 festgehalten, dass, *wie man es in allen Zünften „von altersher“ hält, [...] jeder sein Schild (Wappen) in der Stube haben [soll], und Punkt 7 des Artikels von 1685 der Schusterzunft in Villingen besagt: Er soll neben seinem Namen auch ein Schild (Wappen) in beide Tafeln machen lassen und dem Stubenmeister neben zwei Maß Schildwein und Brot für zwei Batzen auch den Frantlen [...] bezahlen*⁴⁵.

Im Vorsaal der Berner Kaufleutestube hing laut Hans Hoffmann eine Wappentafel, welche die „alten und neuen Zünfter“ zeigte⁴⁶. In Thun weist ein Beschluss der Gesellschaft zu Schmieden von 1659 darauf hin, dass in der Stube Wappentafeln oder Schilde vorhanden waren⁴⁷. Dort wurden einzelne Holztäfelchen von ca. 15 x 20 cm mit den Wappen der einzelnen Mitglieder bemalt, die dann in einen mehrzeiligen hölzernen Rahmen gesteckt wurden. Mit diesem System war eine Neuordnung der Schilde nach einer neuen Amtsvergabe oder auf Grund von Sterbefällen möglich und „die Schilde der verstorbenen Mitglieder wurden ins sogenannte Totenreich versetzt“⁴⁸. Diese Art der Führung der Wappentafeln der Zünfte lässt sich auch in Solothurn beobachten⁴⁹. Alleine die Neuordnung der Wappen auf Grund von Sterbefällen scheint aber zumindest für die Zünfte der Gerber, Wirten und Weber anders vorgenommen worden zu sein, da deren runde Wappentafeln anhand von Inschriften und Totenköpfen explizit als Totentafeln gekennzeichnet sind. Dies ist auch für die Goldschmiedezunft in Augsburg anzunehmen, da dort die runden Wappentafeln ebenfalls die Funktion von Totentafeln haben und auf rechteckigen Tafeln die lebenden Mitglieder und deren Ämter angegeben werden⁵⁰. Somit wurden in verschiedenen Städten, aber auch in unterschiedlichen Zünften innerhalb einer Stadt, beide Systeme genutzt: die der rechteckigen Tafeln für die Lebenden und die runden Tafeln zur Memoria der verstorbenen Zunftmitglieder. Wenn allerdings nur die runden Wappen-

⁴³ Leopold Schmidt: Zunftzeichen. Zeugnisse alter Handwerkskunst. München 1979. S. 14.

⁴⁴ Schlagmann (wie Anm. 8).

⁴⁵ Christian Roder: Das Zunftwesen im alten Villingen, bearbeitet und ergänzt von Johann Dietrich Pechmann.- StadtA Villingen-Schwenningen Bestand 2.1, Faszikel BBB 14. S. 11 und S. 29.

⁴⁶ Hans Hoffmann: Schweizerische Rat- und Zunftstuben. Frauenfeld/Leipzig 1933. S. 100.

⁴⁷ Peter Küffer: Thuner Zunftwappen. In: Jahresbericht Schlossmuseum Thun (1991) S. 5.

⁴⁸ Ebd., S. 5. Die sogenannten Totenreiche konnten eigenständige rechteckige Tafeln sein, wie z. B. das der Zunft zu Pfistern in Thun. Oder die mehrzeiligen Rahmen wurden aufgeteilt in ein Segment, das die aufgenommenen Mitglieder zeigt, und in ein weiteres Segment, das die Verstorbenen zeigt, wie z. B. der Rahmen der Gesellschaft zu Schmieden.

⁴⁹ Es befinden sich etliche solcher kleiner Wappentafeln im Depot des Historischen Museums Blumenstein.

⁵⁰ Anders als in Thun oder auch Solothurn sind die rechteckigen und den hölzernen Rahmen ähnlichen Tafeln der Goldschmiedezunft in Augsburg jedoch gemalt. Hier ist darauf zu achten, dass es auch innerhalb einer Stadt und zwischen den Zünften Unterschiede geben kann. So hat sich z. B. in Augsburg auch eine rechteckige Wappentafel der Zunft der Bäcker erhalten, bei der ebenfalls kleine Wappentafeln in einen hölzernen Rahmen gesteckt werden.

tafeln zur Verzeichnung der Mitglieder verwendet werden, fällt eine Neuordnung der Wappen nach einer veränderten Amtsvergabe weg. Das könnte eventuell die zusätzlich angebrachten Amtsbezeichnungen erklären, wie die des bereits oben erwähnten Joh. Baptist Turnist auf der Tafel der Schneiderzunft von 1769 in Ravensburg, der 15 Jahre nach seinem Eintritt in die Zunft zum Zunft Knecht gewählt wurde.

In Ravensburg sind keine rechteckigen Wappentafeln überliefert, und es ist anzunehmen, dass hier, wie auch in Füssen und Kempten, für die Verzeichnung der lebenden Zunftmitglieder nur das System der runden Wappentafeln Verwendung fand. Dies würde auch für die Zünfte in Solothurn gelten, deren runde Wappentafeln nicht explizit als Totentafeln gekennzeichnet sind. Wobei hier darauf zu achten ist, dass auch die runden Wappentafeln, auf denen zunächst die lebenden Mitglieder der Zunft verzeichnet sind, ab einem bestimmten Zeitpunkt die Funktion einer Totentafel übernehmen und somit der Memoria dienen können. Das könnte auch erklären, warum auf einigen Tafeln, vor allem in Ravensburg, Blattkränze, die an Trauerkränze erinnern, die zentralen Felder abgrenzen und somit hervorheben. Hier ist vor allem die Tafel der Metzgerzunft von 1800 in Ravensburg zu nennen, deren Blattkranz schwarz gefärbt ist und eine rote Schleife aufweist. (Abb. 8) Die Wappentafel der Zunft der Bauleute in Solothurn weist ebenfalls einen schwarzen Blattkranz auf, der auf die Funktion der Memoria hinweisen könnte.

Warum einige Zünfte nur das System der runden Wappentafeln verwendeten, lässt sich nicht genau sagen. Ein Aspekt wäre, Platz zu sparen, da die rechteckigen Tafeln mehr Raum benötigen als die runden Tafeln, wenn man denn so viele Mitglieder der Zunft mit ihren Wappen über eine gewisse Zeitspanne anzeigen möchte⁵¹. Immerhin beläuft sich die Zahl der Zunftmitglieder der Schmiede in Ravensburg, die für den Zeitraum von 1505 bis 1830 auf den runden Tafeln wiedergegeben werden, auf 829 und die für den Zeitraum von 1347 bis 1795 der Goldschmiede in Augsburg sogar auf 1430. Ein schönes Beispiel, welches die Grenzen einer Zunft- oder Trinkstube im Zusammenhang mit der Darstellung der Gruppe anhand der einzelnen Mitglieder aufzeigt, ist die Zunftstube der Weingärtner in Reutlingen, wo großformatige Porträts die Täfelung zieren. An diesem Beispiel wird aber nicht nur die Grenze deutlich, sondern auch das räumliche Wirkungsfeld, das von der Gruppe eingenommen wird. Meines Erachtens entsprechen die runden Wappentafeln, auf denen, mehr oder weniger fest gefügt, die lange Tradition und somit auch die Lebensdauer der Zünfte verzeichnet werden, genealogischen Systemen, wie z. B. Ahnentafeln, auf denen mithilfe von Wappen die Vorfahren zur Legitimation und zur Anzeige des Herrschafts- bzw. Standesanspruches abgebildet werden. Damit sichert sich, laut Kilian Heck, eine Person oder Gruppe auch politischen Einfluss und erweitert gleichzeitig ihr mitunter räumlich eingeschränktes Wirkungsfeld⁵². Die Vermittlung des räumlichen

⁵¹ Die rechteckigen Wappentafeln können zwar, ähnlich den Flügelaltären, mit weiteren Flügeln versehen werden, doch auch hier ist der Platz konstruktionsbedingt nicht unendlich erweiterbar. Die Zunftmeister-tafel der Ulmer Bäcker von 1675 stellt ein solches Beispiel dar. Die runden Wappentafeln sind meines Erachtens die beste Lösung für eine Platz sparende aber dennoch lange durchführbare Variante der Verzeichnung und Darstellung der Zunftmitglieder.

⁵² Kilian Heck: *Genealogie als Monument und Argument. Der Beitrag dynastischer Wappen zur politischen Raumbildung der Neuzeit.* Berlin/München 2002. S. 290.



Abb. 8 - Runde Wappentafel der Metzgerzunft, 1800, Ø 96 cm.
Ravensburg, Museum Humpis-Quartier (Jens Kremb).

Wirkungsfeldes beschränkt sich aber nicht nur auf die Zunfthäuser und Stuben, sondern ist auch auf den Raum zu beziehen, den jedes einzelne Mitglied innerhalb der Stadt einnimmt⁵³. Somit zeigt die Vielzahl der Mitglieder auf den Wappentafeln auch konkret an, wie viel Raum die Zunft innerhalb der Stadt besetzt. Erinnern möchte ich dabei an die bereits erwähnten Wappenschilder der beiden Bäcker, die auch eine Ortsangabe beinhalten.

⁵³ Auch wenn die Wappentafeln in den Zunfthäusern oder Trinkstuben aufbewahrt wurden, heißt das nicht, dass dort nur Zunftmitglieder Zugang hatten. Neben der Funktion als Versammlungsort, bei dem administrative Angelegenheiten im Vordergrund standen, wurden dort auch Festlichkeiten begangen, zu denen Nichtzünftige bzw. Mitglieder anderer Zünfte oder Gesellschaften Zugang hatten. Katharina *Simon-Muscheid*: Zunft-Trinkstuben und Bruderschaften. Soziale Orte und Beziehungsnetze im spätmittelalterlichen Basel. In: *Fouquet/Steinbrink/Zeilinger*, *Geschlechtergesellschaften* (wie Anm. 18) S. 152.- Bernd *Roeck*: Zunfthäuser in Zürich. Zur Struktur der frühneuzeitlichen Öffentlichkeit. In: *Fouquet/Steinbrink/Zeilinger*, *Geschlechtergesellschaften* (wie Anm. 18) S. 203. Im Gegensatz zu anderen Gegenständen, wie z. B. der Zunftlade oder dem Willkomm, die nur bei bestimmten Zeremonien hervorgeholt wurden, waren die Wappentafeln dauerhaft sichtbar.

Ein weiterer Aspekt, der möglicherweise mit der Verwendung von runden Wappentafeln zusammenhängt, ist jener der „Zurschaustellung von Kontinuität und Bewahrung von Traditionen“, der bei den runden Wappentafeln auch an der Praxis der rückwirkenden Anfertigung deutlich wird⁵⁴. Besonders nach der Niederlage gegen die kaiserlich-katholischen Fürsten im Schmalkaldischen Krieg im Jahr 1547 und der anschließenden Aufhebung der Zunftverfassungen von 1548 bis 1552 durch Kaiser Karl V., die einen Verlust des Zunfteigentums zur Folge hatte, wobei Zunftbücher und Register verbrannt und Zunfthäuser verkauft wurden⁵⁵, ist die Darstellung einer langen Tradition für die Zünfte, die ihre politische Bedeutung verloren hatten, von besonderer Relevanz⁵⁶. In Solothurn kam es bereits seit 1488 zu einer Beschränkung des politischen Einflusses der Zünfte, der um 1500/05 weitere Einschränkungen erfuhr⁵⁷. Arnd Kluge stellt für den Zeitraum vom Spätmittelalter bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert, „besonders um 1600 und nach 1780“, eine Vielzahl städtischer Aufstände fest, „in denen sich Zünfte und andere Gruppen gegen die Verschlechterung ihrer Positionen wehrten [...]“⁵⁸.

Neben diesem repräsentativen Moment, das auch eine Identitätsstiftung für das Kollektiv gegenüber Nichtmitgliedern der Zunft beinhaltet, hatten die Wappentafeln auch einen praktischen Nutzen für zunftinterne Abläufe. So ist für Zürich überliefert, dass mithilfe der Wappentafeln Anwesenheitskontrollen bei Wahlen durchgeführt wurden⁵⁹. Ebenso wurden die Wappentafeln für juristische Sanktionen genutzt. So ist im Stubengesetz der Kaufleutezunft in Augsburg von 1541 vermerkt, dass wer das Stubengeld nicht bezahlt *des namen und wappen soll on alle mitl und gnad von der tafl abgethon und er uß der gesellschaft von der stuben geschlossen werden und sein*⁶⁰. Diese Sanktionen lassen sich möglicherweise auch an den runden Wappentafeln nachvollziehen: Denn man erkennt sowohl auf der Tafel der Bäckerzunft von 1790 in Ravensburg im inneren Kreis deutlich übermalte Wappen, als auch auf der Tafel der Zunft zu Wirthen in Solothurn und auf der Tafel der Schmiedezunft in Kempten⁶¹.

Eine gleiche Vorgehensweise in Bezug auf Sanktionen ist auch für die Patrierzgesellschaft Alten-Limpurg überliefert. *Am Andreastag wurden Bußen erhoben und die etwa noch ausstehenden Zechschulden geregelt. Wer binnen sechs*

⁵⁴ Stieglitz (wie Anm. 11) S. 29.

⁵⁵ Paul von Stetten: Kunst-, Gewerb- und Handwerks Geschichte der Reichs-Stadt Augsburg. Augsburg 1779. S. 10.

⁵⁶ Stieglitz (wie Anm. 11) S. 29.- Zur Situation 1548 in Augsburg August Weiß: Das Handwerk der Goldschmiede zu Augsburg bis zum Jahre 1681. Leipzig 1897. S. 96.- In Ravensburg kam es am 15. Febr. 1552 zur Auflösung der Zünfte: Hafner (wie Anm. 40) S. 6.

⁵⁷ Gotthold Appenzeller: Das solothurnische Zunftwesen. I. Teil. In: Jahrbuch für solothurnische Geschichte 5 (1932) S. 14. Auch wenn die Mehrzahl der runden Wappentafeln zum Ende des 16. Jahrhunderts datieren, sind in diesem Zusammenhang die Rückdatierungen der Tafeln der Goldschmiede in Augsburg oder der Leinwandweber in Füssen zu beachten. Schlagmann (wie Anm. 8).

⁵⁸ Kluge (wie Anm. 31) S. 89 und S. 401.

⁵⁹ Uwe Goppold: Politische Kommunikation in den Städten der Vormoderne. Zürich und Münster im Vergleich. Köln/Weimar/Wien 2007. S. 180.

⁶⁰ Pius Dirr: Kaufleutezunft und Kaufleutestube in Augsburg zur Zeit des Zunftregiments (1368-1548). In: ZHVS 35 (1909) S. 147.

⁶¹ Alfred Weitnauer: Alte Allgäuer Geschlechter. Kempter Bürger aus sechs Jahrhunderten. Kempten 1942. S. 108. Die Vermutung von Weitnauer, dass die Wappen der verstorbenen Zunftmitglieder von den runden Wappentafeln getilgt wurden und mit denen der neu aufgenommenen Mitglieder übermalt wurden, ist meines Erachtens nicht haltbar.

Wochen nach diesem Tage nicht alle diese Rückstände gezahlt hatte, wurde von der Tafel gestrichen⁶². Die sogenannten Gesellentafeln von 1406 und 1407 bestehen hier zwar aus Pergamentstreifen, auf denen die Namen der Gesellen verzeichnet wurden, doch ist das Prinzip der Sanktionierung bei den Zünften ähnlich. Überhaupt lässt sich eine Orientierung der Zünfte an Repräsentationsformen höherer Gesellschaftsschichten erkennen, die vor allem der Positionierung in der gesellschaftlichen Mitte und der Betonung des Abstandes zu den unteren Schichten dient⁶³, zum einen natürlich im Gebrauch der Wappen allgemein, zum anderen und im Speziellen in der Verwendung von runden Wappentafeln. Darauf weisen acht runde Wappentafeln hin, die sich aus der Zeit von 1446 bis 1680 in Nördlingen erhalten haben und auf denen Familienwappen von Patriziern abgebildet sind und die in der Herrentrinkstube gehalten haben⁶⁴.

Laut Oexle benötigt eine Gruppe vier Kriterien, damit sie sich als formelle soziale Gruppe gegenüber einer okkasionellen Gruppenbildung formieren kann. *Erstens benötigt die Gruppe Regeln und Normen, die die Ziele der Gruppe und Vorstellungen darüber bei ihren Mitgliedern ausdrücken, zweitens werden diese Normen und Regeln zur Abgrenzung nach außen, gegenüber den Nichtmitgliedern eingesetzt, drittens ist innere Differenzierung und Funktionsaufteilung erforderlich und viertens schließlich relative Dauer und Kontinuität in der Zeit*⁶⁵. Genau hier setzen die runden Wappentafeln an. Sie vermitteln Dauer und Kontinuität und anhand der teilweise vorkommenden Ämterbezeichnungen auf den Tafeln zeigen sie auch die innere Differenzierung und Funktionsaufteilung an. Damit nehmen die Tafeln eine elementare Funktion für die Zünfte ein⁶⁶.

Wie Alfred Grenser in seiner 1889 veröffentlichten Publikation über Zunftwappen und Handwerkerinsignien bereits schrieb: „Unser Zweck war, eine bisher noch wenig beachtete Seite der Geschichte der Zünfte in helleres Licht zu setzen [...], weite Kreise erneuert mit ihnen bekannt zu machen, sie teilweise wieder einzuführen in Kunst und Leben unserer Tage“⁶⁷.

⁶² Franz Lerner: Die Frankfurter Patriziergesellschaft Alten-Limpurg und ihre Stiftungen. Frankfurt a. M. 1952. S. 47.

⁶³ Kluge (wie Anm. 31) S. 108.

⁶⁴ Der Aufbau der Schilde ähnelt denen der Zünfte auf erstaunliche Weise. Nach Auskunft von Frau Andrea Kugler, Stadtmuseum Nördlingen, haben die Tafeln einen Durchmesser von 102 bis 139 cm und befinden sich im Stadtmuseum sowie im Rathaus und im Stadtsaal Klösterle in Nördlingen. Auf diese Tafeln kann hier leider nicht weiter eingegangen werden. Im Besonderen möchte ich jedoch auf den Schild von 1562 hinweisen, der von einer Gruppe Nürnberger Patrizier in Auftrag gegeben wurde, die vor der Pest aus Nürnberg nach Nördlingen flohen und den Schild zum Dank für die Aufnahme und zur Erinnerung bei ihrer Abreise den Nördlingern schenkten.

⁶⁵ Jörg Rogge: Geschlechtergesellschaften, Trinkstuben und Ehre. Bemerkungen zur Gruppenbildung und den Lebensordnungen in den Führungsschichten mittelalterlicher Städte. In: *Fouquet/Steinbrink/Zeilinger* (wie Anm. 18) S. 99.

⁶⁶ So bedarf die Rolle der Wappentafeln im Zusammenhang mit der Praxis der Totenmemoria der Zünfte vor allem im Hinblick auf die Veränderung durch die Reformation einer gründlicheren Untersuchung. Weiter wäre ein ausführlicherer Blick auf Vergleichsbeispiele von ähnlichen Wappendarstellungen in anderen Gattungen wie z. B. der Grafik (Gedenkblatt von Hans Weiditz von 1519 zum Tod von Kaiser Maximilian I.) gerade auch in Bezug auf die Memoria lohnenswert. Inv. Nr. DG1949/368 der Sammlung der Albertina in Wien. Im Zusammenhang mit der Memorialpraxis müssten die runden Wappentafeln auch zur Symbolhaftigkeit des Kreises detaillierter untersucht werden. Hier sind weitere Vergleichsbeispiele der runden Wappentafeln, die sogenannten Ratsrosen aus Appenzell im Schweizerischen Landesmuseum, zu nennen. Ebenso gilt es, die runden Wappentafeln im Zusammenhang mit der Handwerks- und Zunftgeschichte der jeweiligen Stadt auszuwerten.

⁶⁷ Alfred Grenser: Zunft-Wappen und Handwerkerinsignien. Eine Heraldik der Künste und Gewerbe. Frankfurt a. M. 1889. S. 10.

Melanchthon und Ulm¹

Tobias Jammertal

Auch wenn Melanchthon wohl nie einen Fuß in die Reichsstadt Ulm gesetzt hat²: eine Beziehung zu dieser Stadt hatte er durchaus. Etwa 80 Briefe, die Melanchthon im Laufe seines Lebens geschrieben hat, haben etwas mit Ulm zu tun. Nur zum Vergleich: Stuttgart bringt es nur auf 62 Einträge, Reutlingen gar nur auf elf, ebenso Esslingen. Grund genug, einmal in diese Briefe hineinzuschauen: Worum geht es, wenn Melanchthon nach Ulm schreibt? Und wem schreibt er? Und was schreibt er über Ulm? Was können wir aus Melanchthons Briefen darüber erfahren, wie und was man in Wittenberg über Ulm und seine so ganz andere Art der Reformation dachte³?

Die ersten Kontakte Melanchthons nach Ulm ergeben sich nicht während seiner Studienzeit in Tübingen – zwischen dem Herzogtum Württemberg und der Reichsstadt Ulm als der Vormacht des Schwäbischen Bundes hatte man sich zur Zeit Herzog Ulrichs nicht viel Freundliches zu sagen –, sondern nach seiner Übernahme der Griechischprofessur im fernen Wittenberg. Johannes

¹ Festvortrag im Rahmen der Feier der Goldenen Konfirmation der Gesamtkirchengemeinde Ulm am 23. April 2017. Für den Abdruck wurde die Vortragsfassung im Wesentlichen beibehalten und um einige Literaturhinweise ergänzt. Der Verfasser ist Frau Pfarrerin Dr. Susanne Schenk (Tübingen/Ulm) und Frau Dr. Gudrun Litz (Ulm) für ihre äußerst zuvorkommende und weiterführende Hilfe bei den Recherchen im Vorfeld zutiefst verpflichtet.

² Vgl. das Itinerar Melanchthons in: MBW 10 (1998), S. 259-725.

³ Ein Blick ins Hauptregister der Briefe Martin Luthers (WA.B 15) sub verba „Ulm“ und „Frecht, Martin“ kommt auf zusammen nur knapp über 60 Einträge, die sich zum Teil überschneiden.- Auf die Ulmer Reformation selbst kann im Rahmen der folgenden Ausführungen nur insofern eingegangen werden, als sie unmittelbar von Melanchthon oder seinen Briefpartnern erwähnt wird. Vgl. hierzu an neueren Darstellungen die Einleitung von Sabine Arend zu den relevanten Quellen in: Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts. Hg. von Gottfried Seebaß (†)/Eike Wolgast. Bd. 17/2. Bearbeitet von Sabine Arend. Tübingen 2009. S. 61-85.- Gudrun Litz: Die reformatorische Bilderfrage in den schwäbischen Reichstädten (SuR.NR 35). Tübingen 2007. S. 91-99.- Susanne Schenk: Ulm. Sebastian Franck und Caspar von Schwenckfeld. In: Michael Welker/Michael Beintker/Albert de Lange (Hg.): Europa Reformata. Reformationsstädte Europas und ihre Reformatoren. Leipzig 2016. S. 413-422.- Dies.: Vielstimmige Reformation. Vortrag auf der Neujahrs-Dekanatsversammlung zu Ulm 2017 (Typoskript).- Dies.: Zentrierung und Vielstimmigkeit. Die Reformation der Reichsstadt Ulm, 2017 (Typoskript). Aus der älteren Forschung ist nach wie vor unerreichbar Theodor Keim: Die Reformation der Reichsstadt Ulm. Ein Beitrag zur schwäbischen und deutschen Reformationsgeschichte. Stuttgart 1851.

Brassicanus, der Nachfolger des großen Reuchlin auf dessen Professur in Ingolstadt, schreibt am 3. September 1522 aus Ulm an Melanchthon⁴. Es ist ein klassischer Humanistenbrief, voll von Personalnachrichten und Mitteilungen darüber, wer wem wann etwas Nettes oder weniger Nettes geschrieben hat. Interessant ist er vor allem, weil er im Hause des Wolfgang Reichard/Rychard geschrieben wurde⁵. Der Ulmer Stadtarzt, selbst ebenfalls humanistisch interessiert, stand bekanntlich der Reformation zunächst selbst aufgeschlossen gegenüber, erst in den 1530er Jahren, also nach der berühmten Befragung der Ulmer Bürgerschaft vom November 1530, zog er sich zunehmend von ihr zurück. Das spiegelt sich interessanterweise auch in seinem Briefwechsel mit Melanchthon, von dem er 1529 das letzte Mal einen Brief bekommt⁶. Zuvor hatten die beiden über die Finanzierung der Studien des begabten, aus Blaubeuren stammenden Medizinstudenten Johannes Magenbuch korrespondiert⁷.

Dennoch kann man den Eindruck gewinnen, dass Melanchthon – und mit ihm die Wittenberger Reformatoren insgesamt – den Fortgang der Ulmer Reformation zunächst eher skeptisch beobachteten. Unabhängig davon, wie man die Ulmer Politik der 1520er Jahre nun einschätzt⁸: Konrad Sam, der ab 1524 wirkende Ulmer Prediger, gehörte nicht zum Kreis derer, denen man in Wittenberg sonderlich wohlgesonnen war – dazu stand er Ulrich Zwingli, dem Zürcher Reformator, zu nahe⁹. 1529 und 1530 schreibt Melanchthon Ulrich Wieland in Ulm, um ihn vor der Abendmahlslehre Zwinglis zu warnen¹⁰, die Arbeit der Ulmer Kirchenreformkommission 1531 übergeht Melanchthon schweigend¹¹. Ihr gehörten der Straßburger Reformator Martin Bucer, der Basler Reformator Johannes Oekolampad und der Konstanzer Reformator Ambrosius Blarer an – in Wittenberg allesamt verdächtige Namen, die man mit Zwingli in Verbindung sah und als „Sakramentierer“ bekämpft hatte. Der Unermüdlichkeit Bucers ist es zu verdanken, dass das Eis zwischen Wittenberg und dem „Oberland“, wie man den südwestdeutschen Raum damals gern nannte, abtauen konnte. Bei einem Treffen in Kassel an Weihnachten 1534 konnte Bucer Melanchthon davon überzeugen, dass man auch in Straßburg und den anderen oberdeutschen Städten

⁴ MBW Nr. 235.

⁵ Zu ihm vgl. Walter *Reichle*: Der Ulmer Stadtarzt und Humanist Wolfgang Rychard. In: UO 45/46 (1990). S. 161-190. Zu seiner Rolle in den Anfängen der Ulmer Reformation jüngst *Schenk*, Zentrierung und Vieltimmigkeit (wie Anm. 3) S. 2.- *Dies.*, Ulm (wie Anm. 3) S. 414.- *Litz* (wie Anm. 3) S. 93 (mit weiterer Lit.).- Walther *Ludwig*: Der Ulmer Humanist Rychardus und sein totes Kind. Humanismus und Luthertum im Konflikt. In: Daphnis. Zeitschrift für Mittlere Deutsche Literatur 24 (1995) S. 263-299.

⁶ MBW Nr. 753 (Melanchthon an Rychard, 15. Feb. 1529).

⁷ MBW Nr. 266 (Rychard an Melanchthon, 27. Feb. 1523), Z. 307 (Melanchthon an Rychard, 5. Jan. 1524).

⁸ Vgl. differenziert hierzu *Arend* (wie Anm. 3) S. 63-65.- *Litz* (wie Anm. 3) S. 93-95. Anders Martin *Brecht*: Ulm 1530-1547. Entstehung, Ordnung, Leben und Probleme einer Reformationskirche. In: Hans Eugen *Specker*/Gerhard *Weig* (Hg.): Die Einführung der Reformation in Ulm. Geschichte eines Bürgerentscheids. Vortragsveranstaltungen, Ausstellungskatalog und Beiträge zum 450. Jahrestag der Ulmer Reformationsabstimmung (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation 2). Ulm/Stuttgart 1981. S. 12-28, der von einer „bewusst evangelische[n] Politik“ ab 1524 ausgeht (S. 12).

⁹ Zu Sam vgl. Konrad *Hoffmann*: Konrad Sam (1483-1533), der Prediger des Rats zu Ulm. In: *Specker/Weig* (wie Anm. 8) S. 233-268.

¹⁰ MBW Nr. 800a (Melanchthon an Wieland, 20. Juni 1529) und Nr. 887a (Melanchthon an Wieland, März 1530).

¹¹ Vgl. zu ihr *Brecht* (wie Anm. 8) S. 15f. 18-22. 25-27.- *Litz* (wie Anm. 3) S. 96.- *Arend* (wie Anm. 3) S. 65-72 (mit weiterer Lit. sowie Diskussion der Quellenlage) sowie jüngst *Schenk*, Zentrierung und Vieltimmigkeit (wie Anm. 3) S. 4f. und S. 8.

nicht vom Glauben abgefallen war, mit der im Mai 1536 geschlossenen Wittenberger Konkordie vereinbarten die Wittenberger und die Vertreter der oberdeutschen Städte Abendmahlsgemeinschaft. Der Stimmungswandel zeigt sich auch in Melanchthons Verhältnis zu Ulm: Ab 1535 taucht die Stadt wieder regelmäßig in seinem Briefwechsel auf. Den Anfang macht ein Brief an Johannes Brenz in Schwäbisch Hall¹², mit dem er den skeptischen Brenz davon überzeugen will, dass man auch in Ulm die „richtige“ Vorstellung vom Abendmahl habe. Sicherlich eine Rolle gespielt haben mag es für Melanchthon, dass ihm der Ulmer Rat im September desselben Jahres einen freundlichen Brief zukommen lässt¹³.

Entscheidend für Melanchthon ist aber, dass er nun auch endlich einen Ansprechpartner in Ulm hat, dem er vertrauen kann. Martin Frecht¹⁴ kennt Melanchthon noch als Dekan der Artes-Fakultät der Universität Heidelberg: als er 1524 auf einer Reise durch Süddeutschland kam, hatte ihm Frecht im Namen der Universität Heidelberg einen wertvollen Pokal als Zeichen der Hochachtung überreicht¹⁵. Im Oktober 1535 nimmt Melanchthon den Kontakt zum Nachfolger Konrad Sams als Münsterprediger wieder auf: *Ich kann versichern, dass ich für meinen Teil dir stets nur geneigt war und Ehrenvolles von dir dachte*, schreibt er seinem *alten und herzallerliebsten Freund*¹⁶.

Frecht wird zu Melanchthons Mann in Ulm. Geteiltes Leid ist halbes Leid – und tatsächlich geht es in ihrem Briefwechsel häufig um für einen oder beide leidvolle Themen:

Da ist zum einen das Abendmahl. Viele von Ihnen werden wissen, dass es zwischen Lutheranern und Reformierten bis zur Leuenberger Konkordie 1573 keine Abendmahlsgemeinschaft gab, und dass die Verwerfungen der Reformationzeit daran im Wesentlichen die Schuld tragen. Schon in seinem ersten Brief an Frecht meint Melanchthon, dass man sich auch über das Abendmahl endlich einigen müsse¹⁷. Im Mai 1536 kann er den Freund in Wittenberg begrüßen: Als Vertreter Ulms unterschreibt Frecht die Wittenberger Konkordie¹⁸ – doch damit ist dann eben doch nicht alles geklärt. 1544 greift der alte Martin Luther wieder einmal zur Feder: ‚Kurtz bekentnis D[octoris] M[artini] Luthers / vom heiligen Sacrament‘¹⁹. Dass Luther poltern kann, wissen Sie alle. Hier läuft er gegen *die Schwermer und Sacraments feinde, Carlstad, Zwingel, Ecolampad, Stenckefeld und jre Jünger zu Zürich und wo sie sind*²⁰ zur Hochform auf – bis hin zu der

¹² MBW Nr. 1527 (Melanchthon an Brenz, 12. oder 21. Jan. 1535).

¹³ MBW Nr. 1622a (Der Rat zu Ulm an Melanchthon, 3. Sept. 1535).

¹⁴ Zu ihm vgl. das Biogramm in MBW/R 12.- Ferner Werner-Ulrich *Deetjen*: Licentiat Martin Frecht, Professor und Prädikant (1494-1556). Ein Reformatorenleben zwischen Katheder und Kanzel. In: *Specker/Weig* (wie Anm. 8) S. 269-321.- *Ders.*: Frecht, Martin (1494-1556). In: TRE 11 (1983) S. 482-484. Zu Frechts Tätigkeit vgl. ferner zusammenfassend *Litz* (wie Anm. 3) S. 97f.

¹⁵ Vgl. MBW Nr. 323 (Melanchthon an die Heidelberger Artistenfakultät, 6. Mai 1524).- Zu Frechts Tätigkeit in Heidelberg vgl. *Deetjen*, Licentiat (wie Anm. 14) S. 277-284.

¹⁶ MBW Nr. 1648 (Melanchthon an Frecht, 18. Okt. 1535): *De me quidem affirmare possum me semper de te amanter et honorifice sensisse* (Z. 4f.), *sui amico veteri et carissimo* (Z. 2). Zur Ulmer Kirchenpolitik unter Frecht siehe unter Diskussion der Quellenlage und mit ausführlichen Literaturhinweisen *Arend* (wie Anm. 3) S. 72-76.

¹⁷ Vgl. MBW Nr. 1648, Z. 10f. Vgl. zum Einsatz Frechts für die Beilegung der abendmahlstheologischen Kontroversen *Deetjen*, Licentiat (wie Anm. 14) S. 299-301.

¹⁸ MBW Nr. 1744, Z. 44f.: *Martinus Frechtus, ecclesiae Ulmensis in verbo minister, licentiatus*.

¹⁹ WA 54 (S. 119-140) S. 141-167.

²⁰ WA 54 S. 141,19f.

Andeutung, dass Zwingli, wie er fürchte, nach seinem Tod in der Schlacht bei Kappel 1531, in der Hölle schmore²¹. In Ulm wird man das, nebenbei bemerkt, aufmerksam gelesen haben: Oekolampad war maßgeblich an der offiziellen Einführung der Reformation in Ulm beteiligt, er gehört mit Bucer und Ambrosius Blarer zu den Vätern der Ulmer Kirchenordnung von 1531. Und dass auch der Name Schwenckfeld – von Luther hier, wie in der Polemik üblich, zu „Stenckefeld“ gemacht – in Ulm nicht unbekannt ist, werden wir noch hören. Man konnte sich also in der Reichsstadt durchaus angesprochen – oder besser: angepöbelt – sehen. Melanchthon ist entsetzt: *Wenn ich soviel Tränen vergießen könnte, wie die Donau bei euch Wasser führt, würde es doch nicht reichen, um meinem Schmerz über den Neubeginn des Streits über das Abendmahl zu genügen*, schreibt er Frecht²². Vergeblich hofft er, dass man in Zürich auf die Provokation nicht reagieren wird²³; zu Ostern 1545 hält er die scharfe Replik in Händen. Wiederum beklagt er sich bei Frecht über deren maßlosen Charakter²⁴; der Ulmer Prediger seinerseits bittet Melanchthon, sich im Rahmen seiner Möglichkeiten für eine Beendigung der Auseinandersetzungen zu engagieren²⁵.

Im April 1545 stellt Melanchthon in einem Gutachten für den sächsischen Kurfürsten fest, dass man sich immerhin in Ulm an die Wittenberger Konkordie von 1536 halte²⁶. Dass es ganz so einfach nicht ist, weiß jeder, der sich etwas intensiver mit der Ulmer Kirchengeschichte auskennt: Frecht hat sich in der Tat für die Wittenberger Konkordie eingesetzt, stieß dabei aber auf erhebliche Widerstände, wie er überhaupt keinen leichten Stand in Ulm hatte. Im August 1544 erst hatte er sich bei Melanchthon beklagt: *Die Schwenckfeldianer und etliche andere Schwärmer hören nicht auf damit, mich zu pisacken!*²⁷ Gemeint sind die Anhänger des ursprünglich aus Schlesien stammenden Kaspar von Schwenckfeld, der 1534 auf Einladung niemandes Geringeren als Bernhard Besserers nach Ulm kommt und im Hause Besserer logiert. Er muss eine faszinierende Persönlichkeit gewesen sein, der schnell zahlreiche Anhänger um sich scharte. Zum Problem wurde er durch seine stark gegen alle Äußerlichkeiten gerichtete Theologie – und durch seine Polemik gegen die Wittenberger Konkordie. Schon seit 1538 fordern Frecht und die anderen Ulmer Prediger deshalb die Ausweisung Schwenckfelds, den sie als eine Gefahr für die Stabilität der Ulmer Kirche ansehen. Es ist bezeichnend für die besondere religiöse Situation Ulms, dass der Rat darauf reagiert, indem er – seinen Predigern die öffentliche Polemik gegen Schwenckfeld verbietet. Im Januar 1539 kann Schwenckfeld bei einem Religionsgespräch brillieren. Erst als im September sämtliche Ulmer Prediger geschlossen mit ihrem Rücktritt drohen, legt man ihm nahe, Ulm zu verlassen, was er auch tut – zumindest vorübergehend. Zurück bleibt eine nicht

²¹ Vgl. WA 54 S. 142f. und S. 154f.

²² MBW Nr. 3709 (Melanchthon an Frecht, Mitte Okt. 1544): *Si profunderem lachrymas ut vester Danubius aquas, non exhauriretur dolor meus, quem mihi adfert instauratio belli per δεπνον.*

²³ MBW Nr. 3817 (Melanchthon an Frecht, Anfang Feb. 1545).

²⁴ MBW Nr. 3894 (Melanchthon an Frecht, 6. Mai 1545).

²⁵ MBW Nr. 3906 (Frecht an Melanchthon, nach 27. Mai 1545).

²⁶ MBW Nr. 3890 (Melanchthon an Gregor Brück, 24. April 1545), Z. 29-33.

²⁷ MBW Nr. 3641, Z. 19f.: *Non cessant unquam vexare me Schwenckfeldiani et nonnulli alii Schwärmeri.* (Frecht an Melanchthon, 3. Aug. 1544). Vgl. für eine zusammenfassende Skizze der Auseinandersetzungen Frechts mit Schwenckfeld und Sebastian Franck, auf den hier nicht weiter eingegangen werden kann, im Sinne des Münsterpredigers Deetjen, Licentiat (wie Anm. 14) S. 301-305.

unerhebliche Anhängerschaft, die er immer wieder besucht. 1561 stirbt er – in Ulm, im Haus der Familie Streicher. Es bedarf keiner Erwähnung, dass die Schwenckfeldianer in den Augen des „obersten Predicanten“ der Stadt Ulm, Frecht, auch nach dem offiziellen Weggang ihres Idols eine kontinuierliche Herausforderung bleiben²⁸. Unterstützung erhält er aus Wittenberg: Schon 1535 hat ihm Melanchthon geschrieben, dass er sein Urteil über Schwenckfeld vollkommen teile²⁹, ein Jahr später teilt er seinem Ulmer Brieffreund mit, dass er den Schwenckfeld dahin wünsche, wo der Pfeffer wächst³⁰. Am 16. März 1540 kommt es zu einer formellen Lehrverurteilung Schwenckfelds durch die Theologen des Schmalkaldischen Bundes, der zu diesem Zeitpunkt fast alle wichtigen evangelischen Fürsten und Städte des Reichs umfasste³¹, der Kampf gegen Schwenckfeld gilt den Wittenberger Theologen im Dezember 1545 als ein Argument für die turnusmäßig anstehende Verlängerung dieses Bündnisses³², und noch 1557 ergeht ein scharfes Schreiben wichtiger evangelischer Theologen, das Schwenckfeld und seiner Anhängerschaft vorwirft, unter anderem in Ulm gefährliche Unruhe zu stiften, und die Obrigkeiten dazu aufruft, endlich entschlossen dagegen vorzugehen³³.

Doch 1557 ist Frecht schon nicht mehr in Ulm. Nachdem Kaiser Karl V. im Schmalkaldischen Krieg die evangelischen Truppen besiegt hat, erlässt er im Juni 1548 ein scharfes Religionsgesetz, das sogenannte Interim – wörtlich „einstweilen“, weil es nur bis zum Ende des Trienter Konzils gelten soll. Mit ihm werden praktisch alle reformatorischen Maßnahmen rückgängig gemacht, dass schon verheiratete Geistliche zumindest vorerst geduldet werden, zählt zu den wenigen Zugeständnissen. Im August 1548 schlägt der Kaiser sein Quartier in Ulm auf³⁴. Frecht, der sich wie seine Kollegen weigert, das Interim zu akzeptieren, wird verhaftet, in Ketten durch die Stadt geführt und bis 1549 in Kirchem/Teck eingesperrt³⁵. Seine Stelle als Münsterprediger wird er auch danach nicht wieder erhalten. Und mit Frechts Weggang lässt die Bedeutung Ulms im Briefwechsel Melanchthons spürbar nach. Noch während des Schmalkaldischen Krieges hat er

²⁸ Vgl. zu den auch nach dem offiziellen Weggang Schwenckfelds und Sebastian Francks, auf den im Rahmen dieser Ausführungen nicht näher eingegangen werden kann, andauernden Auseinandersetzungen um von den Ratsprädikanten als deviant wahrgenommene religiöse Phänomene *Deetjen*, Licentiat (wie Anm. 14) S. 304f. sowie zuletzt unter konsequentem Bezug auf die einschlägigen Akten: *Schenk*, Vielstimmige Reformation (wie Anm. 3) S. 4-18.- Die Tatsache, dass diese Auseinandersetzungen in Frechts Korrespondenz mit Melanchthon zumindest ausweislich der erhaltenen Bestandteile des Melanchthon-Briefwechsels nahezu keine Rolle spielen, wenn man vom bereits genannten Schreiben des Münsterpredigers vom 3. Aug. 1544 (MBW Nr. 3641) absieht, wirft Fragen auf: Wollte Frecht in Wittenberg nicht den Eindruck hervorrufen, dass die Wittenberger Konkordie in Ulm eben doch nicht so eindeutig rezipiert worden war (vgl. dementsprechend *Deetjen*, Licentiat Martin Frecht [wie Anm. 14] S. 300.- *Brecht* [wie Anm. 8] S. 18f.), wie Melanchthon das annahm (vgl. nur MBW Nr. 3890)? Oder maß er ihnen doch nicht die Signifikanz zu, welche ihnen aus heutiger Sicht zukommt?

²⁹ MBW Nr. 1648 (Melanchthon an Frecht, 18. Okt. 1535).

³⁰ MBW Nr. 9330 (Melanchthon an Frecht, vor 3. Nov. 1536).

³¹ MBW Nr. 2396 (Schmalkalden, 16. März 1540). Unterzeichnet haben Justus Jonas, Johannes Bugenhagen, Caspar Cruciger, Melanchthon, Antonius Corvinus, Johannes Kymaeus, Balthasar Raid, Johannes Lening, Nikolaus Scheubel, Martin Bucer, Johannes Timan und Nikolaus von Amsdorff.

³² MBW Nr. 4084 (Luther, Bugenhagen, Cruciger, Maior und Melanchthon an Kurfürst Johann Friedrich I. von Sachsen, Anfang Dez. 1545).

³³ MBW Nr. 8379 (Melanchthon, Brenz, Johannes Marbach, Jakob Andreae, Georg Karg, Paul Eber, Johannes Pistorius, Jakob Runge, 4. Okt. 1557 zu Worms).

³⁴ Vgl. zusammenfassend *Litz* (wie Anm. 3) S. 98f.

³⁵ Vgl. zu seinem weiteren Schicksal *Deetjen*, Licentiat (wie Anm. 14) S. 309-318.

Freunden von der Belagerung Ulms durch die kaiserlichen Truppen und von dem Sonderfrieden, den die Reichsstadt mit dem Kaiser machen musste, berichtet³⁶. Das Schicksal Frechts und der anderen Ulmer Prädikanten beklagt er in zahlreichen Briefen³⁷, und auch die Nachricht darüber, dass Frecht im März 1549 endlich aus der Haft entlassen wurde, gibt er sofort weiter³⁸. Doch danach wird der Strom der Nachrichten dünner. Von Ulms Belagerung im sogenannten Fürstenkrieg weiß Melanchthon³⁹. Im Fürstenkrieg gelang es dem eigentlich auf der Seite des Kaisers stehenden, aber evangelischen Moritz von Sachsen zusammen mit einigen Verbündeten, Karl V. zur Rücknahme seines Religionsgesetzes zu zwingen. Der Vertrag von Passau von 1552 und ihm folgend der sogenannte Augsburger Religionsfriede von 1555 sicherten die Existenz des evangelischen Bekenntnisses im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation. In Ulm möchte man nach dem Passauer Vertrag eine deutlicher als zuvor an Wittenberg orientierte Kirchenordnung einführen⁴⁰, Melanchthon spricht sich jedoch einem Briefpartner in Augsburg gegenüber dafür aus, lieber die Kirchenordnungen in Augsburg, Ulm und Württemberg einander anzugleichen⁴¹. Aber seit Frecht nicht mehr in Ulm ist, fehlt Melanchthon offenbar der Ansprechpartner.

Die ersten Briefpartner Melanchthons aus Ulm kamen aus humanistisch interessierten Kreisen, die zumindest zu Anfang auch zu den Befürwortern reformatorischer Maßnahmen auch in Ulm zählten. Nach vorübergehender Funkstille findet Melanchthon im Münsterprediger Frecht, den er aus dessen Heidelberger Tätigkeit kennt, einen langjährigen Briefpartner in der Reichsstadt an der Donau. Mit dessen Verschwinden von der Münsterkanzlei wird es wieder ruhiger um Melanchthon und Ulm. Das ist zunächst einmal der – wenn Sie so wollen – statistische Befund. Doch dahinter steckt mehr: Was heißt es, dass Frecht Melanchthons – und damit auch Luthers – Mann in Ulm ist? Es heißt, dass man aus Wittenberg mit den Augen des Münsterpredigers auf alles schaut, was in Ulm passiert. Und die Kirchengeschichte hat lange Zeit mit den Augen Wittenbergs auf Ulm geschaut: Ulm ist ein schwieriges Pflaster. Schwenckfeld

³⁶ Vgl. MBW Nr. 4428 (Melanchthon an Veit Dietrich, 1. Nov. 1546).- *Ebda.*, Nr. 4577 (Melanchthon an König Christian III. von Dänemark, 3. Feb. 1547).- *Ebda.*, Nr. 4651 (Melanchthon an Herzog Albrecht von Preußen, 17. März 1547). Die Nachricht vom Ulmer Sonderfrieden erhält Melanchthon über Landgraf Philipp von Hessen, vgl. MBW Nr. 4555a (Philipp von Hessen an Georg III. von Anhalt und Melanchthon, 16. Jan. 1547). Weitere Erwähnungen Ulms im Zusammenhang des Schmalkaldischen Krieges: MBW Nr. 43163(?). Schwenckfeld (Veit Dietrich an Melanchthon, 9. Juli 1546, Bericht über Ulmer Rüstungen).- *Ebda.*, Nr. 4396 (Melanchthon an Michael Meienburg, 27. Sept. 1546).- *Ebda.*, Nr. 4424 (Melanchthon an Herzog Albrecht von Preußen, 29. Okt. 1546).

³⁷ MBW Nr. 5274 (Melanchthon an Meienburg, 1. Sept. 1548).- *Ebda.*, Nr. 5278 (Melanchthon an Christian III. von Dänemark, 3. Sept. 1548).- *Ebda.*, Nr. 5279 (Melanchthon an Joachim Moller, 3. Sept. 1548).- *Ebda.*, Nr. 5282 (Melanchthon an Johannes Stigel in Jena, 5. Sept. 1548).

³⁸ MBW Nr. 5496 (Melanchthon an Meienburg, 7. April 1549).

³⁹ Vgl. MBW Nr. 6433 (Melanchthon an Laurentius Moller, 4. Mai 1552).- *Ebda.*, Nr. 6463 (Melanchthon an David Chytraeus, 2. Juni 1552).

⁴⁰ Vgl. MBW Nr. 6738 (Melanchthon an Sebastian Boetius, 24. Feb. 1553).

⁴¹ MBW Nr. 6740 (Melanchthon an Johann Baptist Haintzel, 24. Feb. 1553). Text: CR 8 Sp. 31f.: *Optarem autem in vestra vicinia, Augustam, Ulmam, ditionem Ducis Wirtembergensis deliberare de simili Ecclesiarum forma. Etsi enim scimus omnes, haec spectacula, ut ita dicam, non oportere similia esse: tamen dissimilitudo alienat oculos et animos populi. Ac sperari vos de forma Ecclesiarum urbis vestrae deliberaturos esse, quae possit esse durabilis* (folgen einzelne Details der Melanchthon offenbar zur Stellungnahme vorgelegten Augsburger Kirchenordnung). Vgl. zur weiteren Entwicklung des Ulmer Kirchenwesens nach dem Fürstenkrieg *Arend* (wie Anm. 3) S. 77-85.

und seine Anhänger sind gefährliche Unruhestifter, der Ulmer Rat ist ihnen gegenüber zu lasch und seinen eigenen Predigern gegenüber undankbar. So kann man es noch bis in die Nachkriegszeit lesen⁴². Dass das nur ein Ausschnitt der Wirklichkeit ist, wird von der neueren Forschung wieder betont⁴³. Nicht zuletzt die fortschreitende Erschließung des Briefwechsels der Beteiligten – sei es durch die inzwischen fast abgeschlossene Edition des Melanchthon-Briefwechsels, sei es durch das 2017 begonnene Forschungsprojekt „Theologenbriefwechsel im Südwesten des Reichs in der Frühen Neuzeit (1550-1620)“ an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften⁴⁴ – und der noch unbearbeiteten Archivalien etwa des Ulmer Stadtarchivs werden weitere Studien auch nach dem großen Reformationsjubiläum 2017 hoffentlich dafür sorgen, dass dieser Ausschnitt ausgeweitet wird.

⁴² Vgl. etwa *Brecht* (wie Anm. 8) insbesondere S. 13-15 und S. 17 („So hatten die reformatorischen Pfarrer und Prediger oft einen schweren Stand gegenüber der Obrigkeit“) und S. 22-24 oder auch *Deetjen*, Martin Frecht (wie Anm. 14) S. 482: „Auch im Ringen mit den religiösen Gegnern der Ulmer Kirche fand Frecht nur zögernde obrigkeitliche Hilfe“.

⁴³ So zuletzt vor allem *Schenk*, Vielstimmige Reformation (wie Anm. 3).- *Dies.*, Ulm (wie Anm. 3) S. 417-422.

⁴⁴ Vgl. für erste Informationen hierzu: Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Neues Forschungsprojekt der Heidelberger Akademie der Wissenschaften ab 2017. Theologenbriefwechsel im Südwesten des Reichs in der Frühen Neuzeit (1550-1620), http://www.haw.uni-heidelberg.de/presse/pm-20161102_neues_Forschungsvorhaben_2017.de.html (Zugriff: 11.02.2017).- Christoph *Strohm*: Theologenbriefwechsel im Südwesten des Reichs in der frühen Neuzeit (1550-1620). Zur Relevanz eines Forschungsvorhabens (Schriften der philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften). Heidelberg 2017. S. 37-51.

Die Fassadenmalerei des Ulmer Rathauses

Tugendspiegel im Wandel der Geschichte

Dorothea Mengele

Bei dem folgenden Beitrag handelt es sich um Auszüge aus meiner Masterarbeit ‚Die Fassadenmalerei des Ulmer Rathauses – Von den druckgraphischen Vorlagen der Renaissance bis zur historistischen Restaurierung‘. Für dieses Thema habe ich mich entschieden, weil mir das Ulmer Rathaus als das neben dem Ulmer Münster kunsthistorisch bedeutendste Gebäude meiner Heimatstadt erscheint. In meiner Arbeit beschreibe, deute und vergleiche ich sämtliche Bilder der Fassadenmalerei. Für diesen Beitrag habe ich vier interessante Beispiele ausgewählt, anhand derer ich erläutern möchte, wie Teile der Fassadenmalerei inhaltlich oder kompositorisch schon im 16. Jahrhundert oder später im 19. Jahrhundert Veränderungen erfahren haben. Diese Betrachtung soll Erkenntnisse über den Umgang der Künstler, vor allem aber über den der Restauratoren, mit Vorlagen und Befunden aufzeigen. Um die Geschichte der Fassadenmalerei des Ulmer Rathauses zu erläutern, folgt zunächst ein kurzer Überblick.

Baugeschichte

Wann genau das erste Gebäude auf dem Areal des späteren Rathauses errichtet wurde, muss nach derzeitigem Stand offenbleiben. Als gesichert gelten kann jedoch, dass im 14. Jahrhundert ein Kaufhaus bestand, dessen Ausrichtung ungefähr der Lage des heutigen Nordteils an der Neuen Straße entsprach (Abb. 1, hellgrüner Bereich)¹. 1369/1370 wurde das Kaufhaus um einen Anbau im Südosten, den heute noch erhaltenen Ostteil, erweitert (Abb. 1, roter Bereich). Dieser Neubau mit seiner großen Halle im Erdgeschoss diente zunächst ebenfalls als Kaufhaus, vor allem für Metzger². Außerdem wurde zeitgleich das sogenannte Roth'sche Haus erworben, welches den Gebäudekomplex um eine Südwestecke

¹ Vgl. Susan Tipton: „Gedenckzetteln der Tugend“. Die Fassadendekorationen des Rathauses zu Ulm. Magisterarbeit masch. München 1989. S. 26.

² Vgl. *Stadtverwaltung Ulm* (Hg.): Aufbau in Ulm. Rathaus, Berblingerschule, Gänstorbrücke. Festschrift zur Einweihung im Juni und August 1951. Ulm 1951. S. 11.

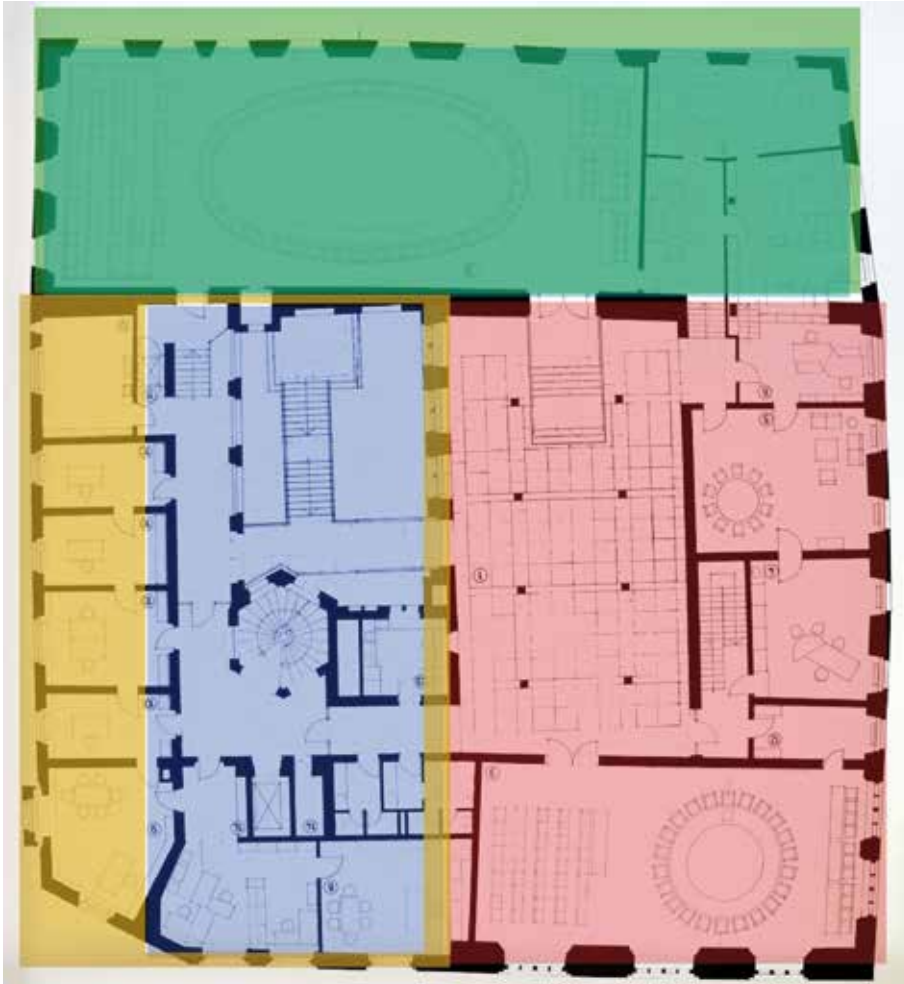


Abb. 1 - Grundriss Ulmer Rathaus, 2. OG (Stadt Ulm, Abteilung Gebäudemanagement; farbige Markierung: Dorothea Mengele).

erweiterte (Abb. 1, blauer Bereich)³. 1397 trat der Große Schwörbrief in Kraft, in welchem unter anderem die Einrichtung eines zweiten, größeren Rats beschlossen wurde⁴. Die Literatur gibt als Datum der ersten Erwähnung eines Saales im Rathaus als Sitz des Gerichts meist 1423 an⁵. Neueste Erkenntnisse zeigen aber, dass schon 1416 ein Gerichtsverfahren dort stattgefunden hat⁶. Die repräsentativen Prunkfenster mit den Figuren Hans Multschers und Meister Hartmanns im Obergeschoss werden in die 1420er Jahre datiert⁷. Sie befinden

³ Vgl. *Tipton*, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 26.

⁴ Vgl. *ebda.*, S. 16.

⁵ Vgl. *ebda.*, S. 18f.

⁶ StadtA Ulm A Urk. 1416 Juli 3 (Ifd. Nummer 1.130).

⁷ Brigitte *Reinhardt*/Michael *Roth* (Hg.): Hans Multscher. Bildhauer der Spätgotik in Ulm. Ulm 1997. S. 276-296.

sich an der Südostecke des Gebäudes, auf welche damals eine neue Einfallstraße zuführte⁸. 1539/1540 fand schließlich ein großer Umbau des Rathauskomplexes statt. Das alte Kaufhaus im Norden wurde abgerissen und durch einen Neubau ersetzt (Abb. 1, dunkelgrüner Bereich). Dieser und der bestehende Ostteil wurden mit umfassenden Fassadenmalereien geschmückt⁹. Die Malereien stammten höchstwahrscheinlich aus der Werkstatt des Stadtmalers Martin Schaffner¹⁰. Zudem wurde der Südosterker, welcher bisher mit Zinnen bekrönt war, mit einer Welschen Haube versehen¹¹. 1578 wurde zusätzlicher Raum durch das Einziehen einer Zwischendecke geschaffen. Die Verkaufshalle der Metzger im Erdgeschoss wurde verkleinert und eine zweischiffige Halle mit einer Säulenreihe bildete nun das erste Obergeschoss¹². Die Ratsstuben befanden sich jetzt im zweiten Obergeschoss. 1581 wurde eine alte, mangelhafte astronomische Uhr abgenommen und durch die neue, vom bekannten Straßburger Uhrmacher¹³ Isaak Habrecht geschaffene Uhr ersetzt¹⁴. Danach blieb das Äußere des Rathauskomplexes über 300 Jahre lang weitgehend unverändert. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurde wiederholt der schlechte Zustand des Gebäudes bemängelt, zur Renovierung kam es aber erst 1898-1905. Nun fanden unter Leitung des Architekten Georg von Hauberrisser, welcher durch den Bau des Neuen Rathauses in München die Neugotik als repräsentativen Stil für Rathäuser etablierte¹⁵, große bauliche Veränderungen statt¹⁶: Das Roth'sche Haus wurde abgerissen und durch einen Anbau im Westen ersetzt (Abb. 1, gelber Bereich). Der Ratssaal erhielt eine historische Innenausstattung. Eine umfassende Restaurierung wurde an der Fassade durchgeführt. Die Kanzel an der Ostseite wurde wiederhergestellt und erhielt nun echte statt aufgemalter Maßwerkverzierungen¹⁷. Die Maler Josef Widmann und Karl Throll rekonstruierten aus den Resten der Malerei den Bilderzyklus der Renaissance und ergänzten ihn durch eigene Entwürfe. Die Skulpturen wurden durch Kopien ersetzt und ins Ulmer Museum gebracht. 1939 wurde das Erdgeschoss umgebaut und es entstand der Ratskeller¹⁸. Beim Bombenangriff auf Ulm am 17. Dezember 1944 brannte das Rathaus vom ersten Obergeschoss aufwärts ab. Lediglich der Ratskeller und die Fassaden blieben erhalten. Das Dach wurde 1949 notdürftig abgedeckt¹⁹. Die Fassadenmalereien nahmen dagegen glücklicherweise kaum Schaden. Erst 1951 fand die Einweihung des im Inneren wiederhergestellten Rathauses statt²⁰. 1987-89 erfuhr das Gebäude den bis heute letzten Umbau und eine stilistische und technische Modernisierung durch

⁸ Vgl. *Tipton*, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 19.

⁹ Vgl. *ebda.*, S. 26.

¹⁰ Vgl. Hans *Koepf*: Das Ulmer Rathaus. Ulm 1981. S. 22.

¹¹ Vgl. *ebda.*, S. 6.

¹² Vgl. *Tipton*, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 24.

¹³ Vgl. *Koepf*, Rathaus (wie Anm. 10) S. 44.

¹⁴ Vgl. *ebda.*, S. 9.

¹⁵ Vgl. Heidi *Wetzel*/Christoph *Wetzel*: Seemanns großes Lexikon der Weltarchitektur. Leipzig 2010. S. 205.- Brigitte *Huber*: Das Neue Rathaus in München. Georg von Hauberrisser (1841-1922) und sein Hauptwerk. Dölling und Galitz. Ebenhausen bei München 2006.- Hans *Reuther*: Art. ‚Hauberrisser, Georg Ritter von‘. In: NDB 8 (1969), S. 70f.

¹⁶ Vgl. *Tipton*, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 100.

¹⁷ Vgl. *Stadtverwaltung Ulm* (wie Anm. 2) S. 15.

¹⁸ Vgl. *ebda.*, S. 22.

¹⁹ Vgl. *Koepf*, Rathaus (wie Anm. 10) S. 11.

²⁰ Vgl. *Tipton*, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 27.

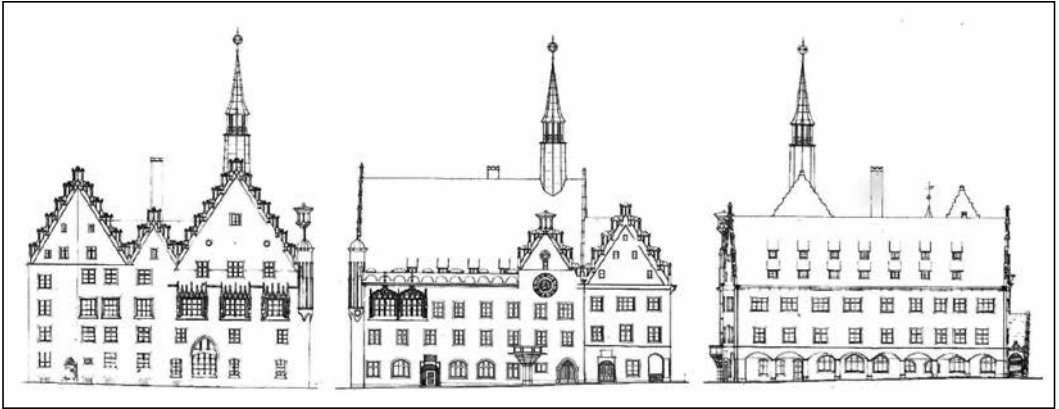


Abb. 2 - Risse von Süden, Osten und Norden, 1973 (Stadt Ulm, Abteilung Gebäudemanagement).

den Architekten Fritz Schäfer²¹. Dabei wurden Treppen verlegt, Aufzüge und Lüftungen eingebaut, ein Innenhof angelegt und zwei neue Sitzungssäle eingerichtet²² – der kleinere von beiden befindet sich an der Südostecke, wo auch der historische Ratssaal gelegen war²³ (Abb. 2).

Geschichte der Fassadenmalerei

Zur Frage, ob die Fassade des Rathauses schon im 15. Jahrhundert bemalt war, lässt sich keine Aussage treffen. Sicher ist jedoch, dass im Zuge des Umbaus 1540 ein großer Bilderzyklus an Nord- und Ostseite entstand: Illusionistische Architekturmalerei im gotischen Stil, bestehend aus Maßwerk, Baldachinen, Türmchen, Nischen, etc. umrahmte figürliche Szenen. Diese stellten einen Tugendspiegel dar, also mahnende Beispiele aus Bibel und Antike, welche die regierende Obrigkeit sowie die Bürger zu tugendhaftem Verhalten auffordern sollten. Der Meister der ursprünglichen Fassadenmalerei signierte sein Werk nicht, auch durch Urkunden ist nicht eindeutig belegt, wer den Bilderzyklus geschaffen hat. Mit hoher Wahrscheinlichkeit lässt sich jedoch annehmen, dass Martin Schaffner, welcher sich zu dieser Zeit als Ulmer Stadtmaler betätigte, der künstlerische Urheber ist. Dafür spricht vor allem die Maßwerkmalerei, welche von einem in Architekturformen geübten Maler stammen musste, der sich auch mit gotischen Altären beschäftigt hatte²⁴. Wer den Zyklus inhaltlich zusammenstellte, ist unbekannt, sicher ist nur, dass er sich an zwei bestimmte Vorlagen hielt: Johann von Schwarzenbergs Übersetzung der Moralschrift ‚De officiis‘ von Marcus Tullius Cicero (106-43 v. Chr.), genannt ‚Officia M. T. C.‘, Augsburg

²¹ Vgl. *Stadt Ulm* (Hg.): Baudokumentation. Das Rathaus. Eine Publikation anlässlich der Neueröffnung nach dem Umbau 1987 bis 1989. Ulm 1990. S. 7.

²² Vgl. *ebda.*, S. 6.

²³ Vgl. *ebda.*, S. 15.

²⁴ Vgl. *Koepf*, Rathaus (wie Anm. 10) S. 21.- Manuel *Teget-Welz*: Martin Schaffner. Leben und Werk eines Ulmer Malers zwischen Spätmittelalter und Renaissance (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 32). Ulm 2008. S. 153 und S. 227-231.

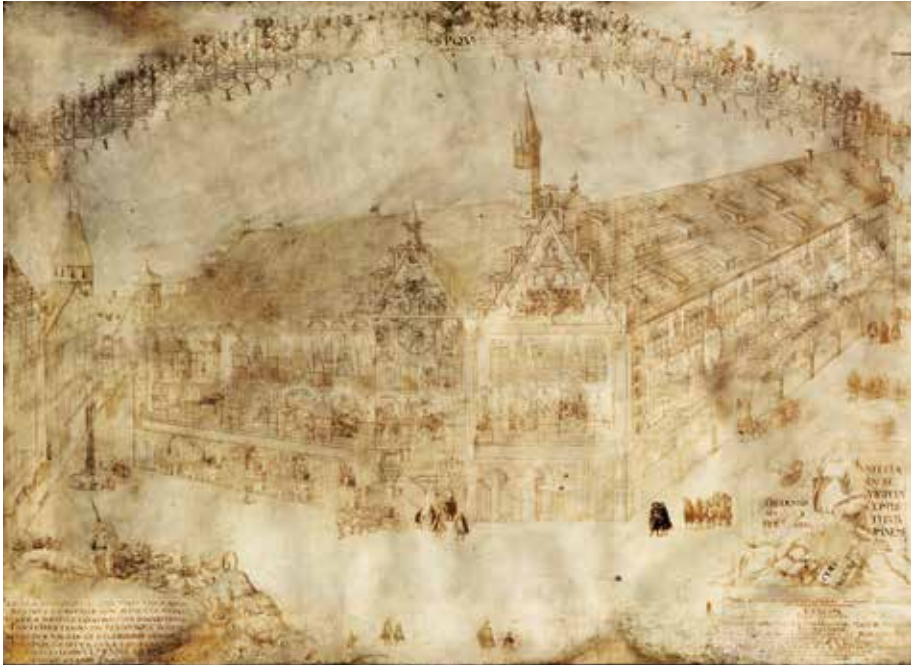


Abb. 3 - Paul Wille, Ansicht des Ulmer Rathauses, Federzeichnung auf Pergament, 1680 (StadtA Ulm).

1531, und ein von Schwartzberg selbst verfasster Tugendtext mit dem Namen ‚Büchle Memorial der Tugend‘²⁵. Die Holzschnitte, welche in diesen Werken enthalten sind, stammen von den Augsburger Künstlern Hans Schäufelein, Hans Burgkmair und dem sogenannten Petrarcameister²⁶. Sie stellen die erste Quelle für die Beschreibung, Deutung und den Vergleich der Rathausbilder in meiner Masterarbeit dar.

Im Jahr 1680 zeichnete Paul Wille, ein Leutnant aus Chur²⁷, die Nord- und Ostseite des Rathauses auf Pergament (Abb. 3) und erhielt dafür vom Magistrat zwanzig Reichstaler²⁸. Er stellte das Gebäude in einer Art Aufklappansicht dar, bei der Ost- und Nordseite gleichzeitig zu sehen sind. Wille gab alle Wandmalereien detailgetreu wieder und schrieb sogar den Titulus und einen Stichwortsatz des Bildtextes dazu. Zusätzlich führte er auf einem weiteren Blatt den gesamten Text aus. Leider ist diese Legende heute verloren²⁹. Willes Zeichnung befindet sich im Stadtarchiv und trägt wesentlich zur vergleichenden Analyse der Fassadenmalerei in meiner Masterarbeit bei. Warum Wille nur Nord- und Ostfassade,

²⁵ Vgl. Klaus Bernd *Thomas*: Textkritische Untersuchungen zu Ciceros Schrift „De officiis“. Münster 1971.- Johann von *Schwartzberg*: Büchle Memorial der Tugend. fol. CVIIIv. In: Der Teutsch Cicero. Augsburg 1535. pdf Bayerische Staatsbibliothek. Res/ 2 A.lat.b. 275 (Zugriff: 21.02.2017). - Zuerst publiziert in *Koepf*, Rathaus (wie Anm. 10) S. 19.

²⁶ Vgl. *Koepf*, Rathaus (wie Anm. 10) S. 19.

²⁷ Vgl. *ebda.*, S. 22.

²⁸ Vgl. *Tipton*, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 39.

²⁹ Vgl. *ebda.*



Abb. 4 - Feuerwehrrübung am Rathaus 1863, Fotografie (StadtA Ulm).

nicht aber Süd- und Westfassade zeichnete, ist unbekannt. Es kann vermutet werden, dass die Malerei im Süden und Westen für Wille entweder weniger interessant war – vielleicht weil sie weniger oder keine lehrreichen Bilder enthielt – oder, dass auch 1680 schon ein Großteil dieser beiden Seiten verwittert war³⁰.

Mit der Zeit verfiel die Fassadenmalerei des Ulmer Rathauses immer weiter. Als man sich Ende des 19. Jahrhunderts zur Restaurierung des Gebäudes entschloss, war nur noch sehr wenig erkennbar.

Restaurierung

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde der Zustand des Ulmer Rathauses (vgl. Abb. 4) von unterschiedlicher Seite beanstandet. Schon in den 1840er Jahren wurde ein Fond zur Sanierung des Gebäudes errichtet³¹. 1881 äußerte sich der Verein für Kunst und Altertum gegenüber dem Rat folgendermaßen: „Es sei „eine Unmöglichkeit [...], die alten Gemälde an der Außenseite des Rathauses unter Benützung des noch Sichtbaren ganz so wieder herzustellen, wie diese ursprünglich waren, sie also einfach zu ergänzen“³². Es schien zu wenig erhalten

³⁰ Vgl. Susan *Tipton*: Tugendspiegel einer christlichen Obrigkeit. Die Fassadendekoration des Ulmer Rathauses. In: UO 47/48 (1991) S. 72-118. Hier: S. 85.

³¹ Vgl. Theodor *Ebner*: Das Rathaus in Ulm. Festschrift zur Vollendung seiner Restaurierung im Oktober 1905. Ulm 1905. S. 38.

³² Vgl. *ebda.*, S. 29.

zu sein, um den Gesamtzusammenhang rekonstruieren zu können. Dennoch müsse man sich schnell darum bemühen, die verbleibenden Bilder abzupausen. Der Verein nannte den Maler Friedrich Dirr, der vor Jahren schon einmal damit begonnen habe. Die Skizzen sind jedoch verschollen³³. Trotz dieses Vorschlags schritt die Planung für eine Renovierung bis 1894 nicht voran. Erst jetzt schätzte der Münsterbaumeister August von Beyer³⁴ die Kosten für das Kopieren der Malereiester auf 2.500-3.000 Mark³⁵. Der Maler Losen, welcher mit den Kopien beauftragt wurde, traute sich die Aufgabe jedoch nicht zu. Beyer zog schließlich den Münchner Historienmaler Josef Widmann hinzu, welcher auch schon am Lindauer Rathaus beschäftigt war³⁶. Dieser fertigte Aquarellskizzen der Fragmente an, die sich heute im Museum Ulm befinden und ebenfalls Teil des Bildvergleichs meiner Masterarbeit sind. Widmann schlug vor, zur Restaurierung Keim'sche Mineralfarben zu verwenden³⁷. 1895 fertigte er am Westgiebel des Nordteils ein Probestück an, den Heiligen Georg nach Dürer³⁸. Es dauerte weitere zwei Jahre, bevor Widmann vier Teile der Malereiester unter dem östlichen Prunkfenster abnahm³⁹. Auch diese sind im Museum zu sehen und wurden in meiner Arbeit berücksichtigt. Nun wurde Stadtbaumeister Carl Romann⁴⁰ beauftragt, ein Programm für die Restaurierung des Gebäudes auszuarbeiten⁴¹. Dieses beinhaltete die Erhaltung des Nord- und Ostteils, den Abbruch des Südwestteils, den Bau eines neuen Südwestflügels, eine Einteilung in die in Zukunft benötigten Räume sowie eine technische Modernisierung. Er schlug vor, das Projekt Georg von Hauberrisser⁴² aus München zu übergeben. Zur Erhaltung oder Neugestaltung der Malereien an Nord- und Ostfassade äußerte sich Romann nicht⁴³. 1898 schlug Widmann vor, im Norden und Osten die alten Bilder wiederherzustellen, im Süden Bilder mit geschichtlichen Themen anzubringen⁴⁴. 1899 entwarf er einen Kostenvoranschlag von 94.722 Mark⁴⁵. In diesem Jahr stellte schließlich auch Hauberrisser seine Pläne vor. Er stimmte Romann bezüglich des Abbruchs des Roth'schen Hauses und des Westteils zu und setzte die Wünsche bezüglich der Innenräume durch Hinzufügen eines weiteren Stockwerks im Neubau um. Zusätzlich plante er eine Freitreppe im Westen. Der Nord- und Ostteil sollte wie veranschlagt erhalten bleiben. „Für sämtliche Fassaden ist Bemalung vorgesehen, wobei die Aufnahme der aus dem 16. Jahrhundert stammenden Bemalung der Nord- und Ostseite des Gebäudes zu Grund gelegt werden solle“⁴⁶. Obwohl manche Stimmen für einen Rathausneubau an anderer Stelle waren, ent-

³³ Vgl. *ebda.*, S. 30.

³⁴ Vgl. *Tipton*, Tugendspiegel (wie Anm. 29) S. 79.- Frank *Raberg*: Biografisches Lexikon für Ulm und Neu-Ulm 1802-2009. Ulm 2010, S. 40.

³⁵ Vgl. *Ebner* (wie Anm. 30) S. 31.

³⁶ Vgl. *Tipton*, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 101.

³⁷ Vgl. *Ebner* (wie Anm. 30) S. 42f.

³⁸ Vgl. *ebda.*, S. 70.

³⁹ Vgl. *Tipton*, Tugendspiegel (wie Anm. 29) S. 83. In ihrer Magisterarbeit von 1989 gibt Susan Tipton noch das Jahr 1901 für die Abnahme der Bildreste an. Vgl. *Tipton*, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 45.

⁴⁰ Vgl. *Tipton*, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 100.

⁴¹ Vgl. *Ebner* (wie Anm. 30) S. 32.

⁴² Vgl. *Tipton*, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 100.

⁴³ Vgl. *Ebner* (wie Anm. 30) S. 33-35.

⁴⁴ Vgl. *ebda.*, S. 43.

⁴⁵ Vgl. *ebda.*

⁴⁶ *Ebda.*, S. 38.

schied sich die Baukommission für Hauberrissers Umbauplan⁴⁷. Im Jahre 1900 erhöhte Widmann die Kosten für die Malerei noch einmal auf nun 100.000 Mark. Daraufhin forderte der Rat von ihm und der Farbenfabrik eine zehnjährige Haltbarkeitsgarantie auf die Wandbilder, doch der Maler wollte diese Garantie nicht unterschreiben. In der Folge wurde darüber nachgedacht, die Fassaden mit lange haltbaren Mosaikbildern zu überziehen⁴⁸. Ein Jahr später sprach sich Widmann gegen eine solche Ausführung aus. Der Rat wollte weiter über die Frage der Technik nachdenken⁴⁹. Um die Seccotechnik näher in Augenschein zu nehmen, wurde ein von Widmann in Keim'schen Farben bemaltes Gebäude, eine Apotheke in Traunstein, besichtigt⁵⁰. Gleichzeitig wurde jedoch auch über eine Ausführung al fresco diskutiert, denn, so hieß es, diese sei nicht teurer, außerdem müsse sie „rascher zu Ende geführt werden [...], weil der Maler gehalten sei, jeden Tag den morgens aufzubringenden Verputz vollständig zu bemalen, Verzögerungen deshalb so ziemlich ausgeschlossen seien“⁵¹. 1902 sollte an der Nordseite schließlich je ein Probebild mit Mosaik und in Freskotechnik angebracht werden. Widmann konsultierte hierfür den Maler Karl Throll, der 15 Jahre Garantie gab⁵². 1903 kam das Mosaikbild zur Ausführung⁵³, doch noch im selben Jahr hielt man es für zu teuer⁵⁴. Gleichzeitig wurden auch Stimmen laut, welche diese Technik aus Stilgründen für nicht vertretbar hielten⁵⁵. Stadtrat Mayer stellte das gesamte Restaurierungsvorhaben in Frage. Neben den hohen Kosten führte er als Grund auf, „eine solche Häufung von Bildern würde die Architektur bei Seite drängen und die Malerei als Hauptsache erscheinen lassen. Die Außenseiten würden einer Gemädegalerie [!] gleichen“⁵⁶. Außerdem passe die gotische Architekturmalerei nicht zum Renaissancegebäude. Für die Neubemalung reichten farbige Ornamente völlig aus⁵⁷. Diese Position setzte sich jedoch nicht durch. Regierungsbaumeister Wilhelm Holch⁵⁸ erklärte dagegen, dass gotische Architekturmalerei an einem Bau der Renaissance durchaus möglich sei⁵⁹. 1904 wurde das al fresco-Probebild fertiggestellt⁶⁰, doch zeigte es wohl noch im selben Jahr Mängel. Karl Throll übernahm dennoch weiterhin 15 Jahre Garantie für das al secco-Bild in Keim'schen Farben⁶¹. Nun kam ebenfalls ins Gespräch, dass die alten Gemälde wahrscheinlich gar keine Fresken waren, sondern al secco mit Kaseinfarben⁶² ausgeführt worden seien⁶³. Darauf folgte nun ein endgültiger Beschluss über die Fassadenmalerei:

⁴⁷ Vgl. *ebda.*, S. 40.

⁴⁸ Vgl. *ebda.*, S. 43f.

⁴⁹ Vgl. *ebda.*, S. 46f.

⁵⁰ Vgl. *ebda.*, S. 48.

⁵¹ *Ebda.*

⁵² Vgl. *ebda.*, S. 49f.

⁵³ Vgl. *Tipton*, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 102f.

⁵⁴ Vgl. *Ebner* (wie Anm. 30) S. 52.

⁵⁵ Vgl. *ebda.*, S. 57.

⁵⁶ *Ebda.*, S. 58.

⁵⁷ Vgl. *ebda.*

⁵⁸ Vgl. *ebda.*, S. 97.

⁵⁹ Vgl. *ebda.*, S. 59.

⁶⁰ Vgl. *Tipton*, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 103.

⁶¹ Vgl. *Ebner* (wie Anm. 30) S. 63.

⁶² Diese könnten laut Susan Tipton aber auch von einer späteren Restaurierung stammen. Vgl. *Tipton*, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 45.

⁶³ Vgl. *Ebner* (wie Anm. 30) S. 63f.

1. *Die Nord- und Ostfassade des Rathauses statt al fresco in Keim'schen Mineralfarben bemalen zu lassen und die Ausführung der Bemalung dem Maler Throll in München-Neuhausen unter der Bedingung der Uebernahme [!] einer mindestens 15jährigen Garantie für die Haltbarkeit der Malerei zu übertragen, jedoch vorbehältlich der in einem besonderen Verträge noch zu treffenden näheren Regelung über Preis, Zeit und Fertigstellung u.s.w.*
2. *Dem Historienmaler Wiedmann [!] in München nunmehr die Herstellung sämtlicher Kartons für die malerische Behandlung der Rathausfassaden zu übertragen, von demselben aber zu verlangen, daß er sich gemäß des mit ihm abgeschlossenen Vertrags vom 17. September 1902 verpflichtet für die künstlerische Ausführung der Malerei zu haften.*
3. *Die Rathausbauleitung mit der Vorlage des Vertragsentwurfs mit Throll und der Verpflichtungserklärung Wiedmanns [!] zu beauftragen⁶⁴.*

Widmann hatte in der Münchner Staatsbibliothek die Vorlagen aus Schwarzenbergs Schriften gefunden und fertigte Skizzen und Kartons für die neue Bemalung an⁶⁵. Er orientierte sich dabei an seinen Bestandsaufnahmen der Malereireste und den druckgraphischen Vorlagen sowie an Paul Willes Zeichnung. Auch diese Skizzen befinden sich im Museum und werden zum Vergleich in meiner Masterarbeit herangezogen. 1905 begann Throll schließlich mit der Ausführung von Widmanns Entwürfen am Nordbau. Münsterbaumeister Carl Bauer ergänzte die Architekturmalerei⁶⁶. Zur feierlichen Einweihung des Rathauses am 12. Oktober 1905 war die Malerei noch nicht fertiggestellt. Die Bemalung der Ost- und Südfassade erfolgte 1906⁶⁷.

Übersicht

Alle Außenwände des Ulmer Rathauses sind heutzutage mit gemaltem gotischem Maßwerk verziert, lediglich im südlichen Abschnitt der Westfassade – am historistischen Anbau – befinden sich Renaissanceformen. Während sich die Verzierungen dort sowie an der Westhälfte der Südfassade und an der Westfassade des Nordbaus auf Umrahmungen der Fenster beschränkt, fällt die Maßwerkmalerei auf Nord- und Ostseite sowie auf der Osthälfte der Südfassade üppiger aus. Ein umlaufendes Maßwerkband unter den Fenstern des ersten Obergeschosses bildet eine Trennlinie zwischen dem heute nur mit architektonischen Formen bemalten Erdgeschossbereich und dem mit figürlichen Szenen gestalteten ersten Obergeschoss. Über vielen figürlichen Bildern erheben sich große Maßwerkbaldachine, welche über das zweite Obergeschoss bis zur Traufe hinausragen. Insgesamt erscheint das Rahmenwerk gleichzeitig ausladend und imposant, aber auch sehr detailliert.

Figürliche Fassadenmalerei befindet sich an allen Seiten des Ulmer Rathauses. Die meisten Bilder sind jeweils zwischen den Fenstern des ersten Obergeschosses angebracht. Insgesamt einundzwanzig Gemälde gehören zum Tugendzyklus,

⁶⁴ Zit. nach *ebda.*, S. 65f.

⁶⁵ Vgl. *Tipton*, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 103.

⁶⁶ Vgl. *ebda.*

⁶⁷ Vgl. *ebda.*

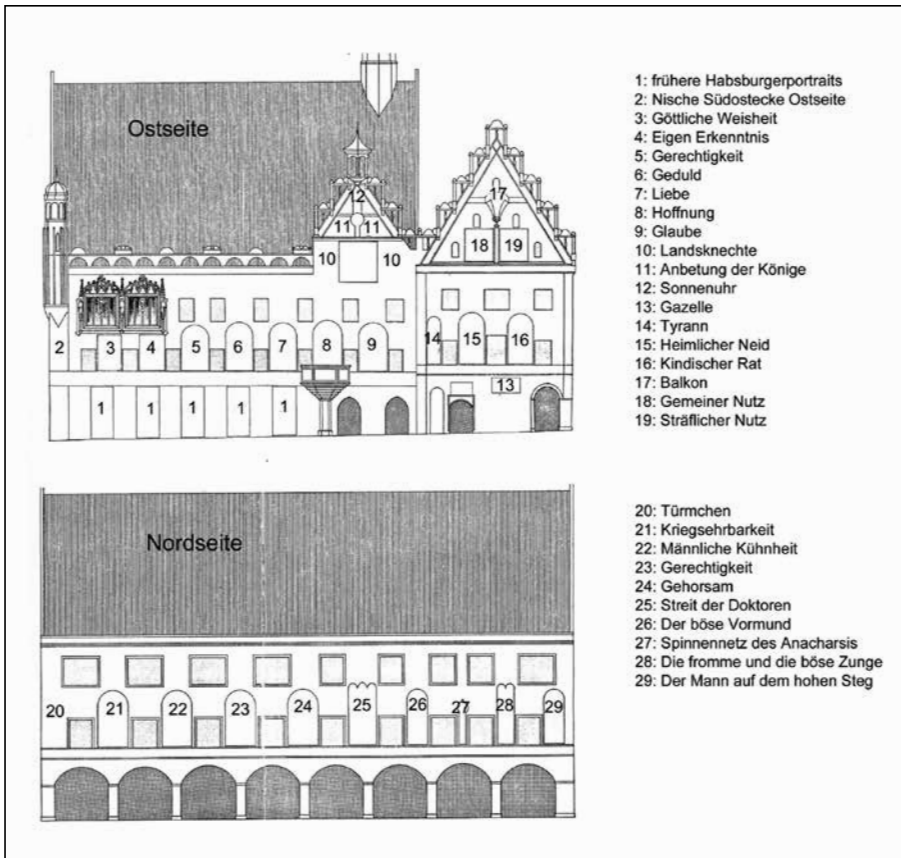


Abb. 5 - Schematische Darstellung der Ost- und Nordseite (aus: *Koepf* [wie Anm. 10] S. 18, Beschriftung Dorothea Mengele).

weitere vier stellen andere Themen dar. Hinzu kommen sechs Szenen mit Rahmen- und Betrachterfiguren. Obwohl das architektonische Rahmenwerk dem gotischen Stil folgt, sind innerhalb der Bilder ausschließlich Renaissanceformen erkennbar. Die teils biblischen, teils historischen Szenen bilden einen sogenannten Tugendspiegel, einen Bilderzyklus, welcher verschiedene Tugenden und Laster veranschaulicht und den Betrachter zu einer gesitteten Lebensweise aufruft. Die einzelnen Bilder werden neben dem schon beschriebenen Maßwerk gerahmt und umspielt von illusionistischen Architekturformen, in denen sich immer wieder Figuren aus dem Alltag der Renaissance befinden. Im Osten sieht man heute zwölf rekonstruierte Bilder, im Norden neun. Diese sind hauptsächlich auf Höhe des ersten Obergeschosses angebracht und wechseln sich mit einfachen Fenstern ab. Nur zwei der Tugendbilder sind im nördlichen Giebfeld der Ostseite zu sehen. Im Süden sind zwei historistische Neuschöpfungen erkennbar. Sie stellen stadthistorische Themen dar. Ein einzelnes Bild – der Heilige Georg – ist am Westgiebel des Nordbaus angebracht.

Der rekonstruierte Bilderzyklus beginnt an der Südecke der Ostfassade unter den östlichen Prunkfenstern auf Höhe des ersten Obergeschosses (Abb. 5).

Davorgesetzt erscheinen drei zeitgenössische Nebenfiguren in einer Nische. Das erste Bild des Tugendspiegels trägt den Titel *Göttliche Weisheit* und zeigt Christus im Paradies. Darauf folgt *Eigen Erkenntnis*, worauf die Geschichte des verlorenen Sohnes erkennbar ist. *Gerechtigkeit* stellt das Salomonische Urteil dar, *Geduld* die Leiden Hiobs. Unter dem Titel *Liebe* ist der Barmherzige Samariter zu sehen. Der Kampf des David gegen Goliath ist mit *Hoffnung* bezeichnet. Als Abschluss der zusammenhängenden Bibelszenen im ersten Obergeschoss ist die Opferung Isaaks erkennbar, welche mit *Glaube* betitelt wurde. Über den letzten beiden Bildern erhebt sich der Uhrengiebel. Dort flankieren zwei Landsknechte die astronomische Uhr. Im Giebeldreieck schließlich ist *die Anbetung der Könige* erkennbar. Darüber befindet sich eine Sonnenuhr und ein gemalter Okulus, aus dem eine Betrachterfigur hervorschaut. An der durch einen gemalten Pilaster etwas abgesetzten Ostfassade des Nordbaus ist direkt über dem Arkadeneingang ein märchenhaft anmutendes Bild einer Gazelle erkennbar. Auf Höhe des ersten Obergeschosses wird der Zyklus mit einem schmalen Hochformat fortgesetzt. Es trägt den Titel *Tyrann* und zeigt einen anonymen Herrscher, über dem das Damoklesschwert schwebt. Darauf folgt mit *Heimlicher Neid*, worin die Geschichte des Coriolanus abgebildet ist, eine Historie aus der römischen Republik. Diese Szene leitet jedoch noch nicht zu den historischen Tugenddarstellungen über. Das letzte Bild im Norden der Ostseite besitzt wiederum biblischen Inhalt. *Kindischer Rat* zeigt König Rehabeam. Im Giebeldreieck darüber sind zwei weitere historische Szenen abgebildet. Getrennt werden sie durch eine illusionistische Säule mit Balkon, von dem aus eine Betrachterfigur auf die linke Szene hinabschaut. Diese ist mit *Gemeiner Nutz* betitelt und zeigt drei Römer, welche die Namen Lucius Mutius, Scipio Africanus und Paulus Emilius tragen. Rechts der Säule befindet sich der *Sträfliche Nutz*, eine Darstellung von Themistokles auf dem Areopag.

Auf der Nordfassade sind alle neun Bilder auf Höhe des ersten Obergeschosses zu sehen. An der Ostecke geht dem Tugendspiegel wieder eine Alltagsszene voraus. Der Tugendspiegel wird fortgesetzt mit *Kriegsehrbarkeit*. Hier ist die altrömische Geschichte des Camillus abgebildet. Darauf folgt *Männliche Kühnheit*, eine Darstellung des Scaevola. Unter *Gerechtigkeit* ist Kaiser Trajan zu sehen, unter *Gehorsam* Titus Manlius Torquatus. Damit ist die Reihe der Historien aus der römischen Republik abgeschlossen. Es folgen zwei zeitgenössische Tugendbilder ohne Titulus: *Der Streit der Doktoren* und *Der böse Vormund*. Fortgeführt wird der Zyklus mit dem *Spinnennetzgleichnis des Anacharsis*, welches in einem äußerst schmalen Hochformat Platz findet und mangels Hintergrund in die Architekturmalerei eingefügt wirkt. Darauf folgt *die fromme und die böse Zunge*. Abgeschlossen ist der gesamte Tugendspiegel mit dem *Mann auf dem hohen Steg*.

Auf der Südseite sind zwei historistische Neuschöpfungen zu sehen: Unter den südlichen Prunkfenstern ist die Rückkehr der siegreichen Ulmer von der Schlacht bei Elchingen gegen Karl IV. abgebildet. Die Szene wird durch die Spitzbogentür, welche heute einen Eingang zum Ratskeller bildet, sowie ein Fenster des ersten Obergeschosses unterbrochen. Im Giebeldreieck ist eine Ulmer Schachtel, ein für den Donauhandel genutztes Schiff, erkennbar. Entlang des Giebels sind Wappen von unterschiedlichsten Städten und Ländern aufgereiht.

Beispiele

1 Gerechtigkeit

Beginnen möchte ich mit einem Bild, welches zur Zeit der Restaurierung möglicherweise eine geringfügige Änderung erfahren hat. Diese sagt jedoch viel über Widmanns Beschäftigung mit den Vorlagen aus.

Das Tugendbild mit dem Titulus Gerechtigkeit stellt das Salomonische Urteil dar und befindet sich auf der Ostseite des Rathauses zwischen zwei anderen Beispielen aus der Bibel (Nr. 5 auf Abb. 5). Nach 1 Kön 3, 16-28 liegt dem Thema folgende Geschichte zugrunde:

Damals kamen zwei Dirnen und traten vor den König. Die eine sagte: Bitte, Herr, ich und diese Frau wohnen im gleichen Haus, und ich habe dort in ihrem Beisein geboren. Am dritten Tag nach meiner Niederkunft gebar auch diese Frau. Wir waren beisammen; kein Fremder war bei uns im Haus, nur wir beide waren dort. Nun starb der Sohn dieser Frau während der Nacht; denn sie hatte ihn im Schlaf erdrückt. Sie stand mitten in der Nacht auf, nahm mir mein Kind weg, während deine Magd schlief, und legte es an ihre Seite. Ihr totes Kind aber legte sie an meine Seite. Als ich am Morgen aufstand, um mein Kind zu stillen, war es tot. Als ich es aber am Morgen genau ansah, war es nicht mein Kind, das ich geboren hatte. Da rief die andere Frau: Nein, mein Kind lebt, und dein Kind ist tot. Doch die erste entgegnete: Nein, dein Kind ist tot, und mein Kind lebt. So stritten sie vor dem König. Da begann der König: Diese sagt: Mein Kind lebt, und dein Kind ist tot! Und jene sagt: Nein, dein Kind ist tot, und mein Kind lebt. Und der König fuhr fort: Holt mir ein Schwert! Man brachte es vor den König. Nun entschied er: Schneidet das lebende Kind entzwei, und gebt eine Hälfte der einen und eine Hälfte der anderen! Doch nun bat die Mutter des lebenden Kindes den König – es regte sich nämlich in ihr die mütterliche Liebe zu ihrem Kind: Bitte, Herr, gebt ihr das lebende Kind, und tötet es nicht! Doch die andere rief: Es soll weder mir noch dir gehören. Zerteilt es! Da befahl der König: Gebt jener das lebende Kind, und tötet es nicht; denn sie ist seine Mutter. Ganz Israel hörte von dem Urteil, das der König gefällt hatte, und sie schauten mit Ehrfurcht zu ihm auf; denn sie erkannten, daß die Weisheit Gottes in ihm war, wenn er Recht sprach⁶⁸.

Die druckgraphische Vorlage ist auf fol. CVIIIv des ‚Büchle Memorial der Tugend‘ zu finden (Hans Schäuferlein, Abb. 6). Hier bildet eine Architektur mit Ausblicken auf einen Baum den Rahmen für die Szene. Schon etwas gebückt sitzt der König auf seinem Thron. In einer Hand hält er sein Zepter, die andere hat er von der Lehne des Throns leicht angehoben. Sein Blick ist auf die beiden Frauen gerichtet, welche vor dem Thron knien. Die barhäuptige Frau weiter hinten hält das lebende Kind bei der Hand, die aufgebracht gestikulierende Frau mit Haube weiter vorn hat vor sich das tote Kind liegen. Im Hintergrund sind noch drei Männer zu erkennen, die gerade den Palast betreten.

⁶⁸ 1 Kön 3,16-28.- Bibel. Einheitsübersetzung Katholische Bibelanstalt. Stuttgart 1980. S. 301f.



Abb. 6 - Hans Schäufelein, Salomonisches Urteil, Holzschnitt, Büchle Memorial der Tugend, fol. CVIIIv (aus: *Schwartzenberg*, Büchle [wie Anm. 25]. Zugriff: 26.02.2017).

Quasi als wörtliche Rede steht folgender Text über dem Bild geschrieben:

*Zerschneyt das kindlein, das noch lebt/
Und jedem weyb ain halbtayl gebt.
Als ist erkennt da bleyb es bey/
Sölch kindle unser kainer sey.
O Herr dem kindle thut kain pein/
Und laßt es diser frauwen sein⁶⁹.*

Als Erklärung zur Geschichte sind unter dem Bild diese Zeilen abgedruckt:

*Für Salomon zwu kumen sind/
Sölt richten umb ain lebent kind.
Das ander was gedrücket tod/
Als obstet er geurthaylt hat.
Und da der ain gefallen wolt/
Wie man das kindlin taylen solt.
Des doch die ander zayget rew/
Vermerckt er müterliche trew.
Das lebent kindlein gab er jr/
Sölch weyßhait ist jm noch ein zir⁷⁰.*

Fragmente der Originalwandmalerei sind nicht erhalten. Paul Willes Zeichnung zeigt eine zusätzliche Figur (Abb. 7). Hier steht zur Seite des sitzenden Königs ein Landsknecht in Pluderhosen. Im Vordergrund ist eine sitzende Gestalt zu Füßen des Throns zu erahnen. Im Hintergrund ist kein Ausblick auf einen Baum erkennbar, der Boden weist ein lebhaftes Rautenmuster auf.

Den Text kürzte Wille wie folgt ab:

*Das Lebend Kind mann solt
Theilen als Salomon wolt
Aus der ein Frauwen reüw
Merckt der Recht Muter treüw⁷¹.*

Josef Widmanns Skizze (Abb. 8) macht sichtbar, dass 1894/95 vom Salomonischen Urteil nur noch wenig erhalten war. Bis auf die beiden Kinder sind die Gesichter der Figuren unkenntlich. Deutlich erkennbar sind noch die blaube-strumpften Beine Salomons und Reste eines roten Mantels. Im Umriss sind zudem Hut und Zepter auszumachen. Auch der Landsknecht erscheint weitgehend verblasst. Über seinem Kopf befindet sich ein ebenso verblasstes Spruchband. In deutlichem Grün zeigt sich noch das Kleid der Frau mit dem lebenden Kind. Reste vom blauen Gewand der Knienden sowie weitere blaue Strümpfe eines Herrn weiter hinten sind ebenfalls auszumachen. Die Frau mit dem toten Kind hält die Hände allerdings bittend gefaltet, anstatt wild zu gestikulieren. Über-

⁶⁹ *Schwartzenberg*, Büchle (wie Anm. 25) fol. CVIIIv.

⁷⁰ *Ebda.*, fol. CVIIIv.

⁷¹ StadtA Ulm F 3/1 Nr. 621 Zeichnung Wille 1680.



Abb. 7 - Paul Wille, Ansicht des Ulmer Rathauses (Ausschnitt), Federzeichnung auf Pergament, 1680 (StadtA Ulm).



Abb. 8 - Josef Widmann, „Gerechtigkeit“, Aquarellskizze des Zustandes um 1894/95 (Museum Ulm).

ihrem Kopf ist ein zweites Spruchband zu erahnen, welches jedoch nicht entziffert werden kann. Den Fliesenboden stellt Widmann detailreicher dar als Wille. Hier sind violette und grüne Kacheln erkennbar. Im Vordergrund wird nun klar, dass es sich bei der Sitzfigur um einen Affen handelt, der eine Kugel, an welche er gekettet ist, vor sich liegen hat. Mit einer Hand steckt er sich gerade etwas in den Mund. Der Affe kann für die Überwindung des Bösen stehen. Der Besitz dieses exotischen Tieres deutet in diesem Zusammenhang aber wohl eher auf den Reichtum Salomons⁷². Im Hintergrund befindet sich statt eines Baumes ein Ausblick auf ein Gebäude, welches wohl einen antiken Tempel darstellen soll. Unterbrochen wird der Ausblick durch ein drittes Spruchband, welches jedoch auch unleserlich geworden ist. Der Text unter dem Bild ist komplett erloschen.

Widmann entwarf für die fehlenden Stellen nun Details, welche Throll an der Rathausfassade auch fast genau umsetzte. Der Text ist bis auf wenige geänderte Schreibweisen dem ‚Büchle Memorial der Tugent‘ entnommen. Auf dem heute sichtbaren Bild (Abb. 9) wurden die sichtbaren Stellen übernommen, die fehlenden ergänzt. Die Oberkörper und Gesichter des Königs, der beiden Frauen und des Landsknechts, sowie die Figuren im Hintergrund wurden hinzugefügt. Details des Holzschnitts wurden dabei nicht mit großer Sorgfalt übernommen. Die Physiognomie stimmt nicht mit der bei Hans Schäufelein überein. Dies fällt vor allem bei Salomon auf. Ihm wurde ein neues Antlitz gegeben, welches eindeutig ein Porträt darstellt. Susan Tipton hält Salomon für den jungen Kaiser Karl V.⁷³ Manuel Teget-Welz erkennt dagegen Kaiser Maximilian I.⁷⁴ Beide Kaiserporträts wären theoretisch möglich, denn beide Kaiser trugen die Ordenskette vom Goldenen Vlies. Karls Frisur ähnelte zu Beginn seiner Regentschaft sehr der seines Großvaters. Dennoch kann davon ausgegangen werden, dass der Künstler hier Maximilian darstellen wollte, denn es ergeben sich einige Parallelen zu Dürers PorträtHolzschnitt (ca. 1518, 41,3 x 32,1 cm⁷⁵, Abb. 10). Da das Gesicht des Königs in Widmanns Zustandsaufnahme nur schemenhaft zu erkennen ist, gibt es heute keinen Beweis mehr dafür, dass Salomon schon in der ursprünglichen Version des Wandbildes diese Züge aufwies. Es wird also eine Idee Widmanns gewesen sein, den Kaiser hier mit dem weisen König gleich zusetzen. Susan Tipton sieht in der Änderung ein Beispiel dafür, dass Widmann die fehlenden Stellen „frei und nach eigenem Gusto“⁷⁶ vervollständigt habe. Dieser Aussage kann ich nicht ganz zustimmen. Zwar nahm sich Widmann gegenüber dem Befund eine kleine Freiheit heraus, dennoch blieb er dem historischen Kontext treu, indem er einen zeitgenössischen Kaiser als gerechten Herrscher darstellte. Genau diese Art von Huldigung wäre im 16. Jahrhundert zu erwarten gewesen. Somit bewies Widmann sein Verständnis für die reichsstädtische Mentalität der Entstehungszeit.

⁷² Vgl. Sigrid Dittrich/Lothar Dittrich: Lexikon der Tiersymbole. Tiere als Sinnbilder in der Malerei des 14.-17. Jahrhunderts. Petersberg 2005. S. 24.

⁷³ Vgl. Tipton, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 105.

⁷⁴ Vgl. Teget-Welz (wie Anm. 24) S. 603.

⁷⁵ Angaben nach https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Albrecht_D%C3%BCrer_-_Emperor_Maximilian_I.tif. (Zugriff: 27.5.2019).

⁷⁶ Tipton, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 105.



Abb. 9 - Karl Throll nach Entwurf Widmann, „Gerechtigkeit“, heutiger Zustand (StadtA Ulm).



Abb. 10 - Albrecht Dürer, Kaiser Maximilian I., Holzschnitt, ca. 1518, 41,3 x 32,1 cm (https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Albrecht_D%C3%BCrer_-_Emperor_Maximilian_I.tif. Zugriff: 27.05.2019).

Zur Interpretation schreibt Susan Tipton, das Bild stelle vor, dass ein gerechter Richter von der Göttlichen Weisheit erfüllt sein müsse⁷⁷. Margit Kern behauptet hingegen, das Salomonische Urteil sei „eines der wichtigsten exempla des gerechten und weisen Richters“⁷⁸. Der Begriff der Weisheit werde jedoch in der Inschrift nicht erwähnt, weshalb die Figur des weisen Richters hier zu wenig Beachtung fände⁷⁹. Dies kann so nicht aufrecht erhalten werden, denn in der letzten Zeile des Textes wird Salomons Weisheit erwähnt. Kern meint auch, statt Salomon sei die Mutter in den Vordergrund gestellt, welche nicht auf ihrem Willen besteht, sondern Demut zeige⁸⁰. Betrachtet man jedoch die unterschiedliche Haltung der knienden Frau im Vergleich zum Holzschnitt, kann man erkennen, dass der Fassadenmaler des 16. Jahrhunderts die zeternde Frau in eine bittende umgewandelt hat. Dies spricht dafür, dass es ihm wichtig war, den Unterschied zwischen beiden Frauen zu zeigen. Dennoch erscheint die Kniende weder räumlich noch inhaltlich wesentlich weiter im Vordergrund als König Salomon.

⁷⁷ Vgl. *ebda.*, S. 72.

⁷⁸ Margit Kern: Tugend versus Gnade. Protestantische Bildprogramme in Nürnberg, Pirna, Regensburg und Ulm (Berliner Schriften zur Kunst 16). Berlin 2002. S. 199.

⁷⁹ Vgl. *ebda.*

⁸⁰ Vgl. *ebda.*, S. 200.

2 Kriegsehrbarkeit

Mit der Kriegsehrbarkeit beginnt der Tugendzyklus auf der Nordseite des Ulmer Rathauses (Nr. 21 auf Abb. 5). Eine Änderung vor allem des Textes wurde hier von Widmann vorgenommen. Das Bild ist das erste von vier Historien aus der römischen Republik und zeigt die Geschichte des Feldherrn Marcus Furius Camillus⁸¹ bei Falerii im Jahr 394 v. Chr.⁸² nach Livius V, 17, 1-9:

Die Falisker hatten die Gewohnheit, ein und denselben Mann als Lehrer und Begleiter ihrer Kinder zu verwenden, und mehrere Jungen wurden gleichzeitig, wie heute noch in Griechenland, der Obhut eines einzigen anvertraut. Die Kinder der angesehensten Familien unterrichtete, wie es fast immer der Fall ist, ein Mann, der sich durch sein Wissen auszuzeichnen schien. Er hatte im Frieden damit begonnen, die Jungen zum Spielen und Trainieren vor die Stadt zu führen, hatte diese Gewohnheit auch während der Kriegszeit nicht unterbrochen und führte die Jungen dabei bald kürzere, bald weitere Strecken vom Stadttor weg. Als sich die Gelegenheit ergab, ging er unter mancherlei Spielen und Gesprächen weiter fort als gewöhnlich und brachte die Kinder zwischen die Posten der Feinde und dann in das römische Lager ins Feldherrnzelt zu Camillus. Dort fügte er seiner schändlichen Tat noch schändlichere Worte hinzu: Er habe Falerii den Römern in die Hände gespielt, da er diese Jungen, deren Väter dort die wichtigsten Leute im Staat seien, in ihre Gewalt gegeben habe. Als Camillus das hörte, fuhr er ihn an: ‚Du bist nicht zu einem dir ähnlichen Volk und Feldherrn gekommen, du Schurke mit deinem schändlichen Geschenk. Wir haben mit den Faliskern keine Gemeinschaft, wie sie durch ein Abkommen zwischen Menschen zustande kommt; aber die Gemeinschaft, die die Natur beiden Völkern mitgegeben hat, besteht und wird bestehen. Auch der Krieg hat seine Rechte wie der Friede, und wir haben gelernt, danach nicht weniger gerecht als tapfer zu verfahren. Wir führen die Waffen nicht gegen das Alter, das man auch bei der Einnahme von Städten schont, sondern gegen Leute, die ebenfalls bewaffnet sind und die, ohne von uns verletzt oder herausgefordert worden zu sein, das römische Lager bei Veji angegriffen haben. Die hast du, soviel an dir lag, durch einen neuen Frevel noch übertroffen; ich werde sie mit römischen Mitteln, mit Tapferkeit, mit Schanzen, mit Waffen, besiegen, wie Veji.‘ Völlig entblößt, die Hände auf den Rücken gebunden, übergab er ihn dann den Jungen, damit sie ihn nach Falerii zurückführten, und gab ihnen Ruten, mit denen sie den Verräter unter Hieben in die Stadt treiben sollten⁸³.

Auf fol. CXIII des ‚Büchle Memorial der Tugend‘ zeigt Schäufolein die Bestrafung des Lehrers (Abb. 11). In einer Landschaft mit der befestigten Stadt Falerii und dem Feldlager der Römer im Hintergrund ist links Camillus aus seinem Zelt herausgetreten. Er trägt einen großen Federhut sowie einen Spitzbart und bedeutet den Kindern in der Bildmitte, zur Tat zu schreiten. Die beiden Jungen halten jeweils in der einen Hand den Strick, mit dem der Lehrer gefesselt ist, mit der anderen erheben sie ihre Ruten. Letzterer macht einen Schritt nach rechts.

⁸¹ Erich Burck: Die Gestalt des Camillus. In: Ders. (Hg.): Wege zu Livius. Darmstadt 1977, S. 310–328.

⁸² Titus Livius: Ab urbe condita liber IV-VI. Römische Geschichte Buch IV-VI. Hg. von Hans-Jürgen Hillen. München 1991. S. 217.

⁸³ Ebd.



Abb. 11 -
Hans Schüpflein,
Camillus, Holzschnitt,
Büchle Memorial
der Tugent, fol. CXIII
(aus: Schwartzberg,
Büchle [wie Anm. 25].
Zugriff: 26.02.2017).

Er ist mit entblößtem Oberkörper und vor dem Bauch zusammengebundenen Händen dargestellt und schaut angesichts seiner Bestrafung recht verduzt. Zwei weitere Kinder kommen mit ihren Ruten aus der linken und rechten unteren Bildecke heran. Unter dem Holzschnitt steht zu lesen:

*Ain statt dj stund in grosser wehr/
Als sj verlegt das Römisch hör.
Ain maister darin ward verkert/
Der vil der bürger kinder lert.
Dj führt er inn der feinde zelt/
Hofft das jm grosser lon nit felt.
Der römisch hauptma darauß merckt
Wj er der Römre tugent sterckt.
Und binden ließ er disen schalck/*

*Mit ruten streichen seinen palck.
Sein schüler dj jm trügen haß/
Biß in dj statt darauß er was.
Sprach sein un auch der Rhömer syt/
Wer das sy laster brauchten nit.
Alls söliche tugent ward bekant/
Gab sich die statt on widerstand.
Darümb wer wirig herschen will/
Der söll sich fleysen tugent vil⁸⁴.*

⁸⁴ Schwartzberg, Büchle (wie Anm. 25) fol. CXIII.

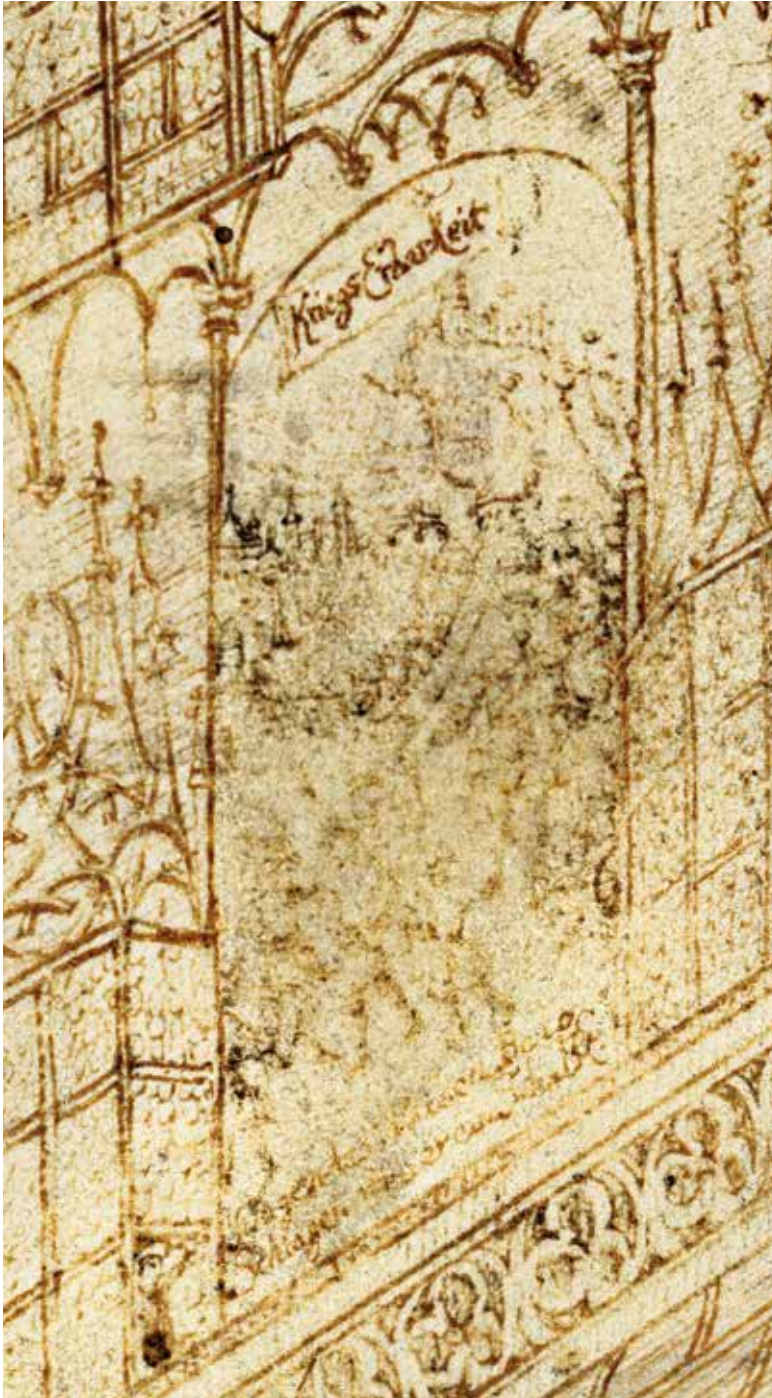


Abb. 12 - Paul Wille, Ansicht des Ulmer Rathauses (Ausschnitt), Federzeichnung auf Pergament, 1680 (StadtA Ulm).

Paul Willes Zeichnung ist an dieser Stelle stark verblasst (Abb. 12). Zu erkennen ist aber, dass die Szene im Vergleich zum Holzschnitt gespiegelt dargestellt ist. Die Schüler greifen den Lehrer hier von rechts an. Wille schrieb darunter:

*Jungen des Weisen Balg
Schlagen Weil er ein Schalk⁸⁵.*

Josef Widmann skizzierte ein noch sehr gut erhaltenes Wandgemälde (Abb. 13). Im Hintergrund ist deutlich die Burg erkennbar. Links befinden sich die Festungsmauern von Falerii, vor denen Kanonen aufgestellt sind, rechts die Zelte der Römer. Davor ist Camillus zwar nur schemenhaft sichtbar, sein Federhut, seine Rüstung und sein bärtiges Gesicht können jedoch erahnt werden. Er wird von einem weiteren Soldaten begleitet. Vor ihm sind zwei Räder, wahrscheinlich von einer weiteren Kanone, auszumachen. Der Lehrer wirkt jugendlicher als auf dem Holzschnitt, trägt jedoch dasselbe über die Schultern herabgezogene Gewand. Diese Robe sowie seine Mütze sind rot gestaltet. Anders als im ‚Büchle Memorial der Tugend‘ wird er jedoch von vier noch vollkommen erhaltenen Kinderfiguren umringt, die mit den Ruten ausholen. Von einem weiteren ist noch die Hand erkennbar. Dass die Kinder ihn an einem Strick vor sich herführen, ist nicht zu sehen. Den Text stellte Widmann verblasst und unleserlich dar.

Karl Throll führte das Fassadenbild wieder bis auf wenige farbliche Änderungen nach Entwurf Widmanns aus (Abb. 14). Dabei wurde der Hintergrund komplett vom Befund übernommen. Camillus‘ Haltung wurde ebenfalls nach Widmanns Skizze mit der Hand auf der Hüfte anstatt auf den Lehrer weisend wie im Holzschnitt gezeigt. Sein Gesicht wirkt porträthaft. Der Junge, von dem nur die Hand zu sehen war, wurde ergänzt, die übrigen Kinder wurden nach Befund dargestellt. Lediglich die Farben ihrer Kleidung wurden abgeändert. Der Gesichtsausdruck des Lehrers erscheint sowohl im Vergleich zu Schäufelein, als auch im Vergleich zum Befund gequälter. Der Text wurde hier zum ersten Mal nicht aus der Vorlage übernommen. Er lautet:

*Camillus ein Feldhauptman der Römer, berante vergeblich die Stadt Fallerii.
Ein Schulmeister der Stadt, so ein Schalk war, gedachte sich durch Verrat Lohn
Zu gewinnen und schrieb Camillo, er wolle der Bürger Söhne in seine Hand
Liefen, führte auch alle heraus auf den Anger zu Spiel und Kurzweil –
Camillus kam mit Heeresmacht heran und umringte die Kinder – Darnach
Ließ er jedem eine Ruthe reichen und hieß sie den ungetreuen Schulmeister
In die Stadt zurücktreiben, auf daß ihm gelohnet werde, wie er verdient hatte⁸⁶.*

Warum sich Widmann hier für einen neukonzipierten Text entschied und ihn noch nicht einmal an die Gedichtform der übrigen Texte anpasste, erscheint zunächst unklar. Es fragt sich, ob Widmann hier reine Willkür walten ließ, ob sich

⁸⁵ StadtA Ulm F 3/1 Nr. 621 Zeichnung Wille 1680. Umschrift unter Zuhilfenahme von Tipton, Tugendspiegel (wie Anm. 29) S. 116, da im Original nicht leserlich.

⁸⁶ Heutiger Text.



Abb. 13 - Josef Widmann, „Kriegsehrbarkeit“, Aquarellskizze des Zustandes um 1894/95 (Museum Ulm).



Abb. 14 - Karl Throll nach Entwurf Widmann, „Kriegserbarkeit“, heutiger Zustand (StadtA Ulm).

hier ein Beweis für den von Susan Tipton angeführten „eigene[n] Gusto“⁸⁷ findet. Betrachtet man das Textfeld jedoch genauer, erkennt man eine Mosaikstruktur auf der linken Seite. Hier handelt es sich also zumindest im Bereich des Textes um das Mosaik-Probekbild, welches Throll 1903 anbrachte. Zu dieser Zeit hatte Widmann noch nicht herausgefunden, dass Schwarzenbergs Schriften die Grundlage für die Fassadenmalerei des Ulmer Rathauses sind. Somit wurde der im Original verlorene Text für das Probekbild neu verfasst.

Zur Deutung des Bildes lässt sich sagen, dass die Botschaft hier eindeutig zuerst an die Obrigkeit gerichtet ist. Auch im Krieg gelten die Regeln der Ehre. Ein Herrscher darf sich nicht durch das unehrenhafte Überlaufen eines Feindes Vorteile verschaffen. Er darf sich nicht von ihm durch Geschenke bestechen lassen, schon gar nicht, wenn dies auf Kosten anderer geschieht. Die Geschichte warnt aber auch umgekehrt alle, welche sich dem Feind anbiedern wollen. Hält dieser Feind die Ehre genauso hoch wie Camillus, wird es ihnen schlecht ergehen.

3 Der Mann auf dem hohen Steg

Eine kleine Änderung, welche jedoch große Auswirkung auf die Deutung des Bildes hat, findet sich auch beim Mann auf dem hohen Steg, dem letzten Bild auf der Nordseite (Nr. 29 auf Abb. 5). Hier liegt keine konkrete Geschichte zugrunde. In den ‚Officia M. T. C.‘ bildet der Petrarcameister⁸⁸ ihn auf fol. XVIv ab (Abb. 15). Vor einem Hintergrund mit Fluss, Stadt und Bergen spannt sich ein schmales, moosbewachsenes Brett zwischen zwei Felsen. Darauf geht ein gebückter Mann mittleren Alters mit großem Schritt von rechts nach links über den Abgrund. Er hat seine Mütze abgenommen und hält sie in der linken Hand, mit der Rechten greift er das Revers seines Pelzmantels, um sich vor dem Wind zu schützen, der sein Haar zerzaust. Sein Gesichtsausdruck wirkt gequält. Es scheint nicht einfach zu sein, auf dem Steg das Gleichgewicht zu halten. Der Text dazu lautet:

*Wer geht auff schmalem hohem steg/
Darff/ das er sorg und weyßheit pfleg.
Es schlupft d' kün/ un weicht d' treg
Ein groß gemüt/ das recht beweg⁸⁹.*

Wille stellte den Mann etwas aufrechter dar (Abb. 16). Außerdem scheint er keinen wehenden Mantel zu tragen. Ein Hintergrund ist nicht erkennbar. Zu lesen ist hier:

*Auf Hoch Stege
Der Sorg pflege⁹⁰.*

⁸⁷ Tipton, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 105.

⁸⁸ Vgl. Tipton, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 94.

⁸⁹ Johann von Schwarzenberg: Officia M. T. C. Augsburg 1531. fol. XVIv (pdf Bayerische Staatsbibliothek. 2 A.lat.b. 271), <http://daten.digitale-sammlungen.de/~db/0007/bsb00074311/images/> (Zugriff: 26.02.2017).

⁹⁰ StadtA Ulm F 3/1 Nr. 621 Zeichnung Wille 1680.



Abb. 15 - Petrarcameister, Der Mann auf dem hohen Steg, Holzschnitt, fol. XVIv
 (aus: *Schwartzenberg*, Officia M. T. C. [wie Anm. 89]. Zugriff: 02.03.2017).

Widmanns Skizze zeigt ein sehr schlecht erhaltenes Bild (Abb. 17). Nur schemenhaft sind der Steg, zwei Beine und zwei weite weiße Ärmel erkennbar. Diese Fragmente verraten jedoch, dass der Mann auf dem Wandbild von 1540 tatsächlich aufrechter als der Mann auf dem Holzschnitt, womöglich mit in die Hüften gestemmten Armen über den Steg geht. Ihm scheint das Halten der Balance wesentlich weniger Mühe zu bereiten.

Throll übertrug Widmanns Skizze wieder exakt auf die Fassade (Abb. 18). Wie im Holzschnitt wurde in den Hintergrund eine Landschaft eingefügt. Der Flusslauf ist jedoch perspektivisch anders gestaltet, eine Burg auf dem Berg wurde hinzugefügt. Die Felsen, zwischen denen sich die Brücke befindet, sind



Abb. 16 - Paul Wille,
Ansicht des Ulmer Rathauses (Ausschnitt), Federzeichnung
auf Pergament, 1680 (StadtA Ulm).



Abb. 17 - Josef Widmann,
Der Mann auf dem hohen Steg, Aquarellskizze
des Zustandes um 1894/95 (Museum Ulm).



Abb. 18 - Karl Throll nach Entwurf Widmann,
Der Mann auf dem hohen Steg, heutiger Zustand
(StadtA Ulm).



Abb. 19 - Hans Schäufelein, Holzschnitt, fol. XIV (aus: Hans von *Leonrodt*: *Der Hymmelwag. Der Hellwag*. Augsburg 1517. pdf Bayerische Staatsbibliothek. Rar. 411. Zugriff: 02.03.2017).

zu sehen, nicht jedoch der Punkt, auf dem sie aufliegt. So wirkt der Steg noch abschüssiger und gefährlicher. Die zielstrebige, selbstbewusste Haltung des Mannes wurde von Wille beziehungsweise der Befundskizze übernommen. Er erhält ein rotes und gelbes Gewand über weißen Strümpfen und weißem Hemd, außerdem üppiges blondes Haar. Sein Blick wirkt recht mürrisch, als empfinde er den Gang über den Steg lediglich als lästig, nicht aber als gefährlich. Der Text wurde erneut aus dem *Büchle Memorial der Tugent übernommen*.

Susan Tipton fand in ihrer Magisterarbeit von 1989 heraus, dass der Holzschnitt auf einer Illustration Schäufeleins in Hans von Leonrodts Andachtsbuch ‚Der Hymmelwag – Der Hellwag‘ von 1517 beruht (Abb. 19). Dort fungiere der Steg allerdings als Lebensweg⁹¹. Sie beschreibt den Mann auf dem hohen

⁹¹ Vgl. Tipton, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 95f.

Steg als „Sinnbild für das Erreichen eines hochgesteckten Zieles bei gleichzeitiger Einhaltung des rechten Maßes“⁹². In ihrem Aufsatz von 1991 schreibt sie, durch Schwartzbergs Kommentar zu Ciceros Text (*Vonn mißbrauchunge der großmütigkeyt und Von fertigkeyt der erhaben gemüth*)⁹³ sei das Schwanken des Mannes auch als Ausdruck des Balanceakts zwischen Machtstreben und Gemeinnützigkeit zu verstehen⁹⁴. Dies mag auf den Holzschnitt zutreffen. Auf dem Wandbild verschwindet dieses Schwanken durch die geänderte Haltung jedoch vollkommen. In ihrer Dissertation von 1991 bezeichnet Tipton den *Mann auf dem hohem Steg* nun als Beispiel für Magnanimitas, also für die „hoh[e] Gesinnung, die es dem Politiker ermöglichen soll, das rechte Maß zu wahren“⁹⁵. Somit erscheint das Bild als positives Vorbild für die Ratsherren. Sie sollen sich ein Beispiel an diesem dynamischen Mann nehmen, der das richtige Maß einhält, und so auch den schwierigsten Weg zum Ziel meistert.

Es ist nun eindeutig zu erkennen, dass die Änderung vom gebeugten zum aufrechten Mann und somit die Bedeutungsverschiebung schon zu Schaffners Zeiten stattfand. Somit ist das Bild nicht als Beispiel für eine zu freie Arbeitsweise Widmanns zu sehen⁹⁶.

4 Gemeiner Nutz und Sträflicher Nutz

Die größte Veränderung in der Geschichte der Fassadenmalerei des Ulmer Rathauses findet sich im Bildpaar Gemeiner Nutz und Sträflicher Nutz, im nordöstlichen Giebfeld (Nr. 18 und 19 auf Abb. 5).

Gemeiner Nutz

Die Vorlage des Bildes Gemeiner Nutz ist fol. LIXv der ‚Officia M. T. C.‘ (Petrarcameister⁹⁷, Abb. 20). Der Holzschnitt illustriert liber secundus, 22 (76) von Ciceros ‚De officiis‘. Hier beschrieb Cicero zwei seiner Landsleute als besonders auf das Gemeinwohl bedacht:

*Panaitios lobt an Africanus, er sei uneigennützig gewesen. Warum sollte er ihn nicht loben? Aber jener hatte andere bedeutendere Eigenschaften. Das Lob der Uneigennützigkeit richtet sich nicht nur auf den Mann, sondern auch auf jene Zeit. Paulus brachte den ganzen Schatz der Makedonen, der überaus groß war, in seine Hand. So viel Geld führte er der Staatskasse zu, daß eines einzigen Feldherrn Beute der Besitzsteuer ein Ende setzte. Dagegen hat dieser Mann nichts in sein Haus gebracht als die unvergängliche Erinnerung an seinen Namen. Africanus handelte wie sein Vater und war durch die Zerstörung Karthagos um nichts reicher. [...] Er wollte lieber Italien als sein Privathaus verschönern. Freilich scheint mir auch sein Haus mehr verschönert zu sein durch die Verschönerung Italiens*⁹⁸.

⁹² *Ebda.*, S. 95.

⁹³ Schwartzberg, Officia M. T. C. (wie Anm. 89) fol. XVIv.

⁹⁴ Vgl. Susan Tipton: Res publica bene ordinata. Regentenspiegel und Bilder vom guten Regiment. Rathausdekorationen in der frühen Neuzeit. Diss. phil. Hildesheim 1996. S. 107.

⁹⁵ *Ebda.*, S. 125.

⁹⁶ Vgl. im Unterschied dazu Tipton, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 105f.

⁹⁷ *Ebda.*, S. 75.

⁹⁸ Marcus Tullius Cicero: De officiis. Vom pflichtgemäßen Handeln. Lateinisch/Deutsch. Übersetzung Heinz Gunermann. Stuttgart 1976. S. 211.



Abb. 20 - Petrarcameister, „Gemeiner Nutz“, Holzschnitt, fol. LIXv
(aus: *Schwartzenberg*, Officia M. T.C. [wie Anm. 89]. Zugriff: 21.02.2017).

Zudem wird ein Q[uintus] Mucius im selben Buch, 16 (57), als bescheidenste[r] aller Menschen bezeichnet⁹⁹.

Der Holzschnitt zeigt diese drei Römer. Sie sind in reiche zeitgenössische Kleidung gehüllt und als Lucius Mutius (bei Cicero „Q. Mucius“, gemeint ist wohl Quintus Mucius Scaevola, der Verwalter der Provinz Asia, 140-82 v. Chr.¹⁰⁰), Scipio Africanus (bei Cicero „Africanus“, Sieger von Zama, 201 v. Chr.¹⁰¹) und Paulus Emilius (bei Cicero „Paulus“, wahrscheinlich Lucius Aemilius Paullus, der Sieger von Pydna, 168 v. Chr.¹⁰²) bezeichnet. Sie sitzen erhöht auf einem Podest und reden miteinander, machen gleichzeitig aber auch eine abwehrende Geste. Letztere ist wohl auf die Leute rechts gerichtet. Diese tragen exotische

⁹⁹ *Ebda.*, S. 193.

¹⁰⁰ Vgl. *Tipton*, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 75.

¹⁰¹ Vgl. *ebda.*

¹⁰² Vgl. *ebda.*



Abb. 21 - Paul Wille, Ansicht des Ulmer Rathauses (Ausschnitt), Federzeichnung auf Pergament, 1680 (StadtA Ulm).

Gewänder, sind gerade von ihren Kamelen abgestiegen und bringen den Römern Geschenke, darunter Geld und Goldschmiedarbeiten, dar. Im Hintergrund ist ein Straßenzug zu sehen. Der dazugehörige Text lautet:

*Durch diser hauptleut erlich that/
Gemeiner nutz geraichet hat.
Und in jr haus nichts anders kam/
Dan das jn bleibt ain gutter nam¹⁰³.*

Paul Wille stellte die Szene etwas abgewandelt dar (Abb. 21). Hier sehen wir die drei Römer auf der rechten Seite in Frontalansicht in einer Art Nische sitzen. Die Geschenke überreichenden Leute befinden sich im Vordergrund und werden ab der Brust abwärts vom Schriftband verdeckt. Der Kopf eines Kamels ist in

¹⁰³ Schwartzberg, Officia M. T. C. (wie Anm. 89) fol. LIXv.



Abb. 22 - Karl Throll nach Entwurf Widmann, „Gemeiner Nutz“, heutiger Zustand (StadtA Ulm).

einer weiteren Nische zu erkennen. Er schrieb dazu:

*Der Drey Hauptleuten Ehrlich That
Zum Gemeinen Nutzen gereicht hat¹⁰⁴.*

Leider konnte Josef Widmann den Befund um 1894/95 nur noch mit einem leeren Giebeldreieck wiedergeben. Vom *Gemeinen Nutz* war nichts mehr erhalten.

Karl Throll setzte das Bild wieder genau nach Widmanns Entwurf um (Abb. 22). Der Bildaufbau entspricht dem bei Wille, allerdings sind die Geschenke darbringenden Leute als Ganzfiguren zu sehen. Ihre Kleidung ist dem Holzschnitt nachempfunden. Auch die Gewänder der Römer entsprechen denen, welche der Petrarcameister entwarf. Ihre gegenüber den Geschenken abwehrenden Handbewegungen erscheinen etwas weniger eindeutig als auf dem Holzschnitt. Throll fügte einen Affen ein, der auf den Stufen sitzt und eine Frucht in der Hand hält. Hier knüpfte er wohl an das Bild *Gerechtigkeit* an, wo der Affe

¹⁰⁴ StadtA Ulm F 3/1 Nr. 621 Zeichnung Wille 1680. Umschrift unter Zuhilfenahme von *Tipton*, Tugendspiegel (wie Anm. 29) S. 117, da im Original nicht gut lesbar.



Abb. 23 - Petrarcameister, Themistokles auf dem Areopag, Holzschnitt, fol. LXXIII
 (aus: *Schwartzenberg*, *Officia M. T. C.* [wie Anm. 89]. Zuletzt aufgerufen am 02.03.2017).

höchstwahrscheinlich für königlichen Reichtum Salomons steht. Der Text aus den *Officia M. T. C.* wurde übernommen¹⁰⁵.

Die drei Römer sollen als positives Beispiel für Uneigennützigkeit und Unbestechlichkeit vor allem die Obrigkeit dazu ermahnen, immer im Sinne des Gemeinwohls und nicht der eigenen Interessen zu handeln.

Sträflicher Nutz

Das Bild *Sträflicher Nutz* basiert auf fol. LXXIII der ‚*Officia M. T. C.*‘ (Petrarca-
 meister¹⁰⁶, Abb. 23). Der Holzschnitt illustriert wie auch schon fol. LIXv direkt
 die dazugehörige Textstelle. Diesmal handelt es sich um liber tertius, 11(49)-12:

*Themistokles sagte nach dem Sieg in dem Krieg gegen die Perser in der Volksver-
 sammlung, er habe einen für das Gemeinwesen nützlichen Plan, aber es sei nicht
 zweckmäßig, daß er bekannt sei. Er forderte, daß das Volk jemanden abordne,
 damit er sich mit ihm bespreche. Es wurde Aristides abgeordnet. Diesem teilte er*

¹⁰⁵ Vgl. *Dittrich*, *Lexikon der Tiersymbole* (wie Anm. 71) S. 24.

¹⁰⁶ Vgl. *Tipton*, *Gedenckzetteln* (wie Anm. 1) S. 76.

mit, die Flotte der Lakedaimonier, die bei Gyttheum an Land gezogen sei, könne unbemerkt angezündet werden – ein Unternehmen, durch das notwendig die Macht der Lakedaimonier gebrochen werde. Als Aristides dies angehört hatte, kam er unter großer Erwartung in die Volksversammlung und erklärte, es sei der Vorschlag, den Themistokles vortrage, sehr nützlich, aber durchaus nicht ehrenhaft. Deshalb glaubten die Athener, es sei, was nicht ehrenvoll sei, auch nicht nützlich, und wiesen das ganze Vorhaben, von dem sie nicht einmal gehört hatten, auf Anraten des Aristides zurück. Besser handelten sie als wir, die wir Seeräuber ungeschoren, Bundesgenossen unter Tributpflicht lassen. Es gelte also, daß das, was schändlich ist, niemals nützlich ist, nicht einmal dann, wenn du das, was nach deiner Meinung nützlich ist, erreichst. Denn ebendies, für nützlich zu halten, was schändlich ist, ist verderbenbringend¹⁰⁷.

Der Petrarcameister stellte die Mitglieder der Versammlung in einem Innenraum sitzend dar. Sie tragen zeitgenössische Kleidung, wenden sich einander zu und diskutieren. In der Mitte sitzt – durch ein Textfeld bezeichnet – der bärtige Themistokles. Auch er hebt die Hände in Redegesten. Aristides, ebenfalls ein alter Mann, ist im Vordergrund in Rückenansicht dargestellt. Er ist in ein langes Gewand gekleidet und wendet den Kopf im Profil zu Themistokles. Der Text lautet:

*Themistocles geschweyg der ler/
Wan was verletzet trew und eer/
Das mag uns nützen nimermer.*

*Den anschlag/ vom Themistocles/
Ein yeder frumer recht ermeß.
Wiewol sein nutz scheint groß und breit/
So fällt er doch der erberkeit¹⁰⁸.*

Paul Wille zeigte einen sehr ähnlichen Bildaufbau (Abb. 24). Die Figuren wirken aufgrund des quadratischen Formats etwas enger zusammengedrückt und tragen keine Bärte, ansonsten sind kaum Unterschiede in der Darstellung erkennbar. Dennoch hat der Betrachter hier eine ganz andere Szene vor sich. Die Figuren sind nämlich nicht als Themistokles und Aristides benannt, sondern als Caius Marius, Caius Veres und Marcus Marcellus. Unter dem Bild steht:

*Durch Tyranei, Falschheit, Eigennutz
Bey Disen das Volck kam Viel zu kurtz¹⁰⁹.*

Auf dem ursprünglichen Wandbild von 1540 muss die Areopag-Szene also in ein Gegenstück zum Gemeinen Nutz mit drei eigennützigem anstatt gemeinnützigem Römern verwandelt worden sein. Susan Tipton sieht in Caius Marius einen Politiker, welcher sich das Konsulat erschlich¹¹⁰. Dies belegt ‚De officiis‘, liber tertius 20 (79). Bei Caius Verres handele es sich um den korrupten Prä-

¹⁰⁷ Cicero, De officiis (wie Anm. 97) S. 261 und S. 263.

¹⁰⁸ Schwartzberg, Officia M. T. C. (wie Anm. 89) fol. LXXIII.

¹⁰⁹ StadtA Ulm F 3/1 Nr. 621 Zeichnung Wille 1680.

¹¹⁰ Vgl. Tipton, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 78.

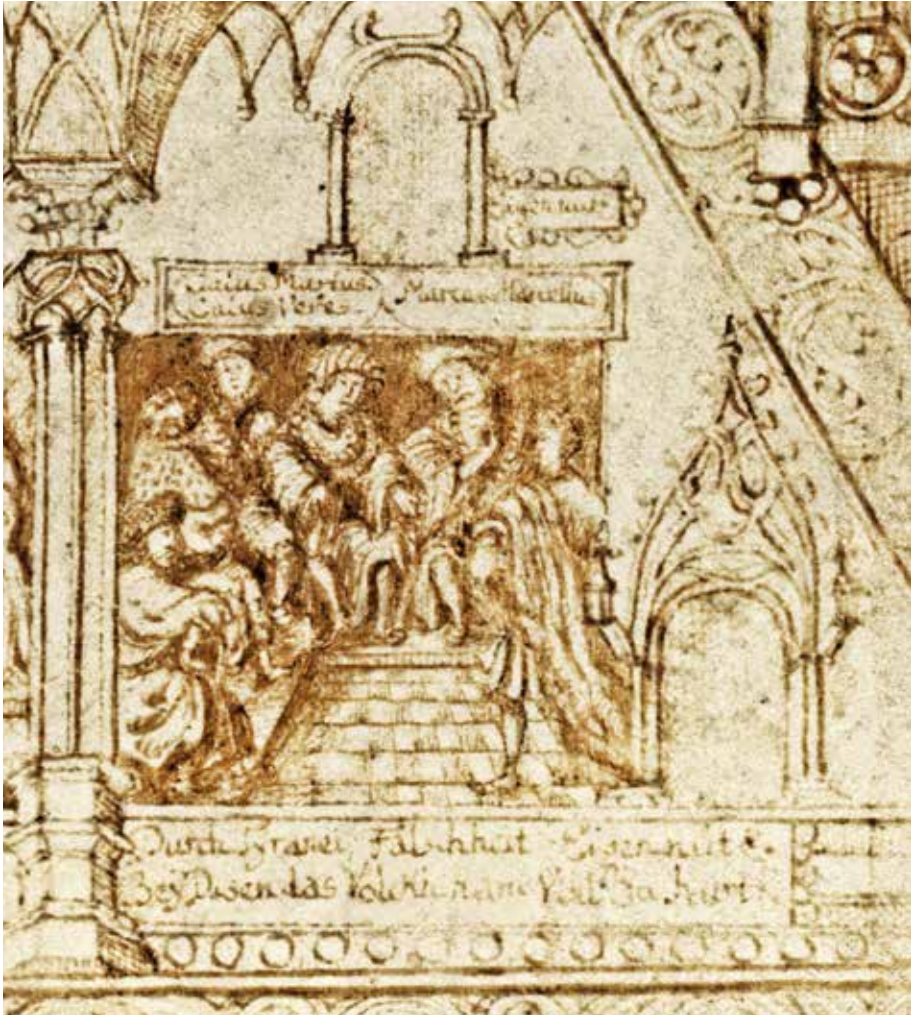


Abb. 24 - Paul Wille, Ansicht des Ulmer Rathauses (Ausschnitt), Federzeichnung auf Pergament, 1680 (StadtA Ulm).

tor von Sizilien¹¹¹. Gegen ihn schrieb Cicero mehrere Anklagereden. Bei Marcus Marcellus nimmt Tipton eine Verwechslung an. Gemeint sei der Feldherr M[arcus] Claudius Marcellus¹¹². Bei Cicero findet sich jedoch ein M[arcus] Marcellus¹¹³ zuerst positiv erwähnt. Neben anderen wurde er in *liber primus*, 18 (61) als tapfer und nach Kriegsruhm strebend beschrieben. Gleich darauf stellt der Autor allerdings heraus, dass Ruhm und Tapferkeit, die nur dem eigenen Vorteil dienen, keine Tugend sind: *Nichts kann ehrenhaft sein, was ohne Rücksicht auf*

¹¹¹ Vgl. *ebda.*

¹¹² Vgl. *ebda.*

¹¹³ In den Anmerkungen der Ausgabe genauer betitelt als M. Claudius Marcellus, welcher 212 v. Chr. Syrakus eroberte, vgl. *Cicero, De officiis* (wie Anm. 98) S. 345.

*Gerechtigkeit ist*¹¹⁴. Somit handelt es sich bei Marcus Marcellus wahrscheinlich nicht um eine Verwechslung. Auch er wurde bei Cicero als Beispiel für Eigennutz genannt.

Nach Susan Tipton war nicht nur das Bestreben, ein Gegensatzpaar zu erstellen, ausschlaggebend für die Änderung des Inhalts von Holzschnitt zu Wandmalerei im Jahre 1540 gewesen. Ein weiterer Grund bestehe darin, dass man keine griechische Historie unter den vielen römischen Darstellungen haben wollte¹¹⁵. Dieser Gedanke kann durchaus als zutreffend bewertet werden. Schließlich finden sich am Ulmer Rathaus neben den Bibelthemen und zeitgenössischen Moralbeispielen vorwiegend Historien aus der römischen Republik. Tipton spinnt den Gedanken weiter, indem sie annimmt, für die Ulmer sei das römische Recht bedeutsamer gewesen, als das der Griechen¹¹⁶. Ob ein juristischer Gedanke hinter der Inhaltsänderung steckt, bleibt aber fraglich.

Da auch von diesem Bild Ende des 19. Jahrhunderts keinerlei Fragmente erhalten waren, entschied man sich für eine Umsetzung des Holzschnitts mit dem Thema *Themistokles auf dem Areopag*. Unter den Entwurfsskizzen Widmanns im Museum Ulm befindet sich keine Vorlage für dieses Wandbild, trotzdem kann wohl davon ausgegangen werden, dass Karl Throll auch hier nach Widmanns Entwurf arbeitete. Das heutige Bild (Abb. 25) entspricht im Bildaufbau beinahe exakt der Druckgraphik. An Wille orientiert ist lediglich das Muster des Fliesenbodens und das Fehlen zweier Figuren rechts. Throll gestaltete Themistokles bärtig und übernahm die Draperie im Hintergrund aus dem Holzschnitt. Einige Änderungen sind in den Gewändern sowie im hinzugefügten Teppich erkennbar. Der Text ist bis auf wenige Änderungen der Schreibweise aus den ‚Officia M. T. C.‘ übernommen.

Durch die Themenänderung der Restaurierung fungiert das Bild nicht mehr als exakter Gegenpol zum *Gemeinen Nutz*, denn während die drei Römer auf dem ursprünglichen Bild wohl als komplettes Negativbeispiel für den Eigennutz dienen sollten, handelt die Geschichte des Themistokles von einem anderen moralischen Problem. Themistokles agiert schließlich nicht eigennützig, sondern will mit seinem Plan nur Gutes für das Volk. Dennoch ist es nicht tugendhaft und recht, dass für das Gemeinwohl eine hinterlistige Schandtät an den Feinden begangen wird.

Hier nahm Widmann die größte Veränderung der historistischen Restaurierung vor. Könnte er die vom Holzschnitt abweichenden Namen auf der Zeichnung übersehen haben? Da er sich ansonsten oft an kleine Details Willes hielt, kann dies eher als unwahrscheinlich gelten. Könnte er mit den römischen Namen weniger anfangen als mit der griechischen Anekdote oder gefiel ihm das Thema Themistokles besser? In diesem Fall wäre eine Bewertung seiner Arbeit als zu individuell und zu unwissenschaftlich durchaus berechtigt. Heute lässt sich der Grund für die Änderung nicht mehr nachvollziehen und so muss diese Frage unbeantwortet bleiben.

¹¹⁴ Liber primus. *Ebda.*, S. 59.

¹¹⁵ Vgl. Tipton, *Gedenckzetteln* (wie Anm. 1) S. 77.

¹¹⁶ Vgl. Tipton, *Res publica* (wie Anm. 94) S. 59.



Abb. 25 - Karl Throll nach Entwurf Widmann, „Sträflicher Nutz“, heutiger Zustand (StadtA Ulm).

Fazit

Susan Tipton stellt fest, bei der Restaurierung der Fassadenmalerei am Ulmer Rathaus habe keine Dokumentation des Bestandes im heutigen Sinn stattgefunden und Widmanns individueller Stil habe sich abgezeichnet¹¹⁷. Dies begründet sie mit Widmanns Änderungen des Kaiserporträts beim Salomonischen Urteil, der Themenänderung vom Eigen Nutz zum Sträflichen Nutz und der Haltungsänderung *des Mannes auf dem hohen Steg*¹¹⁸. Die ersten beiden Beispiele sind nachvollziehbar. Aus den Schemen der Bestandsskizze ist nicht erkennbar, ob Salomon porträthafte Züge trug oder nicht. Widmann hat sich hier also eine kleine künstlerische Freiheit herausgenommen. Die Abänderung des Themas der drei eigennützigten Römer zu *Themistokles auf dem Areopag* ist die größte Neuerung Widmanns und Throlls innerhalb des Tugendzyklus. Hier halten sie sich nicht an Willes Zeichnung, sondern bevorzugen den Holzschnitt als Vor-

¹¹⁷ Vgl. Tipton, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 105.

¹¹⁸ Vgl. ebda., S. 105f.

bild¹¹⁹. Ihr Motiv dafür ist heute nicht mehr nachvollziehbar. *Der Mann auf dem hohen Steg* jedoch weist in der Bestandsaufnahme eindeutig eine aufrechtere Haltung auf als auf dem Holzschnitt. Hier hielt sich Widmann also entgegen Tiptons Aussage streng an die erhaltenen Fragmente. Tipton fasst ihr Fazit folgendermaßen zusammen: Die Restaurierung „steht am Ende einer dem Historismus verpflichteten Denkmalpflege, deren Ziel die Wiederherstellung eines idealen, meist in dieser Form nie dagewesenen historischen Denkmals, nicht jedoch die Erhaltung von Originalsubstanz gewesen war“¹²⁰. Diese Meinung kann ich nach der Analyse sämtlichen Materials, also der Originalfragmente, der Zeichnung Paul Willes, Widmanns Bestandsaufnahme und Entwürfen sowie den heutigen Wandbildern nicht teilen. Zwar entstand eine professionelle Denkmalpflege, wie wir sie heute kennen, um 1900 gerade erst¹²¹. Widmann suchte aber als erster nach den druckgraphischen Vorlagen und beschäftigte sich eingehend mit allen ihm zur Verfügung stehenden Quellen. Ihm kann also nicht vorgeworfen werden, unwissenschaftlich gearbeitet zu haben. Die kleinen Änderungen und Ergänzungen, die er vornahm, entsprechen zwar nicht der heutigen Restaurierungspraxis, doch sind sie kein Anlass, die historistische Restaurierung als idealisierend zu charakterisieren. Zudem konservierte Widmann 1894/95 zwar nicht alle Fragmente und ließ die fehlenden Stellen frei, wie dies bei der Restaurierung von Wandmalerei heutzutage geschieht, dennoch wurden die beiden besterhaltenen Originalbilder – *Göttliche Weisheit und Eigen Erkenntnis* – abgenommen und sind heute im Museum Ulm zu sehen. Alle Übrigen wären aufgrund ihres mäßigen bis sehr schlechten Zustands für eine Ausstellung im Museum oder gar eine Konservierung am Bau recht wenig aussagekräftig gewesen. Hätte man die Fragmente am Rathaus belassen und den Rest neutral getüncht, wäre der ursprüngliche Repräsentationscharakter verloren gegangen. Außerdem würde niemand den Zusammenhang des Tugendspiegels verstehen können, ohne eine zusätzliche Rekonstruktionszeichnung zur Hand zu nehmen. Angesichts anderer Beispiele von Fassadenmalerei an Rathäusern, bei denen die Reste der Originale einfach nur weiß übertüncht oder mit vollkommen neuen Motiven bemalt wurden¹²², kann man sich in Ulm durchaus glücklich schätzen, einen nach Originalbildern und -quellen restaurierten Bilderzyklus bewundern zu können.

¹¹⁹ Vgl. Tipton, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 106.

¹²⁰ *Ebda.*, S. 108.

¹²¹ Vgl. Michael S. Falser: *Zwischen Identität und Authentizität. Zur politischen Geschichte der Denkmalpflege in Deutschland*. Diss. Berlin 2008. S. 44.

¹²² Vgl. Tipton, Gedenckzetteln (wie Anm. 1) S. 122-125.

Reminiszenzen an Johannes Keplers Aufenthalt in Ulm 1626-1627

Neues, Merkwürdiges und ungelöste Rätsel¹

Hans-Joachim Albinus/Detlef Suckrau

*Wenn ein Mensch je den nach aller Herabwürdigung erhabenen bleibenden Namen
Genie verdient, so ist es Kepler.*

(Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling am 11. Februar 1840 an Joseph Kopp)

Neben dem Ulmer Museum gibt es in Ulm gemessen an dem knappen Jahr, das Kepler dort verbrachte, eine Vielzahl von Orten, die Erinnerungen an ihn wach halten. Darunter sind auch einige, die mit besonderen künstlerischen Gestaltungen, kulturgeschichtlichen Bezügen oder tief sinnigen Konzeptionen aufwarten können. Diese Erinnerungsstätten des 19. und 20. Jahrhunderts, ihre Geschichte und Bedeutung sollen hier – zum Teil erstmalig – unter neuem Blickwinkel zusammenhängend vorgestellt und gewürdigt werden, wobei auch die Verbindungen zu den damals beteiligten Personen und die besonderen Zeitumstände erläutert werden. Dabei treten auch einige interessante offene Fragen zutage.

1 Der Wissenschaftler Johannes Kepler

Johannes Kepler, Mathematiker, Astronom, Physiker und Kalenderwissenschaftler, wurde am 27. Dezember 1571 in Weil der Stadt geboren und starb am 15. November 1630 in Regensburg (Abb. 1). Keplers Name ist für immer mit wichtigen Entdeckungen verbunden, insbesondere:

- In der Astronomie mit den drei Keplerschen Gesetzen², die die Planetenbewegungen beschreiben.

¹ Die Autoren danken ganz herzlich Herrn Wolfgang Schütz von der Kepler-Gesellschaft Weil der Stadt für seinen Hinweis auf Hammurapi von Babylon und Herrn Dr. Friedrich Seck und Frau Dr. Monika Balzert für ihren Hinweis auf das Wortspiel Nee-sek = Nähsäck, Dr. Peter Kienzle für Auskünfte zu Paul Kienzle sowie Frau Brigitte Röder, ehemals Kepler-Gymnasium Ulm, der Bildhauerei Geisselhardt in Leonberg, Herrn Andreas Bailer, SMV Süd Ulm, Herrn Thad Peterson, Bibliothek und Archiv des Deutschen Freimaurermuseums Bayreuth, und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Stadtarchivs Ulm und der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart für freundliche Unterstützung.

² Vgl. Martin Holder: Die Kepler-Ellipse. Eine alte Geschichte neu erzählt. Siegen 2015.- Paul Meth: Theorie der Planetenbewegung (Mathematisch-physikalische Bibliothek 8). Leipzig ²1921.

1. Die Planetenumlaufbahnen sind stets Ellipsen, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht.
 2. Die Verbindungslinie Sonne \leftrightarrow Planet überstreicht während des Planetenumlaufs um die Sonne in gleichen Zeiträumen gleich große Flächenanteile der Ellipse (sog. Flächensatz), woraus folgt, dass der Planet in Sonnennähe sich schneller bewegt, in Sonnenferne langsamer.
 3. Das Verhältnis der Quadrate der Umlaufzeiten t_1, t_2 zweier Planeten um die Sonne ist gleich dem Verhältnis der Kuben ihrer mittleren Abstände a_1, a_2 (große Halbachsen der Ellipsen) von der Sonne, woraus folgt, dass ein Planet auf einer sonnennahen Bahn schneller umläuft als auf einer sonnenfernen, und aus $t_1^2 / t_2^2 = a_1^3 / a_2^3$ über $t_1^2 / a_1^3 = t_2^2 / a_2^3$ insbesondere, dass $t_2 / a_3 = \text{const}_{\text{Planetensystem}}$.
- In der Mathematik mit der Keplerschen Fassregel, einer Näherungsformel für die Numerische Integration und die Volumenbestimmung von Drehkörpern, z. B. eines Fasses, den Keplerschen Sternkörpern und der Keplerschen Vermutung³ der optimalen Dichte beliebiger unendlicher Kugelpackungen, d. h. Anordnungen n-dimensionaler Kugeln gleicher Größe derart, dass der Volumenanteil am gesamten überdeckten Raum möglichst groß wird.
 - In der Physik mit dem Keplerschen Fernrohr⁴, einem Linsenfernrohr mit zwei bikonvexen Sammellinsen verschiedener Brennweiten und kopfstehendem Bild, dem Galileischen Fernrohr (auch Holländisches Fernrohr) deutlich überlegen.

Keplers Leben⁵ war unmittelbar bestimmt durch die großen Zeitströmungen des 16. und 17. Jahrhunderts, die konfessionellen Bewegungen⁶, den Dreißigjährigen Krieg, die Hexenverfolgungen⁷ sowie den wissenschaftlichen und religiösen Streit um das richtige astronomische Weltbild. Für Kepler, dessen Berufswunsch

³ Vgl. Martin *Henk*/Günter M. *Ziegler*: Kugeln im Computer - die Kepler-Vermutung. In: Martin *Aigner*/Ehrhard *Bebrends* (Hg.): Alles Mathematik. Von Pythagoras zum CD-Player. Wiesbaden ²2009. S. 177-201.- Max *Leppmeier*: Kugelpackungen und Wurstkatastrophen oder Zur Theorie der finiten und infiniten Packungen. In: Albrecht *Beutelspacher*/Norbert *Henze*/Ulrich *Kulisch*/Hans *Wußing* (Hg.): Überblicke Mathematik 1996/97. Braunschweig 1997. S. 96-110.- George G. *Szpiro*: Die Keplersche Vermutung. Wie Mathematiker ein 400 Jahre altes Rätsel lösten. Berlin 2011.- Jörg M. *Wills*: Kepler, Kugeln, Cluster, Katastrophen. Finite und infinite Kugelpackungen; Bemerkungen über Historie, Probleme und Anwendungen. In: Mathematische Semesterberichte 50 (2003) S. 95-109.

⁴ Vgl. Franz *Hammer*: Kepler als Optiker. In: Forschungen und Fortschritte. Nachrichtenblatt der Deutschen Wissenschaft und Technik 14 (1938) S. 332-334.- Rolf *Rieker*: Fernrohre und ihre Meister. Berlin ²1990. S. 19-49.

⁵ Vgl. Günther *Doebel*: Johannes Kepler. Er veränderte das Weltbild. Graz 1983.- Walther *Gerlach*/Martha *List*: Johannes Kepler. Der Begründer der modernen Astronomie (Serie Piper 5248). München ³1987.- Mechthild *Lemcke*: Johannes Kepler (Rowohlts Monographien). Reinbek 1995.- Erhard *Oeser*: Kepler. Die Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft (Persönlichkeit und Geschichte 58/59). Göttingen 1971.- Eberhard *Walz*: Johannes Kepler Leomontanus. Gehorsamer Underthan und Burgerssohn von Löwenberg (Beiträge zur Stadtgeschichte 3). Leonberg 1994.- Anna Maria *Lombardi*: Kepler: Einsichten in die himmlische Harmonie (Spektrum der Wissenschaft. Biographie 2000/4). Heidelberg 2000.- Justus *Schmidt*: Johann Kepler. Sein Leben in Bildern und eigenen Berichten. Linz 1970.- Max *Caspar*: Johannes Kepler. Stuttgart ⁴1995.- Max *Caspar*/Martha *List*/Jürgen *Hamel* (Hg.): Bibliographia Kepleriana. Verzeichnis der gedruckten Schriften von und über Johannes Kepler. 2 Bde. München ²1971/1998.

⁶ Vgl. Martha *List*: Kepler und die Gegenreformation. In: Kepler Festschrift 1971. Zur Erinnerung an seinen Geburtstag vor 400 Jahren (Acta Albertina Ratisbonensia 32). Regensburg 1971. S. 45-63.

⁷ Keplers Mutter Katharina (1547-1622) wurde 1620 in Leonberg der Hexerei angeklagt, und es kam zu einem langwierigen Prozess bis zur Folter ersten Grades, der letztlich dank dem unermüdlichen Einsatz Johannes Keplers mit einem Freispruch endete. Vgl. Helmuth *Grössing*: Der Hexenprozeß der Katharina



Abb. 1 - Johannes Kepler ~1620 mit 48 Jahren, sog. Linzer Portrait; unbekannter Künstler (Oberösterreichisches Landesmuseum Linz).

Pfarrer und dessen vermittelnde theologische Position im Richtungsstreit der Evangelischen sich nicht erfüllten, war Astronomie natürliche Theologie; nach ihm kam es zur Trennung von Theologie und Naturwissenschaft.

2 Keplers Wirken in Ulm in der Rabengasse

Kepler musste 1626 Linz verlassen, wo er seit 1611 neben seiner Stellung als kaiserlicher Hofmathematiker in Diensten der Landschaft Österreich ob der Enns als Mathematiker stand und wohin er 1612 übergesiedelt war. Der Grund für den Fortgang war wie schon 1600 und 1612 an seinen vorherigen Wirkungsstätten Graz und Prag der Kampf zwischen Reformation und nun siegreicher Gegenreformation⁸, die es Kepler unmöglich machte, seinen evangelischen Glauben

Kepler. In: Rudolf *Haase* (Hg.): Kepler-Symposion. Zu Johannes Keplers 350. Todestag, 25.-28. September 1980 im Rahmen des Internationalen Brucknerfestes '80 Linz. Bericht. Linz 1981. S. 29-36.- Berthold *Sutter*: Der Hexenprozeß gegen Katharina Kepler. Weil der Stadt ²1984.- Anita *Raith*: Das Hexenbrennen in Leonberg. In: Renate *Dürr* (Hg.): Nonne, Magd oder Ratsfrau. Frauenleben in Leonberg aus vier Jahrhunderten (Beiträge zur Stadtgeschichte 6). Leonberg 1998. S. 53-73.- Ulinka *Rublack*: Der Astronom und die Hexe. Johannes Kepler und seine Zeit. Stuttgart ²2019.- *Walz* (wie Anm. 5).

⁸ Schon 1622 war die evangelische Gemeinde in Linz aufgelöst worden, und 1625 erschien das Reformationspatent, das alle evangelischen Prediger und Lehrer wieder vor die Wahl stellte, katholisch zu werden oder das Land zu verlassen. Kepler war vorerst noch ausgenommen, aber seine Lage war letztlich unhaltbar.

weiter zu leben. Er siedelte daher nach Regensburg über, wo er seine Familie zurückließ, und zog dann allein weiter in die evangelische Reichsstadt Ulm.

Dort wohnte Kepler von Dezember 1626 bis November 1627 im Haus seines Freundes, des Mediziners Gregor Horst (1578-1636), genannt der „Deutsche Äskulap“⁹, in der heutigen Rabengasse 3 (früher Kohl-gasse). Schon vor dieser Zeit und auch danach gab es verschiedene Beziehungen zu anderen Ulmer Bürgern. Zu nennen sind insbesondere seine Freunde Wolfgang Bachmeyer (auch Bachmayer, Bachmaier; 1597-1685)¹⁰, Pfarrer, Geodät und Kartograph, und Johann Baptist Hebenstreit (~1582-1638)¹¹, Rektor der Ulmer Lateinschule sowie Rektor und Professor am späteren Ulmer Gymnasium, als auch der Drucker Johannes Meder (1575/76-1623) und der Mathematiker und Modist (Schreib- und Rechenmeister) Johannes Faulhaber (1580-1635), genannt der „Deutsche Archimedes“¹². Kepler und Bachmeyer hatten beide in Tübingen Mathematik und Astronomie bei Professor Michael Mästlin (1550-1631) gehört, mit dem Kepler trotz allen theologischen und wissenschaftlichen Differenzen zeitlebens freundschaftlich verbunden blieb.

Ich möchte wünschen, daß Ihr zusehen könnt, was sich hier alles abspielt [...] Ein großer Trost ist es, daß man uns nicht abbrennt, sondern zu leben gestattet, wenn anders [d. h. sonst nur] dem zu leben gestattet ist, dem man die zum Leben notwendigen Mittel verweigert, schrieb er am 15./25. April 1626 an seinen Freund Wilhelm Schickhardt (1592-1635), Professor für Hebräisch und Astronomie an der Universität Tübingen seit 1619. Vgl. Max Caspar/Walther von Dyck (Hg.): Johannes Kepler in seinen Briefen, Bd. 2. München 1930, S. 216f.- Schickhardt hatte 1623 für Keplers astronomische Berechnungen eine 4-Spezies-Rechenmaschine konstruiert. Vgl. Bruno Baron von Freytag Löringhoff: Die Tübinger Rechenmaschine. In: Berichte und Mitteilungen des Heimatvereins Weil der Stadt 28 (1977) S. 4-7.- Ders.: Wilhelm Schickards Tübinger Rechenmaschine von 1623 (Kleine Tübinger Schriften 4). Tübingen 2002.

⁹ Horst (auch Gregorius Horstius) war ein Vorläufer einer rationalen Medizin, sein Motto *ratio et experientia*. Er war zuvor Professor an der Universität Gießen, dort einer der Wegbereiter der Anatomie, nun Erster Stadtphysicus in Ulm, wohin er 1622 vermutlich vor den Wirren des Dreißigjährigen Krieges und einer besseren Besoldung wegen gezogen war. Vgl. Jost Benedum/Christian Giese: 375 Jahre Medizin in Giessen. Eine Bild- und Textdokumentation von 1607-1982. Katalog zur Ausstellung anlässlich der 375-Jahrfeier. Giessen 1983 S. 28-35.- Jost Benedum/Christian Giese: Die Professoren der Medizin in der Gießener Gemäldegalerie (Arbeiten zur Geschichte der Medizin in Giessen 5). Giessen 1983.- August Hirsch u. a.: Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker. Bd. 3. München 1962.- Hans-Theodor Koch: Die Universitätsausbildung und frühen akademischen Jahre Gregor Horsts (1578-1636). In: Ulrike Enke (Hg.): Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen. Institutionen, Akteure und Ereignisse von der Gründung 1607 bis ins 20. Jahrhundert. Stuttgart 2007. S. 25-37.- Hans-Joachim Winkelmann/Kathrin Schultbess/Frank Kressing/Gudrun Litz: Medizinhistorischer Streifzug durch Ulm. Ulm 2016. S. 86-88.

¹⁰ Vgl. Herbert Hummel (Hg.): Erfinder und Tüftler im Alb-Donau-Kreis. Ulm 1987. S. 14-17.- Kurt Hawlitschek: Johann Faulhaber 1580-1635. Eine Blütezeit der mathematischen Wissenschaften in Ulm (Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Ulm 18). Ulm 1995. S. 223-229.

¹¹ Vgl. Weyermann I S. 291-295.

¹² Faulhaber, ein gelernter Weber, hatte nicht studiert, sondern sich ein großes mathematisches Wissen autodidaktisch angeeignet und war ebenfalls befreundet mit Michael Mästlin und bekannt mit Matthias Bernegger (vgl. unten). Er hatte kein Latein gelernt, deshalb erschien sein bedeutendstes mathematisches Werk ‚Academia Algebrae, darinnen die miraculosische Inventiones zu den höchsten Cossen weiters continuirt und profitirt werden‘ 1631 in Deutsch, eine Besonderheit in der damaligen Wissenschaft (Coss = Algebra, von lateinisch *causa* für die gesuchte Unbekannte). Sein Name ist auch heute noch verbunden mit den Faulhaber-Polynomen, Formeln für Potenzsummen der Form $1^k + 2^k + \dots + n^k$, für die er ohne Kenntnis der späteren Bernoulli-Zahlen - ganz erstaunliche Resultate fand. In diesem Zusammenhang steht auch seine Beschäftigung mit figurierten Zahlen. Er trug wesentlich zur Verbreitung der dekadischen Logarithmen von Henry Briggs (1561-1630) bei. Vgl. Donald E. Knuth: Johann Faulhaber and Sums of Powers. In: Mathematics of Computation 61 (1993) S. 277-294.- Gerhard Zweckbronner: Rechenmeister, Ingenieur und Bürger zu Ulm - Johann Faulhaber (1580-1635) in seiner Zeit. In: Technikgeschichte 47 (1980) S. 114-132.- Ivo Schneider: Johannes Faulhaber 1580-1635. Rechenmeister in einer Welt des Umbruchs (Vita Mathematica 7). Basel 1993.- Hawlitschek (wie Anm. 10).

Grund war der bevorstehende Druck der ‚Tabulae Rudolphinae‘ (‚Rudolfinische Tafeln‘), eines der bedeutendsten Werke Keplers¹³, der nun neben den religiösen auch wegen anderer Umstände in Linz nicht mehr ausgeführt werden konnte. Zwar hatte Kaiser Ferdinand II. einen Druckort in seiner österreichischen Heimat bestimmt, aber Hans Planck, Keplers Drucker in Linz, verfügte nicht über ausreichendes Typenmaterial, und die Druckerei – man befand sich seit 1618 im Dreißigjährigen Krieg – war bei einer Belagerung durch aufständische Bauern abgebrannt¹⁴. Die ‚Rudolfinischen Tafeln‘¹⁵ enthalten die für astronomische Rechnungen jeder Art, u. a. auch astrologische Zwecke und den *computus ecclesiasticus*, d. h. die Bestimmung der kirchlichen Feiertage, erforderlichen grundlegenden Angaben, insbesondere zu Bahn und Positionen der Himmelskörper auf Grundlage der Keplerschen Gesetze. Der Auftrag dazu wurde bereits 1601 in Prag erteilt durch Kaiser Rudolf II. bei Keplers Ernennung zum Hofmathematiker und auf Grundlage der Vorarbeiten seines Amtsvorgängers Tycho (Tyge) Brahe (1546-1601); er wurde erneuert von Rudolfs Nachfolgern, den Kaisern Matthias und Ferdinand II.

Eigentlich hätten die Kaiser auf dem Titelblatt (Abb. 2) zuerst genannt werden müssen; mit den Erben Tycho Brahes gab es jedoch langwierigen Streit um die Würdigung ihres Vaters, den Kepler auf diese Weise beendete. Von Brahe konnte Kepler die umfangreichsten und genauesten astronomischen Aufzeichnungen der damaligen Zeit übernehmen, gewonnen alle noch ohne Fernrohr; daher gebührt ihm der Sache nach schon der Dank an erster Stelle.

Den ‚Rudolfinischen Tafeln‘ ist auch ein interessanter Kupferstich als Frontispiz beigegeben mit einer Fülle allegorischer Darstellungen¹⁶ zur Geschichte der Astronomie und zu ihren Hilfswissenschaften (z. B. die Göttin [diva] Logarithmica zeigt den Wert von $100.000 \cdot \ln(2) \approx 69.314,72$). An einer Stelle gibt es dort auch ein Selbstportrait Keplers, mit Zipfelmütze und Mantel wegen der nächtlichen Kälte bei den Sternbeobachtungen.

¹³ Sie lösten für die nächsten 150 Jahre u. a. die lange gebräuchlichen Alfonsinischen Tafeln ab (Toledo ~1272; noch auf Grundlage des Ptolemäischen Systems), benannt nach König Alfons X. „dem Weisen“ von Aragonien, Kastilien und Leon, sowie die Prutenischen (Preußischen) Tafeln (Tübingen 1551; die ersten auf Grundlage des Kopernikanischen Systems) von Erasmus Reinhold. Von Alfons X. ist folgendes Bonmot überliefert: *Wenn Gott mich um Rat gefragt hätte, ich hätte das Weltall nicht so kompliziert gemacht*. Aus den Tafeln wurden die jährlichen Ephemeriden abgeleitet, daraus wiederum Prognostiken und Kalender, wie sie auch Kepler verfasst hatte.

¹⁴ Vgl. Friedrich Seck: Johannes Kepler und der Buchdruck. Zur äußeren Entstehungsgeschichte seiner Werke. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 11 (1971) Sp. 609-726.

¹⁵ Vgl. Caspar/List/Hamel (wie Anm. 5) Nr. 79.- Volker Bialas: Die Rudolfinischen Tafeln von Johannes Kepler. Mathematische und astronomische Grundlagen (Abhandlungen Bayerische Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-Naturwissenschaftliche Klasse. N. F. 139; Nova Kepleriana. N. F. 2). München 1969.- Jürgen Reichert (Hg.): Ioannis Kepleri Tabulae Rudolphinae. Rudolfinische Tafeln von Johannes Kepler. Originaler lateinischer Text und deutsche Übersetzung. Würzburg 2014.- Lombardi (wie Anm. 5), S. 90f.- Walther Gerlach/Martha List: Johannes Kepler 1571 Weil der Stadt - 1630 Regensburg. Dokumente zu Lebenszeit und Lebenswerk. München 1971, S. 193-209.- Ernst Bindel: Johannes Kepler. Mathematiker der Weltgeheimnisse. Beiträge zu seinem Lebensbild. Freies Geistesleben, Stuttgart ²1987, S. 96-102.- Elmar Schmitt/Bernhard Appenzeller: Balthasar Kühn. Buchdruckerei und Verlag Kühn, Ulm 1637-1736. Bibliographie mit einer Geschichte des Ulmer Buchdrucks von 1751-1781 und einer Darstellung der reichstädtischen Bücher- und Zeitungszensur (Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Ulm 16). Weißenhorn 1992.

¹⁶ In einem eigenen Beitrag ‚Idyllion‘ hat Keplers Freund Hebenstreit die Darstellungen in einem lateinischen Gedicht in Hexametern erklärt. Vgl. Reichert (wie Anm. 15).- Nicholas Jardine/Elisabeth Leedham-Green/Christopher Lewis: Johann Baptist Hebenstreit's Idyll on the Temple of Urania, the Frontispiece Image of Kepler's Rudolphine Tables. Part 1: Context and Significance. In: Journal for the History of Astronomy 45 (2014) S. 1-19.- Elisabeth Leedham-Green/Nicholas Jardine/Christopher Lewis/

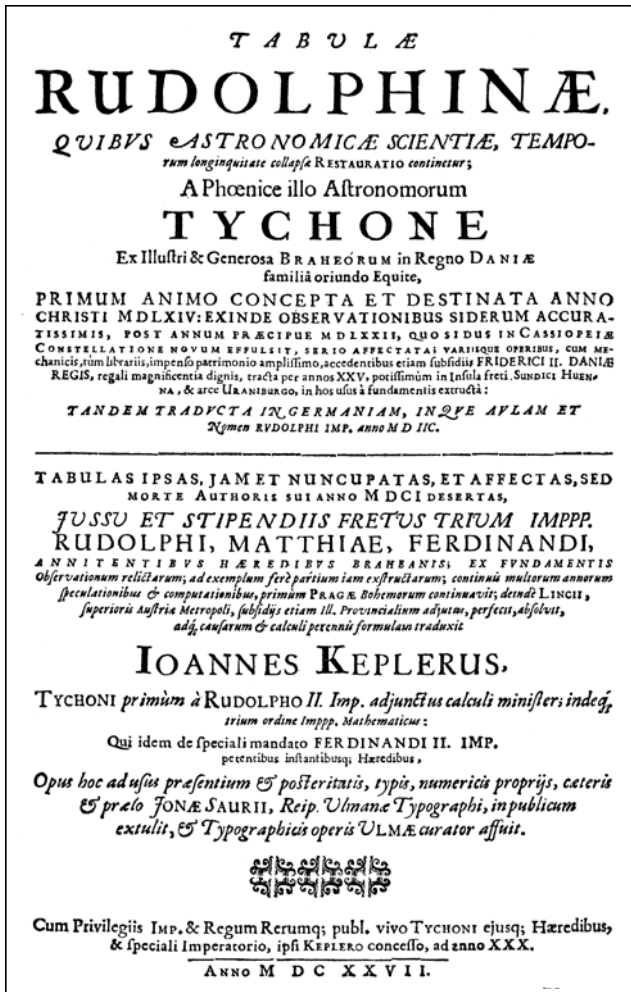


Abb. 2 - Titelblatt der Rudolphinischen Tafeln von 1627 mit Widmung an Tycho Brahe (jenen berühmten Phönix der Astronomen) und Hinweis auf die drei kaiserlichen Auftraggeber Rudolf II., Matthias und Ferdinand II. mit einer Anspielung auf die häufigen Finanznöte Keplers (im Auftrag und im Vertrauen auf die Entlohnungen dreier Kaiser), gedruckt bei Jonas Saur in Ulm (aus: Caspar/List/Hamel 1 [wie Anm. 5] Nr. 79).

Kepler überwachte den komplizierten Druck mit Tabellen, astronomischen und mathematischen Symbolen und las fast täglich Korrektur, sein Freund Bachmeyer half ihm. Die Druckerei befand sich praktischerweise in der Rabengasse 6, schräg gegenüber seinem Wohnhaus; Drucker war der aus Frankfurt zugezogene Jonas Saur (1591-1633), der die Druckerei Johannes Meders, Keplers bisherigen Druckers in Ulm, übernommen und die Witwe geheiratet hatte (Abb. 3)¹⁷. Im September 1627 wurden 1.000 Exemplare fertig, gerade

Isla Fay: Johann Baptist Hebenstreit's Idyll on the Temple of Urania, the Frontispiece Image of Kepler's Rudolphine Tables. Part 2: Annotated Translation. In: Journal for the History of Astronomy 45 (2014) S. 20-34.- Lemcke (wie Anm. 5), S. 7 links oben.- Eine ausführliche Beschreibung der wissenschaftlichen Allegorie findet sich in Arnulf Arwed: Das Titelbild der Tabulae Rudolphinae des Johannes Kepler. Zu Entwurf, Ausführung, dichterischer Erläuterung und Vorbildern einer Wissenschaftsallegorie. In: ZDVKW 54/55 (2000/2001) S. 176-198.

¹⁷ Vgl. Seck (wie Anm. 14).- Schmitt/Appenzeller (wie Anm. 15).- Eberhard Neubronner: 79 Ulm. Kurioses kreuz und quer. Langenau 1987. S. 70f.- Die Beschreibung der Tafel fehlt leider in Wolfgang R. Dick/Arno Langkavel: Die Kepler-Gedenkstätten. In: Friederike Boockmann/Daniel A. di Liscia/Hella Kotb-

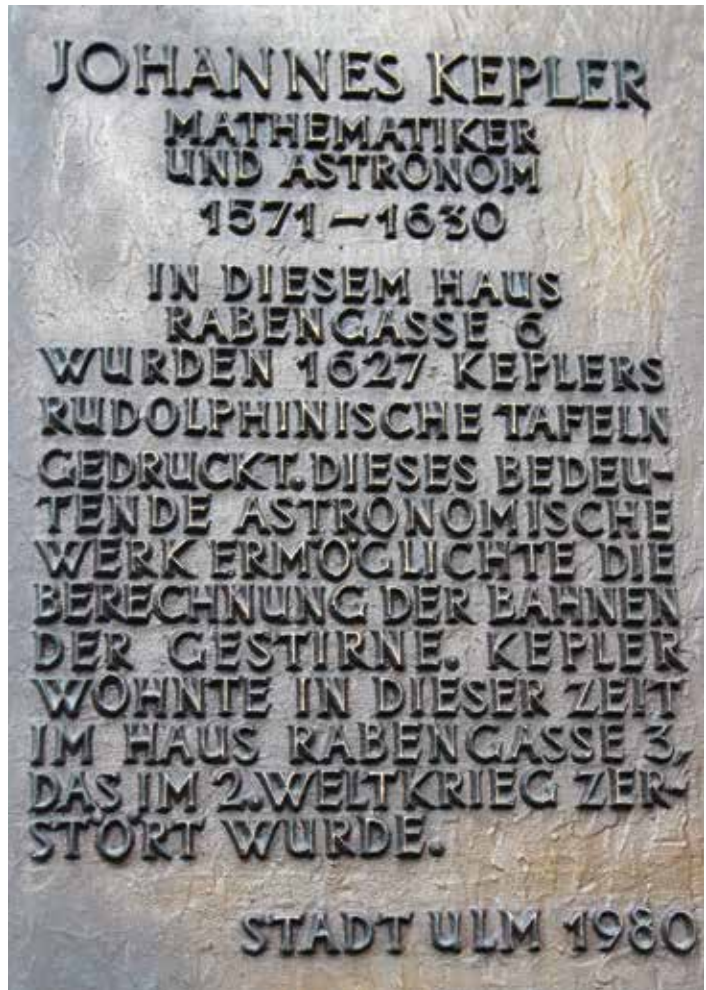


Abb. 3 - Gedenktafel für Kepler am Haus Rabengasse 6, dem Standort der Druckerei Jonas Saur (Foto: Detlef Suckrau).

noch rechtzeitig zur Frankfurter Buchmesse. Es fehlten jedoch noch Frontispiz, Widmung und Weltkarte, deshalb gibt es das Werk in mehreren Varianten¹⁸. Die ‚Rudolphinischen Tafeln‘ zählen zu den bedeutendsten Büchern, die je in Ulm gedruckt worden sind.


In Keplers Ulmer Zeit fällt auch die Konzeption eines neuen Eichsystems im Auftrag des Ulmer Rates. Obwohl aus mathematischer Sicht das einfachere Dezimalsystem für eine Reform geeigneter gewesen wäre, verzichtete Kepler darauf aus praktischen Gründen (aufwändige Umstellung, Akzeptanz beim einfachen Volk, Vielzahl der Ulmer Handelsbeziehungen). Im November 1627 wurde der Ulmer Kessel¹⁹ (Kepler-Kessel, Ulmer Metzen; Außenmaß max.

mann (Hg.): *Miscellanea Kepleriana*. Festschrift für Volker Bialis zum 65. Geburtstag (Algorismus. Studien zur Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften 47). Augsburg 2005. S. 255-279.

¹⁸ Vgl. *Caspar/List/Hamel* (wie Anm. 5) Nr. 79.- *Reichert* (wie Anm. 15) Anhang III.

¹⁹ Vgl. *Ulrich Sieber*: Johannes Kepler und Ulm. In: *Schwäbische Heimat* 22 (1971) S. 227-234.- *Haw-litschek* (wie Anm. 10).- *Franz Hammer*: Johannes Keplers Ulmer Jahr. Die Rudolphinischen Tafeln und



Abb. 4 - Der Kepler-Kessel im Museum Ulm, Marktplatz 9. Die zweizeilige umlaufende Inschrift angelehnt an Keplers Entwurf beginnt mit einer kleinen Rosette  und lautet: *zwen schuch mein tieffe ein eln mein quer • ein geeichter aimer macht mich lehr • dan sind mir vierthalb [3½] centner bliben • vol donaw wasser : / : wege ich siben • doch lieber mich mit kernen [Getreidekörner] euch • und vierund sechzig mal abstreich • so bistu neinzig ime reich • gos mich hans braun 1627* mit den auf dem Kessel in beiden Zeilen übereinander angeordneten Doppelpunkten als Zeichen für das Ende der ersten und den Beginn der zweiten Zeile und den hochgestellten Punkten • als Zeichen für die Zeilenwechsel im ursprünglichen Versschema Keplers (Museum Ulm. Transkription der Inschrift: Hans-Joachim Albinus).

der Ulmer Kessel. In: UO 34 (1955) S. 76-86.- Adolf Kölle: Über das Maßwesen und die Maße in der ehemaligen freien Reichsstadt Ulm. In: Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde (1902) S. 35-44.- Das Kepler-Museum in Weil der Stadt 2015.- Die Renaissance im deutschen Südwesten zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg. Eine Ausstellung des Landes Baden-Württemberg, Karlsruhe 1986. Bd. 2. Nr. M32.

Der Kessel fasst $3,5 * 1$ Zentner (= 47,03 kg) Wasser, d. h. $3,5 * 47,03 = 164,6$ Ltr. (= 1 Eimer), bei einem Innendurchmesser von 1 Elle (= 60 cm) und Tiefe von $2 * 1$ Schuh (= 29,2 cm). 64 Füllungen ergeben $90 * 1$ Ime (= 117,08 Ltr.) = 10.537,2 Ltr., jeweils bis auf Rundungsfehler. Das Gewicht des Kessels betrug also auch $3\frac{1}{2}$ Zentner, so dass er bei einem Eichvorgang nicht immer mit Wasser gefüllt werden musste. Die Idee, Hohl- und Gewichtsmaße durch das spezifische Gewicht von Wasser (1,0 γ) aufeinander zu beziehen, hatte Kepler bereits 1605 in einem Gutachten für den Kurfürsten und Kölner Erzbischof Ernst

93 cm breit, 73,5 cm hoch), ein kombiniertes Eichmaß für die fünf wichtigsten Ulmer Gewichts-, Längen- und Inhaltsmaße in Form eines großen Messinggefäßes, vom Kupferschmied und Glockengießer Hans Braun (1588-1639) angefertigt. Die letzten Feinarbeiten überwachte nach Keplers Abreise der Ulmer Stadtmathematiker Johannes Faulhaber, der Kepler auch in das Ulmer Maßwesen eingeführt hatte (Abb. 4).

3 Gedenktafel am Ulmer Rathaus

In Ulm erinnern mehrere Gedenktafeln und anderes an den Aufenthalt Keplers. Diejenige mit den auffallendsten Ausschmückungen und schöner Farbigkeit befindet sich an prominenter Stelle am Rathaus auf dem Marktplatz; man kannte nämlich zur Zeit der Anbringung Keplers Wohnsitz in Ulm noch nicht und fand

von Bayern entwickelt; auch Faulhaber hatte dies zuvor dem Ulmer Rat empfohlen. Zu der Inschrift (vgl. Abb. 4), den lokalen Maßeinheiten und der Bedeutung von vierthab (richtig: *Hammer* [wie zuvor]) gibt es in der Literatur viele falsche Angaben. Keplers originaler Entwurf der Inschrift, enthalten in seiner Stellungnahme für den Ulmer Rat, ist wohl verloren gegangen, z. B. weil diese an Johann Faulhaber für die Überwachung der Arbeiten oder an Hans Braun für den Guss des Kessels weitergereicht worden war. Im Stadtarchiv Ulm befinden sich noch zwei verschiedene Abschriften (StadtA Ulm A 2724, 8 Seiten, und StadtA Ulm A 2724/1, 12 Seiten, deren letzte abgebildet in *Gerlach/List* [wie Anm. 15], S. 210). Beide jedoch sind – entgegen vielen Aussagen in der Literatur (richtig: *Kepler*, Gedichte [wie Anm. 19] S. 495; falsch: *Ofterdinge* [wie Anm. 19] u. a.) – eindeutig nicht von Keplers Hand, obwohl sie zum Schluss mit *manu propria* bezeichnet sind; „Kepler [führte] selbst eine viel flüchtigere, fieselige Feder“ (*Klemm* [wie Anm. 19] S. 20). Die erste Abschrift ist zudem auf der letzten Seite gekennzeichnet als *Copia*, die zweite auf der ersten Seite mit *Nro: 107. / 3242*. Beide Handschriften unterscheiden sich ansonsten auch durch Gestaltung und Orthographie. Die erste könnte die ältere und Vorlage für die zweite gewesen sein, denn sie enthält zwei Rand- und zwei Fußnoten † und ‡, die sämtlich in die zweite schon eingearbeitet sind; es könnten beide aber auch direkt vom Keplerschen Original herrühren. Wichtig ist jedenfalls, dass ursprünglichen Keplers Intention für die Inschrift kein Zweizeiler war, sondern ein Siebenzeiler im Reimschema aa - bb - ccc, und zwar in vierhebigen jambischem Versmaß, eine Kombination, die in der deutschen Dichtung sonst nicht vorkommt. Dies ist – wir kennen ja leider Keplers Originaltext nicht – nur nicht sofort ersichtlich wegen möglicher damals schon gebräuchlicher Elisionen an verschiedenen Stellen und Verlängerung um eine unbetonte Endung im bb-Teil (*bli-ben, si-ben*), um einen weiblichen Reim zu erzeugen; die aa- und ccc-Teile haben männliche, betonte Endungen. In moderner Orthographie (mit Elisionen [']) wird es höchstwahrscheinlich wie folgt gelautet haben:

Zwei **S**chuh mein 'Tief', ein 'E'll' mein **Q**uer,
 Ein g'eichter Eimer **m**acht mich **l**eer,
 Dann **s**ind mir vierthab **Z**entner 'b'lieb'n,
 Völl **D**onauwasser **w**ieg' ich sieb'n,
 Doch **l**ieber **m**ich mit **K**ernen **e**ich,
 Und vierundsechzig mal **a**bstreich,
 So **b**ist Du **n**eunzig **I**me **r**eich.

Die Betonungen (fett) sind im Allgemeinen auch die für die Gebrauchsanweisung sinntragenden wichtigen Wörter (Maßeinheiten, Zahlen etc.). Die endgültige Schreibweise auf dem Kessel mag auch der besseren Lesbarkeit und den Ulmer Gepflogenheiten (Orthographie, Aussprache) geschuldet sein so wie auch mögliche Abweichungen in den zwei Handschriften vom Keplerschen Original. Bemerkenswert ist auch, dass es sich, auf den Sprechakt reduziert, um $7 = 2 \times 2 + 3 = 2 + 2 + 3$ Verse mit je $8 = 23 = 2 \times 2 \times 2$ Silben handelt, also auch arithmetisch ein Minimalprinzip (Zusammensetzung aus den Primzahlen 2 und 3) wie die Rückführung der Ulmer Maße auf Länge (Schuh, Elle) und spezifisches Gewicht von Wasser (Donauwasser). Wohl kaum ein Zufall, sondern Keplers Absicht.- Vgl. Christian *Frisch* (Hg.): Joannis Kepleri astronomi opera omnia. 8 Bde. Frankfurt 1858-1871. Hier: Bd. 5. S. 627-632.- *Caspar/Dyck* (wie Anm. 8) Bd. 2. S. 244-249.- J. C. S.[chmid]: Ein Anekdoton von Kepler. In: Litterarische Blätter 19 (7. Mai 1803) Sp. 337-349.- Ludwig Felix *Ofterdinge*: Über den Keppeler'schen Kessel in Ulm. In: UO (1870) S. 47-51.- *Ders.*: Ein Manuscript Kepler's. In: Programm des Königl. Gymnasiums in Ulm zum Schlusse des Schuljahrs 1871-72. Ulm 1872. S. 1-10.- *Ders.*: Ueber Maß und Gewicht der Reichsstadt Ulm. In: UO 5 (1873)



Abb. 5 - Gedenktafel für Kepler von 1913 auf der Rückseite (Südost-Ecke) des Rathauses, Marktplatz 1 (StadtA Ulm).

in der damaligen Kep[p]lerstraße keinen geeigneten Platz²⁰, aus heutiger Sicht zum Glück, denn das Keplersche Wohnhaus wurde im 2. Weltkrieg zerstört (Abb. 5).

Die Tafel ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Wenden wir uns zuerst den bildlichen Darstellungen zu. In den Ecken finden sich die Sonne, der Mond, Sterne verschiedener Größe, d. h. Fixsterne, und ein Schweifstern, ein Komet. Sie verweisen einmal auf Keplers astronomisches Werk, dessen Ausgangspunkt das heliozentrische Weltbild des Nikolaus Kopernikus (1473-1543) ist, aber auch auf seine astrologische Tätigkeit, denn Sonne und Mond zählten zu den wichtigsten Gestirnen, die gemäß den astrologischen Grundannahmen wegen ihrer

S. 55-58.- Hermann *Klemm*: Kepler in Ulm. Vortrag im Kunst- und Altertumsverein Ulm am 5. Dez. 1930. Maschinenschriftliches Manuskript.- StadtA Weil der Stadt Kepler-Bibliothek V-Nr. 12073 (von 1930), S. 20-27.- Harald *Witthöft*: Johannes Kepler über Messen und Wiegen - metrologische Aspekte einer geistigen und materiellen Kultur in Zeiten des Wandels (1605-1627). In: Hans-Jürgen *Gerhard* (Hg.): Struktur und Dimension. Festschrift für Karl Heinrich Kaufhold. Bd. 1: Mittelalter und Frühe Neuzeit (VSWG.B 132). Stuttgart 1997. S. 111-137.- Johannes *Kepler*: Sämtliche Gedichte. Herausgegeben und kommentiert von Friedrich *Seck*. Übersetzt von Monika *Balzert* (Spudasmata 180). Hildesheim/Zürich/New York 2018.

²⁰ Vgl. StadtA Ulm B 005/5 Nr. 145: RPr (Bauabteilung) vom 16. Dez. 1912 § 666.

besonderen Kraft oder ihrer Erdennähe den stärksten Einfluss auf die sublunare Natur und damit die Menschen ausüben (geozentrisches Weltbild des Ptolemäus [~100--~160] mit der Erde als Mittelpunkt). Mit Astrologie hat Kepler sich sehr ausführlich beschäftigt, er wollte ein Reformator der Astrologie sein (Lutherus astrologorum)²¹; berühmt sind seine Horoskope für Albrecht von Wallenstein (1583-1634), die auch in die Literatur eingegangen sind, vor allem in Friedrich von Schillers (1759-1805) Wallenstein-Trilogie²².

Der Schweifstern (Haarstern) verweist auf ein wichtiges Ereignis, den Ulmer Kometenstreit. Kometen galten damals noch als Unglücksboten (Krankheiten, insbesondere Pest, Missernten und Hungersnöte, Krieg und Elend, Tod des Herrschers) und erregten viel Aufsehen; sie wurden insbesondere als Zeichen des nahenden Weltuntergangs interpretiert, denn sie kamen auf ihrer langen und extrem elliptischen Bahn aus der Region jenseits der bekannten Planeten, die der unveränderlichen göttlichen kristallinen Fixsternsphäre zugeordnet war. Faulhaber hatte in einem Kalender für Anfang September 1618 einen Kometen angekündigt; erst im November erschienen dann tatsächlich drei, die auch Kepler beobachtete („De cometis libelli tres“, 1619/20). Dies löste eine heftige Kontroverse aus, in der es um die Auswirkungen der Kometen, ihre Natur und ihre Vorausberechnung ging. Außerdem wurden mehrere Berechnungen des nahen Endes der Welt veröffentlicht (z. B. Paul Felgenhauer und Jakob Tilner). Zur Unterstützung seines Freundes Johann Baptist Hebenstreit, der sich mit einer eigenen Schrift in den Streit eingemischt hatte, verfasste Kepler, der diese Prophezeiungen für Unfug hielt, 1620 pseudonym die Schrift „Kanones pueriles, id est Chronologia von Adam biß auff diß jetz lauffende Jahr Christi 1620“²³. Kepler bereute später, sich in den Ulmer Kometenstreit verwickeln lassen zu haben, schätzte er doch Faulhaber als Mathematiker und war bei den abschließenden Arbeiten am Ulmer Kessel auf seine Hilfe angewiesen (Abb. 6).

²¹ Auch das damalige astrologische System als Teil universeller Wechselwirkungen im Kosmos fußte auf der Antike, nämlich auf Ptolemäus' Werk „Tetrabiblos“, das babylonische, ägyptische und hellenistische Vorstellungen vereinigte. Keplers Ziel war, Aberglaube von wissenschaftlichen Bestandteilen zu trennen (*die Edelsteine aus dem Mist auslesen ...* In: „De fundamentis astrologiae certioribus“, 1601) und die astrologische Theorie empirisch zu überprüfen. In Keplers Nachlass finden sich dazu über 1.170 Horoskopfiguren für ca. 900 Personen, u. a. auch seine Familienmitglieder einschließlich seiner selbst, verschiedene astrologische Schriften, viele Prognostica (Almanache, Kalender und dergl.) sowie kurze Abhandlungen zu speziellen Fragen (Interpretation von Supernovae, Kometen, Finsternissen). Vgl. *Caspar/List/Hamel* (wie Anm. 5) Nr. 14.- William *Clark*: Der Untergang der Astrologie in der deutschen Barockzeit. In: Hartmut *Lehmann/Anne-Charlott Trepp* (Hg.): Im Zeichen der Krise. Religiosität im Europa des 17. Jahrhunderts (VMPIG 152). Göttingen 1999. S. 446-453.- Franz *Hammer*: Die Astrologie des Johannes Kepler. In: *Sudhoffs Archiv* 55 (1971) S. 113-135.- Johannes *Kepler*: Von den gesicherten Grundlagen der Astrologie. Mössingen 1999.- Friederike *Boockmann*: Die Horoskopsammlung von Johannes Kepler. In: *Boockmann/Liscia/Kothmann* (wie Anm. 17) S. 183-203.- Johannes Kepler: Selbstzeugnisse. Ausgewählt und eingeleitet von Franz *Hammer*, übersetzt von Esther *Hammer*, erläutert von Friedrich *Seck*. Stuttgart 1971. S. 6.

²² „Wallensteins Lager“, „Die Piccolomini“, „Wallensteins Tod“ (1800). Vgl. Dieter *Borchmeyer*: Weimarer Klassik. Portrait einer Epoche. Weinheim 1998. S. 405-430.

²³ Vgl. *Caspar/List/Hamel* (wie Anm. 5) Nr. 64.- Kanones pueriles, d. h. Regeln für Kinder, belanglose oder läppische Regeln, ist ein Anagramm für Ioannes Keplerus. Auf dem Titelblatt gibt es noch mehr davon, z. B. *Kleopas Herennius* für Johannes Keplerus, das vermeintliche Pseudonym *Phalaris von Nee-sek* für Johannes Keplerus (v = u). Es gibt im Text dann noch weitere Anagramme und eine falsche Widmung. Das alles sind im 17. Jahrhundert gebräuchliche Wort- und Versteckspiele, an denen sich auch Kepler lustvoll beteiligte. Vgl. *Sieber* (wie Anm. 19).- Walther *Gerlach*: Humor und Witz in Schriften von Johannes Kepler. Kurt Vogel zum 80. Geburtstag gewidmet. In: Sitzungsberichte Bayerische Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-Naturwissenschaftliche Klasse 1968 S. 13-30.

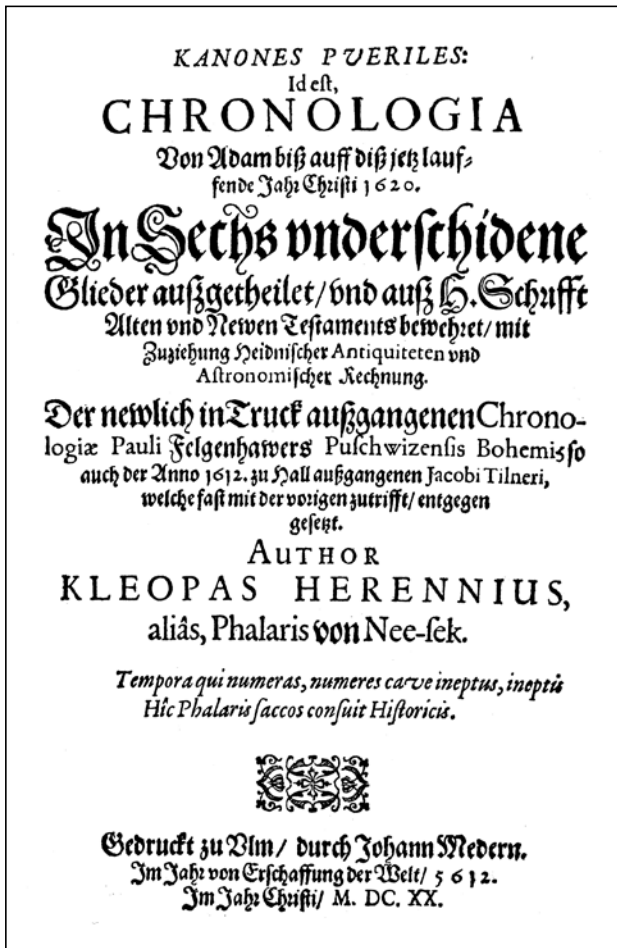


Abb. 6 - Titelblatt der ‚Kanones pueriles‘ von 1620, gedruckt bei Johannes Meder in Ulm. Das Motto [Tu] *tempora qui numeras, [ne] numeres[,] cave ineptus, ineptis / Hic Phalaris saccos conſuit Historicis.* ist ein Distichon mit Wortspielen: „Du, der du die Zeitalter aufzählst, hüte dich, sie als Dummkopf für Dummköpfe aufzuzählen. Hier hat Phalaris für die Geschichtsschreiber die Säcke zusammengenäht“ (und damit sinnbildlich die Löcher gestopft). Man beachte in diesem Zusammenhang auch das angebliche Pseudonym Phalaris von Nee-sek, gesprochen wie Nähstück! Der Vorname Phalaris ist eine Anspielung auf ein Werk des von Kepler wegen seiner Ironie und Satire geschätzten Schriftstellers Lukian von Samosata, eine Verteidigungsrede (aus: Caspar/List/Hamel 1 [wie Anm. 5]).

Faulhaber wurde wegen des angezettelten Kometenstreits vom Ulmer Rat zur Strafe ein Jahr lang vom Abendmahl ausgeschlossen, nachdem er bereits 1606 wegen seines Mystizismus und seiner kabbalistischen und rosenkreuzlerischen Zahlenprophetie zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden war²⁴. Er wurde nach dieser Ächtung später wieder in die Ulmer Gesellschaft aufgenommen und erwarb sich Verdienste um Ulm, z. B. im Festungsbau. An seinem ehemaligen Wohnhaus Platzgasse 4 wurde 1923 eine Tafel angebracht mit der Inschrift (/ für Zeilenwechsel): *Hier wohnte der berühmte / Ulmische Mathematiker, / Astro- nom & Festungsbaum[e]ist[e]r / Iohannes Faulhaber / Patriae nostrae Archi- medes / * am 5. Mai Anno 1580 † Anno 1635 an der Pest. / Iste docet nos semper: Magistri Mathesis Ulmenses / Gestiftet von Freunden Ulmischer Ge- schichte.* Haus und Tafel wurden im 2. Weltkrieg zerstört; eine Abbildung der

²⁴ Vgl. Ivo Schneider: Between Rosicrucians and Cabbala - Johannes Faulhaber's Mathematics of Biblical Numbers. In: Teun Koetsier/Luc Bergmans (Hg.): Mathematics and the Divine. A Historical Study. Amsterdam 2005. S. 311-330.

Tafel hat sich im Stadtarchiv Ulm erhalten²⁵. Die Tafel wurde von Heinrich Herrenberger (vgl. unten) entworfen unter Mitwirkung des Apothekers, Kaufmanns und Fabrikanten Otto Leube (1870-1964)²⁶, Mitglied im Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben und eifriger Sammler Ulmer Altertümer; Bildhauer war Karl Wöhrle (vgl. unten).

Wenden wir uns nun den Inschriften der Kepler-Gedenktafel zu. Auffällig sind im mittigen Text die Verzierungen, Ranken- und Blattwerk, die teilweise verbunden sind mit der Schrift und anderen Gestaltungselementen, sowie viele typographische Besonderheiten wie z. B. die Abkürzung \bar{N} für „NN“, die Schreibweise des „ß“, der hochgestellte Abkürzungspunkt. Kepler selbst hat den Querstrich als Abkürzungszeichen benutzt für auf „m“ und „n“ endende Silben²⁷. Keplers Name ist mit zwei „p“ geschrieben, eine von mehreren gebräuchlichen Varianten noch zu Keplers Lebzeiten.

Dieser Teil wird eingefasst durch ein umlaufendes und aufgrund der kunstvollen Verschränkung von Buchstabenpaaren AE, TR, VD, PH etc. sehr ornamental wirkendes Schriftband, dessen Text auf den ersten Blick übersehen werden kann, weil darin auch noch die zwölf Tierkreiszeichen gleichberechtigt integriert sind. Einen Hinweis auf den Satzanfang gibt uns das größere U in der antiken Schreibweise des V; es steht zudem rechts vom \mathcal{V} , dem Symbol für den Widder, d. h. den Frühlingsanfang im Monat März, den alten Jahresanfang römischer Monatszählung.

VLMAE CVM DEDERIS METRON TABVLASQ[UE] RVDOLPHO[.]

VLMA MEMOR TIBIMET DEDICAT HANC TABVLAM[.]

Dazu gibt es in der Literatur skurrile Übersetzungen (z. B. „Eingedenk der in Ulm herausgegebenen ‚Rudolfinischen Tafeln‘ hast Du, Ulm, Dir diese Tafel gespendet“²⁸), vieles mit falschen Bezügen²⁹. Die nachgestellte Subjunktion cum, bei der es hier anders als sonst kein gemeinsames Subjekt von Haupt- und Nebensatz gibt, hat wohl viele Übersetzer verwirrt³⁰. Es gibt jedoch auch einige wenige Übersetzungen, die der Sache schon recht nahe kommen. Hier ist nun erstmals eine korrekte Fassung:

„Weil Du Ulm das Maß und Rudolf die Tafeln gegeben hast,
widmet Ulm zur Erinnerung³¹ Dir selbst diese Tafel.“

Das Maß ist natürlich der Kepler-Kessel im Auftrag des Ulmer Rates, die Tafeln sind die in Ulm gedruckten ‚Rudolfinischen Tafeln‘ im Auftrag der drei Kaiser

²⁵ StadtA Ulm G 7/2.1 Nr. 05710 Platzgasse.- Vgl. *Hawlitcschek* (wie Anm. 10) S. 21.

²⁶ Vgl. Otto Leube gestorben. Sein Name ist mit der Geschichte Ulms und Klingenstein's eng verbunden. In: *Schwäbische Donauzeitung* 20 (1964) Nr. 73 S. 10 (28. März 1964).- Frank *Raberg*: Biografisches Lexikon für Ulm und Neu-Ulm. Ulm 2010.

²⁷ Vgl. *Reichert* (wie Anm. 15) Anhang II.

²⁸ Vgl. <http://www.w-volk.de/museum/decor02.htm> (Zugriff: 09.06.2019), wo es zur Übersetzung ergänzend heißt: „... blieb das Wort ‚metron‘ unberücksichtigt“.

²⁹ Vgl. *Neubronner* (wie Anm. 17).

³⁰ Zu Keplers Latein vgl. *Reichert* (wie Anm. 15) Anhang IV.

³¹ Die zweite Bedeutung von memor ist „dankbar“, also ergäbe auch die Lesart „... widmet das dankbare Ulm Dir selbst diese Tafel“ Sinn, denn rückblickend war Ulm Reichsstadt und bezieht daher den Kaiser in Dank oder Erinnerung ein.

Rudolf II. und seiner beiden Nachfolger³², von denen die ersten beiden bei Vollendung des Werks schon lange gestorben waren, Rudolf ist der erste kaiserliche Auftraggeber, und „Du“ und „Dir“ verweisen natürlich auf Johannes Kepler selbst, den Geehrten. Warum aber heißt es nicht einfach

Cum Ulmae metron et Rudolpho tabulas dederis,
 Ulma memor tibimet hanc tabulam dedicat?

Die triviale Antwort ist, weil man genau zwölf Wörter benutzen muss, wenn man abwechselnd ein Tierkreiszeichen und ein Wort umlaufend anordnen will; der tiefere Grund liegt jedoch in einer Anspielung auf einen weiteren interessanten Aspekt des Keplerschen Werks. Von Kepler sind uns ein griechisches, sechs deutsche und 81 lateinische Gedichte mit insgesamt 2.133 Versen überliefert³³, und es handelt sich bei dem Text um ein elegisches Distichon, einen Hexameter gefolgt von einem Pentameter, eine Versform aus der griechisch-römischen Antike, die Kepler selbst oft gebraucht hatte³⁴:

Ulmae cum dederis metron tabulasque Rudolpho,
 -- / - ~ ~ / - - / - ~ ~ / - ~ ~ / - - /
 Ulma memor tibimet dedicat hanc tabulam.
 - ~ ~ / - ~ ~ / - // - ~ ~ / - ~ ~ / - ~ ~ / -³⁵

Auch Wort- und Lautspiele wie hier *Ulmae* ↔ *Ulma* (Hervorhebung einmal als beschenkte, einmal als dankende Stadt), *metron* ↔ *memor*, *tabulas* ↔ *tabulam* (einmal die ‚Rudolfinischen Tafeln‘, einmal diejenige am Rathaus), *dederis* ↔ *dedicat* waren damals gängige Stilmittel; hinzu kommen die an den betonten Stellen platzierten Auftraggeber Ulm am Anfang und Rudolf II. am Ende des Hexameters. Somit handelt es sich wie schon beim Schweifstern und den anderen astronomischen Symbolen auch bei der Inschrift um eine subtile kongeniale Form der Anerkennung für Kepler und sein Werk.

Wer hat sich nun so tiefgründige Gedanken um die Gestaltung der Gedenktafel gemacht? Und wer war aufgrund seiner Kenntnisse in der Lage, diese kunstvollen Verse zu komponieren? Einen ersten Hinweis finden wir am Fuß der Kalkstein-Tafel. Der Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben

³² Vgl. Caspar/List/Hamel (wie Anm. 5) Nr. 79.
³³ Vgl. Friedrich Seck: Johannes Kepler als Dichter. In: Fritz Kraft/Karl Meyer/Bernhard Sticker (Hg.): Internationales Kepler-Symposium Weil der Stadt 1971 (Arbor Scientiarium. Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte. Reihe A: Abhandlungen I). Hildesheim 1973. S. 427-451.- Ders.: Johannes Kepler: Aufspürung eines Poeten. In: Schwäbische Heimat 25 (1974) S. 157-167.- Kepler (wie Anm. 19).
³⁴ Kepler hat z. B. eine Elegie auf Tycho Brahes Tod in 92 Distichen verfasst (‚Elegia in obitum Tychonis Brahe‘, 1601). Am bekanntesten ist wohl seine von ihm selbst entworfene Grabinschrift *Mensus eram coelos, nunc terrae metior umbras. Mens coelestis erat, corporis umbra iacet.* (‚Ich hatte [habe] den Himmel vermessen, nun messe ich der Erde Schatten. War auf den Himmel gerichtet mein Geist, liegt hier meines Körpers Schatten.‘) Auch hier gibt es eine Vielzahl falscher Übersetzungen. Für Kepler und seine Zeitgenossen waren lateinische Verse ein intellektueller Reiz und schöner Zeitvertreib. Aufgrund der Ausbildung in den Lateinschulen, niederen und höheren Klosterschulen wurde von den Studenten fließend Latein gesprochen, die sprachlichen Fächer des Trivium im Magister-Artium-Grundstudium bauten auch die poetischen Kenntnisse aus, denn es wurden vornehmlich die antiken Klassiker gelesen. Insbesondere diejenigen Studenten, welche die schwäbische Laufbahn des herzoglich-württembergischen Stipendien- und Bildungssystems durchlaufen hatten wie Kepler, verfügten über eine hervorragende Bildung.
³⁵ — lange Silbe, heute als Hebung gelesen; ~ kurze Silbe, stets unbetont; / Trennzeichen zwischen zwei Metren; // Diärese zwischen den Hälften des Pentameters.

sowie der Verein Alt-Ulm fassten 1903 den Grundsatzbeschluss, an berühmte Personen und ihren Aufenthalt in Ulm mit Gedenktafeln zu erinnern³⁶. Die beiden Vereine finanzierten die Herstellung der Tafeln, die Anbringung sollte durch die Stadt Ulm geschehen. Im Fall der Keplerschen Tafel war diese 1910 fertig, aber erst im Dezember 1912 wurde die Anbringung im Bauausschuss des Gemeinderats beantragt und beschlossen und 1913 vom Hochbauamt Ulm ausgeführt. Vielleicht gab es Finanzierungsprobleme seitens der Stadt Ulm, auch aus der Herstellung (von drei der ersten fünf Tafeln) bestand noch ein Defizit von 30 Mark, ein Betrag, bei dem damals der Oberbürgermeister beteiligt werden musste.

Der Auftrag über 185 Mark zur Anfertigung der Tafel war 1910 an den königlichen Hofbildhauer Carl (Karl) Wilhelm Christian Federlin (1854-1939) gegangen. Seine Initialen mit den zwei überlagerten Anfangsbuchstaben C und F sind in der rechten unteren Ecke zu erkennen, *CF fec. [it]*. Er absolvierte nach einer klassischen universell-humanistischen Bildung am Ulmer Gymnasium seine künstlerische Ausbildung an der Bayerischen Akademie der Bildenden Künste und eröffnete ab 1883 ein erfolgreiches Atelier für christliche Kunst in Ulm. Auch war er Mitglied im Verein Alt-Ulm sowie im Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben³⁷.

Entworfen hatte die Tafel jedoch Museumsdirektor Heinrich Herrenberger junior (1851-1925). Seine Initialen mit den zwei charakteristischen H, von denen das kleinere zwischen den Füßen des größeren unter dem geschwungenen Querstrich steht, sind in der linken unteren Ecke zu sehen, *HH inv. [enit]*. Auch er durchlief die klassische universell-humanistische Ausbildung am Ulmer Gymnasium, musste jedoch, entgegen seinem Wunsch zu studieren, eine Schlosserlehre absolvieren, um 1873 den väterlichen Betrieb zu übernehmen. Er wurde später Ulmer Eichmeister, 1908 Bibliothekar und Kustos, 1919-1923 Direktor des Gewerbemuseums³⁸. Das humanistische Gymnasium vermittelte damals jedenfalls noch so vertiefte Lateinkenntnisse, dass die Abiturienten Aufsätze und Verse auf Latein verfassen konnten. Herrenberger besaß darüber hinaus vielerlei Kenntnisse u. a. in Heraldik, Numismatik, Ulmer Geschichte und war Mitglied im Verein Alt-Ulm als auch im Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben, er beriet kostenlos Hausbesitzer zu Fragen der Denkmalpflege und Stadtgeschichte; er war ein Ulmer Original³⁹ (Abb. 7).

³⁶ Vgl. Hans Greiner: Der Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben. Ein Rückblick. In: WVjh N. F. 30 (1921) S. 116-155.- Ders.: Vereinsnachrichten. In: UO 21 (1918) S. 88-99.- Max Ernst: Neunzig Jahre Vereinsgeschichte. In: UO 28 (1932) S. 3-21.

³⁷ Vgl. Raberg (wie Anm. 26).- Maria Magdalena Rückert (Hg.): Württembergische Biografien unter Einbeziehung hohenzollerischer Persönlichkeiten. Bd. 1. Stuttgart 2006.- Carl Federlin zum Gedächtnis. In: Ulmer Nachrichten 6 (1954) Nr. 23 S. 5 (28. Jan. 1954).

³⁸ Vgl. Raberg (wie Anm. 26).- Bericht des Museums der Stadt Ulm 2 (1927) (Ulmer Schriften zur Kunstgeschichte 4) S. 16f.- Otto Häcker: Geschichte des Ulmer Stadtmuseums. Teil 5: Die vereinigten Sammlungen. In: Ulmische Blätter 3 (1927) Heft 8 S. 60f.- Ernst, Vereinsgeschichte (wie Anm. 36).

³⁹ Vgl. Heinrich Herrenberger: Letztes Schreiben. Über Häuseranstrich. In: Ulmische Blätter 2 (1926) Heft 3 S. 24.- Anekdote von seiner Krankenschreibung (aus einem Nachruf): „Bezeichnend für seine ganze Art waren die letzten Tage, an denen er wohl fühlte, daß seine Gesundheit nachgelassen, aber immerhin für ihn noch nicht so sein konnte, daß zu einer vollständigen Lostrennung von der Arbeit er sich entschloß, trotz der Anordnung des Arztes. Der Arzt, der ihn für den ganzen Tag ins Bett gesprochen hatte, begegnete ihm eines Morgens auf der Straße und sprach sein Erstaunen darüber aus, weshalb er seinem ärztlichen



Abb. 7 a und 7 b - Links Carl Wilhelm Christian Federlin (1854-1939),
rechts Heinrich Herrenberger (1851-1925) (StadtA Ulm).

Umso erstaunlicher ist es, dass die Kepler-Gedenktafel einen merkwürdigen Fehler enthält, der weder in der Literatur erwähnt wird noch sonst seit nun mehr als 100 Jahren bemerkt worden zu sein scheint. Betrachten wir nochmals das umlaufende Distichon mit den Tierkreiszeichen, insbesondere den Anfang des zweiten Verses mit dem siebten und achten Zeichen:

♍ **VLMAE ... RVDOLPHO** ♏ **VLMA** ♎ **MEMOR ... TABVLAM**

Die Reihenfolge von Waage ♎ (24.09.-23.10.) und Skorpion ♏ (24.10.-22.11.) ist vertauscht, im Uhrzeigersinn kommt hier die Waage fälschlich nach statt vor dem Skorpion!

Dass es sich um einen schlichten Irrtum Herrenbergers oder Federlins handeln könnte, scheint bei Breite und Tiefe der Bildung beider Männer ausgeschlossen. Auch ein Versehen eines Steinmetzgesellen Federlins hätte jener sicherlich bemerkt und korrigieren lassen, was auch möglich gewesen wäre, ohne die Tafel gänzlich neu anzufertigen. Viel wahrscheinlicher war dies Absicht, vermutlich ein versteckter Hinweis, so wie Keplers Verwendung von Pseudonymen, Anagrammen und Umgang mit Anspielungen (siehe seine ‚Kanonnes pueriles‘). Leider ist der Entwurf Herrenbergers, der dann an Federlin ging, in den Akten des Stadtarchivs Ulm zwar erwähnt als von einer Kommission begutachtet, aber dort nicht mehr vorhanden; er wird nach den Steinmetzarbeiten als entbehrlich betrachtet worden sein.

Rat nicht folge, worauf die Antwort kam: „Ich habe keine Zeit, den ganzen Tag ins Bett zu liegen. Ich muß wenigstens den halben Tag etwas arbeiten können.““ Vgl. Museumsdirektor a. D. Heinrich Herrenberger †. In: Ulmische Blätter 2 (1926) Heft 2 S. 9f.

Was könnte dann eine mögliche Deutung der vertauschten Tierkreiszeichen sein? Bei Datumsangaben in der damaligen Zeit muss man stets bedenken, dass die Gregorianische Kalenderreform vom Oktober 1582⁴⁰ mit Wegfall des Zeitraums 5.-14. Oktober – auf den 4. Oktober julianisch (alten Stils) folgte der 15. Oktober 1582 gregorianisch (neuen Stils) – nur in den katholischen Gebieten umgesetzt worden war; die evangelischen hatten sich aus Glaubensgründen geweigert, der Anweisung des Papstes in der Bulle ‚Inter gravissimas pastoralis officii nostri curas‘ (‚Unter den schwerwiegendsten Sorgen unseres Hirtenamts‘) vom 24. Februar 1582 Folge zu leisten⁴¹. Der 15. November alten Stils (Reichsstadt Regensburg bereits reformiert) ist der Todestag Keplers im Skorpion, der 24. Oktober neuen Stils (Kalenderreform im überwiegend katholischen Prag), d. h. der 14. Oktober alten Stils, ist der Todestag Brahes in der Waage – soll also die vorgezogene Stellung des Skorpions ein Hinweis sein, dass Kepler in der Astronomie wichtiger ist als Brahe? Warum schaut man dann aber nicht eher auf die Geburtstage der beiden Wissenschaftler (Brahe Schütze, Kepler Steinbock)? Soll es ein Hinweis sein, dass Kepler der Nachfolger Brahes war, auf dessen Arbeiten er aufbaut, oder dass Keplers Tod nach demjenigen Brahes stattfand, was aber beides eigentlich keiner besonderen Erwähnung wert gewesen wäre? Das erscheint doch alles sehr weit hergeholt. Auch die Folge der Anfangsbuchstaben der deutschen wie der lateini-

⁴⁰ Vgl. Jacques Dutka: On the Gregorian Revision of the Julian Calendar. In: The Mathematical Intelligencer 10 (1988) Nr. 1 S. 56-64.- Jürgen Hamel: Die Kalenderreform Papst Gregors XIII. von 1582 und ihre Durchsetzung. In: Hans Ottomeyer/Sven Lützen/Micha Röhring (Hg.): Geburt der Zeit. Eine Geschichte der Bilder und Begriffe. Wolfratshausen 1999. S. 292-301.- V. Frederick Rickey: Mathematics of the Gregorian Calendar. In: The Mathematical Intelligencer 7 (1985) Nr. 1 S. 53-56.- Heinz Zemanek: Bekanntes und Unbekanntes aus der Kalenderwissenschaft. München 1978.- Speziell zur Situation in Deutschland vgl. Edith Koller: Strittige Zeiten. Kalenderreform im Alten Reich 1582-1700. Berlin 2014.

⁴¹ Kepler war 1613 mit Kaiser Matthias auf dem Reichstag in Regensburg als Sachverständiger für die Kalenderreform. Die sachliche Notwendigkeit der Reform war unstrittig. Trotzdem hatte sich Keplers Lehrer Mästlin in einem Gutachten 1582 für Ludwig VI. Pfalzgraf von Simmern und Kurfürst von der Pfalz und in einer Streitschrift von 1583, die beide – neben weiteren Gutachten, z. B. von Landgraf Wilhelm IV. von Hessen-Kassel – weite Verbreitung fanden, gegen die Reform ausgesprochen: *Wir halten den Papst mit seinem neuen Kalender billig für einen gräulichen reißenden Bärwolf. Nehmen wir seinen Kalender an, so müssen wir in die Kirche gehen, wenn er uns hinein läuten läßt. Sollen wir uns mit dem Antichrist vergleichen? [...] Der Satan ist aus der christlichen Kirche ausgetrieben, den wollen wir durch seinen Statthalter, den Papst, nicht wieder einschleichen lassen.* Neben starker politischer Polemik spielten die schlechte organisatorische Vorbereitung, praktische Probleme der Umstellung und kirchlich-theologische Erwägungen eine Rolle. Kepler hingegen vertrat die Auffassung: *Schon seit 150 Jahren fordert die Astronomie eine Verbesserung der Zeitrechnung. Wollen wir es verbieten, nur weil es der Papst veranlaßt hat? Ich denke, wir Protestanten haben gemeinsam genug bewiesen, daß wir uns von ihm nicht unsere Feste vorschreiben lassen. Die evangelischen Fürsten mögen ihre Mathematiker befragen, so wird nicht Gregors Bulle, sondern der Rat der Mathematiker gut geheißen.* Die Tübinger Theologen nannten das jedoch *nur dem Papst den Fuchschwanz streichen* (d. h. jemandem schmeicheln). Keplers Vermittlungsversuch auf dem Reichstag scheiterte. Vgl. Jürgen Hamel: Die Rolle Michael Mästlins in der Polemik um die Kalenderreform von Papst Gregor XIII. In: Gerhard Betsch/Jürgen Hamel (Hg.): Zwischen Copernicus und Kepler - M. Michael Maestlinus Mathematicus Goepplingensis 1550-1631. Vorträge auf dem Symposium, veranstaltet in Tübingen vom 11. bis 13. Okt. 2000 von der Fakultät für Physik der Universität Tübingen (Acta Historica Astronomiae 17). Frankfurt 2002. S. 33-63.- Albrecht Thoma: Kepler, die Konkordienformel und die Bibel. In: Protestantische Monatshefte. Neue Folge der Protestantischen Kirchenzeitung 18 (1914) S. 229-240.- Die Protestanten waren zu einer Lösung, die die Religion außer Acht ließ, nicht in der Lage, obwohl sich auch Luther für eine Reform ausgesprochen hatte, *sie wollten lieber nicht mit der Sonne als mit dem Papst übereinstimmen.* Somit waren parallel zwei Kalendersysteme in Gebrauch (*stylo vero, stylo novo*). Unter Führung des Kaisers gelang im politisch zersplitterten Deutschland die Umstellung erst am 18. Feb. auf den 1. März 1700 mit Wegfall von nun elf Tagen; andere protestantische Gebiete in Europa folgten der Reform teilweise noch erheblich später. Vgl. Edmund Reitlinger/C.W. Neumann/C. Gruner: Johannes Kepler. Bd. 1. Stuttgart 1868. S. 117.- Koller (wie Anm. 40).



Abb. 8 - Blick in die Rabengasse nach Süden Richtung Ulmer Münster auf das ehemalige Horstsche Haus, Rabengasse 3, das kleinere Gebäude in der Mitte. Die helle Gedenktafel befindet sich über der Eingangstür unter dem größeren Firmenschild. Die Saurische Druckerei, Rabengasse 6, lag auf der anderen Straßenseite schräg gegenüber, links außerhalb des Bildes (StadtA Ulm).

schen Namen der umlaufenden Tierkreiszeichen **Widder, Stier, Zwilling, ...** und **aries, taurus, gemini, ...** von jeder der zwölf möglichen Startpositionen vorwärts oder rückwärts gelesen – jeweils mit der vertauschten Reihenfolge von Skorpion und Waage (**scorpio** und **libra**) – ergeben keine sinnvollen Wörter. Auch die Hoffnung, dass sich analog zu den Keplerschen Wortspielen die Buchstaben von Skorpion und Waage oder **scorpio** (**scorpius, scorpios**) und **libra** als ein Anagramm herausstellen könnten, hat sich nicht erfüllt, ebenso nicht die Vermutung, dass es eine Anspielung auf den Planeten Mars (s.u. zum Wallensteinschen Haus) sein könnte, dessen Taghaus zwar dem Skorpion, dessen Nachthaus aber dem Widder zugeordnet ist⁴².

⁴² Die Autoren sind daher für jeden Hinweis dankbar, der zur Lösung des Rätsels führt.



Abb. 9 - Kepler-Gedenktafel am ehemaligen Horstsch Haus, Rabengasse 3. Das Haus wurde 1944 zerstört, die Tafel ging verloren (aus: *Ernst* [wie Anm. 44] S. 112).

4 Verlorene Gedenktafel am Horstsch Haus

Dass die Vertauschung Absicht gewesen sein muss, wird noch durch ein anderes Indiz gestützt. Keplers Freund Gregor Horst besaß zwei Häuser in Ulm; Kepler lebte in der Rabengasse 3⁴³ (Abb. 8).

Das Haus erhielt 1934, d. h. erst nach Heinrich Herrenbergers Tod, auch eine der Gedenktafeln, die Herrenberger noch selbst entworfen und diesmal der Ulmer Bildhauer-Innungsobermeister und Heimatforscher Karl Wöhrle (1873-1937; Initialen K über gerundetem W), Mitglied im Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben sowie im Verein Alt-Ulm, ausgeführt hatte⁴⁴. Zwar wurde das Haus im 2. Weltkrieg zerstört, aber es ist neben einem Foto eine schwarz-weiße Abbildung überliefert⁴⁵, wenngleich beide in schlechter Qualität; die Gestaltung muss man sich Herrenbergers Stil entsprechend mit farbigen Elementen vorstellen (Abb. 9).

Die Darstellung links zeigt das heliozentrische Weltbild mit Planetenumlaufbahnen und – im Uhrzeigersinn umlaufend oben mit dem Widder-Symbol ♈ beginnend – die zwölf Tierkreiszeichen in richtiger Reihenfolge! Das spricht auch dafür, dass die Abweichung in der Kepler-Tafel am Rathaus eine bewusste Entscheidung Herrenbergers war. Die Planetendarstellung Merkur, Venus, Terra, Jupiter [...] ist zwar richtig, aber entspricht historisch nicht dem Stand der Astronomie zu Keplers Zeiten; die äußeren Planeten Neptun und Uranus

⁴³ StadtA Ulm G7/21 Nr. 05780 Rabengasse.- Vgl. Hans Eugen *Specker*: Kepler and Ulm. In: Arthur *Beer*/Peter *Beer* (Hg.): Kepler Four Hundred Years. Proceedings of Conferences held in honour of Johannes Kepler (Vistas in Astronomy 18). Oxford 1975. S. 165-176.

⁴⁴ Vgl. Max *Ernst*: Vereinsnachrichten. In: UO 29 (1934) S. 108-113.

⁴⁵ StadtA Ulm G 7/2.1 Nr. 05785 Rabengasse.- Vgl. *Ernst* (wie Anm. 44) S. 112.- *Ernst*, Vereinsgeschichte (wie Anm. 36).- *Gerlach/List* (wie Anm. 15) S. 199.

waren damals noch nicht bekannt⁴⁶. Rechts ist das Keplersche Wappen (1564 bestätigt) mit Engel in rotem Gewand, mit goldenen Flügeln und hinter blauem Halbschild dargestellt⁴⁷.

Die Tafel gibt Keplers Aufenthalt in Ulm fälschlich mit Oktober 1627 bis Juli 1628 an statt richtig Dezember 1626 bis November 1627⁴⁸. Das ist wohl dadurch zu erklären, dass die erste Kepler-Biographie von Edmund Reitlinger (1830-1882) nach Streit mit seinen Co-Autoren 1868 mit dem ersten Band (bis Keplers Abreise aus Graz nach Prag) unvollendet blieb⁴⁹, Kopien des umfangreichen Keplerschen Nachlasses⁵⁰ erst 1914-1934 in die Bayerische Staatsbibliothek München kamen, die Kommission zur vollständigen Herausgabe der gesammelten Werke Keplers erst 1935 gegründet wurde und die erste vollständige Kepler-Biographie von Max Caspar (1880-1956; wissenschaftlicher Leiter der Edition ab 1937) in 1. Auflage erst 1948 erschien⁵¹. Auch die erste Ausgabe der Kepler-Briefe von Max Caspar und Walther Ritter von Dyck (1856-1934; Vorsitzender der Deutschen Mathematiker-Vereinigung 1901 und 1912) erschien erst 1930; in einem Brief vom 19. November 1627 an Matthias Bernegger (vgl. unten) teilt Kepler seine Abreise nach Regensburg mit⁵². Herrenberger war schon neun Jahre tot, man hat den Entwurf wohl nicht mehr überprüft, die Hinweise in Christian Frischs erster Gesamtausgabe der Keplerschen Werke von 1858 ff. als auch in den Veröffentlichungen Ludwig Felix Ofterdingers von 1870 ff. übersehen und es vielleicht nicht besser gewusst⁵³.

Die sonstigen auf der Tafel genannten Personen sind zum einen der schon erwähnte Mediziner Gregor Horst und der Drucker Jonas Saur, zum anderen Johann Stölzlin (1597-1680), Maler und Kupferstecher aus Giengen, der 1634 wegen des Dreißigjährigen Kriegs und des Stadtbrands in Giengen nach Ulm gezogen war⁵⁴.

⁴⁶ Uranus wurde erst 1781 von Friedrich Wilhelm Herschel (1738-1822), Neptun erst 1846 von Johann Gottfried Galle (1812-1910) entdeckt.

⁴⁷ Vgl. *Lemcke* (wie Anm. 5) S. 13.

⁴⁸ Der Text der Tafel ist in der Literatur falsch wiedergegeben, die Kommata im Herrenbergischen Stil wurden dort als Schrägstriche missdeutet. Vgl. *Dick/Langkavel* (wie Anm. 17).

⁴⁹ Vgl. *Reitlinger/Neumann/Gruner* (wie Anm. 41).

⁵⁰ Der Nachlass, im Wesentlichen die Manuskripte und sehr viele Briefe, hat eine eigene spannende Geschichte. Er wurde von Keplers Nachkommen aus Geldnot verkauft. Vgl. Martha *List*: Keplers Nachlass - Geschichte und Auswertung. In: Deutsches Museum Abhandlungen und Berichte 39 (1971) Heft 1: Johannes Kepler zur 400. Wiederkehr seines Geburtstages. S. 6-24.- Peter Michael *Schenkel*: Der Pulkower Kepler-Nachlaß und die deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen. In: Volker *Bialas* (Hg.): Naturgesetzlichkeit und Kosmologie in der Geschichte. Festschrift für Ulrich Grigull (Boethius. Texte und Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften 29). Stuttgart 1992. S. 66-75.- Otto *Volk*: Über Keplers Manuskripte und ihren Ankauf durch Katharina II. In: Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas 7 (1963) S. 381-388.- Volker *Witt*: Die Odyssee der Kepler-Manuskripte. Wie Keplers Handschriften nach Sankt Petersburg kamen. In: *Sterne und Weltraum* 51 (2012) Nr. 12 S. 82-87.

⁵¹ Vgl. *Caspar* (wie Anm. 5). Bis zur Neuausgabe der Werke war die grundlegende Edition – als Ergebnis 30-jähriger alleiniger Arbeit und auf Latein - *Frisch* (wie Anm. 19).

⁵² Vgl. *Caspar/Dyck* (wie Anm. 8).

⁵³ Vgl. z. B. die unvollständigen Daten, aus denen man in Ulm die falschen Schlüsse zog, in Karl *Schwaiger*: Der beiden Sürlin und Joh. Keplers Wohnstätten in Ulm. In: *UO* 28 (1932) S. 56-60.- Bei Frisch sind drei Briefe Keplers aus Ulm nach Tübingen an Schickhardt vom 26. Dez. 1626, 19. April 1627 und 19. Nov. 1627 erwähnt. Vgl. *Frisch* (wie Anm. 19) Bd. 8/2. S. 903-906.- Bei Ofterdinger ist in den Transkriptionen der zweiten Abschrift des Keplerschen Gutachtens zum Ulmer Kessel das Datum 30. Juli 1627 erwähnt. Vgl. *Ofterdinger* (wie Anm. 19).

⁵⁴ Stölzlin war ein bedeutender Maler im Ulmer Raum und fertigte 1651 die Helfensteinische Karte an, ‚Eygentlicher Grund- und Abrisz der Helfensteinischen Herrschafft Ulmischen Theils‘, ein Höhepunkt



Abb. 10 - Wallenstein-Gedenktafel, Weinhof 6, ursprüngliches Gebäude im 2. Weltkrieg zerstört (StadtA Ulm).

5 Gedenktafel am Wallensteinschen oder Schadschen Haus

Es gibt in Ulm noch eine Gedenktafel, die auf subtile Weise an Kepler erinnert, und zwar am Wallensteinschen (Schadschen) Haus. Auch dieses Gebäude ging 1944 im Krieg zugrunde, aber die Tafel wurde gerettet und dort am Neubau der Druckerei Jung 1956/57 angebracht⁵⁵. In erster Linie ist die Tafel eine Erinnerung an Hz. Albrecht von Wallensteins kurzen Aufenthalt vom 29. auf den 30. Mai 1630 (alten Stils) aus Karlsbad von einer Kur kommend auf seiner Durchreise nach Memmingen, wo er sich vom 9. Juni (neuen Stils, d. h. am Tag darauf) bis Oktober aufhielt und Kaiser Ferdinands II. Entlassungsschreiben vom August 1630 zugestellt bekam⁵⁶ (Abb. 10).

Der Stil der Gestaltung ist unschwer als Heinrich Herrenbergers zu erkennen (Initialen links unten in typischer Manier wie auf der Tafel am Rathaus HH inv.[enit], aber am Original so gut wie unlesbar); die Ausführung hatte diesmal

Ulmer Kartographie, die Keplers Freund Bachmeyer aufgrund eigener Vermessungen entworfen hatte. Vgl. Reinhard Wortmann: Der Stadtmaler Johann Stölzlin (1597-1680). Ein Beitrag zur Ulmer Malerei des 17. Jahrhunderts. In: UO 42/43 (1978) S. 120-160.- Hans Wulz/Hanna Popp: Von Giengen kam er nach Ulm. Der Stadtmaler Johann Stölzlin und einige seiner Bilder und Restaurierungen. In: Hans Wulz/Manfred Allenhöfer: Das Heidenheimer Land. Die Leute der Ostalb und ihre Geschichte. Bd. 2. Heidenheim 1991. S. 231-235.- Zu Abbildungen der Helfensteinischen Karte vgl. Hummel (wie Anm. 10).- Ruthardt Oebme: Die Geschichte der Kartographie des deutschen Südwestens. Konstanz 1961. S. 97-105.

⁵⁵ Vgl. Dirk J. F. Nonnenmacher/Theo F. Nonnenmacher/P. F. Zweifel: Kepler, Einstein, and Ulm. In: The Mathematical Intelligencer 15 (1993) 2 S. 50f.- Neubronner (wie Anm. 17) S. 42f.- Hans Koepf: Ulmer Profanbauten. Ein Bildinventar (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation 4). Stuttgart 1982. S. 105.- Das historische Gebäude am Weinhof wieder aufgebaut. Buchdruckerei Jung im neuen Haus. In Ulm abgestiegen: Generalissimus Wallenstein. In: Schwäbische Donauzeitung 14 (1958) Nr. 68 S. 18 (22. März 1958).

⁵⁶ Vgl. Neubronner (wie Anm. 17).- Martin Nestler: Ulm. Geschichte einer Stadt. Erfurt 2003. S. 91-93.- Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein, Herzog von Friedland (seit 1625), Fürst von Sagan (seit 1628), Herzog Albrecht VIII. von Mecklenburg (seit 1629) war Generalfeldmarschall der katholischen

der dritte im Bunde der prominenten Ulmer Bildhauer übernommen, Johann Martin Scheible (1873-1954)⁵⁷. Seine Initialen – M erhöht und links in J, rechts in S hineinragend – stehen rechts unten, *JMS sculps.[it]*, sind aber auch im Original aufgrund der Beschädigungen und Verwitterungen nicht mehr lesbar; auf einem alten schwarz-weißen Foto sind beide Initialen gerade noch zu erahnen⁵⁸. Die Kosten wurden wieder zwischen den beiden Ulmer Altertumsvereinen und der Stadt geteilt, unten sieht man noch den Text V•ALT-VLM / V•F•KST & ALTERT• / STADT VLM (mit der lateinischen Versalie V für U); die Anbringung geschah 1910. Der frühere Hausbesitzer war der Patrizier Hans Jakob von Schad (1575-1634), Ratsherr und Bürgermeister sowie Ulmer Diplomat im Dreißigjährigen Krieg⁵⁹.

Bemerkenswert neben der speziellen Typographie und den Zierelementen sind wieder die bildlichen Darstellungen. Der geflügelte Harnisch links und der gekrönte Löwe mit roter Zunge rechts stammen aus den Wallensteinschen Wappen.

Als weitere wichtige Elemente finden sich zwei Planetensymbole (♂ Mars links, ♃ Jupiter rechts); sie verweisen hier nicht auf die Astronomie, sondern die Astrologie. Wallenstein wurde geboren am 24. September 1583 (gregorianisch) in Hermanitz – die genaue Geburtsstunde ist nicht bekannt, vermutlich kurz nach 4 Uhr nachmittags – im Sternzeichen⁶⁰ Waage, Aszendent⁶¹ Wassermann.

Liga im Dreißigjährigen Krieg. Wallenstein war ab 1604 im militärischen Dienst der Habsburger, 1606 zum Katholizismus übergetreten; er stieg auf wegen seiner neuen Konfession, lukrativer Heiraten und militärischer Erfolge, die teilweise mit selbst finanzierten Truppen erzielt wurden. Wallenstein strebte in Deutschland eine Erbmonarchie, religiöse Toleranz und die Ausschaltung fremder Mächte an; er wollte auch den Krieg beenden (*Auf die Letzt, wenn die meisten Länder in Asche liegen, wird man doch Frieden machen müssen.*). Dies stieß auf den Widerstand der Reichsfürsten unter Führung Herzog Maximilians I. von Bayern und auch des Kaisers; so kam es 1630 zur Absetzung auf dem Regensburger Kurfürstentag. Die großen militärischen Erfolge der Protestanten unter der Führung König Gustavs II. Adolf von Schweden zwangen den Kaiser, Wallenstein 1632 wieder um die Übernahme des Kommandos zu bitten. Die schwedischen Truppen wurden besiegt und verschiedene Friedensverhandlungen aufgenommen. Gleichzeitig wuchs der Widerstand gegen Wallensteins reichspolitisches Konzept, ihm wurde die Planung eines Hochverrats unterstellt, er wurde wieder abgesetzt, geächtet und in Eger ermordet. Wallenstein war die bedeutendste Persönlichkeit des Dreißigjährigen Krieges. Vgl. Golo Mann: Wallenstein. Frankfurt 1971.- Hellmut Diwald: Wallenstein. Eine Biographie. München 1969.

⁵⁷ Vgl. Raberg (wie Anm. 26).- Der Bildhauer Martin Scheible. Die Krippe im Ulmer Münster. Weinstadt 2001. S. 28-30 und S. 33-35.

⁵⁸ Das Originalfoto, auf dem die Angaben zweifelsfrei zu identifizieren sind, befindet sich noch im Stadtarchiv Ulm (StadtA Ulm G 7/2.1 Nr. 06903 Weinhof). Vgl. Koepf (wie Anm. 55).

⁵⁹ Schad wurde 1610 Ratsmitglied, hatte viele städtische Ämter inne, war u. a. Aufseher über Zeughaus und Geschütze, über Kirchen, Klöster und Schulen. 1623 wurde er zum Geheimen Rat gewählt. Er vertrat Ulm auf zahlreichen Reichs-, Kreis-, Städte- und evangelischen Unionstagen. Vgl. Eine bedeutsame Gestalt aus der Ulmer Geschichte. Zum 325. Todestag des Hans Schad. In: Ulmer Nachrichten 11 (1959) Nr. 203 (4. Sept. 1959) S. 5.- Hans Greiner: Das Memorial- und Reisebuch des Hans Schad. Ein Beitrag zur Geschichte Ulms im 17. Jahrhundert. In: WVjh N. F. 17 (1908) S. 334-420.- Herbert Wiegandt: Ulm. Geschichte einer Stadt. Weißenhorn 1977. S. 145.- Weyermann II S. 458f.- Beschreibung des Oberamts Ulm. Bd. 2. Stuttgart 1897. S. 267-269.

⁶⁰ Zwölf feste Himmelszonen (tropische Tierkreiszeichen, Zodiakalzeichen, ursprünglich abgeleitet aus den Sternbildern mit Fixsternen, die jedoch infolge der Präzession der Erdachse in ca. 2.160 Jahren um jeweils ein Tierkreiselement zurück wandern), d. h. Unterteilungen der Ekliptik (= Kreis am Fixsternhimmel, den die Sonne im Jahreslauf scheinbar beschreibt) in Segmente à 30°, mit ihren Zuordnungen zu vier Elementen Feuer (F; Wille und Tat), Erde (E; Materie), Luft (L; Geist) und Wasser (W; Gefühle) in je drei Ausprägungen (labil [l]; d. h. bestimmt durch Umwelt), fix [f; im Einklang mit Umwelt], cardinal [c; die Umwelt prägend]) beginnend mit dem Frühlingsanfang:

Die Planetenkonstellationen⁶² zu diesem Zeitpunkt zeigen u. a. im 1. Haus⁶³ ♃ Jupiter und ♄ Saturn in Konjunktion (Winkel 0°, conjunctio magna), im 7. Haus ☉ Sonne und ☿ Merkur in Konjunktion, im 8. Haus ♂ Mars und ♀ Venus, im 11. Haus ☾ Mond. Kepler, auf den die Planetensymbole verweisen, hat diese und weitere Angaben in einer Horoskopfigur festgehalten, basierend auf

Widder	aries	♈	F, c	21.03.-20.04.
Stier	taurus	♉	E, f	21.04.-20.05.
Zwillinge	gemini	♊	L, l	21.05.-21.06.
Krebs	cancer	♋	W, c	22.06.-22.07.
Löwe	leo	♌	F, f	23.07.-23.08.
Jungfrau	virgo	♍	E, l	24.08.-23.09.
Waage	libra	♎	L, c	24.09.-23.10.
Skorpion	scorpio/-us	♏	W, f	24.10.-22.11.
Schütze	sagittarius	♐	F, l	23.11.-21.12.
Steinbock	capricornus	♑	E, c	22.12.-20.01.
Wassermann	aquarius	♒	L, f	21.01.-19.02.
Fische	pisces	♓	W, l	20.02.-20.03.

Die Planeten standen in antiker Auffassung wiederum in Beziehung zu den Tierkreiszeichen als Tag- und Nachthäuser:

☾	Mond	Krebs	(nur Nachthaus)
☉	Sonne	Löwe	(nur Taghaus)
☿	Merkur	Jungfrau	(Taghaus)
		Zwillinge	(Nachthaus)
♀	Venus	Waage	(Taghaus)
		Stier	(Nachthaus)
♂	Mars	Skorpion	(Taghaus)
		Widder	(Nachthaus)
♃	Jupiter	Schütze	(Taghaus)
		Fische	(Nachthaus)
♄	Saturn	Steinbock	(Taghaus)
		Wassermann	(Nachthaus).

⁶¹ Auch Horoscopus genannt, d. h. Punkt der Ekliptik innerhalb eines Tierkreiszeichens, das im Osten des betrachteten Ortes und zum genauen Zeitpunkt des betrachteten Ereignisses (z. B. Geburt) am Himmel aufsteigt, als zweitwichtigstes Element neben dem Tierkreiszeichen des Tages des Ereignisses.

⁶² Die Stellung von Planeten, Mond und Sonne im Tierkreis sowie die paarweisen Winkel zwischen ihnen in Bezug zum Mittelpunkt der Ekliptik (Konfigurationen, Aspekte) und damit positiv verstärkende (harmonische), negativ schwächende (disharmonische) oder neutralisierende, aufhebende Wirkungen untereinander:

0°	Konjunktion, Doppelschein (mehrdeutig), 0/12 Vollkreis	
180°	Opposition, Widerschein (negativ), 1/2	
90°	Quadrat (negativ), 1/4	
120°	Trigon (positiv), 1/3	
60°	Sextil (positiv), 1/6	– bis hier Hauptaspekte –
30°	Semisextil (positiv), 1/12	– ab hier Nebenaspekte –
72°	Quintil, 1/5	
144°	Biquintil, 2/5	
45°	Semiquadrat, 1/8	
135°	Sesquiquadrat, 3/8	
155°	Quincunx, 5/12.	

⁶³ Zwölf Felder (Gradabschnitte) rückläufig um den Horizont des Beobachters, deren Einteilung aus den Kardinalpunkten Aufgangspunkt (Aszendent), Himmelstiefe (imum coeli), Untergangspunkt (Deszendent) und Himmelsmitte (medium coeli) abgeleitet wird und die dem Leben der Menschen zugeordnet sind:

1. Haus	vita	Geburt, Schicksalslauf
2. Haus	lucrum	Gewinn
3. Haus	fratres	Geschwister
4. Haus	parentes	Eltern
5. Haus	fili	Kinder
6. Haus	valetudo	Gesundheit
7. Haus	nuptiae	Ehe

der Zeitangabe 4 Stunden und 1½ Minuten des 14. September 1583 alten Stils⁶⁴. Wallenstein war astrologiebesessen und schätzte Kepler als tüchtigen Astrologen, dessen Voraussagen in vielen Prognostica (Kalender, Almanache) zutreffen hatten. Da seine genaue Geburtsstunde unbekannt war, fertigte Kepler insgesamt fünf verschiedene Horoskope mit unterschiedlicher Geburtszeit innerhalb einer Spanne von 40 Minuten an⁶⁵. Das letzte Horoskop wurde 1628/29 in Sagan (Niederschlesien) erstellt, wohin Kepler 1628 mit seiner Familie übersiedelt war, um Hofmathematiker bei Wallenstein zu werden. Ausschlaggebend waren Geldsorgen; Wallenstein sicherte Kepler zu, seine finanziellen Ansprüche von 11.817 Gulden, ausstehende Besoldungen von nunmehr drei Kaisern, zu übernehmen, sowie Druckerei, Werkstatt etc. für seine wissenschaftliche Tätigkeit einzurichten. Die Pläne wurden später durch Wallensteins Absetzung 1630 und den Verlust seiner Einkünfte durchkreuzt (Abb. 11).

Warum wurden aber nun ♂ Mars und ♃ Jupiter dargestellt und nicht ♄ Saturn (aufsteigender Geburtsstern) und ♃ Jupiter (absteigender Geburtsstern) als die zwei Planeten in Konjunktion im wichtigsten 1. Haus der Geburtskonstellation? Mars ist charakteristisch für Wallensteins Leben und Beruf, er ist der antike Kriegsgott, verweist im 8. Haus des Todes auf die Ermordung Wallensteins in Eger und ist nochmals ein subtiler Hinweis auf Kepler, denn es war die Marsbahn, die er als Assistent Brahes in Prag berechnen helfen sollte, und an der Marsbahn, die von den äußeren Planeten unseres Sonnensystems die größte

8. Haus	mors	Tod
9. Haus	peregrinationes	Religion, Reisen
10. Haus	honores	Leben, Ehren, Künste, Staat
11. Haus	amici	Freunde
12. Haus	inimici	Feinde,

im Laufe der Zeit auch mit veränderten, neuzeitlichen Bedeutungen. Das 1. Haus beginnt und das 12. Haus endet am Aszendenten. Für die Häuserzuordnung zum Tierkreis wird am häufigsten das Placidus-System (Ptolemäische Manier; irrtümlich nach Placidus de Titis [1603-1668]) von Giovanni Antonio Magini (1555-1617; ‚Tabulae primi mobilis, quas directionum vulgo dicunt‘, 1604) mit unterschiedlicher Häuserbreite (in Grad) angewendet; es gibt jedoch auch zahlreiche andere Systeme, auch mit äquidistanten Häusern à 2 Std. ≙ 30°. - Allgemein zur Astrologie, zur Reformationszeit und zu Keplers Astrologie vgl. Peter Niebenke: Astrologie. Eine Einführung. Leipzig 2000.- Jürgen G. H. Hoppmann: Astrologie der Reformationszeit. Faust, Luther, Melanchthon und die Sternendeuterei. Berlin 1998.- Boockmann (wie Anm. 21).- Friederike Boockmann/Paolo Bussotti/Daniel A. di Liscia/Günther Oestmann: Nicht das Kindt mit dem Badt außschuetten. Zur Rolle einer Pseudowissenschaft im Zeitalter der wissenschaftlichen Revolution. Die Astrologie bei Johannes Kepler, Heinrich Rantzau und Galileo Galilei. In: Akademie Aktuell (Bayerische Akademie der Wissenschaften) 2008 Nr. 4 S. 51-60.- Hammer (wie Anm. 21).- Jürgen Hamel: Begriffe der Astrologie. Von Abendstern bis Zwillingproblem. Frankfurt 2010.

⁶⁴ Vgl. Clark (wie Anm. 21).- Martha List: Das Wallenstein-Horoskop von Johannes Kepler. In: Johannes Kepler. Werk und Leistung. Ausstellung im Steinernen Saal des Linzer Landhauses 19. Juni bis 29. Aug. 1971 (Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseums 74; Kataloge des Stadtmuseums Linz 9). Linz 1971. S. 127-136.- Wilhelm Becker (Hg.): Das Horoskop Wallenstein's von Joh. Kepler. Berlin-Steglitz 1923 (enthält Otto Struve: Beitrag zur Feststellung des Verhältnisses von Kepler zu Wallenstein; ursprünglich in: Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg. VII. Série Bd. 2. Nr. 4. St. Petersburg 1860).- Heinz Artur Strauss/Sigrid Strauss-Kloebe: Die Astrologie des Johannes Kepler. Eine Auswahl aus seinen Schriften. Fellbach ²1981. Hier: Wallenstein-Horoskop S. 223.- Mann (wie Anm. 56) S. 86-95.- Diwald (wie Anm. 56) S. 48-54.- Klaudia Einhorn/Günther Wuchterl: Kepler's Wallenstein-Horoskopes. In: Acta Universitatis Carolinae - Mathematica et Physica 46 Supplementum (2005) S. 101-113.

⁶⁵ Es gibt auch noch andere Minuten-Angaben auf Keplers Notizzetteln und in vermutlich fehlerhaften Abschriften. Vgl. Angelika Geiger: Wallensteins Astrologie. Eine kritische Überprüfung der Überlieferung nach dem gegenwärtigen Quellenbestand. Graz 1983. S. 104.

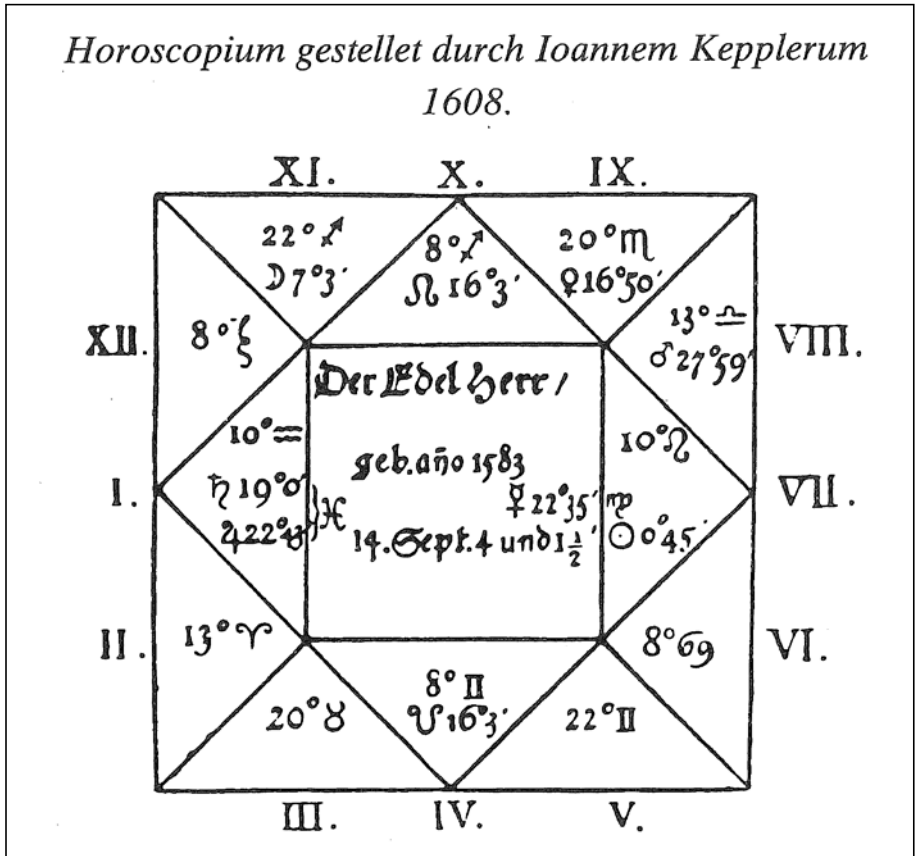


Abb. 11 - Keplers erstes Geburtshoroskop für Wallenstein, 1608 noch anonym (*Der Edelherr*) über einen Mittelsmann in Prag in Auftrag gegeben (aus: *Strauss/Strauss-Kloebe* [wie Anm. 64]).

Exzentrizität aufweist, gelang Kepler der Nachweis des 1. Keplerschen Gesetzes, der Ellipsenform der Planetenbahnen, die wichtigste Grundlage für die Berechnung der ‚Rudolfinischen Tafeln‘. Sicherlich kannte Herrenberger auch Friedrich Schillers Dramen-Trilogie zu Wallenstein, in der der Mars letztlich der wahre und dominante Unglücksstern Wallensteins ist statt des von ihm bevorzugten Glückssterns Venus. Dann sind Jupiter als stella benefica (wie auch Venus) und Tagesgestirn und Mars als stella malefica (so auch Saturn) und Nachtgestirn ein schönes Gegensatzpaar, das zwei wesentliche Aspekte des Wallensteinschen Lebens und Charakters repräsentiert.

Es bleibt noch die Darstellung in der unteren Mitte der Tafel unterhalb des goldenen * (vor Wallensteins Geburtsjahr) zu diskutieren, die nochmals eine Überraschung bereithält. Man erkennt als Schmuckelement sechs Kreise in Form eines gleichseitigen Dreiecks angeordnet; auf der alten Fotografie⁶⁶ erscheinen diese dunkel, waren also einmal farbig, aber wie – schwarz, braun, blau, grün, ...? Sollten es stilisierte Weintrauben sein (wegen der Adresse Weinhof)? Es sind aber

⁶⁶ Vgl. *Koepf* (wie Anm. 55).

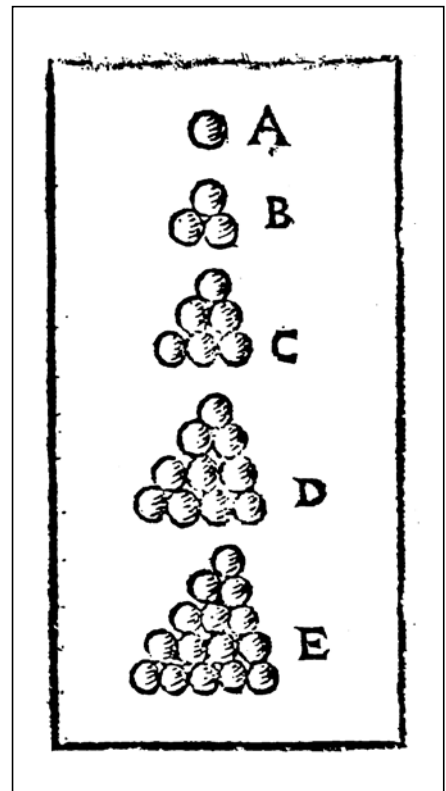
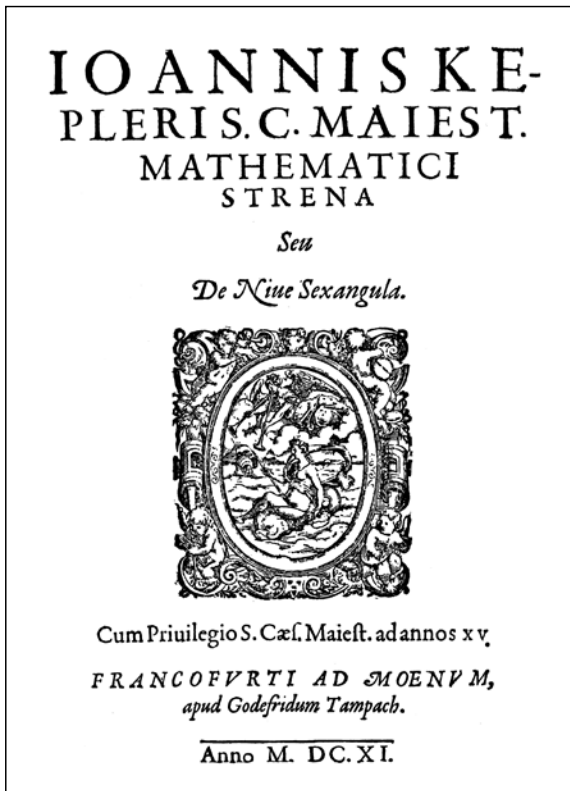


Abb. 12a und b - Links Titelblatt von Keplers ‚Strena Seu De Nive Sexangula‘ (1611), rechts Abbildungen daraus zu den dichtesten dreidimensionalen Kugelpackungen, insbesondere C (aus: *Caspar/List/Hamel* 1 [wie Anm. 5] Nr. 39 [links] sowie *Kepler* [wie Anm. 67] [rechts]).

keine Blätter oder Ranken abgebildet. Handelt es sich eventuell um gestapelte Weinfässer in Seitenansicht? Das Gebäude war aber keine Kelter, sondern immer Patrizierhaus. Dann sind es doch höchstwahrscheinlich (ehemals schwarze) stilisierte Kanonenkugeln, einmal ein Hinweis auf Wallenstein als Feldherr und den Dreißigjährigen Krieg, zum anderen ein Hinweis auf die dichtesten dreidimensionalen Kugelpackungen, also die Keplersche Vermutung. Und in der Tat wird man in Keplers ‚Strena Seu De Nive Sexangula‘ von 1611 fündig und muss dem Gestalter Heinrich Herrenberger erneut größten Respekt erweisen⁶⁷ (Abb. 12).

⁶⁷ Vgl. Johannes Kepler: Neujahrsgabe oder Vom Sechseckigen Schnee. Berlin 1943. Hier: Kugelpackungen S. 17.- *Frisch* 7 (wie Anm. 19) S. 721.- *Caspar/List/Hamel* (wie Anm. 5) Nr. 39.- Die Schrift war ein Neujahrsgeschenk (*strena*) für einen Freund, den Juristen und Kaiserlichen Rat Johann Matthäus Wacker von Wackenfels (1550-1619). Kepler entdeckte, dass sich bei Schneekristallen, einer Ansammlung vieler Wassermoleküle, immer sechseckige Muster bilden (als direkte Folge der Molekülstruktur des Wassers [drei Atome]); diese Symmetrie bleibt gewahrt, wenn sich mehrere Kristalle aneinander heften. Schneekristalle sind sehr vielgestaltig, ihr Wachstum hängt ab von Temperatur, Luftfeuchtigkeit und Oberflächenform. Ärmchen wachsen immer an den sechs Ecken (Dendriten, aber auch Plättchen, Säulen und Nadeln). Kepler stellt hier - entsprechend seinem Verständnis einer Harmonik der Welt - auch Betrachtungen an in Richtung kristalliner Strukturen und eines atomaren Aufbaus der Materie. Die Atome von Gold, Silber und Platin z. B. sind tatsächlich als optimale flächenzentrierte kubische Gitterpackungen angeordnet.



Abb. 13 - Kepler-Portrait-Relief am Wohnhaus Keplerstraße 29 (Foto: Hans-Joachim Albinus).

6 Portrait-Relief am Wohnhaus Keplerstraße 29

Auch in der Ulmer Neustadt, die nach dem Abbruch eines großen Teils der alten Stadttore und -mauern Mitte des 19. Jahrhunderts zwischen heutiger Olgastraße und Karlstraße entstand, gibt es Erinnerungsstätten an Kepler. Am Wohn- und Geschäftshaus Keplerstraße 29 ist der linke Erker, der sich vom Übergang des Hochparterres zum ersten Obergeschoss bis ins Dachgeschoss erstreckt, durch zwei künstlerische Gestaltungen im Stil der Gründerzeit geschmückt. Zwischen zweitem und drittem Obergeschoss befinden sich in einem umrankten Schild in Form eines Zunft-Wappens Handwerker-Insignien Winkeldreieck, Zirkel und Senkblei⁶⁸, zusammen mit der Jahreszahl 1897 und zwischen erstem und zweitem Obergeschoss ein Bildnis Keplers im Profil in einem Kreis, gefasst mit vier Büscheln Lorbeerblätter mit Früchten, ergänzt durch eine Inschrift:

Joh. Kepler. / 1571 – 1630.

Das Material ist ein rötlicher Sandstein. An einigen Stellen sind noch Spuren einer früheren Einfärbung oder Ausbesserung der Oberfläche zu erkennen (Abb. 13).

⁶⁸ Diese drei Symbole wurden von Architekten, Maurern und Steinmetzen, aber auch als wichtige Werkssymbole der Freimaurer verwendet, der Winkel allerdings ohne die Hypotenuse, d. h. nach oben offen. Der Architekt (vgl. unten) hatte auch an einigen anderen Ulmer Häusern Handwerkersymbole angebracht; er

Das Gebäude wurde entworfen vom Architekten Paul Kienzle (1861-1941), einem gelernten Steinhauer und Baumeister, der sich am Polytechnikum (später Technische Hochschule) in Stuttgart fortgebildet, spätestens 1891 in Ulm niedergelassen und im Zuge der Stadterweiterung Wohn- und Geschäftshäuser im Stil des Historismus und später auch im Jugendstil geschaffen hatte⁶⁹. Auf dem Sims, der Hochparterre und erstes Geschoss trennt, ist an der rechten Fassadenecke sein Name zu lesen: Erb.[aut] An.[no] Dom.[ini] 1897. P.[aul] Kienzle Arch.[itect]. Kienzle selbst war damals – vergleichbar einem heutigen Bauträger, der erst einmal auf eigene Rechnung projektiert – zugleich Bauherr; Gebäude und Grundstück gingen jedoch spätestens 1898/99 in das Eigentum des Ulmer Schreinermeisters August(in) Wachter über, der dort eine Wohnung nahm und in Keller, Parterre und Hof seinen Handwerksbetrieb einrichtete⁷⁰.

Das Relief ist in der Literatur unbekannt⁷¹. Auch im Stadtarchiv Ulm sind dazu keine Unterlagen vorhanden; aus der Bauakte geht vielmehr hervor, dass das Baugesuch mit einer bezüglich der Steinmetzarbeiten deutlich einfacheren, bezüglich der Ziersteine an anderer Stelle aber auch aufwändigeren Fassadengestaltung eingereicht worden war; solche nachträglichen Änderungen waren damals jedoch nicht unüblich. Aus diesem Grund fehlen in den Akten insbesondere Angaben zu Entwerfer und Steinmetz⁷². Auch im privaten Nachlass Kienzles findet sich dazu nichts⁷³, allerdings gibt es dort von ihm für andere vergleichbare Gebäude Skizzen und Entwurfszeichnungen der Ausschmückungen. So wird Kienzle vermutlich auch hier das Relief und die Insignien selbst entworfen und die Steinmetzarbeiten vergeben haben. Eine Hommage an berühmte Dichter, Wissenschaftler, Personen der Geschichte an einem Haus in einer gleichnamigen Straße waren im 19. Jahrhundert nicht ungewöhnlich, sondern Ausdruck eines aufstrebenden gebildeten Bürgertums und des Nationalstolzes nach der Reichsgründung 1871. Für Kienzle kam hinzu, dass er selbst damals sozusagen in der Kep[p]lerstraße wohnte, nämlich in der Karl[s]straße 48, d. h. an der Straßenecke der Keplerstraße schräg gegenüber der Baustelle⁷⁴. Kienzle

war jedoch ebenso wie der erste Hausbesitzer (vgl. unten) kein Freimaurer. Die damals einzige Ulmer Loge ‚Astraea zu den drei Ulmen‘, zeitweilig auch ‚Carl zu den drei Ulmen‘ genannt, hatte ihr Domizil auch nicht hier, sondern im zweiten Stock des Gasthauses ‚Zum schwarzen Ochsen‘ in der Kornhausgasse 5. Vgl. Alfred *Grenser*: *Zunft-Wappen und Handwerker-Insignien. Eine Heraldik der Künste und Gewerbe. Nach urkundlichem Materiale zusammengestellt.* Frankfurt 1889.- Beschreibung Oberamt Ulm (wie Anm. 59) S. 256f.- Hans *Schädlich*: *Geschichte der vollkommenen und gerechten Johannis-Freimaurerloge „Carl zu den drei Ulmen“ im Orient Ulm aus Anlaß ihres 175jährigen Bestehens 1789-1964.* Ulm 1964. S. 54.- Adreß- und Geschäftshandbuch der Königl. Württ. Kreis-Haupt- und Oberamtsstadt Ulm und der unmittelbaren Königl. Bayer. Stadt Neu-Ulm 1898 S. 43 und S. 204.- *Ebda.*, 1900 S. 209 und S. 376.- Mitgliederverzeichnisse der Ulmer Loge für 1899, 1903 und 1908 im Archiv des Deutschen Freimaurermuseums Bayreuth.

⁶⁹ Vgl. Adreßbuch Ulm (wie Anm. 68) 1891 S. 64.- Thomas *Vogel*: *Kunst- und Kulturdenkmale im Alb-Donau-Kreis und in Ulm.* Stuttgart 2005. S. 39-43 und S. 97-106.- Reintraut *Semmler/Uwe Heinloth*: *Auf den Spuren von Jugendstil und Historismus in Ulm.* Münster/Ulm 2010. S. 4-6.

⁷⁰ Vgl. StadtA Ulm B 613 Bau-Akten Keplerstraße 29.- Adreßbuch Ulm (wie Anm. 68) 1896 S. 122 und S. 221.- *Ebda.*, 1898 S. 128 und S. 202.- *Ebda.*, 1900 S. 40 und S. 206.- *Ebda.*, 1902 S. 224.

⁷¹ Es ist insbesondere weder verzeichnet bei *Dick/Langkavel* (wie Anm. 17) noch bei Wolfgang *Schütz*: *Kepler und die Nachwelt. Sonderausstellung im Stadtmuseum Weil der Stadt 2009.* In: *Berichte und Mitteilungen des Heimatvereins Weil der Stadt* 52 (2009) S. 2-55.

⁷² Die Autoren sind daher für jeden Hinweis zum Relief dankbar.

⁷³ In Händen des Urenkels Dr. Peter Kienzle, Xanten.

⁷⁴ Vgl. Adreßbuch Ulm (wie Anm. 68) 1898 S. 68.

war als Mitglied im Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben zudem geschichtlich interessiert⁷⁵. Nicht zuletzt hob das Relief den Verkaufswert des Gebäudes.

Was als Vorlage gedient haben könnte, ist unklar; das Bildnis hat insbesondere keine Ähnlichkeit mit den üblichen Kepler-Darstellungen in Stichen und Drucken des 19. Jahrhunderts, und es gibt dort bis zum 20. Jahrhundert auch keine Kepler-Bilder im Profil. Wegen der Frisur, der Physiognomie, des markanten Kinn- und Schnurrbarts kommen am ehesten zwei Kepler-Denkmale in Frage:

1. das von 1870 auf dem Marktplatz von Weil der Stadt von August von Kreling (1819-1876), seit 1853 Direktor der königlichen Kunstgewerbeschule Nürnberg, die er damals zu einer der führenden Lehrstätten Deutschlands machte,
2. das von 1879 am Polytechnikum in Stuttgart von Wilhelm Rösch (1850-1893), der vor allem in Stuttgart wirkte⁷⁶.

Dafür spricht, dass Kienzle 1861 im württembergischen Birkenfeld, einer Nachbargemeinde Pforzheims und nur etwas über 30 km von Weil der Stadt entfernt, geboren worden war, dort auch seine erste Ausbildung erhielt, und die Errichtung des Weiler Denkmals damals in Württemberg für viel Aufsehen sorgte. Nach seiner Prüfung zum Baumeister 1887 studierte er am Polytechnikum Stuttgart, er ging dort im Grunde regelmäßig an der Kepler-Statue vorbei, die zusammen mit einer Dürer-Statue am neuen Hauptportal aufgestellt worden war. Kienzles Darstellung folgt insofern auch den zwei Trends des 19. Jahrhunderts, gemäß denen Kepler entweder immer heroischer oder immer jugendlicher und attraktiver wird.

7 Brunnen am Kepler-Gymnasium

Ebenfalls in der Neustadt, im von der Olgastraße aus gesehen ersten Hof des Kepler-Gymnasiums, Karl-Schefold-Straße 16, jedoch von der Keplerstraße frei zugänglich, gibt es einen Brunnen, der im Uhrzeigersinn umlaufend Inschriften in Versalien (/ für Zeilenwechsel im Text) und Reliefs zeigt.

JOHANNES KEPLER Kepler-Porträtrelief 1571 / 1630
Relief Kepler vor dem Kaiser KEPLER / BEIM KAISER / ZU PRAG
HOCHSCHUL / LEHRER / GRAZ / LINZ Relief Kepler vor Halbkreis von Zuhörern

⁷⁵ Sein Name taucht regelmäßig in den Mitglieder-Verzeichnissen des Vereins auf; seine Mitgliedschaft dürfte ihm auch Kontakte zu potenziellen Auftraggebern ermöglicht haben.

⁷⁶ Die Statue von Rösch steht inzwischen nach ihrer Restaurierung auf dem Grundstück Keplergasse 1 (Zugang von der Steinhofgasse) in Weil der Stadt gegenüber dem Kepler-Museum. Vgl. Johannes *Zahlten*: Florenz am Neckarstrand? Zur Wiedergeburt der Künste und zu ihrer Geschichte an der Polytechnischen Schule in Stuttgart. In: *Ders.* (Hg.): 125 Jahre Institut für Kunstgeschichte Universität Stuttgart. Herwarth Röttgen zum 60. Geburtstag (Reden und Aufsätze 41). Stuttgart 1991. S. 43-82.- Paul *Sauer*/Eduard *Theiner*/Heinz *Pfitzenmayer*/Karl-Henning *Seemann*: Remsecker Lebensbilder. Benedikt Elsas aus Aidlingen - Alexandrine von Beroldingen aus Hochberg - Friedrich Jakob Philipp Heim aus Hochdorf - Balthasar Sprenger aus Neckargröningen - Wilhelm Rösch aus Neckarrems (Heimatkundliche Schriftenreihe der Gemeinde Remseck am Neckar. Landschaft - Natur - Geschichte 11). Remseck 1991. S. 64-83 (dort mit falschem Hinweis, dass die Kepler-Statue den 2. Weltkrieg nicht überdauert habe).- *Schütz*: (wie Anm. 71).- *Ders.*: Weiler Vademecum. Ein Leitfaden zur Erkundung der historischen Altstadt von Weil der Stadt. Weil der Stadt 2015. S. 20-26.- *Otto Borst*: Weil der Stadt. Stuttgart/Aalen 1977. S. 39 (Abb. 18).- Regina *Landherr-Weichert*: Narrativität und Stimmung. Zum bürgerlichen Historismus

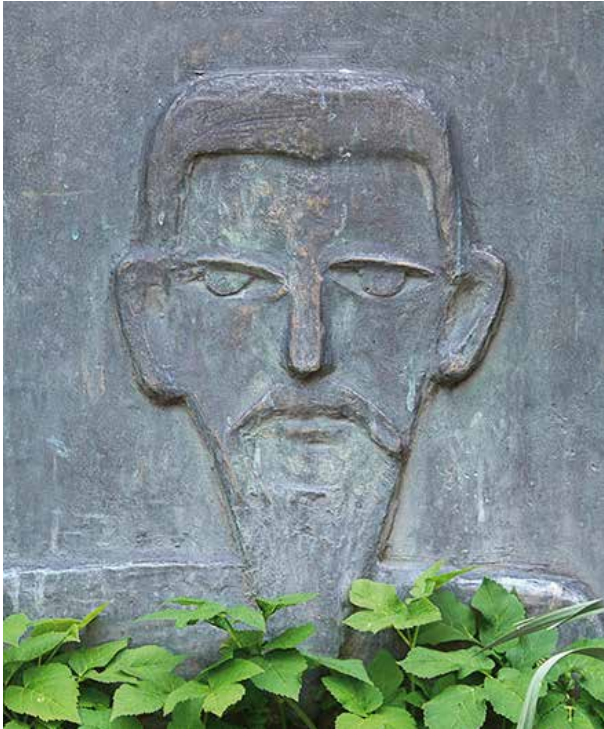


Abb. 14 - Kepler-Porträt auf dem Kepler-Brunnen, Karl-Schefold-Straße 16 (StadtA Ulm).

Errichtet wurde er im August 1959, Anlass war ein Kunstwettbewerb im November 1958 zur Gestaltung des Schulvorplatzes⁷⁷; den 1. Preis gewann die Ulmer Bildhauerin Margot Eberle (1927-2011), die 1955 den bedeutenden und sehr gut dotierten Oberschwäbischen Kunstpreis (2. Förderpreis „Kunstpreis der Jugend“) bekommen hatte⁷⁸; im April 1959 folgte der Auftrag für einen Bronzeguss (geplant 150 cm breit und 65 cm hoch, ausgeführt 202 cm breit und 80 cm hoch), bei dem die Bildnisse nach außen erhaben, innen als Hohlformen erscheinen (Abb. 14).

bei August von Kreling (1818-1876). Künstlermonographie mit Werkkatalog und Abbildungen. Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg 2010.- *Dies.*: Demokratisierung und Globalisierung. August von Kreling und die erste reine Kunstgewerbeschule Deutschlands. In: 350. Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg. Nürnberg 2012. S. 56-64.

⁷⁷ Vgl. Wettbewerb liefert 70 Entwürfe. Zur Ausgestaltung von Kepler- und Humboldt-Gymnasium - Schmuck für Wandflächen. In: Ulmer Nachrichten 10 (1958) Nr. 261 S. 4 (12. Nov. 1958).- Schmuck für Humboldt- und Kepler-Gymnasium. Jury wählte zwei Entwürfe aus - Eßlinger Bildhauer und Ulmer Bildhauerin erhielten den Vorzug. In: Ulmer Nachrichten 10 (1958) Nr. 274 S. 3 (28. Nov. 1958).

⁷⁸ Margot Eberle hatte von 1949 bis 1956 an der Akademie der Bildenden Künste in München studiert und lebte danach bis 1966 in Ulm, mit Einzel- und Gruppenausstellungen u. a. in Ulm und München. Es gibt von ihr verschiedene Arbeiten, auch Denkmäler, in Ulm und Umgebung; „in ihren Plastiken konfrontiert sie gern das Einzelwesen mit der Masse, zeigt den Menschen als Teil des kosmischen Gefüges, nicht als dessen Mittelpunkt“, ihre Methode ist, in fortschreitender Abstraktion „durch Weglassen des Unwesentlichen das Wesentliche zu erfassen“. Vgl. Margot Eberle: Lebensbezug. Atelierbesuche der SDZ (3). In: Schwäbische Donauzeitung 16 (1960) Nr. 222 S. 11 (24. Sept. 1960).- Ralf Heese: Durchs Weglassen das Wesentliche zeigen. Arbeiten von Margot Eberle im Haus des Landkreises. In: Neu-Ulmer Zeitung 55 (2003) Nr. 50 S. 31 (1. März 2003).- Wolfgang Schürle (Hg.): Junger Süden. 50 Jahre Oberschwäbischer Kunstpreis der Jugend. Ulm 2003. S. 30-33.- Bildhauerin Margot Eberle gestorben. In: Südwest Presse 67 (2011) Nr. 146 S. 24 (28. Juni 2011).

Der Text ist insofern nicht richtig, als Kepler in Graz als Mathematiker der Landschaft (d. h. der steirischen Landstände) sowie Lehrer an der protestantischen Stiftsschule und in Linz als Landschaftsmathematiker und Lehrer an der Landschaftsschule, jedoch ohne direkte Unterrichtsverpflichtung, angestellt war⁷⁹. Kepler hat nie an einer Universität (Hochschullehrer) unterrichtet und daher auch keine mathematische, physikalische oder astronomische Schule begründet⁸⁰. Das mag auch dazu beigetragen haben, dass er nach Newton bis Mitte des 19. Jahrhunderts in Vergessenheit geriet.

Was als Vorlage oder zumindest Anregung für das Kepler-Portrait gedient hat, ist nicht dokumentiert; jedenfalls war es keines der wenigen bekannten älteren Bilder Keplers. Es gibt dazu jedoch mehrere Hinweise. Eberle hatte an der Akademie der Bildenden Künste in München studiert, wo Karl Caspar (1879-1956), ein wichtiger Vertreter der nachimpressionistischen Kunst in Deutschland und Bruder des Kepler-Forschers Max Caspar (vgl. oben), nach seiner Entlassung in der NS-Zeit 1946-1951 wieder als Professor tätig war. Auch wenn Eberle nicht seine Meisterschülerin war, dürfte das zur ersten Begegnung geführt haben. Dann hatte Karl Caspar zusammen mit seiner Frau, der Malerin Maria Caspar-Filser (1878-1968), als „arrivierte Künstler“ und „in Anerkennung ihres Gesamtwerks“ den 1952 erstmals verliehenen Oberschwäbischen Kunstpreis bekommen, drei Jahre bevor Eberle selbst ihn als „Nachwuchskünstler unter 40 Jahren“ erhielt. Gewöhnlich „gab es zwischen den oberchwäbischen Kunstpreisträgern viele persönliche, freundschaftliche Kontakte“, sie „standen miteinander im Briefwechsel“, „so gab man dem Kollegen [...] durch den Besuch seiner Ausstellungseröffnung die Ehre“⁸¹. So dürfte Eberle Caspars Werk persönlich kennengelernt haben.

Karl Caspar hatte 1929 eine Serie einander ähnlicher Zeichnungen mit Kepler-Portraits⁸² angefertigt, von denen eine Frontalansicht mit Spitzenkragen (Nr. 251 im Werkverzeichnis) auf den Buchdeckeln der Kepler-Briefausgabe von 1930 verwendet wurde. Kepler war ein Mensch, der seine evangelische Religion stark und bewusst lebte, das mag ihn neben der Anregung durch seinen Bruder

⁷⁹ Die Universität in Graz wurde im Zuge der Gegenreformation 1586 als jesuitisch-katholische Hochschule gegründet. Dort konnte Kepler als Protestant nicht tätig werden. Die Universität Linz wurde erst 1962 gegründet. Vgl. Schmidt (wie Anm. 5) S. 124f.

⁸⁰ Insbesondere Keplers Bemühungen um eine Rückkehr an seine Heimatuniversität Tübingen zum Abschluss des Theologiestudiums und spätere Bewerbungen dorthin um eine Professur blieben aus religiösen Gründen unerfüllt. Beispielsweise anlässlich einer Bewerbung 1611 vermerkt die lutherisch-orthodoxe Universität: *Da Kepler die Formula Concordiae nur einschränkungsweise zu unterzeichnen gewillt ist und, was das Abendmahl angeht, von Jugend auf immer behauptet hat, daß einer, der Calvinischer Meinung zugetan ist, dennoch unser Bruder sein könne [...] da also nach diesen Erklärungen angenommen werden muss, dass Kepler ein verschlagener Calvinist ist, und da weiter zu bedenken bleibt, dass dieser Mann als tübinger Professor nicht nur der Jugend nach und nach Calvinisch Gift eingießen, sondern auch andere Lehrer nach sich ziehen und bei der Universität viel Unruhe erwecken wird - darum erachten wir es für ratsam, ihm keine Expectanz auf eine Professur zu gewähren, sondern ihn abzuweisen.*

⁸¹ Wolfgang Schürle (Hg.): 50 Jahre Oberschwäbischer Kunstpreis 1951-2001. Biberach/Ulm/Bad Saulgau 2001. S. 23-47. - Barbara Endriss/Bernhard Rüth/Kai-Michael Sprenger: Die Oberschwäbischen Elektrizitätswerke (OEW) als Förderer von Kunst und Kultur. 1909-2009. Ravensburg 2009. S. 8-10.

⁸² Es handelte sich um fünf Zeichnungen für Lithographien (Auflagen à 10 oder 15, Nr. 251-255 im Werkverzeichnis). Caspar versuchte, in den Portraits „die überlieferten Formen [d. h. damals bekannten Bildnisse] mit jenem Geist zu erfüllen, der aus Keplers Werken und Briefen zu uns spricht“. Vgl. Caspar/von Dyck (wie Anm. 8). - Kepler Festschrift 1971 (wie Anm. 6) S. 5f. - Eduard Hindelang (Hg.): Karl Caspar. Das druckgraphische Werk. Gesamtverzeichnis. Sigmaringen 1985. S. 224-228. - Beer/Beer (wie Anm. 43) Frontispiz. - Lemcke (wie Anm. 5) S. 7.



Abb. 15 - Reliefs *Kepler beim Kaiser zu Prag* (links) sowie *Kepler als Lehrer vor Schülern* (rechts) auf dem Kepler-Brunnen beim Kepler-Gymnasium (StadtA Ulm).

Max auch für Karl Caspar, der sich u. a. auch als religiöser Maler verstand, motivisch interessant gemacht haben. Margot Eberle hat dann diese Vorlagen in ihren archaischen, aus wenigen geometrischen Grundformen zusammengesetzten, abstrahierenden Stil transformiert, der das Lapidare und Fragmentarische betonte. Abweichend von den Zeichnungen wirken in ihrer Interpretation Keplers Augen introspektiv, für Keplers Wesen jedoch untypisch (Abb. 15).

Interessant ist eines der stilisierten Reliefs, *Kepler beim Kaiser zu Prag*. Der Kaiser mit Krone sitzt auf seinem Thron und übergibt dem vor ihm stehenden mit Mantel und Kragen bekleideten Kepler einen länglichen Gegenstand, nach dem jener die Hand ausstreckt. Die Personen haben unterschiedliche Größe, der sitzende Kaiser ist genau so groß wie der stehende Kepler, was nochmals den Rangunterschied ausdrückt. Frappant ist die große motivische Ähnlichkeit zur altbabylonischen Hammurapi-Gesetzesstele aus Susa (1. Hälfte 18. Jahrhundert v. Chr.; Original im Louvre in Paris). Die Darstellung dort ist spiegelbildlich angelegt, und König Hammurapi erhält Ring und Stab, Zeichen der Herrschaft und Souveränität, vom thronenden Sonnengott Schamasch⁸³. Die Abbildung fand sich schon damals in jedem Lexikon, und der babylonische Stil mag Eberle auch entgegen gekommen sein.

Welcher der drei Kaiser, denen Kepler gedient hatte, wird gemeint sein? Ferdinand II. kann es nicht sein, er residierte in Wien. Matthias ist es höchstwahrscheinlich auch nicht, denn dieser hatte schon mit seinem Amtsantritt 1612 begonnen, die Hofhaltung nach Wien zu verlegen. Somit ist es wohl Rudolf II.

⁸³ Vgl. Horst Klengel: *König Hammurapi und der Alltag Babylons*. Düsseldorf 2004. S. 180-189.

Dies könnte auch ein Hinweis auf den Gegenstand in Form eines Stabes oder einer Schriftrolle sein, der Kepler überreicht wird. Ein Stab (im Sinne eines Staffelstabs) ist eigentlich zu viel Symbolik für das nüchtern-reduzierte Werk Margot Eberles. Eine Schriftrolle könnte eine Ernennungsurkunde als Hofmathematiker bedeuten oder auch den Auftrag, die Arbeiten Tycho Brahes als sein Nachfolger fortzusetzen und die ‚Rudolfinischen Tafeln‘ fertigzustellen. In den Akten des Stadtarchivs Ulm gibt es zum Wettbewerb und zum Entwurf des Brunnens leider keine Unterlagen, die zu dieser Frage letzte Gewissheit geben könnten⁸⁴.

8 Wandbild am Kepler-Gymnasium

Gleich gegenüber dem Brunnen befindet sich an einem der Gebäude des Kepler-Gymnasiums ein 825,5 cm breites und 152,5 cm hohes Wandbild, das hier ebenfalls vorgestellt werden soll, auch wenn es sich nicht um offizielle Ge denkkunst oder ein Denkmal handelt. Es zeigt neben den Beschriftungen (/ für Zeilenwechsel)

Johannes Kepler / * 27. Dez. 1571 / † 15. Nov. 1630

und in Versalien

DAS BESTE FINDET SICH DORT, WO / SICH FLEIß UND BEGABUNG VERBINDET.

ein Portrait Keplers vor dem Abendhimmel, mehrere Himmelskörper (u. a. der „rote Planet“ Mars [vgl. Kapitel 5], Saturn mit angedeutetem Ringsystem) und die nächtliche Ulmer Silhouette mit dem Münster (Abb. 16). Rechts außerhalb folgen Szenen mit Bezug zur Ulmer Lokalgeschichte (Flugpionier Albrecht Ludwig Berblinger [1770-1829; der „Schneider von Ulm“] und zum Ulmer Fahrzeugbau⁸⁵), darin integriert das Signet KGU des Kepler-Gymnasiums, sowie eine Liste von Namen (BY / LEA R. / LEONI M. / SVETLANA R. / SEJLA S. / JULIAN H. / ANIL Y. / LAURIN S. / NIKLAS S.). Das Wandgemälde wurde im Juli 2014 entworfen und angefertigt von Schülern des Kepler-Gym-

⁸⁴ Kurioserweise gab es in der Ulmer Lokalpresse immer wieder Berichte zum Kepler-Brunnen, der anscheinend seit seiner Errichtung so gut wie nie funktioniert hat. Die Schulzeitschrift Kepler-Kessel zitiert dazu schon kurz nach der Installation einen Passanten: „Wenn der Lerneifer der Schüler so stark wäre wie die Wasserstrahlen dieses Brunnens, dann hätte das Kepler-Gymnasium schon längst seine Tore schließen können.“ Den Wasserlauf wieder in Gang zu bringen, insbesondere auch zum 400. Geburtstag Keplers 1971 und zum 350. Todestag 1980, war viele Jahre ein Dauerthema; nach kurzer Inbetriebnahme ist er stets wieder versiegt. Vgl. z. B. Gefällt Ihnen der Topf? Rund um das neue „Schulmuseum“. In: Kepler-Kessel. Schulzeitschrift des Kepler-Gymnasiums Ulm/Donau 13 (1959/1960) Nr. 2 S. 18f.- Ein Brunnen, der nicht fließt ... In: Südwest Presse 24 (1968) Nr. 236 S. 9 (11. Okt. 1968).- Brunnen gleichen Namens die reinste Jauchegrube. Schon über ein Jahr läuft kein Wasser aus den Röhren. Vor 400 Jahren wurde Kepler geboren. In: Südwest Presse 27 (1971) Nr. 224 S. 10 (29. Sept. 1971).- Ein Brunnen, der nicht plätschert. In: Schwäbische Zeitung 30 (1974) Nr. 190 S. 10 (19. Aug. 1974).- Endlich: Keplerkessel wird repariert. In: Südwest Presse 35 (1979) Nr. 128 S. 12 (6. Juni 1979).- Jakob Resch: Physikalisches Wunder zum Physikerkongress. In: Südwest Presse 35 (1979) Nr. 224 S. 9 (27. Sept. 1979).- Ders.: Wo ist eigentlich der Brunnen von Kepler? In: Südwest Presse 49 (1993) Nr. 248 S. 13 (26. Okt. 1993).- Der Keplerbrunnen ist längst wieder da. In: Südwest Presse 50 (1994) Nr. 126 S. 17 (4. Juni 1994).

⁸⁵ In Ulm sind z. B. ansässig die Firmen Kässbohrer, Kögel und Magirus, die früher ein stilisiertes Ulmer Münster als Firmensignet verwendete.



Abb. 16 - Ausschnitt aus dem Wandbild im Hof des Kepler-Gymnasiums (StadtA Ulm).

nasiums, der Keplersche Teil von Lea Rabus, Leoni Marsanu, Svetlana Rubilkina, Sejla Suhonjic, Julian Helmlé und Laurin Schmidt.

Die Vorlage für das Kepler-Portrait lässt sich zurückverfolgen bis zum Kepler-Kupferstich des Straßburger Malers, Bildhauers, Stechers und Verlegers Jacob van der Heyden (1573-1645) von 1621, der wiederum auf ein Gemälde vor 1620 (sog. Straßburger Portrait) eines unbekanntén Künstlers zurück geht, das Kepler seinem Straßburger Freund Matthias Bernegger (1582-1642), ab 1626 Rhetorik-Professor an der Universität, geschenkt hatte und auf dem er sich für schlecht getroffen hielt. Bernegger hatte dann bei seinem Freund van der Heyden zum Ruhme Keplers den Stich anfertigen lassen⁸⁶.

Charakteristisch für das ursprüngliche Motiv sind das Brustbild Keplers im Wams nach halbrechts und sein halb aufgestellter Spitzenkragen. Auf der Grundlage des van der Heydenschen Bildnisses gab es im Laufe der Zeit, insbesondere mit der Wiederentdeckung Keplers im 19. Jahrhundert, weitere Varianten; sie lassen sich je nach Ausführung und Kombination der typischen Elemente in mehrere Hauptgruppen unterscheiden, je nachdem ob Kepler so wie in der van der Heydenschen Vorlage oder seitenverkehrt nach halblinks portraitiert ist und ob Keplers Wams Schlitze aufweist oder nicht oder er gar eine andere Art von Kleidung trägt und ob Insignien seines Berufs beigegeben sind oder nicht (Zirkel, Himmelsglobus, Bücher etc.). Die Schlitze gibt es zum Beispiel im Kupferstich, den der umtriebige Nürnberger Buchhändler und Verleger Friedrich Roth-Scholz (1687-1736) vertrieb oder im Stahlstich des Stuttgarter Kupfer- und Stahlstechers und Radierers Veit Martin Peter Froer (1828-1900), auf dem Kepler jedoch seitenverkehrt erscheint. Ein prominentes Beispiel für die Kombination von geschlitztem Wams und Portrait halbrechts ist das vom Zeichner, Modelleur und Professor an der Königlichen Centralstelle für Gewerbe und Handel (Stuttgart) Karl Friedrich Eduard Herdtle (1821-1878) angefertigte Kepler-Bildnis für die wegen ihrer technisch hervorragenden Illustrationen erfolgreiche und populäre Zeitschrift ‚Über Land und Meer‘ des Schriftstellers Friedrich Wilhelm

⁸⁶ Bernegger schenkte das Gemälde 1627 der Universitätsbibliothek, [...] *hanc imaginem Argentoratensi Bibliothecae consecrat*. Castrum Argentoratum war der Name des römischen Legionsstandorts, des heutigen Straßburg. Es befindet sich heute im Collegium Wilhelmitanum des evangelischen Chapitre de Saint-Thomas in Straßburg, und es gibt Kopien davon (mit Abweichungen) in den Kepler-Museen Weil der Stadt und Regensburg. Vgl. Renaissance im deutschen Südwesten (wie Anm. 19). Bd. 1. Nr. C2.- *Schütz* (wie Anm. 71).

Hackländer (1816-1877), beides Mitglieder des „Komité[s] zur Erbauung eines Kepler-Denkmales in der Stadt Weil“ zum 300. Geburtstag Keplers. Das Bild fand damit weite Verbreitung⁸⁷. Das Wandgemälde ist vom gleichen Typ, Portrait halbrechts und geschlitztes Wams.

Der Text *Das Beste findet sich dort, wo sich Fleiß und* [richtig: mit] *Be-gabung verbindet* ist ein Zitat aus Keplers ausführlicher Selbstcharakteristik noch von November/Dezember 1597 in Graz mit 26 Jahren, eine „Selbstanalyse, die an Schonungslosigkeit diejenige Rousseaus weit übertrifft“⁸⁸. Sie entstand auf Grundlage seines eigenen Horoskops und kritischer Auseinandersetzung mit seinem Charakter, seinen Fähigkeiten und Anlagen sowie seiner schwächlichen Konstitution; sie war damals allerdings nicht zum Druck bestimmt.

9 Fenster der Verheißung im Ulmer Münster

Im Ulmer Münster befindet sich gleich rechts hinter dem Haupteingang an der Südseite des Langschiffes ein Glasfenster, das sog. Fenster der Verheißung, u. a. mit einer Darstellung der Entwicklung des Kosmos, von Naturgesetzen sowie eines stilisierten Porträts Keplers (Abb. 17). Um den zentralen Bereich des Weltalls mit Andeutung von Urknall, Atomen, Gestirnen, galaktischem Spiralnebel gruppieren sich die Gegenüberstellungen von Glaube und Wissen. Um diese herum finden sich alttestamentliche Symbole und Bilder (Noah, Sintflut, Arche, Taube mit Ölweig; Israels Wanderung, Manna in der Wüste, Wasser aus dem Felsen, Durchzug durch das Rote Meer, brennender Dornbusch, Moses, goldenes Kalb, Tempel; in Abb. 17 nicht mehr sichtbar)⁸⁹. Links oben in Abb. 17 sind drei Engel bei Abraham und sagen ihm die Geburt des Sohnes Isaak voraus. Rechts unten findet sich Abraham als Vater des Glaubens. Links unten sind dargestellt – quasi als Väter von Mathematik, Astronomie und Physik – Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton, Einstein; die Portraits sind – bis auf Einstein ganz links – jedoch ohne jede Ähnlichkeit. Rechts oben sieht man (von oben nach unten)

1. das heliozentrische System, ein Hinweis auf die Erkenntnisse Kopernikus', Galileis, Keplers,
2. die Gesetze der Planetenbewegung, ein Hinweis auf Kepler und das 1. und 2. Keplersche Gesetz (Flächensatz) sowie auf Newton und die Gravitation,

⁸⁷ Vgl. GNM Nürnberg, Graphische Sammlung, Inv.-Nr. MP 12546 Kapsel-Nr. 214, <http://www.portraitindex.de/documents/obj/33802534> (Zugriff: 09.06.2019).- HAB Wolfenbüttel, Portraitsammlung Inv.-Nr. I 6962, <http://portraits.hab.de/werk/10576> (Zugriff: 09.06.2019).- J. P. Glöckler: Johannes Kepler. In: Über Land und Meer 12 (1870) Bd. 2, Nr. 42 S. 1 und S. 7-10.- Julius Hartmann (Hg.): Denkwürdigkeiten der ehemaligen schwäbischen Reichsstadt Weil. Zum Besten des Baues einer evangelischen Kirche in Weil der Stadt. Stuttgart 1886. S. 20.- Lemcke (wie Anm. 5) S. 7 (Portrait von Froer links unten).

⁸⁸ *Optimum igitur est, ubi iungitur industria ingenio*. Vgl. Johannes Kepler: Gesammelte Werke. Bd. 19. Dokumente zu Leben und Werk. München 1975. S. 328-337. Zitat: S. 334.- Kepler (wie Anm. 21) S. 26 und S. 87.- Schmidt (wie Anm. 5) S. 211-222. Zitat: S. 215.

⁸⁹ Vgl. Dick/Langkavel (wie Anm. 17) S. 272f.- Erhard John: Die Glasmalereien im Ulmer Münster. Ulm 1989.- Zwei neue Kirchenfenster von Valentin Peter Feuerstein schmücken seit kurzem das Münster. Von der Verheißung zur Erfüllung. Strahlende Farben und lichte Motive. In: Schwäbische Zeitung 41 (1985) Nr. 253 (31. Okt. 1985) S. [19].- Wolfgang Lipp: Begleiter durch das Ulmer Münster. Schemmerhofen¹³2010. S. 40.



Abb. 17 - Ausschnitt aus dem Fenster der Verheißung im Ulmer Münster (Ev. Münstergemeinde. Foto: StadtA Ulm).

3. die Gleichung $S = \frac{1}{2} g t^2$, ein Hinweis auf Newton, Galilei und die Fallgesetze; der Fallweg ist gleich der Hälfte der Erdbeschleunigung multipliziert mit der Zeit zum Quadrat, allerdings steht im Bild t^2 fälschlicherweise im Exponenten zur Basis g ,
4. die Gleichung $E = m c^2$, ein Hinweis auf Einstein und die Energie-Masse-Relation (Einstein-Gleichung); Energie entspricht der Masse multipliziert mit der Lichtgeschwindigkeit zum Quadrat.

Das Fenster wurde gestiftet vom Münsterbauverein Ulm und 1985 von der Werkstatt Karlsruher Glaskunst angefertigt. Der Entwurf stammt vom Restaurator und Glasmaler Valentin Peter Feuerstein (1917-1999), der besonderen Wert auf eine attraktive Gestaltung in leuchtenden Farben und eine Darstellung der biblischen Geschichten in Bezug zur heutigen Welt legen wollte; dazu hatte sich der Katholik, Mitglied der Gemeinschaft christlicher Künstler der Erzdiözese Freiburg, intensiv mit der christlichen Religion und der Bibel auseinandergesetzt⁹⁰. Im Ulmer Münster gibt es von ihm neben dem Fenster

⁹⁰ Valentin Feuerstein war ursprünglich gelernter Maler und Mitarbeiter im elterlichen Handwerksbetrieb, erst später trat seine künstlerische Begabung hervor. Sein Wunsch, dann an der Akademie der Bildenden Künste München zu studieren, blieb durch 2. Weltkrieg und Arbeitsdienst unerfüllt; als Künstler war er Autodidakt. Er war überaus produktiv, sein Werk umfasst mehr als 180 Arbeiten in ca. 120 Kirchen, vornehmlich Glasfenster sowie Wand- und Deckenmalereien; er war vielfach als Restaurator mittelalter-

der Verheißung noch die Glasfenster Predigtfenster (auch Verkündung des Heils, 1981), Heilung des Menschen (auch Heilung des Einzelnen, 1982), Heilung der Gemeinschaft (auch Versöhnte Gemeinschaft, 1983) und das Fenster der Erfüllung (auch Menschwerdung Gottes, 1985).

10 Ausblick

Damit ist der Rundgang zu den Kepler-Erinnerungsstätten in Ulm beendet. Erstaunlich ist neben ihrer Zahl die Vielseitigkeit der Gestaltungen, wobei die kongenialen Entwürfe Heinrich Herrenbergers herausragen. Vielleicht weiß einer der Leser auch noch sein Rätsel auf der Tafel am Rathaus zu lösen oder die Angaben zum Reliefportrait in der Keplerstraße zu vervollständigen. Zu wünschen wäre auch eine Restaurierung und bessere Platzierung des Kepler-Brunnens.

licher Fresken und Figuren tätig. Vgl. Werner *Wolf-Holzäpfel*: Peter Valentin Feuerstein zum Gedenken. In: Aus unserem Schaffen 15 (2000) S. 98f.- Erhard *John*: Die Glaubensaussagen der Münsterfenster. In: Elmar *Schmitt* (Hg.): Das Ulmer Münster in Vergangenheit und Gegenwart. Zum hundertjährigen Jubiläum der Vollendung des Hauptturms 1890-1990 (Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Ulm 11). Weißenhorn 1989. S. 202-209.- *Ders.* (wie Anm. 89).- Hineinleuchtende Bildersprache. Wie Ulms evangelischer Dekan John den theologischen Gehalt der neuen Fenster sieht. Ein Blick auf Feuersteins Münsterfenster. In: Südwest Presse 40 (1984) Nr. 4 S. 11 (5. Jan. 1984).

Reminiszenzen an Johannes Keplers Aufenthalt in Ulm 1626-1627

Neues, Merkwürdiges und ungelöste Rätsel

Hans-Joachim Albinus/Detlef Suckrau

Errata zum Aufsatz in Ulm und Oberschwaben, Band 61 (2019), S. 175-211

Seite 175, Fußnote 1:

statt Dr. Peter Kienzle lies Herrn Dr. Peter Kienzle

Seite 176, 11. Zeile von oben:

statt $t_2 / a_3 = \text{const}_{\text{Planetensystem}}$ lies $t^2 / a^3 = \text{const}_{\text{Planetensystem}}$

Seite 176, Fußnote 5:

statt Monographien) lies Monographien 529)

Seite 182, Fußnote 19:

statt betrug also auch lies betrug auch

Seite 183, Fußnote 19:

statt $8 = 2^3 =$ lies $8 = 2^3 =$

Seite 183, Fußnote 19:

statt UO (1870) lies UO 2 (1870)

Seite 184, Fußnote 19:

statt Manuskript.- lies Manuskript.

Seite 186, Abb. 6:

statt [wie Anm. 5]) lies [wie Anm. 5] Nr. 64)

Seite 186, 4. Zeile von unten:

statt *Festungsbaum[ei]st[e]r* lies *Festungsbaum[ei]st[e]r*

Seite 188, Fußnote 33:

statt Kepler (wie Anm. 19) lies *Kepler* (wie Anm. 19)

Seite 191, 9. Zeile von oben:

statt 15. November alten Stils lies 5./15. November alten/neuen Stils

Seite 194, 6. Zeile von oben:

statt erste Kepler-Biographie lies erste große Kepler-Biographie ¹

- Seite 194, Fußnote 51:
statt Edition – als lies Edition - als
- Seite 195, letzte und vorletzte Zeile:
statt HH inv.[enit] lies *HH inv.[enit]*
- Seite 195, Fußnote 55:
statt 15 (1993) 2 lies 15 (1993) Nr. 2
- Seite 198, Fußnote 63:
statt *A. di Liscia* lies *A. di Liscia*
- Seite 200, Fußnote 67:
statt *Frisch 7* lies *Frisch 7*
- Seite 202, 7. und 8. Zeile von oben:
statt Erb.[aut] An.[no] Dom.[ini] 1897. P.[aul] Kienzle Arch.[itect]
lies *Erb.[aut] An.[no] Dom.[ini] 1897. P.[aul] Kienzle Arch.[itect]*
- Seite 203, 2. Zeile von unten:
statt *Relief Kepler vor dem Kaiser* lies *Relief Kepler vor dem Kaiser*
- Seite 204, letzte Zeile:
statt (Abb. 14) lies (Abb. 15)
- Seite 204, Fußnote 78:
statt Margot *Eberle*: Lebensbezug lies Margot Eberle: Lebensbezug
- Seite 206, 6. Zeile von oben:
statt (Abb. 15) lies (Abb. 14)
- Seite 207, 14. Zeile von oben:
statt Gedekunst lies Gedenkkunst
- Seite 209, Fußnote 87:
statt ge-lischen lies gelischen
- Seite 209, Fußnote 89:
statt (31. Okt. 1985) S. [19] lies S. [19] (31. Okt. 1985)

ⁱ Die erste wesentliche selbständige Kepler-Biographie war diejenige von *Johann Ludwig Christian von Breitschwert*: *Johann Kepler's Leben und Wirken*, nach neuerlich aufgefundenen Manuscripten. Löflund, Stuttgart, 1831 (2.A.: 1846). Er gibt jedoch keine genauen Daten zu Keplers Ulmer Aufenthalt an, auch die Kessel-Inschrift ist falsch zitiert. Die Kurzbiographien von *Hansch* und *Kästner* waren unselbständig in anderen Werken erschienen.

Ein großer Schatz der Kirche

Das Gemälde eines Mailänder Malers in der Dorfkirche von Hiltensweiler

Elmar L. Kuhn/Silja Neyer

Hoch oben an der linken Seitenwand im Schiff der Pfarrkirche von Hiltensweiler hängt ein großes Gemälde mit der Darstellung der Grablegung Christi. Es wird dominiert von Maria Magdalena in hellgelbem Gewand, die sich dem toten Christus zuwendet und dem Betrachter ihren Rücken zukehrt¹. Das Bild wird von den Kirchenbesuchern meist wenig beachtet. Wer in der Kunstgeschichte nur etwas bewandert ist, wird sich wundern über ein Gemälde solcher Qualität in einer Dorfkirche und wird bei näherer Betrachtung einen italienischen Meister des Manierismus vermuten, der Kunstepoche zwischen Renaissance und Barock. Es gab Zeiten, in denen dieses Kunstwerk mehr Beachtung fand. Der Weingartner Benediktinermönch Gabriel Bucelin berichtet 1643: *Das virtuose und wertvolle Altarbild von der Hand eines überaus gewandten gewissen italienischen Meisters begeistert die Gemüter aller Betrachter. Es zieht die Kunstverständigen aus den entferntesten Orten an. Sie bereuen nicht ihre Neugier und fühlen sich durch den Anblick reich belohnt*².

Heute findet sich eine Abbildung des Gemäldes auf Wikipedia auf der Seite über Salome Alt mit dem Hautgout, Maria Magdalena trage die Züge der Konkubine des Salzburger Erzbischofs Wolf Dietrich von Reitnau³.

Das Bild

Das Bildmotiv der Grablegung wurzelt im 10. Jahrhundert. Aus dieser Zeit stammen die ersten überlieferten Darstellungen der besagten Szene. Bis ins 13. Jahrhundert bestand die Darstellungsweise aus drei Personen und folgte damit dem Johannesevangelium. Dieser Darstellungstypus wurde gelegentlich durch Frauen ergänzt. Später entwickelte sich die Szene zu einer Vielfiguren-

¹ W. v. Matthey/A. Schabl: Die Kunstdenkmäler des Kreises Tettang. Stuttgart-Berlin 1937. S. 88f.

² Gabrielis Bucelinus OSB: Lacus Potamicus sive Acronius cum adjacentibus urbibus, oppidis, castris, pagis villisque descriptio ... Weingarten 1643. S. 227. Württembergische Landesbibliothek Stuttgart. Übersetzung.

³ https://de.wikipedia.org/wiki/Salome_Alt.



Abb. 1 - Camillo Procaccini: Grablegung Christi, Pfarrkirche Tettngang-Hiltensweiler.

darstellung. Spätestens seit Caravaggios Grablegung wurden die einzelnen Szenen, Beweinung, Grablegung und Salbung, in der malerischen Umsetzung immer mehr vermischt⁴.

Auch im Hiltensweiler Gemälde lässt sich eine solche Vermischung erkennen. Das Bild zeigt zwei Männer, vermutlich Nikodemus und Josef von Arimathäa, welche ursprünglich im Johannesevangelium erwähnt werden, den leblosen Körper Christi in einen steinernen Sarkophag hebend. Im Vordergrund steht Maria Magdalena in einem auffallend gelben Gewand. Sie wendet dem Betrachter ihren Rücken zu. Hinter ihr, am rechten Bildrand, steht Maria, die Mutter Christi. Links im Hintergrund sind zwei weitere Männer im Schatten des Grabes dargestellt. Beobachtet wird diese Szene von drei auf Wolken schwebenden Engeln. Dieses Element scheint die Szene gen Himmel zu öffnen.

Der Leichnam erscheint überlängelt und die Gliedmaßen unnatürlich verdreht. An Christus ist die *Figura Serpentina*, ein typisches Merkmal dieser Epoche, gut zu erkennen. Die Verdrehung der Gliedmaßen und die betont schlaff hängenden Arme stellen eine unnatürliche Körperhaltung dar. Die Anstrengung der Männer ist deutlich erkennbar, ihre Muskeln sind auffallend stark betont und die Bewegungen wirken extrem. Durch diese Bildeigenschaften grenzt sich der Maler klar von der Renaissance ab. Es herrscht keine Harmonisierung und Idealität mehr. Es geht nun um Emotionen, Dramatik und vor allem Leid.

Das kräftige manieristische Kolorit und die weichen Züge zeigen sich ebenfalls deutlich. Die Gewänder der Männer sind in strahlenden Farben gehalten. Maria Magdalena zieht in ihrem gelben Gewand den Blick des Betrachters auf sich. Über ihrem Kopf schwebt ein hauchzarter Nimbus. Erkennbar ist sie auch an dem Salbungsgefäß, welches sie in der Hand hält, ein häufiges Attribut für Maria Magdalena. Daran zeigt sich ebenfalls die Verschmelzung der Szenen, da Maria Magdalena ursprünglich nur in der Salbungsszenerie erwähnt wird. Außergewöhnlich ist, dass Maria Magdalena die Mutter Christi, Maria, nahezu aus dem Bild verdrängt. Durch ihre Rückenansicht wird eine Beziehung zum Betrachter aufgebaut, da ihm das Gefühl vermittelt wird, als würde er mit der Figur in die Szene hineinblicken. Durch die Position, die Kopfhaltung und das Licht wird der Betrachter-Blick auf den eigentlichen Protagonisten der Szene, Christus, gelenkt. Sie blickt ihm genau ins Gesicht. Auch durch diese Geste wird eine Emotionalität erzeugt und der Betrachter, durch die Lenkung im Bild, an die Dramatik der Szene gebunden.

Die Rhythmik des Bildes schuf der Künstler nicht nur durch die abwechslungsreiche Komposition der Figuren, sondern auch durch die auf- und absteigende Intensität der Farbigkeit sowie die Lichtführung. Während die Gewänder der Beteiligten sehr farbenfroh sind, ist der Körper Christi in einem gedeckten grauen Inkarnat gehalten und von einem blaugrauen Tuch bedeckt. Der Hintergrund ist ebenfalls schlicht und dunkel gefärbt. So kann das Auge des Betrachters die einzelnen Komponenten trotz der Figurenballung genau wahrnehmen und auf sich wirken lassen. Es wurde Raum gegeben für die Wirkkraft der Dramatik in der Szene.

⁴ Vgl. Wolfgang *Braunfels* (Hg.): *Lexikon der Christlichen Ikonographie*. Bd. 2 (Grablegung) und Bd. 7 (Maria Magdalena). Rom etc. 2004. Sp. 192ff. und Sp. 516ff.

Der Maler

Camillo Procaccini, ein erfolgreicher, jedoch eher unbekannter Maler des italienischen Manierismus, wurde in Bologna um 1561 geboren und starb 1629 in Mailand⁵. Er war der Sohn von Ercole Procaccini, ebenfalls Künstler. Camillo hatte zwei Brüder, Giulio Cesare und Carlo Antonio. Ersterer war zeitgleich mit Camillo als Künstler für die zeitgenössischen europäischen Adelsfamilien tätig. Bereits in seiner frühen Jugend war Camillo in der Werkstatt seines Vaters tätig. Sein erstes Werk ist von 1577. In den 1580er Jahren zog die Familie nach Mailand um. Zunächst war er stark von seinem Vater beeinflusst. Nach dem Umzug entwickelte er seinen eigenen Stil, der aber immer Einflüsse aus seiner alten Heimat erkennen ließ. Für die Ausstattung des Mailänder Doms fertigte Camillo zahlreiche Werke. Mit der Ausstattung weiterer Kirchen in Mailand und in der Lombardei sowie in Villen des Adels war er gut beschäftigt.

Bis 1584 wirkte in Mailand der Erzbischof und Kardinal Carlo Borromeo als Vorkämpfer der Gegenreformation der katholischen Kirche, als Erzbischof folgte ihm 1595 sein Neffe der Kardinal Federico Borromeo nach. Carlo Borromeo setzte sich im Sinne des Konzils von Trient (1545-1563) für Reformen der Kirche und ihre moralische Erneuerung ein⁶. Das Konzil betrachtete die religiöse Kunst als wichtiges Instrument der Glaubensverkündigung, im Gegensatz zu den Protestanten, die die sinnliche Überwältigung der Gläubigen ablehnten. Nach dem Willen des Konzils sollten die Bilder *das Volk durch ihre stete Vergegenwärtigung in der Lehre des Glaubens unterweisen und befestigen, und den Gläubigen in den Bildern der Heiligen heilsame Vorbilder vor Augen stellen*⁷. Man verlangte vom Maler, dass er seine ganze Kraft darauf verwende, um in dem Beschauer Andacht, Reue oder Schmerz zu wecken, sie könnten in der Schilderung der Leiden und Qualen der Heiligen gar nicht weit genug gehen.

Camillo wusste diese Situation Mailands als Zentrum der Gegenreformation mit ihren vielen Kunstaufträgen für sich zu nutzen, wie kein anderer. Seine Auftraggeber waren vor allem kirchliche Institutionen, seine Themen religiöse Bildmotive. Sein Stil, der Manierismus, kam den Anforderungen der Gegenreformation nach drastischer Vergegenwärtigung entgegen⁸. An die Stelle der harmonischen Formen von klassischer Einfachheit in der Renaissance trat eine gesuchte, komplexe, gezierte *Manier*, ein kapriziöser und spannungsgeladener Stil. Die Darstellung des menschlichen Körpers orientierte sich nicht mehr an der klassischen Kunst der Antike und an der Natur, sondern an Idealen von Anmut, wie überlange schlanke Gliedmaßen oder dem Gegenteil: übersteigert kräftige, muskulöse, maskuline, heroische Körperformen.

⁵ Zur Biografie und zum Werk vgl. Nancy Ward *Neilson*: Camillo Procaccini. Paintings and Drawings. New York/London 1979.- A. Foratti/N. Pevsner: Procaccini, Camillo. In: Ulrich Thieme/Felix Becker (Hg.): Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Bd. 27/28. München 1992. S. 413-414.- Daniele Cassinelli/Paolo Vanoli (Ed.): Camillo Procaccini (1561-1629). Le sperimentazioni giovanili tra Emilia, Lombardia e Canton Ticino. Milano 2007.- S. Partsch: Procaccini. In: Allgemeines Künstler-Lexikon, Bd. 97. Berlin 2018. S. 54-57.

⁶ Vgl. Andreas Holzem: Christentum in Deutschland 1550-1850. Bd. 1. Paderborn 2015. S. 246-255.

⁷ Vgl. Dieter J. Weiss: Katholische Reform und Gegenreformation. Ein Überblick. Darmstadt 2005.- Holzem (wie Anm. 6) S. 179-184 und S. 380-389.

⁸ Vgl. John Shearman: Manierismus. Das Künstliche in der Kunst. Frankfurt 1988.

Camillo spielte mit typisch manieristischer Emotionalität und schuf dadurch einen atmosphärischen Naturalismus. Wie von Künstlern der Gegenreformation erwartet, stellte er das Leiden Christi und den Schmerz der Beteiligten realitätsnah dar und beschönigte nichts. Er ging allerdings noch nicht so weit, die Wunden des Leichnams naturgetreu zu zeigen. Die Figurenballungen sind meist stark rhythmisiert und durch ein kräftiges Kolorit hervorgehoben. Ab den 1590er Jahren entwickelte er seinen manieristisch geprägten Stil soweit, dass er bereits Elemente des Barock aufwies.

Kreuzabnahme und Grablegung waren beliebte Bildmotive der Gegenreformation und des Manierismus, da im Leichnam Christi auf dem Schoß Mariens der eucharistische Fronleichnam im Schoß der Kirche gesehen wurde. Camillo hat aber wohl nur noch einmal ein Bild mit diesem Motiv gemalt, das heute verschollen ist.

Zwei Adelsgrablegen im Argental

Wie kam nun ein solches Bild des italienischen Manierismus in die Dorfkirche von Hiltensweiler? Wer durch Oberlangnau, den Ort unterhalb von Hiltensweiler, fährt, dem fallen zwei mächtige, aber wenig ansehnliche Gebäude unmittelbar an der Straße nach Steinenbach auf. Es sind die Reste des ehemaligen Paulinerklosters Langnau⁹. 1405 berief Graf Heinrich von Montfort-Tettnang hierher Mönche des Paulinerordens, ein vor allem in Ostmitteleuropa verbreiteter Orden mit der Ordenszentrale bei Budapest, und überließ ihnen eine ansehnliche Grundherrschaft, die vorher Benediktiner bewirtschaftet hatten. Damit schufen sich die Grafen ein sogenanntes Hauskloster in ihrer Grafschaft als geistliches Pendant zu ihrer Residenz in Tettnang. In der Klosterkirche richteten sie ihre Familiengrablege ein, in der in der Folge die meisten Angehörigen der Familie begraben wurden. So sicherten sich die Grafen vermeintlich dauerhaft das Gebet der Mönche für ihr Seelenheil. Der Generalprior der Pauliner zählte 1718 bei seiner Visitation 14 Grabmäler der Grafen in der Klosterkirche¹⁰, und eine Hofchronik beschreibt ausführlich die Beerdigungsfeierlichkeiten einer Gräfin über sechs Tage hin¹¹. Einmal im Jahr fand sich die gräfliche Familie *zum großen Montfortischen Jahrtag* im Kloster mit ihren Beamten ein, nahm am Gottesdienst teil und tafelte im Refektorium¹².

Eine weitere Adelsfamilie, allerdings niederen Adels, ließ sich zumindest zeitweise in Langnau bestatten, besaß sogar eine eigene Grabkapelle zwischen Chor und linkem Querschiff, die Herren von Reitnau. Sie nannten sich wohl nach den Orten Ober- und Unterreitnau, heute Ortsteile von Lindau, mussten

⁹ Vgl. *Schneider*: Geschichtliches über das ehem. Kloster Langnau. C. Das Paulinerpriorat. In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 15 (1886) S. 124-197.- Adolf *Schabl*: Zur Baugeschichte des Klosters Langnau. In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 64 (1937) S. 57-66.- Elmar L. *Kuhn*/Magda *Fischer*/P. Miroslaw *Legawiec*: Der Paulinerorden in Deutschland. Tettnang 2005.

¹⁰ Elmar L. *Kuhn*: Die schwäbische Provinz des Paulinerordens in der frühen Neuzeit. In: Kaspar *Elm* u. a. (Hg.): Beiträge zur Geschichte des Paulinerordens (Berliner historische Studien 32). Berlin 2000. S. 209-280. Hier: S. 257.

¹¹ Vgl. Eveline *Dargel*/Elmar L. *Kuhn* (Hg.): Die Hofchroniken des Grafen Ernst von Montfort 1735-1759 (Documenta Suevica 21). Eggingen 2014. S. 247-252.

¹² HStA Stuttgart B 123 II Bü 164: Hauptökonomie-Protokoll 1748-1758. Hier: 27. März 1749.

aber ihre Burg Unterreitnau 1376 verkaufen. Sie verfügten nur über geringen Grundbesitz und Gerichtsrechte zwischen dem Argental und Lindau. Sie traten in Dienste bei den Grafen von Montfort, den Habsburgern, den Klöstern Lindau und St. Gallen, gewannen Ansehen und Versorgung als Äbte von Pfäfers, Kempten, Murbach und Äbtissinnen von Cazis in Graubünden¹³.

Im späten 15. Jahrhundert konnten sie die Burgen Hofen und Lochen bei Bregenz erwerben¹⁴. Ihren Aufstieg im 16. Jahrhundert verdankten die Reitnauer einer Heiratsverbindung mit dem Haus der Herren bzw. Grafen von Hohenems¹⁵, die ihrerseits großen Nutzen aus einer Heiratsverbindung mit dem Hause der Mailänder Medici zogen, einer Nebenlinie der berühmteren Florentiner Medici. Gian Angelo Medici beförderte als Papst Pius IV. (1559-1564) seinen Neffen Markus Sittikus von Hohenems zum Kardinal, der sich in der Folge, obwohl Bischof von Konstanz (1561-1589), meist am päpstlichen Hof in Rom aufhielt, dort Herrschaften erwarb, Palazzi erbauen ließ und eine Familie begründete¹⁶. Die Brüder Hans Werner III. (1525-1593) und Hans Gaudenz († 1608) von Reitnau waren folglich Schwäger des Kardinals von Hohenems, und Helena, die Frau von Hans Werner, war die Nichte eines Papstes. Der Protektion des Kardinals Hohenems verdankte Wolf Dietrich von Reitnau, der Sohn von Hans Werner III., schließlich seine Wahl zum Erzbischof von Salzburg (1587-1612)¹⁷.

Bei einer Erbteilung fiel Hans Werner III. die Burg Lochen zu, er war zunächst österreichischer Landvogt von Burgau an der Donau, konnte 1568 Schloss und Herrschaft Langenstein im Hegau erwerben und machte eine glänzende militärische Karriere. Sein Bruder Hans Gaudenz begründete die Hofener Linie der Familie, wurde zum Vogt der österreichischen Herrschaft Bregenz ernannt, befehligte Tiroler Truppen und bekam Ämter am kaiserlichen Hof verliehen.

Seit etwa 1380 sollen die Reitnauer als Ort ihrer Familiengrablege die Klosterkirche Langnau gewählt haben. Eine Langnauer Quelle hielt nach dem Dreißigjährigen Krieg fest, dass sich die Reitnauer seit etwa 200 Jahren in Langnau bestatten ließen und sie zwei jährlich zu feiernde Jahrtagsmessen gestiftet hätten, die für ihr Seelenheil gelesen werden sollten¹⁸. Aber außer Hans Werner I. († 1493) sind keinerlei Namen von Familienangehörigen bekannt, die vor 1600 dort begraben sein sollen. Der Mönch Bucelin berichtet auch, erst der Salzburger Erzbischof Wolf Dietrich von Reitnau habe *die herrliche Grabkapelle* mit dem wertvollen Altarbild errichten lassen. Dort ruhten *in einem hervorragenden Grabmal das Ehepaar Gaudenz von Reitnau [† 1608] und Anna von Castell, die*

¹³ Zur Genealogie und Familiengeschichte der Herren von Reitnau vgl. Franz Götz/Alois Beck: Schloß und Herrschaft Langenstein im Hegau. Singen 1972.- *Vorarlberger Landesmuseum* (Hg.): Hohenemser und Raitenauer im Bodenseeraum. Bregenz 1987.- Karl Heinz Burmeister: Zur Genealogie der Edlen von Raitenau. In: Montfort 41 (1989) S. 7-14.- Die Schreibweise des Familiennamens wechselt, hier wird die heutige Namensform Reitnau gewählt.

¹⁴ Vgl. Alois Niederstätter: Die Vorarlberger Burgen. Innsbruck 2017, S. 127-134.

¹⁵ Vgl. Ludwig Welti: Geschichte der Reichsgrafschaft Hohenems und des Reichshofes Lustenau (Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs und Lichtensteins 4), Innsbruck 1930.- Vorarlberger Landesmuseum (wie Anm. 13).

¹⁶ Vgl. Simonetta Scherling: Markus Sittikus III. (1533-1595). Vom deutschen Landsknecht zum römischen Kardinal. Konstanz 2000.

¹⁷ Zu seiner Biografie vgl. Eva Stabl: Wolf Dietrich von Salzburg. Weltmann auf dem Bischofsthron. Wien/München 1987.- *Amt der Salzburger Landesregierung* - Kulturabteilung (Hg.): 4. Salzburger Landesausstellung Fürsterzbischof Wolf Dietrich von Raitenau. Gründer des barocken Salzburg. Salzburg 1987.

¹⁸ HStA Stuttgart B 470 Bü 6: Anniversarium Langnoviense, ca. 1650.



Abb. 2 - Grabmal von Hans Werner III. von Reitnau in der Stiftskirche St. Peter in Salzburg, um 1600.

vornehmen Eltern des Freiherrn Hans Werner V. [† 1636]¹⁹. Dieser Hans Werner ließ seinen Sohn Georg Paul († 1600) in der Pfarrkirche Bregenz bestatten, wo noch sein Epitaph zu sehen ist.

Kein Nachkomme von Hans Gaudenz, dem Begründer der Lochener Linie der Reitnauer, und kein Reitnauer der Hofener Linie wurde je in Langnau bestattet. Hans Werner III. († 1593), der Bruder von Hans Gaudenz, Begründer der Hofener Linie und Erwerber der Herrschaft Langenstein im Hegau, wurde in der Stiftskirche St. Peter in Salzburg, seine Frau Helena († 1586), die Papstnichte, wurde in der Pfarrkirche Orsingen begraben, beider Grabmäler hatte Erzbischof Wolf Dietrich in Auftrag gegeben, kurz bevor er die Langnauer Grabkapelle stiftete. In Orsingen wurden auch die Söhne Hans Werners III. begraben, Jakob Hannibal († 1611) und Hans Werner IV. († 1647) sowie sein Urenkel Rudolf Hannibal († 1671), der letzte männliche Reitnauer. Für sich hatte Wolf Dietrich rechtzeitig eine Grabkapelle auf dem Sebastiansfriedhof in Salzburg errichten lassen. Seine Schwester Cäcilia (1592) fand in der Salzburger Franziskanerkirche, sein Bruder Hans Rudolf († 1633) und dessen Sohn Wolf Dietrich II. († 1639) fanden in der Stadtpfarrkirche Gmünd in Kärnten ihre Ruhestätte. Somit waren in der von Erzbischof Wolf Dietrich gestifteten Grabkapelle nur dessen Onkel Hans Gaudenz († 1608) und dessen Frau Anna von Castell beigesetzt worden. Nach deren Bestattung und dem Amtsverlust des Erzbischofs 1612 verlor die Kapelle schon wieder ihre Funktion als Familiengrablege der Reitnauer.

Zwar zog das Altarbild der Grabkapelle die Kunstkenner an, aber die Kapelle selbst brachte schließlich dem Kloster nur Ärger²⁰. Der Erzbischof hatte dem Kloster eine weitere größere Stiftung für den Unterhalt des Baus versprochen, ein Versprechen, das er nach seiner Absetzung 1612 nicht mehr einlösen konnte. Die Familie hatte das Interesse an der Langnauer Kapelle verloren, nachdem sie sich für neue Grablegen in den Pfarrkirchen in ihren Hegauer und Kärntner Herrschaften entschieden hatten. Mit dem Aussterben der Familie 1671 war die Zweckbestimmung ohnehin obsolet geworden. Die Langnauer Kapelle war zum Ärger des Klosters *nec donata, nec consecrata*, es gab keine Unterhaltsverpflichteten mehr, die Kapelle war nicht geweiht. Ihr Anbau an der Klosterkirche verursachte Bauschäden, die das Kloster zu beheben hatte. Zeigt eine Ansicht des Klosters von 1653 noch einen Anbau an den Chor bis zur Höhe des Kirchendachs, so ist auf der Ansicht von 1788 nur noch ein ganz niedriger Anbau zu sehen²¹. Es ist anzunehmen, dass die Reitnauer Grabkapelle später abgebrochen wurde und an ihrer Stelle die Gruft der Grafen von Montfort eingerichtet wurde. Auf einem Plan von 1788 sind an dieser Stelle 12 Grabkammern eingezeichnet²².

¹⁹ *Bucelinus* (wie Anm. 2).

²⁰ Anniversarium (wie Anm. 18).

²¹ Die Ansicht von 1653 auf dem ehemaligen Altarbild der Arnoldskapelle in Hiltensweiler, Ölbild, jetzt an der rechten Schiffswand der katholischen Pfarrkirche Tettang-Hiltensweiler. Die Ansicht von 1788, Zeichnung von Johann Christian Thumb, im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, B 470, Bü 10. Abbildung in Elmar L. *Kuhn*: Langnau, in: Wolfgang *Zimmermann*/Nicole *Priesching* (Hg.): Württembergisches Klosterbuch. Ostfildern 2003. S. 318f. Hier: S. 318.

²² Grundrisse von Johann Christian Thumb 1788 (wie Anm. 21). Abbildung in *Kuhn* u. a. (wie Anm. 9) S. 100.



Abb. 3 - Ansicht des Paulinerklosters Langnau, Ausschnitt aus einem ehemaligen Altarbild der Arnoldskapelle in Hiltensweiler, Ölbild 1653, mit dem Anbau der Grabkapelle der Reitnauer zwischen Chor und linkem Querschiff.

Der Stifter

Die Reitnauer hatten in den Jahrhunderten vor 1600 schon öfters die Chance genutzt, über geistliche Laufbahnen höhere Ränge zu erreichen, als es ihr bescheidener Grundbesitz zuließ. Ein Onkel Wolf Dietrichs war Fürstabt von Murbach. Vielversprechende Aussichten eröffnete die Verwandtschaft mit dem Onkel Markus Sittikus von Hohenems, Bischof von Konstanz, Neffe des Papstes ab 1559 und ab 1561 Kardinal. So entschied die Familie, dass der gescheite Sohn geistliche Würden anstreben sollte. Der Fürsorge seines Onkels, des Kardinals, verdankte Wolf Dietrich die Domherrenstellen 1571 in Konstanz und 1578 in Salzburg²³. 1576-1581 studierte er in Rom am Collegium Germanicum und konnte mit Hilfe des Kardinals ein Beziehungsnetz an der Kurie aufbauen. Wegen zweier konkurrierender Fraktionen im Domkapitel wurde er 1587 überraschend als Kompromisskandidat zum Erzbischof von Salzburg gewählt, leitete nun eine der großen Diözesen des Reichs und regierte als Reichsfürst ein Territorium zwischen Bayern und Österreich von beträchtlichem Ausmaß. Die angestrebte Erhebung zum Kardinal erreichte er zwar nicht, konnte sich aber als päpstlicher Legat und Primas Germaniae in einen roten Ornat wie die Kardinäle kleiden.

Im Bewusstsein der Nachwelt ist er vor allem als Bauherr geblieben. Mit seinem Neubau der Residenz und dem Bau des neuen Doms begann er mit der großzügigen Umgestaltung des mittelalterlichen Stadtbildes Salzburgs in eine

²³ Zu seiner Biografie *Stabl* (wie Anm. 17).

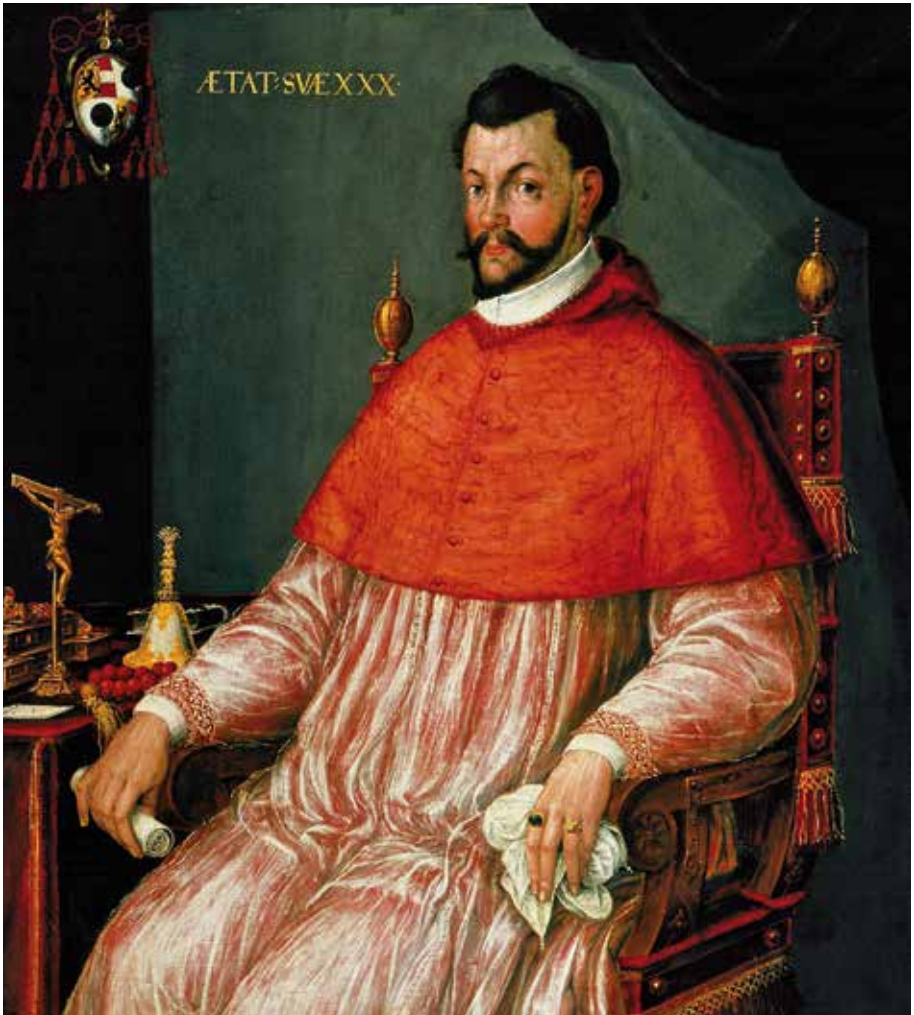


Abb. 4 - Wolf Dietrich von Reitau, Erzbischof von Salzburg, Bildnis von Kaspar Memberger, 1589. Salzburger Museum Carolino Augusteum.

Barockstadt. *Der Kleriker, Politiker, Landesfürst, Kriegsherr und Kunstfreund* galt zwar als *gelehrter Kopf*, aber auch als *aufbrausend, starrköpfig, ehrgeizig, bedenkenlos, großzügig, fürsorglich*, er war ein Mann, *der faszinierte und abstieß, beeindruckte und verletzte*. Als Leser von Machiavelli strebte er ein absolutistisches Regiment an, wogegen Domkapitel und Landstände opponierten. Bei den Bürgern und Untertanen soll er durchaus beliebt gewesen sein.

Fürsorglich erwies er sich vor allem seiner Familie gegenüber. 1593 erbte er nach dem Tod des Vaters die Herrschaft Langenstein im Hegau, zahlte seine Geschwister aus, erweiterte die Herrschaft mit dem Kauf des Dorfes Volkertshausen und der Herrschaft Eigeltingen und schenkte 1596 die vergrößerte Herrschaft seinem Bruder Jakob Hannibal. Seinen Bruder Hans Rudolf setzte er als Verwalter der Salzburger Herrschaft Friesach in Kärnten ein.



Abb. 5 - Miniaturbildnis der Salome Alt.

Familiensinn bewies Wolf Dietrich auch in seiner Verbindung mit der Salzburger Kaufmannstochter Salome Alt (1568-1633), in ihrer Jugend soll sie das schönste Mädchen von Salzburg gewesen sein. Ungewöhnlich war eine solche Verbindung nicht. In Rom nahm kaum jemand Anstoß an den Geliebten hoher Kirchenfürsten, der Kardinal Hohenems, der Onkel Wolf Dietrichs, begründete mit seinem Sohn die Familie der Duca di Altemps. Auch Wolf Dietrich ließ seine 15 Kinder vom Kaiser vom Makel der unehelichen Geburt befreien und in den Reichsadelsstand von Altenau erheben. Für Salome hatte er das Schloss Altenau (heute Schloss Mirabell) errichten und ihr große Schenkungen im Gesamtwert von mehreren 100.000 Gulden zukommen lassen. Ungewöhnlich war, dass er lebenslang mit ihr verbunden blieb, ein quasi bürgerliches Familienleben führte und kein Geheimnis aus seiner Liebesbeziehung machte. Salome bildete den Ruhepol im hektischen Leben des Erzbischofs und nahm keinen Einfluss auf dessen Geschäfte. Keinerlei böse Stimmen erhoben sich gegen die zurückhaltende und offenbar liebenswürdige Frau.

Lange hatte der Erzbischof auf eine generelle Aufhebung des Zölibats gehofft auch in der katholischen Kirche, wie sie die Protestanten durchgesetzt hatten, oder wenigstens eine persönliche Dispens durch den Papst. Beides blieb aus. Unklug war, dass Wolf Dietrich nicht bemerkte, dass sich die Zeiten im Zuge der Gegenreformation geändert hatten. Ein Konkubinat konnte nur noch geduldet werden, wenn es nicht öffentlich sichtbar war.



Abb. 6 - Herabkunft des Heiligen Geistes, in der Mitte Maria, links von ihr Apostel mit den Porträts von Angehörigen der Familien von Reitnau und von Hohenems, rechts von ihr Apostel mit den Porträts von Angehörigen der Familie Alt, dritte Person rechts von Maria Salome Alt, Ölbild um 1830, Schloss Mooßham/Lungau.

Wikipedia schreibt der Magdalena im Hiltensweiler Bild die Gesichtszüge von Salome Alt zu. Es lässt sich nicht klären, wie es zu einer solchen Meinung gekommen ist. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass dem Maler in Mailand jenseits der Alpen ein Bild Salomes vorlag und dass er Anweisungen für eine entsprechende Bildgestaltung erhielt. Möglicherweise schloss man aus der bildbeherrschenden Rolle der ehemaligen Sünderin Maria Magdalena, die sogar Maria in den Hintergrund drängt, auf eine versteckte Anspielung auf Salome Alt. Aber was soll eine solche Anspielung im weit entfernten Argental, wo niemand von Salome Alt wusste. Ebenso wohl Gerücht ist, dass Josef und Maria auf einem Altarbild der heiligen Familie in der Augustinerkirche des Salzburger Stadtteiles Mülln die Züge Wolf Dietrichs und Salomes tragen. Man muss viel Fantasie haben, um Ähnlichkeiten des einzig bekannten Porträts Salomes mit der Hiltensweiler Magdalena oder mit der Maria in Mülln zu erkennen. Auf dem Schloss Mooßham im Salzburger Lungau hat sich allerdings ein Pfingstbild der Herabkunft des Heiligen Geistes nach einer Vorlage um 1600 erhalten, auf dem sich um Maria auf der einen Seiten Angehörige der Familie von Reitnau, auf der anderen Seite der Familie von Altenau, darunter Salome Alt, scharen, deren aller Namen vermerkt sind²⁴.

Salome Alt überlebte den Erzbischof um 16 Jahre, in den Jahren seiner Gefangenschaft auf der Feste Hohensalzburg 1612-1617 war ihr jeglicher Kontakt zu ihm verwehrt. Zu Fall brachten Wolf Dietrich seine Konflikte mit Bayern. Schon lange schwelten Konflikte wegen ihrer Konkurrenz im Salzhandel, beide Seiten wollten die Fürstpropstei Berchtesgaden in ihre Abhängigkeit bringen. Zudem verweigerte sich der Erzbischof dem Beitritt zur Liga, dem von Bayern

²⁴ Zu diesem Bild vgl. *Amt der Salzburger Landesregierung* (wie Anm. 17) S. 535.

angeführten katholischen Gegenbündnis gegen die evangelische Union. Damit nährte Wolf Dietrich Zweifel an seiner Glaubenstreue. In Rom hatte er mit dem Tod seines Onkels, des Kardinals, seinen Fürsprecher verloren, und die Kurie misstraute dem Erzbischof wegen seines moderateren Kurses gegen die Protestanten in seinem Territorium. Als sich Wolf Dietrich 1611 zu einem militärischen Handstreich auf Berchtesgaden hinreißen ließ, unterlagen seine Truppen rasch einem bayerischen Heer. Das Domkapitel rückte von seinem Erzbischof ab in der Hoffnung, wieder die frühere Machtstellung einnehmen zu können, und warf ihm Verschwendung und unkeuschen Lebenswandel vor. Wolf Dietrich wurde auf der Flucht gefangengenommen und schließlich zum Rücktritt gezwungen. Seine Nachfolge als Erzbischof von Salzburg trat sein Vetter Markus Sittikus von Hohenems (1574-1619) an, dem Wolf Dietrich 1589 zur Domherrenstelle in Salzburg verholpen hatte. Der Vetter und Nachfolger erwies sich als unbarmherzig gegenüber seinem Vorgänger, verweigerte die ihm zugesagte Freilassung und Pension und hielt ihn bis zu dessen Tod 1617 in strenger Haft.

Warum Procaccini?

Wieso entschied sich Erzbischof Wolf Dietrich, das Bild eines Mailänder Malers in das entlegene Kloster Langnau zu stiften? Die Wege von Camillo Procaccini und Wolf Dietrich könnten sich 1580 in Rom gekreuzt haben. Ein wichtiger Mäzen, Pirro Visconti, hatte Camillo 1580 eine Reise nach Rom ermöglicht. Dort studierte Wolf Dietrich zwischen 1576 und 1581. Belege für eine Begegnung gibt es nicht. Zur Mailänder Kunstszene scheint Wolf Dietrich keine Beziehungen gehabt zu haben. Eine zeitweise einflussreiche Rolle am Salzburger Hof spielte der Sieneser Maler Francesco Vanni († 1610), ansonsten vergab der Erzbischof Aufträge fast ausschließlich an Maler aus dem deutschen Sprachraum.

Nur weitläufige Verwandtschaftsbeziehungen wiesen nach Mailand. Der Onkel des Erzbischofs, Graf Jakob Hannibal von Hohenems²⁵, war mit Hortensia Borromeo verheiratet, der Halbschwester des hl. Carlo Borromeo, bis 1584 Kardinal und Erzbischof von Mailand und Vorkämpfer der katholischen Gegenreformation. Der Graf Jakob Hannibal schenkte 1606 dem Kapuzinerkloster Appenzell in die neuerbaute Klosterkirche ein Bild der Kreuzabnahme, eine Szene kurz vor der Grablegung, allerdings von Giulio Cesare Procaccini, dem Bruder Camillos²⁶. Dieses *Meisterwerk des mailändischen Manierismus* zeigt kompositorisch keine Ähnlichkeit mit der Langnauer Grablegung, dem Werk seines Bruders, außer dass auch hier im Vordergrund eine Rückenansicht dominiert, in diesem Fall des hl. Johannes Evangelist. Für den Hochaltar einer Mailänder Kirche soll Giulio Cesare ein weitgehend identisches Bild gemalt haben.

Von Wolf Dietrich ist kein einziger weiterer Erwerb eines Werks der Künstlerfamilie Procaccini bekannt. Warum er dann gerade dieses Bild in die geplante Grabkapelle seiner Familie stiftete, muss offen bleiben.

²⁵ Vgl. Ludwig *Welti*: Graf Jakob Hannibal I. von Hohenems. 1530-1587. Innsbruck 1954.

²⁶ Vgl. Rainald *Fischer*: Die Kunstdenkmäler des Kantons Appenzell Innerrhoden. Basel 1984. S. 229 und S. 237f., Abb. S. 233.



Abb. 7- Epitaph für Dr. Valentin Heider (1605-1664) in der evangelischen Pfarrkirche St. Stephan Lindau.

Wenn das Bildmotiv der Grablegung im Schaffen Camillo Procaccinis möglicherweise ein Einzelfall blieb, so wurde das Langnauer Bild seinerseits einige Jahrzehnte später Vorlage für eine Kopie in der evangelischen Stadtpfarrkirche der benachbarten Reichsstadt Lindau²⁷. Trotz des im Dreißigjährigen Krieg besonders gespannten Verhältnisses der Grafen von Montfort, einerseits Vögte des Klosters Langnau, andererseits Hochgerichtsherrn über große Teile des reichsstädtischen Territoriums, ließen die Nachkommen von Daniel Heider († 1647), Syndikus der Reichsstadt und bedeutender Rechtshistoriker, das Langnauer Bild für dessen Epitaph kopieren. So wurde das Bild eines Mailänder Malers der katholischen Gegenreformation Vorbild für das Grabmal eines Interessenvertreters der evangelischen Stadt.

Ein Bild wandert

1780 verkaufte Graf Franz Xaver von Montfort, von Österreich in den Konkurs getrieben, seine Grafschaft an seinen größten Gläubiger²⁸. Kaiser Joseph II. hob 1787 als österreichischer Landesherr alle Paulinerklöster in seinen Ländern und damit auch das Paulinerkloster Langnau auf²⁹. Die vorderösterreichische Regierung gab 1793 die Klosterkirche und Teile der Klostergebäude zum Abbruch frei. Dabei wurden viele Kunstwerke der Klosterkirche und die Grabmäler der Grafen zerstört. Die Gebeine der Grafen von Montfort wurden aus der Grabkapelle der Klosterkirche in eine Gruft in der Arnoldskapelle der Pfarrkirche Hiltensweiler überführt³⁰. Von der Innenausstattung der Klosterkirche wurden nur das Skelett des Katakombenheiligen Valentin³¹ und das Bild der Grablegung Christi von Camillo Procaccini ebenfalls in die Pfarrkirche Hiltensweiler übertragen. Der Rang dieses Kunstwerkes wurde also durchaus erkannt. Bei einer Kirchenrenovierung 1934 wurden die neugotischen Altäre entfernt und unter Verwendung von Altarteilen aus Deuchelried bei Wangen ein neuer barocker Hochaltar zusammengestellt. In diesen Hochaltar wurde das Bild von Procaccini als Altarretabel eingefügt. Bei einer erneuten Renovierung Anfang des 21. Jahrhunderts wurde dieser Hochaltar wieder beseitigt und das Bild der Grablegung an der linken Schiffswand aufgehängt.

Denk-Mal

Der unbefangene Besucher der Pfarrkirche Hiltensweiler wird das Bild der Grablegung nur als bildliche Wiedergabe eines biblischen Themas, falls er mit der biblischen Geschichte noch vertraut ist, und als Zeugnis einer weit zurück-

²⁷ Vgl. Adam Horn/Werner Meyer: Die Kunstdenkmäler von Schwaben. IV. Stadt und Landkreis Lindau (Bodensee). München 1954. S. 34f.

²⁸ Vgl. Elmar L. Kuhn: *Das Augenmerk auf die Erlangung der ganzen Grafschaft Montfort zu richten*. Das Ende der Grafen von Montfort. In: Mark Hengeler/Elmar L. Kuhn (Hg.): *Adel im Wandel*. Oberschwaben von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Bd. 1. Ostfildern 2006. S. 213-228.

²⁹ Elmar L. Kuhn: *Weiterbeibehaltung weder notwendig noch ratsam ... Die Aufhebungen der Paulinerklöster der deutsch-rheinischen Provinz 1367-1807*. In: Volker Himmelein/Hans Ulrich Rudolf (Hg.): *Alte Klöster - Neue Herren*. Bd. 2.1. Ostfildern 2003. S. 683-698.

³⁰ Vgl. Moll: *Die neue Beisetzung der Überreste der Grafen von Montfort in Hiltensweiler*. In: *Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees* 15 (1886) S. 209-214.

³¹ Vgl. Gisbert Hoffmann: *Der reichverzierte Knochenmann. Der hl. Valentin in der Pfarrkirche Hiltensweiler*. In: *Förderkreis Heimatkunde Tettang. Kurier* 2014. Nr. 68. S. 8f.

liegenden Stilepoche wahrnehmen. Erst wenn man seine Geschichte kennt, vermag es mehr zu erzählen: die Geschichte des Aufstiegs und Niedergangs einer regionalen Adelsfamilie unter den folgenden Stichworten:

- die offenbar nostalgischen Bezüge eines Salzburger Erzbischofs zu dem kleinen Kloster im Argental
- sein Versuch, ein Erinnerungsdenkmal für seine Familie zu schaffen
- sein Scheitern durch seinen Sturz, durch die Wahl anderer Grablegen für die folgenden Familienangehörigen und schließlich das Aussterben der Familie
- das Schwinden der Erinnerung an die ursprüngliche Funktion des Bildes mit der Aufhebung des Klosters, dem Abbruch der Klosterkirche und der Überführung des Bildes in die Kirche Hiltensweiler
- aber auch die Bedürfnisse unserer Gegenwart, eine prickelnde Skandalgeschichte in das Bild zu projizieren

Gestiftet als Kultbild und zum Ruhme einer heute vergessenen Familie, behält Procaccinis Bild seinen Rang als Stachel der Erinnerung an eine bis vor kurzem gläubige Vergangenheit und als überregional bedeutendes Kunstwerk.

Der Montfortische Ceder-Baum

Die Chronik des Jesuitenpaters Andreas Arzet

Von Ursprung und Herkommen, Geschichten und Taten,
Glück und Unglück, Land und Leuten

Elmar L. Kuhn

1 Die Zeit

1632-34 war Oberschwaben zum Kriegsschauplatz im Dreißigjährigen Krieg geworden. Freund und Feind verwüsteten das Land, die Bewohner wurden misshandelt und niedergemetzelt, die Häuser niedergebrannt. Unerträgliche Kriegssteuern waren aufzubringen. Dem Abzug der Heere folgten Hunger und Pest. 1633 vernichtete ein Brand das Schloss Tettang. Graf Hugo flüchtete in die Schweiz, nach Rorschach, später auf die Reichenau, 1647-50 nach Arbon. 1645 begannen in einer zweiten Kriegsphase die Verheerungen aufs Neue, 1647 war auch noch das Schloss Argen ausgebrannt. Seit 1640 begleitete der Pater Andreas Arzet vom Jesuitenkolleg Konstanz den Grafen. Er unterrichtete seinen jungen Sohn Graf Anton und begann sich mit der Geschichte der gräflichen Familie zu befassen. In dreißigjähriger Arbeit mit immer neuen Ergänzungen entstanden bis 1670 die drei Bände des „Montfortischen Ceder- oder Stammbaumes“.

Es war ein Werk der Selbstvergewisserung der gräflichen Familie in einer existenziellen Krise. Von den einst weiten Herrschaftsgebieten der Grafen vom Alpenrhein über Vorarlberg bis ins Allgäu und das nördliche Bodenseegebiet war nach 1700 wenig genug übriggeblieben: die Herrschaften Tettang und Argen, ab 1659 noch die kleine Herrschaft Schomburg, ein Territorium mit max. 10.000 Untertanen. Jahrelang waren im Krieg die Einnahmen ausgeblieben, riesige Kredite hatten zur Bezahlung der Kriegssteuern und Reparationen aufgenommen werden müssen, von deren Last sich die Grafen nie mehr befreien konnten. Noch erinnerlich waren die Gefahren des physischen Aussterbens des Geschlechts. 1575 war die Tettanger Linie des Grafenhauses ausgestorben. Nur mit großen Mühen und Kosten hatte der in die Steiermark verschlagene Seitenzweig der Bregenzer Linie die Nachfolge antreten können. 1590 wollte der kinderlose Graf Georg bereits die ganze eben erst erworbene Grafschaft an Österreich verkaufen, was nur sein plötzlicher Tod und Graf Johannes als sein Bruder und Nachfolger verhinderten. Als dem Grafen Hugo, der 1619 die Regierung antrat, bis 1627 noch kein Stammhalter geboren worden war, erhoffte Österreich bereits wieder das Ende des gräflichen Hauses. Sein Sohn Johannes



Abb. 1 - Titelblatt der Chronik von Andreas Arzet SJ. 1670, Bayerische Staatsbibliothek München.



Abb. 2 - Graf Hugo von Montfort (1595-1662). 1620, Öl auf Leinwand.
Kunstsammlungen der Fürsten zu Waldburg-Wolfegg.
Schloss Wolfegg. Andreas Arzet, der Verfasser des „Ceder-Baums“, war Hofgeistlicher des
Grafen Hugo von 1640 - ca. 1654 und 1667-1670 von dessen Sohn, Graf Johann.

musste nach seiner Regierungsübernahme 1655 wieder bis 1670 bangen, ob er noch einen Sohn bekomme. Im gleichen Jahr 1670, als es wieder Hoffnung auf eine Fortsetzung der gräflichen Geschichte gab, beendete der Pater Arzet sein Werk. In Zeiten wiederkehrender existenzieller Verunsicherung sollte durch den Rückblick auf die Überwindung so vieler Krisen Hoffnung auf Zukunftssicherung vermittelt werden.

Adelschroniken wurden seit dem frühen 16. Jahrhundert in Auftrag gegeben oder von Familienmitgliedern geschrieben zur Statusvergewisserung nach innen oder gelegentlich zur Statusdemonstration nach außen in Zeiten sozialen Wandels, in denen dieser Status unsicher wurde¹. Die Montforter waren dem Beispiel anderer schwäbischer Adelsfamilien, zuvorderst den Waldburgern², spät gefolgt, erst in ihrer Zeit konkreter Gefährdung. Vorarbeiten hatte es gegeben. Schon 1485/86 hatte *Thomas Lirer, gesessen zu Rankweil, [...] meines gnädigen Herren von Werdenberg Knecht* eine „Schwäbische Chronik“ mit phantasievollen Fabeln über die Anfänge des schwäbischen Adels drucken lassen³. Einen lockeren roten Faden seiner Geschichten bilden die Stammfolgen der Grafen von Rotenfahn, die sich später von Montfort nannten. Schon die Zeitgenossen bezeichneten Lirer als „Fabelhans“, auch Arzet meldet Vorbehalte an, zitiert ihn aber häufig und ausführlich. Zwar würde Lirer *mit seinen Historien etwas lächerlich und umgereimt leiern, so könne doch unter seinen Märlein auch eine wahre Geschichte, unter den Fehlern bisweilen auch eine Wahrheit gefunden werden*⁴. Graf Hugo XIII. von Montfort-Tettnang-Rotenfels hat etwa zu gleicher Zeit auf seinem Schloss Rotenfels Materialien zur Familiengeschichte gesammelt⁵. Im Erbstreit nach dem Aussterben der Tettnanger Linie 1575 ließ der Bregenz-Steiermärker Zweig eine umfangreiche Sammlung von Akten und Schriften zur Hausgeschichte zusammenstellen, die Arzet ebenfalls nutzte⁶.

¹ Rudolf Seigel: Zur Geschichtsschreibung beim schwäbischen Adel in der Zeit des Humanismus. In: ZWLG 40 (1981). S. 93-118.

² Clemens Joos: Adlige Identitätsbildung und Repräsentation - Andreas Arzets Ceder im Rahmen der Montforter Hausgeschichtsschreibung. In: Andreas Arzet: Montfortischer Ceder- oder Stammbaum. Ursprung und Herkommen, Geschichten und Taten, Land und Leute der Grafen von Montfort. Hg. von Elmar L. Kuhn/Alois Niederstätter/Stefan Feucht. Bearbeitet von Julian Schulz. Mit Beiträgen von Clemens Joos, Alois Niederstätter und Julian Schulz (Documenta Suevica 26). Eggingen 2018. S. 11-63. Hier: S. 24-25.- Peter Blickele: Der Bauernjörg. Feldherr im Bauernkrieg. Georg Truchsess von Waldburg 1488-1531. München 2015. S. 416-423.

³ Thomas Lirer: Schwäbische Chronik. Hg. von Peter Amelung. Leipzig 1990. Reprint der Ausgabe Ulm 1486.- Thomas Lirer: Schwäbische Chronik. Hg. von Eugen Thurnher. Bregenz 1962.- Klaus Graf: Exemplarische Geschichten. Thomas Lirers „Schwäbische Chronik“ und die „Gmünder Kaiserchronik“. München 1987.- Walther P. Liesching: Die Nachkommen des Römischen Kaisers Kurio. Bemerkungen zur Heraldik in der Schwäbischen Chronik des Thomas Lirer. In: ZWLG 46 (1987) S. 87-115.

⁴ Arzet (wie Anm. 2) S. 163.

⁵ Joos (wie Anm. 2) S. 29.

⁶ WLB Stuttgart Cod. hist. fol. 618.- Vgl. Beat Rudolf Jenny: Graf Froben Christoph von Zimmern. Geschichtsschreiber - Erzähler - Landesherr. Lindau/Konstanz 1959. S. 32-33 und S. 203-204.- Joos (wie Anm. 2) S. 29-36.

2 Der Autor

Andreas Arzet wurde 1604 in Konstanz als Sohn einer angesehenen Bürgerfamilie geboren⁷. 1620 trat er in den Jesuitenorden ein, 1631 wurde er zum Priester geweiht. Er profilierte sich als Mathematiker und Astronom. 1634-37 lehrte er als Professor für Mathematik am Kolleg in Innsbruck, 1637-40 als Professor für Logik an der Universität Freiburg. Nach einem Herzinfarkt folgte er 1640 einem Ordensbruder nach Tettngang und wurde Beichtvater von Graf Hugo, der es *für ein besonderes Glück hielt, dass er bei so bedrängten Kriegszeiten eine geistliche Person bei sich am Hof haben konnte*⁸. Arzet folgte seinem Herrn an dessen verschiedene Orte des Exils. 1654-59 wirkte er wieder als Studienpräfekt am Kolleg in Konstanz und schließlich 1661-67 als Professor für Moralthologie in Rottweil. 1667-70 kehrte er nochmals zum nunmehr regierenden Grafen Johannes in Tettngang zurück. Neben seiner Arbeit am Montfortischen Ceder-Baum verfasste er anlässlich der Wahl der Gräfin Franziska von Montfort zur Äbtissin des Frauenstifts Buchau eine Geschichte dieses Stifts, und in Arzets Sterbejahr 1675 erschien in Konstanz eine von Arzet entworfene Karte des Bodenseeraums, bei der ihm seine mathematischen Kenntnisse der Vermessungsmethoden zugute kamen. Im gleichen Jahr 1675 druckte der bayerische Hofkupferstecher Michael Wening ein großformatiges Blatt, in dem Arzet die Ergebnisse seiner genealogischen Forschungen in einem Stammbaum zusammenfasste und in einer beschränkten Öffentlichkeit verbreitete⁹. Mit den Widmungen der Karte an Graf, Johannes und des Stammbaums an beide Brüder, die Grafen Johannes und Anton, bekundete der Pater Arzet an seinem Lebensende nochmals seine Verbundenheit mit dem Hause Montfort. Wohl ein Verwandter, Augustin Arzet, leitete 1656-66 das Prämonstratenserstift Schussenried.

3 Die Absichten

In Form und Inhalt folgte der Autor Arzet den gängigen Vorbildern der Adelschronistik. Mit der Suche nach den Ursprüngen der Familie, dem so genannten „Herkommen“, und im Durchgang durch die Generationsfolgen sollte der Rang der Familie begründet werden. Aus den Erfahrungen sollten Leiterkenntnisse für künftiges Handeln formuliert und mit der Dokumentation ehemaliger und gegenwärtiger Herrschaftsrechte deren Erhalt gesichert bzw. der Wiedererwerb offengehalten werden.

3.1 „Herkommen“

Das Alter eines Geschlechts begründete seinen Rang. Je weiter die Stammfolge zurückverfolgt werden konnte, umso vornehmer galt eine Familie. Zeitüblich mussten die Anfänge mindestens bei den Römern gefunden werden. Arzet setzt

⁷ Joos (wie Anm. 2) S. 13-19.- Ugo *Bonaconsa*: Auflösung des Monogramms A. A. SJ auf einer Bodenseekarte von 1675. Der Kartenautor und die Grafen von Montfort. In: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 117/113 (1968/69) S. 201-224.

⁸ Arzet (wie Anm. 2) S. 818.

⁹ Joos (wie Anm. 2) S. 54f.



Abb. 3 - Treffen von Angehörigen der Grafen von „Rotenfahn“.
Holzschnitt aus Thomas Lirer: Schwäbische Chronik. Ulm 1486.

sich zunächst mit der Erzählung Thomas Lirers auseinander, dass ein römischer Kaiser namens Kurio um das Jahr 100 nach Christus wegen seines christlichen Glaubens in Rom bedroht worden und deshalb mit anderen römischen Adligen nach Graubünden geflohen sei. Die Grafen von Montfort würden von einem dieser römischen Geschlechter abstammen, hätten aber erst in Graubünden den Adelstitel Montfort angenommen. Arzet überbietet Lirer noch und versucht nachzuweisen, dass um 600 vor Christus Gallier die Bewohner der Toskana vertrieben hätten. Unter Führung ihres Fürsten Rheto hätten sich die reichsten und vornehmsten Familien in Rätien, im Alpenrheintal niedergelassen. Von diesen vornehmen „Tusziern“ würden die Grafen von Montfort abstammen, sie seien folglich *eines uralten, hochadeligen und weitberühmten Geschlechts*¹⁰. Inspiriert wiederum von Lirer konstruiert Arzet ein weitverzweigtes Familiengeschlecht der nach ihrem Wappen benannten Grafen von Rotenfahn, die ab etwa 700 nach Christus auch den Titel der Grafen von Montfort führten. Als „Zweige“ *dieses rotenfahnischen oder montfortischen Stammes* betrachtet er außer den späteren Grafen von Montfort die Grafen von Rheinegg, Feldkirch, Schellenberg, Werdenberg und die Herren von Bodman und lässt die Abkunft der Grafen von Bregenz offen¹¹.

Als *alte Tradition* berichtet Arzet, dass ein Graf von Montfort zur Zeit der Kreuzigung Christi in Jerusalem gewesen sei, und darüber in einem Brief an seine Vettern in „Deutschland“ berichtet habe. Leider sei dieser Brief mit dem gräflichen Archiv 1488 verbrannt. Zwar verhehlt Arzet seine Zweifel daran nicht, aber es könne nicht bewiesen werden, dass ein Graf von Montfort damals nicht in Jerusalem gewesen sei¹².

Nach heutiger Kenntnis lässt sich die Stammfolge der Grafen von Montfort tatsächlich weit zurückverfolgen, zwar nicht bis in römische Zeiten, aber bis zu den alemannischen Herzogen um 700 über die Udalrichinger, die Grafen von Bregenz und eine Generation der Pfalzgrafen von Tübingen. Die Schwester des Grafen Ulrich als Namensgeber der Udalrichinger war die dritte Frau von Karl dem Großen. Höher hinauf und weiter zurück ging es nicht. Soweit ich sehe, kann kein anderes deutsches Adelsgeschlecht frühere nachweisbare Ahnen vorweisen. Freilich ließ sich das daraus resultierende große „symbolische Kapital“¹³ seit dem Spätmittelalter nicht mehr in entsprechende Macht ummünzen.

Ausführlich befasst sich Arzet auch mit den französischen Grafen de Montfort, um nachzuweisen, dass die deutschen Grafen wesentlich früher in den Quellen auftauchen als ihre französischen Namensvettern und folglich die Montforter nicht von den Montforts abstammen können¹⁴. Diese Argumentation trifft allerdings nicht zu, da sich die Vorfahren unserer Grafen vor 1208 nie Grafen von Montfort nannten und alle entsprechenden Belege bei Arzet spätere Erfindungen waren.

¹⁰ Arzet (wie Anm. 2) S. 162-167 und S. 172-179. Zitat: S. 177.- Vgl. Joos (wie Anm. 2) S. 42.

¹¹ *Ebda.*, S. 297-416.

¹² *Ebda.*, S. 158f. und S. 480f.

¹³ Vgl. Pierre Bourdieu: Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg 1992. S. 49-79.- Monique de Saint Martin: Der Adel. Soziologie eines Standes. Konstanz 2003.

¹⁴ Arzet (wie Anm. 2) S. 167-171 und S. 431-468.

Von dem französischen Adelsgeschlecht eigneten sich aber die hiesigen Montforter ihren Hausheiligen an. Im 15. Jahrhundert erfuhren sie, dass in Nicosia auf Zypern angeblich ein Kreuzfahrer namens Johannes von Montfort begraben sei, der als Seliger verehrt werde. Da er in Frankreich unbekannt sei, betrachteten ihn die hiesigen Grafen als ihren Familienangehörigen und Schutzpatron¹⁵. So konnten sie nicht nur sehr frühe und hochrangige Ahnen, sondern auch noch einen himmlischen Helfer vorweisen, dessen Bild sie auf Münzen prägten und an die Decke ihrer Schlosskapelle malen ließen.

3.2 Erfahrung

Solange Geschichte als „magistra vitae“ aufgefasst wurde, konnten aus der Kenntnis der Vergangenheit Schlüsse für das Verhalten in Gegenwart und Zukunft gezogen werden. Wiederkehrende Grundmuster der Montfortischen Geschichte sind die Erbteilungen, die geringe Familiensolidarität, die daraus resultierenden Gebietsverluste und immer wieder die Gefahr des physischen Aussterbens. Diesen Erfahrungen setzt Arzet das hoffnungsvolle Bild des Zedernbaumes gegenüber, dessen Holz als unverweslich galt. Kein anderer Baum würde sich für einen Stammbaum des gräflichen Hauses besser anbieten *als eben der Ceder, um anzudeuten, dass dieses hochgräfliche montfortische Haus aus gleichsam unverweslichem Holz erbaut sei*¹⁶. Der *uralte, doch noch ganz frische montfortische Cederbaum grünte bisher sowohl Sommer als Winter, zu guten und bösen Zeiten, immer, ist auch niemals faul noch wurmstichig geworden, viel weniger gar umgefallen, auch wenn der Tod den einen und anderen Ast hinweggestutzt und herabgehauen hat*¹⁷. Auf dem Kupferstich hatte Arzet als Quintessenz den Spruch vorgesehen: *Der Stamm Montfort stets grünen tut von gräflich altem Heldenblut, von Waffen und Religion des deutschen Adels Ehrenkron*¹⁸.

Das Wappen mit der einer Kirchenfahne ähnlichen Fahne wurde als Verpflichtung gesehen, stets *den christlich katholischen Glauben [...] zu verfechten*, wie denn auch kein einziges Familienmitglied *je vom wahren katholischen Glauben abgetreten* ist¹⁹. Stets hätten sie auch ihrer Verantwortung gemäß sich beflissen, *ihre Untertanen mit allem Ernst bei der gesunden und unverfälschten Lehre der rechten katholischen Kirche festzuhalten*.

Schmerzlich war dem Chronisten bewusst, dass man *wegen der schier immer währenden Streitigkeiten* zwischen den Familienzweigen in die missliche Lage des Verlustes weiter Herrschaftsbereiche geraten sei. Einigkeit vergrößere Kleines, aber Uneinigkeit verkleinere Großes²⁰. In der permanenten Bedrängnis durch Österreich empfahl Arzet taktische Zugeständnisse: Es sei *misslich, sich wider einen Stärkeren zu setzen und sei besser, Weniges, so strittig, fahren zu lassen, als das Mehrere, das nicht strittig ist, auch in Gefahr zu setzen*²¹.

¹⁵ Arzet (wie Anm. 2) S. 517-537.- Karl Heinz Burmeister: Der heilige Johannes von Montfort. In: *Ders.: Die Grafen von Montfort. Geschichte, Recht, Kultur*. Konstanz 1996. S. 117.- Hermann Eggart: Der selige Johannes, Graf von Montfort, in Geschichte, Überlieferung und Verehrung. In: *Alemannia* 8 (1934) S. 1-24.

¹⁶ Arzet (wie Anm. 2) S. 138.

¹⁷ *Ebda.*, S. 139.

¹⁸ *Ebda.*, S. 557.

¹⁹ *Ebda.*, S. 153f.

²⁰ *Ebda.*, S. 730.

²¹ *Ebda.*, S. 651.

Arzet formulierte nur relativ abstrakte Schlüsse aus der Familiengeschichte. Graf Hugo zog praktische Konsequenzen. Er führte 1652 mit einem Hausgesetz die Primogenitur ein, um weitere Herrschaftszersplitterungen zu verhindern. Bei fortgesetzten Teilungen würden die Grafen zu einfachen Edelleuten herabsinken. Von den noch vorhandenen Territorien dürfte nichts verkauft oder veräußert werden. Zum Standeserhalt sollte der jeweilige Erbfolger auch nur in standesgleiche Familien heiraten. Da Streitigkeiten den Ruin herbeiführen könnten, sollten in solchen Fällen die so genannten Konservatoren als Schiedsleute angerufen werden²².

3.3 Dokumentation

Adelsgeschichtsschreibung hatte nicht nur der Selbstvergewisserung und der Statusdemonstration, sondern auch der Rechtssicherung, der Dokumentation von ehemaligen und gegenwärtigen Herrschaftsrechten zu dienen. Wenn Arzet in einem dritten Band seines Werks eine Vielzahl benutzter Dokumente wiedergibt, ist dies nicht nur als historiografischer Quellennachweis gedacht²³. Fast ein Jahrhundert zuvor hatte schon der Band der „*Allerley Schriften*“ mit einer Auswahl einschlägiger Quellen geholfen, den Anspruch des Bregenz-Beckacher Zweiges auf die Erbnachfolge der Tettnanger Herrschaften zu belegen²⁴.

4 Unsere Interessen

4.1 Geschichte

Wenn Arzet und die Grafen mit ihrer Chronik vor allem die Absicht verfolgten, das „*urale Herkommen*“ ihrer Familie nachzuweisen, Verhaltensschlüsse aus der Geschichte zu ziehen und ihre ehemaligen und gegenwärtigen Rechte zu dokumentieren, so richtet sich unser Interesse als Leser vor allem auf die Faktengeschichte und die Frage, was der Chronist zu berichten vermag, wozu uns heute die Quellen fehlen.

Die Aussagen zur weitgehend sagenhaften, fiktiven Frühgeschichte in Arzets Chronik sind heute durch die Ergebnisse der Forschung seit dem 19. Jahrhundert, insbesondere durch Vorarlberger Historiker zu ersetzen²⁵. Einigermaßen zuverlässig werden die Nachrichten Arzets ab etwa dem 13. Jahrhundert, seit er sich auf das gräfliche Archiv stützen kann. Er liefert die erwartbaren biografischen Angaben zu den einzelnen Personen, ihre Ausbildung, ihren Werdegang, ihre Ämter und berichtet über die Herrschaftswchsel, -verluste und -erwerbungen. Detailliert geht er auf die Generationen der drei Hauptlinien der Grafen von Montfort ein, liefert aber auch Abrisse der Geschichte der Grafen

²² Joos (wie Anm. 2) S. 44f.- Johann Nepomuk von *Vanotti*: Geschichte der Grafen von Montfort und von *Werdenberg*. Belle-Vue bei Constanz 1845. S. 196-198.

²³ Arzet (wie Anm. 2) S. 837-872.

²⁴ *Ebda.*, S. 163.

²⁵ Alois *Niederstätter*: Die Grafen von Montfort. Historischer Überblick und Forschungsgeschichte. In: Arzet (wie Anm. 2) S. 65-84. Hierzu: S. 76-84. Und die Bibliografie in: Arzet (wie Anm. 2) S. 936-948.- Michael *Borgolte*: Die Grafen Alemanniens in merowingischer und karolingischer Zeit. Eine Prosopographie (Archäologie und Geschichte 2). Sigmaringen 1986.

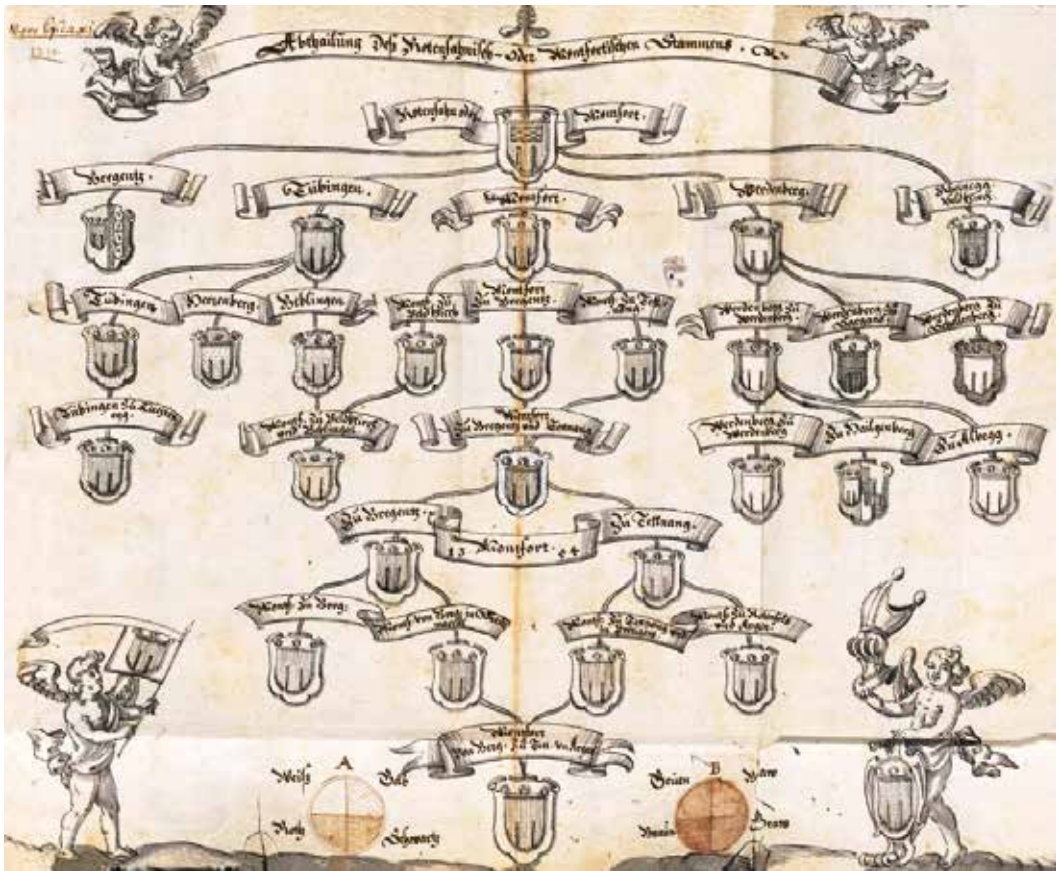


Abb. 4 - Übersicht über die verschiedenen Linien der Grafen von Montfort bzw. „Rotenfahn“. Zeichnung in der Chronik von Andreas Arzet. Bayerische Staatsbibliothek München.

von Werdenberg, der Pfalzgrafen von Tübingen und der französischen Grafen de Montfort bis zu ihrem jeweiligen Aussterben. Es ist der Hauptteil der Chronik, er liefert die Daten, die man in der Geschichte einer Adelsfamilie sucht. Darauf kann ich hier nicht näher eingehen.

Besonderes Interesse wecken jene Passagen, wo er sich ausführlich mit einzelnen Vorgängen befasst. So erfahren wir eingehender als bisher bekannt von den Mühen der Nachfolge der Bregenz-Beckacher Linie nach dem Aussterben der älteren Tettlinger Linie²⁶. So hatten sich die Erben nicht nur mit Österreich auseinanderzusetzen, das die Lehen beschlagnahmte, sondern auch mit den Geschwistern des letzten Tettlinger Grafen, seiner Witwe und seiner Tochter, die die Eigengüter für sich beanspruchten. Diese Ansprüche konnten gegen Österreich nur mit Verzicht auf ältere Rechte und gegen die Verwandten nur mit horrenden Zahlungen abgewehrt werden. Um das Geld aufzubringen, mussten die steirischen Güter und die Herrschaft Wasserburg verkauft, zudem

²⁶ Arzet (wie Anm. 2) S. 739-750.

große Kredite aufgenommen werden, deren Rückzahlung der folgende Dreißigjährige Krieg verhinderte.

Dramatisch kann der Autor aus eigenem Erleben die Leiden dieses Krieges schildern, wie *die montfortischen Herrschaften durch stete Durchzüge, Einquartierungen, Kontributionen, Exekutionen, Rauben, Plündern, Brennen und Morden dermaßen sind zugerichtet worden, dass endlich schier weder Menschen noch Häuser, weder Hab noch Gut übrigblieben*²⁷. Das „Städtlein“ Tettngang sei (*vom Freund mehr als vom Feind*) *dermaßen übel ruiniert worden, dass in dem ganzen Schwabenland kein so übel bestellter Ort zu finden gewesen sei*. Den Lustgarten vor dem Schloss hätten Wölfe durchstreift²⁸. Allen Kriegsparteien, den Kaiserlichen in Lindau, den Franzosen auf dem Hohentwiel, den Schweden in Überlingen und im Schloss Argen mussten zur Unterhaltung der Truppen Kriegssteuern und Naturalien geliefert werden. Beide Schlösser der Grafen, Tettngang und Argen, brannten aus. Mehrmals, wie berichtet, flüchtete der Graf über den See²⁹. Als der Krieg zu Ende war, blieben die Truppen, bis riesige Summen bezahlt wurden. [...] *noch jeder Teil (wollte) eine Feder von der Gans rupfen. Es begann der Geldkrieg, man musste den Säckel ziehen, unangesehen schon längst nichts mehr darin zu finden war. O goldener Friede, den man mit so viel Gold hat erkaufen müssen*. Man musste Geld auftreiben, wo man vom Krieg verschont geblieben war, also vor allem in der Schweiz. *Es war aber, wo immer man anklopfte, niemand daheim [...], so dass man genötigt war, [...] den Wucher noch für eine Wohltat zu erkennen*³⁰. Erst 1650 kehrte der Graf nach Tettngang zurück und musste *in einer engen Behausung, die vorher der Pfarrhof gewesen war [wohnen], weil in ganz Tettngang für ihn keine bessere Wohnung zu finden war. [...] da hat die Not gelehrt auch große Herren, in kleinen Häusern zu wohnen*³¹.

Gegenüber dem biografischen Teil bleibt der landeskundliche Teil mit den Beschreibungen all der Herrschaften, die die Grafen je besessen haben, relativ knapp. Von Graubünden beginnend über das Rheintal, Vorarlberg, das Allgäu, Oberschwaben bis an den Neckar beschreibt Arzet die Gebiete, die einstmals von den gräflichen Fahnengeschlechtern beherrscht wurden. Im Vordergrund stehen wiederum Geschichtsdaten und nicht wie bei Merian die Beschreibung des zeitgenössischen Zustands. Als Beispiel zitiere ich aus der Beschreibung von Tettngang³²: *Die tettngangische Herrschaft ist vom Bodensee etwas hinauf in das Land gelegen, stößt unten an die argische Herrschaft inmitten des großen Buchenwaldes, der zwischen beiden Orten, Tettngang und Argen, steht*. Anschließend werden die benachbarten Herrschaften aufgezählt. *Aus denjenigen Orten, über welche in dieser Herrschaft den Grafen die ausschließliche Gerichtsbarkeit zusteht, ist das erste und vornehmste das Schloss und die Stadt Tettngang, von welchem die ganze Landschaft den Namen hat*. Als Beleg für den römischen

²⁷ Arzet (wie Anm. 2) S. 775.

²⁸ *Ebda.*, S. 261, S. 794.

²⁹ Elmar L. Kuhn: Schweizer Exil während des dreißigjährigen Krieges. Graf Hugo von Montfort in Arbon. In: Harald Derschka/Jürgen Klöckler (Hg.): Der Bodensee. Natur und Geschichte aus 150 Perspektiven. Ostfildern 2018. S. 118f.

³⁰ Arzet (wie Anm. 2) S. 792.

³¹ *Ebda.*, S. 794.

³² *Ebda.*, S. 254-261.

Ursprung werden zwei römische Denkmäler, ein Altar und ein Grabstein, in der Chronik abgebildet. Es folgen die Privilegien, die die Kaiser und die Grafen der Stadt verliehen haben, beginnend mit dem Stadtrecht 1297 bis zur Befreiung von der Leibeigenschaft. *Das Geistliche betreffend ist dieser Ort eine ansehnliche und volkreiche Pfarrei, deren Kirche gleich außerhalb auf eine Höhe steht.* Hier und unter den Biografien der Grafen wird aller Kapellen gedacht und das tödliche Sakrileg eines schwedischen Offiziers in der Loretto-Kapelle mahndend hervorgehoben. Der Autor berichtet von den Schlossbränden von 1488 und 1633, den Wiederaufbauten, der Ruinierung des Städtleins, listet alle Wohnplätze der Herrschaft Tettngang auf, beschreibt zuvor ausführlich Langenargen mit dem Schloss, geht auf die Geschichte des Klosters Langnau ein und führt die Schlösser und Adelsitze in der Herrschaft auf. Von den Tettnganger Wirtshäusern ist anders als bei Merian nicht die Rede³³.

4.2 Selbstverständnis

Zum zweiten ist der Text für uns eine Quelle des Selbstverständnisses der Grafen mit der Fiktion einer Stammfolge seit vorchristlicher Zeit, dem daraus abgeleiteten Anspruch auf Rang und der Hoffnung auf weitere Blüte trotz aller Verluste und dynastischer Krisen der Vergangenheit.

Mit Urteilen über einzelne Grafen hält sich Arzet zurück. Würden sie ausführlicher formuliert, könnte sich daraus ein Wunschbild eines idealen Regenten ergeben. Ich beschränke mich auf die knappen Bemerkungen zu den Tettnganger Stadtherren. Von Graf Wilhelm II., wohl einem der erfolgreichsten Grafen, zitiert der Autor das Urteil Kaiser Karls IV. als *sehr klugen, wohlerfahrenen und beherzten Mann*³⁴. Seinen Enkel Wilhelm V. bezeichnet er als *starken freudigen und unerschrockenen Herrn*³⁵. Graf Ulrich V. sei ein *starker, schöner Herr* gewesen³⁶. Der letzte Graf der älteren Tettnganger Linie, Ulrich IX. habe sein Leben *zugebracht in ruhiger, glücklicher und gottseliger Regierung, bei jedermann seiner Tugend und Klugheit wegen hochgeachtet*³⁷. Bei Johann VI. lobt er *hohen Verstand und große Klugheit*, auch dass er sich bemüht habe, seine Herrschaften von der Schuldenlast zu befreien, womit erstmals haushälterisches Verhalten gewürdigt wird³⁸. Seinem Herrn, dem Grafen Hugo XVIII., gesteht Arzet eine *zwar mühsame, doch starkmütige [...] Regierung* angesichts so vieler Bedrängnisse zu³⁹. Graf Johann I. von Montfort-Tettngang-Rotenfels wird lapidar als Vorbild eines Adligen schlechthin vorgestellt: Er sei *ein starker und redlicher Herr gewesen, wobei dies ein adeliges Gemüt, jenes einen adeligen Leib zierte*⁴⁰. Also eindrucksvolles Erscheinungsbild, Mut, Klugheit und Redlichkeit werden als die zentralen Wunscheigenschaften eines Adligen betrachtet.

³³ Matthaues Merian: Topographia Sueviae. Frankfurt 1643. S. 181.

³⁴ Arzet (wie Anm. 2) S. 611.

³⁵ Ebda., S. 627.

³⁶ Ebda., S. 639.

³⁷ Ebda., S. 677.

³⁸ Ebda., S. 753 und S. 756.

³⁹ Ebda., S. 800.

⁴⁰ Ebda., S. 644.

Von Frauen, von Gräfinnen, berichtet Arzet meist nur ihre familiäre Herkunft und ihre Kinder. Unerwarteterweise entwirft Arzet gegen Ende seiner Chronik noch über Seiten hinweg das Idealbild einer *gottseligen, sorgsamen, heroischen und häuslichen Ehefrau* am Beispiel der Frau von Graf Hugo, seinem Dienstherrn. Er stützt sich allerdings dabei auf den *Spiegel einer starkmütigen, frommen, bescheidenen und häuslichen Weibsbildes*, das König Salomon im biblischen Buch der Sprichwörter entworfen hatte⁴¹.

4.3 Historiografie

Zum dritten ist Arzets Chronik ein Beispiel für Geschichtsschreibung der Frühen Neuzeit. Anders als Kollegen seiner Zeit stützt sich der Autor nicht auf ein weitgespanntes Korrespondentennetzwerk⁴², sondern auf zeitgenössisch verfügbare Literatur, die Dokumente des gräflichen Archivs und für die Kriegszeit auf eigenes Erleben. Für die fantasievollen Konstruktionen der Frühzeit der Familie wertet Arzet die Literatur aus, bezweifelt zwar vielfach deren Angaben, nutzt sie aber oft doch, wenn sie ihm für seine Fiktion der weit verzweigten „Grafen von Rotenfahn“ zupass kommen. Was manche Autoren schrieben, hänge zwar davon ab, *wie viel oder wie wenig (man ihnen) zu trinken gegeben hat, aber es könnte unter den Fehlern auch eine Wahrheit gefunden werden*⁴³. Da man Wahrheit und Erfindung kaum auseinander klauen könne, sei es am bequemsten, die zweifelhaften Geschichten einfach von Wort zu Wort wiederzugeben⁴⁴.

Er verfügte über eine breite Literaturkenntnis, die er aber häufig unkritisch referiert. In Einzelfällen unterzieht Arzet Berichte Lirers einem „Examen“ und weist ihm anhand seiner Quellen falsche Angaben nach, wie z. B. dass schon im frühen Mittelalter ein Hugo von Rotenfahn das Schloss Argen erbaut habe⁴⁵.

Vertrauenswürdiger werden die Mitteilungen des Chronisten, wenn er sich nicht mehr auf andere Autoren stützt, sondern die Dokumente des gräflichen Archivs auswerten kann und sich so den Ansprüchen kritischerer Geschichtsschreibung seiner Zeit nähert. Er nutzt auch in humanistischer Tradition nicht-schriftliche Quellen wie Wappensteine und Glasmalereien.

Der Bearbeiter der Chronik hat alle von Arzet genannten Quellen identifiziert, die sich oft hinter kryptischen Abkürzungen verbergen, und in einer großen Übersicht zusammengestellt⁴⁶. So lassen sich der Kenntnisstand und die Arbeitsweise eines Historikers des 17. Jahrhunderts rekonstruieren. Die am häufigsten genannten Autoren sind der schwäbische Geschichtsschreiber Martin Crusius, der Weingartner Benediktiner Gabriel Bucelin, der Bündner Historiker Johannes Guler von Weineck und die Humanisten Caspar Bruschius und Wolfgang Lazius.

⁴¹ Arzet (wie Anm. 2) S. 795-800.

⁴² Vgl. Claudia Maria Neesen: Gabriel Bucelin OSB (1599-1681). Leben und historiographisches Werk (Stuttgarter historische Studien zur Landes- und Wirtschaftsgeschichte 3). Ostfildern 2003.

⁴³ Arzet (wie Anm. 2) S. 401 und S. 163.

⁴⁴ *Ebda.*, S. 490.

⁴⁵ *Ebda.*, S. 490 und S. 492.

⁴⁶ Julian Schulz: Der Montfortische Cederbaum: Provenienz – Handschriftengene – Editionsgrundsätze. In: Arzet (wie Anm. 2) S. 87-121. Hierzu: S. 118-120 und Verzeichnis der von Andreas Arzet herangezogenen Schriften und Drucke S. 885-922.- Vgl. Joos (wie Anm. 2) S. 47f.

4.4 Geschichten

Der Chronist der Grafen von Zimmern hat ein Jahrhundert vor Arzet bedacht: *Man muss bisweilen den ernstesten Erzählungen auch gute Schwänke und Possen anhängen, damit der Leser gutwillig weiter folgt.*

Anders als der Graf von Zimmern in seiner Chronik würzt Arzet leider seine Darstellung sehr viel weniger mit Schwänken und Anekdoten, schmückt aber immerhin seine fantasievolle Geschichte der Frühzeit der Familie mit abenteuerlichen Rittergeschichten, die er fast durchweg seinem unbekümmerteren Vorgänger, dem „Fabelhans“ Thomas Lirer entnimmt. So soll ein Herr von Montfort an den Hof eines Khans in der Tartarei gekommen sein, dessen Frau des Ehebruchs beschuldigt wurde, und deren Ehre der Montforter in einem Zweikampf verteidigte, im Wissen, dass die Königin schuldig war⁴⁷.

Der Graf von Werdenberg flieht mit der Königin von Portugal nach Rhodos, um einen Edelknaben zu befreien, in den sie sich verliebt hat. Der nicht standesgemäße Edelknabe verzichtet auf sie und heiratet stattdessen die Hofdame der Königin. Die Königin heiratet den Grafen von Werdenberg, zieht mit ihm nach Jerusalem und schließlich auf seine Burg im Rheintal. Während der Hochzeit überfällt der neidische Graf von Montfort die Besitzungen des Werdenbergers, der Graf von Werdenberg unternimmt einen Rachezug und zerstört das montfortische Städtlein Tettang. Schließlich versöhnen sich alle, selbst der König von Portugal verzeiht⁴⁸. Es gibt weitere derart fantasievolle Geschichten. Gerne schließt Arzet Berichte mit sprichwortartigen Sentenzen ab. Einige Beispiele:

*Man soll einen Knopf nicht mit dem Messer abschneiden, den man mit dem Finger ablösen kann*⁴⁹.

*Ein Nagel treibt den anderen aus*⁵⁰.

*Wer einmal angefangen hat, den Berg hinab zu rollen, der wird schwerlich verhindern können, bis ins Tal zu fallen*⁵¹.

*Kein heftiger Ding ist an dem Menschen als der Zorn und die Liebe, vor allem bei Weibspersonen, denen diese Anmutungen, wo sie einmal überhand genommen, all ihren Sinn und Vernunft unterdrücken. Dem Zorn ist Eisen wie Stroh, und der Liebe glitzern die Kiesel wie Diamanten*⁵².

*In Todesfällen geht es nicht viel anders zu als wie nach einer Feldschlacht, da ein jeder etwas von dem Raub erhaschen will*⁵³.

*Gut regieren braucht eben so viel Studierens als Doktor werden*⁵⁴.

*Was die Pest im menschlichen Leib ist, sind die inländischen Kriege im Reich*⁵⁵.

*Ein gewisser Friede ist immer besser als ein ungewisser Sieg*⁵⁶.

⁴⁷ Arzet (wie Anm. 2) S. 493-496.

⁴⁸ Ebda., S. 303-312.

⁴⁹ Ebda., S. 354.

⁵⁰ Ebda., S. 425.

⁵¹ Ebda., S. 370.

⁵² Ebda., S. 308.

⁵³ Ebda., S. 679.

⁵⁴ Ebda., S. 663.

⁵⁵ Ebda., S. 323.

⁵⁶ Ebda., S. 660.

5 Rezeption

Die Chronik von Andreas Arzet endet mit den Nachträgen, wie der Graf Johannes nach dem Tode Graf Hugos ab 1662 das *ausgebrannte Schloss zu Langenargen wieder aufrichten und zierlich erbauen* lässt, 1667 zu *Tettngang ein ansehnliches Haus aufbauen lässt zu einer ... bequemeren Hofhaltung*⁵⁷ und 1670 den ersehnten Stammhalter erhält, sowie mit Nachrichten über seine Brüder Franziskus, *der den Degen mit dem Brevier vertauschte*⁵⁸ und Antonius, der umgekehrt, das Brevier, d. h. eine kirchliche Karriere, mit dem Degen vertauschte. Aber damit endete nicht die Geschichtsschreibung über das Grafenhaus. Der Tettnanger Oberamtmann Anton Christoph Zimmermann fügte um 1700 in die Bände von Arzet zahlreiche Ergänzungen und Korrekturen ein⁵⁹. In einen eigenen Band trug er Auszüge aus vielen Quellen zur Geschichte der Grafen von Montfort ein, darunter *viele Additiones zu dem Cederbaum*⁶⁰. Um 1753 kopierte ein unbekannter Chronist den Teil der Arzet-Chronik mit den Biografien der Tettnanger Grafen ab dem späten 16. Jahrhundert und ergänzte die Lebensbeschreibungen bis Mitte des 18. Jahrhunderts⁶¹. Beide letztgenannten Werke wurden noch nie ausgewertet. Es folgen noch die *Hofchroniken des Grafen Ernst*, die nicht mehr über die Jahrhunderte schweifen, sondern viel näher an den Ereignissen ein lebendiges Bild vom Leben am Hof vermitteln⁶², sowie die gespenstische Beschreibung der letzten Jahre gräflicher Herrschaft⁶³, wie die Schakale, die Hyänen, den letzten Grafen, den Gattopardo, aus Tettngang wegbissen⁶⁴. 1845 erschien die „Geschichte der Grafen von Montfort und von Werdenberg“, die bislang einzige ausführliche und immer noch unverzichtbare Gesamtdarstellung der Montfortischen Familiengeschichte⁶⁵. Ihr Verfasser, der Rottenburger Domkapitular Johann Nepomuk von Vanotti, kannte das Werk von Arzet nicht, er wertete vor allem die Originalquellen in den Archiven aus. Aufgrund des Lagerorts der Chronik in der Bayerischen Staatsbibliothek München blieb die Chronik lange unbekannt und wurde auch später kaum benutzt⁶⁶. Bis heute hat sich niemand mehr an eine Gesamtdarstellung gewagt, es blieb bei kleineren Zusammenfassungen⁶⁷. Forschungen, vor allem zur mittelalterlichen Familiengeschichte bis ins 16. Jahrhundert, haben vor allem Vorarlberger Historiker von

⁵⁷ Arzet (wie Anm. 2) S. 814.

⁵⁸ Ebd., S. 815.

⁵⁹ Schulz (wie Anm. 46) S. 102-104.

⁶⁰ BSB München Cod. germ 6367.

⁶¹ Ebd., Cod. germ 6368 Bd. I „Linea Brigantina nunc regnans“.

⁶² Eveline Dargell/Elmar L. Kuhn (Hg.): Die Hofchroniken des Grafen Ernst von Montfort 1735-1759 (Documenta Suevica 21). Eggingen 2014.

⁶³ HStA Stuttgart B 123 I Bü 34. Rechenschaftsbericht des Kanzleidirektors Weilhammer über die Bemühungen, das Haus Montfort vor dem Ruin zu retten, 1776-1779.

⁶⁴ Vgl. Giuseppe Tomasi di Lampedusa: Der Leopard. Roman. München/Zürich 1981. S. 220.

⁶⁵ Vanotti (wie Anm. 22).

⁶⁶ Sie wird aber als Quelle aufgeführt in: Viktor Ernst: Quellen. In: K. Statistisches Landesamt (Hg.): Beschreibung des Oberamts Tettngang. Zweite Bearbeitung. Stuttgart 1915. S. 177-185. Hier: S. 178.

⁶⁷ Vgl. Viktor Ernst: Gaue und Grafen. Territorien. In: Landesamt 1915 (wie Anm. 66) S. 201-234.- Adolf Kastner: Die Grafen von Montfort-Tettngang. Sigmaringen ²1979.- Bernd Wiedmann (Hg.): Die Grafen von Montfort. Geschichte und Kultur (Kunst am See 8). Friedrichshafen 1982.- Alois Niederstätter: Montfort. In: Werner Paravicini (Hg.): Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Grafen und Herren. Teilband 1 (Residenzenforschung 15, IV, 1). Ostfildern 2012. S. 1.002-1.017.

Weizenegger bis Alois Niederstätter vorangetrieben und wichtige Beiträge geliefert⁶⁸.

Arzet schrieb seine Chronik nur für den Familiengebrauch seiner Auftraggeber zu deren Selbstvergewisserung. Nur die bloßen Daten im gedruckten Stammbaum waren einer eingeschränkten Öffentlichkeit zugänglich. Der Druck der Chronik, ihre Edition, ermöglicht nun eine allgemeine und leichtere Nutzung und Auswertung. Für manchen mag die Sprache des 17. Jahrhunderts eine Barriere sein, aber ich meine, man kann sich nach einiger Zeit gut einlesen.

6 Edition

Die Edition, vor allem die Transkription, war kein leichtes Werk. Sie zog sich schon wegen des Umfangs der Chronik über Jahre hin. Als verantwortlicher Bearbeiter konnte Julian Schulz gewonnen werden. Durch seine Tätigkeit am renommierten Münchner Institut für historische Hilfswissenschaften, also eben auch der Paläografie, war er bestens für diese Aufgabe qualifiziert. Er verfolgt in der Einleitung auch den Weg, wie die Chronikbände nach München gelangt sind und erläutert die Editionsprinzipien, wie er vorgegangen ist⁶⁹. Clemens Joos, kompetenter Adelshistoriker, ordnet die Arzet-Chronik in die Geschichtsschreibung der Zeit und der Grafen von Montfort ein⁷⁰. Alois Niederstätter, der Vorarlberger Landesarchivar, fasst den heutigen Kenntnisstand über die Geschichte der Grafen zusammen und geht knapp auf die Forschungsgeschichte ein⁷¹. Aufgelockert wird das Werk durch die Bebilderung, die fast die gesamten vorhandenen Bildquellen zeigt, sowie durch Stammtafeln und Karten zur Orientierung.

Finanziert wurde das Werk gemeinsam von den Oberschwäbischen Elektrizitätswerken und dem Land Vorarlberg, dessen Geschichte ja maßgeblich von den Grafen von Montfort bestimmt wurde und das deshalb das Wappen der Grafen als sein Landeswappen übernommen hat.

Mit dieser Edition liegen nun drei Quellenwerke zur Geschichte der Grafen von Montfort im Druck zu einem jeweils tragbaren Preis vor: seit 2006 die Landesordnung von 1574⁷², seit 2014 die Hofchroniken und jetzt als umfangreichstes Werk der Ceder-Baum.

7 Denk-Mal

Die Geschichte des Tettnanger Grafenhauses besteht in einer kürzeren ansteigenden und einer längeren absteigenden Linie. heißt es in der Oberamtsbeschreibung⁷³. Aus der Tettnanger Perspektive gerät zu sehr aus dem Blick, dass es in den mehr als 1.000 Jahren, über die sich die Stammfolge dieser Familie verfolgen

⁶⁸ Niederstätter (wie Anm. 25).

⁶⁹ Schulz (wie Anm. 46) S. 87-121.

⁷⁰ Joos (wie Anm. 2) S. 11-63.

⁷¹ Niederstätter (wie Anm. 25) S. 65-84.

⁷² Elmar L. Kuhn (Hg.): Die Landesordnung des Grafen Ulrich von Montfort und Rothenfels von 1574 (Documenta Suevica 10). Eggingen 2006.

⁷³ Viktor Ernst: Territorien. In: Landesamt 1915 (wie Anm. 67) S. 210-234. Hier: S. 228.

lässt, lange Jahrhunderte gab, in denen sie in ihren verschiedenen Zweigen die Geschichte der nordöstlichen späteren Schweiz, Vorarlbergs, des Allgäus, des nördlichen Bodenseeraums, zeitweise auch an der oberen Donau und sogar in Kärnten und der Steiermark bestimmten. Als Bischöfe im Mittelalter, im Dienste der Kaiser und Könige, wirkten sie weit über ihre unmittelbare Machtbasis hinaus. Aus der Tettninger Perspektive blickt man immer auf das Schloss, das angebliche Zeugnis einer *Orgie der Verschwendung*⁷⁴, die für das wenig würdevolle Ende des Grafenhauses verantwortlich gemacht wird. Dabei konnte neuerdings nachgewiesen werden, dass Österreich die Grafen gezielt in den Konkurs trieb, während es andere Adelsfamilien schonte, die sich in ähnlichen Lagen befanden, an deren Gebietserwerb aber Österreich kein Interesse zeigte⁷⁵.

Ist das Schloss⁷⁶ und vor allem der Bacchus-Saal ein spektakuläres Denkmal der Endzeit der gräflichen Geschichte, so setzte Andreas Arzet der Gesamtgeschichte der gräflichen Familie ein bislang weitgehend verborgenes Denkmal. So wie das Schloss, seit es in öffentlichem Besitz ist, allgemein zugänglich ist, wird nun auch die Arzet-Chronik öffentlich zugänglich. Ihre Lektüre ermöglicht ein besseres Verständnis der Geschichte, die zu diesem Schloss geführt hat, und zum Selbstverständnis einer Familie, deren Geschichte noch heutige Zustände und Grenzziehungen im weiten Umkreis erklärt.

⁷⁴ Volker *Press*: Oberschwaben in der frühen Neuzeit. In: Peter *Eitel*/Elmar L. *Kuhn* (Hg.): Oberschwaben. Geschichte und Kultur. Konstanz 1995. S. 101-131. Hier: S. 123.

⁷⁵ Elmar L. *Kuhn*: Ein Kleinstaat in der Schuldenfalle. Die Strangulation eines mindermächtigen Staates durch eine Großmacht am Beispiel der Grafen von Montfort in aktueller Perspektive. In: Stiftung Friedrich Schiedel Wissenschaftspreis zur Geschichte Oberschwabens (Hg.): Reden zur achten Preisverleihung an Dr. h. c. Elmar L. Kuhn am 16. März 2013 im Neuen Schloss Tettang, Ravensburg 2015. S. 34-58.

⁷⁶ Michael *Wenger* u. a.: Tettang, Neues Schloss und Stadt (Führer Staatliche Schlösser und Gärten). München/Berlin 2004.

Fieberkrankheiten im Werk des Ulmer Arztes Johannes Franc (1649-1725)

Klassifizierung, Diagnose und Therapie

Viktoria Schaefer/Hans-Joachim Winckelmann

„Gegen Ende des Jahres [...] befiel das bösartige Fieber unsere Bürger. Am letzten Dezembertag wurde ich zur Witwe des Schiffers Jakob Schultheiß gerufen. Deren älteste Tochter stand da und behauptete, nicht krank zu sein. Ich sagte ihr, sie möge sich ins Bett legen. Ich verschrieb ihr einen Bezoar und [...] schweißtreibende Mittel, doch am dritten Tag erkrankten zwei ihrer Schwestern, am Tag darauf waren es bereits drei. Sogar ich erkrankte. Ich nahm den üblichen Brechweinstein ein und stand wieder auf im Glauben, ich sei gesund. Ich visitierte die Patienten und nahm am Gottesdienst teil, und keiner hätte geglaubt, dass ich krank war. Abends war ich ziemlich geschwächt, hatte keinen Appetit und wollte nur etwas trinken, doch das Getränk verursachte mir Übelkeit. Egal wo ich war, ich war voll quälender Unruhe, und dieser Zustand zog sich über acht Tage hin. Am 22. Januar 1685 konnte ich nicht mehr aufstehen und verbrachte die ganze Nacht im Delir. Meine äußerst liebenswerte Frau Veronica gab mir eine Ehrenpreis-Arznei, und zwar Ehrenpreiswasser mit milden indianischem Pfeffer, Zimt und essigsauerm Zitronensirup; weiterhin eine bezoardische Tinktur nach Michaelis mit einigen Tropfen schmerzstillender Tinktur. Der einfache Trank bestand aus einer Wasserabkochung aus einer Handvoll reiner, zerstoßener Gerste, kleinen Rosinen, Sauerampferwurzel, Zimt und Anissamen. Jedoch hatte sie solche Angst, dieser würde nicht anschlagen, dass sie den Herrn Doktor Khon rief, der [eine] Emulsion verschrieb. Man muss sie immer nachts anwenden. Ohne die bezoardische Tinktur abzusetzen vertrieb er dieses Fieber mit Gottes Hilfe“¹.

¹ StadtA Ulm H Franc 8b fol. 220r: [...] *Circa finem huius anni febres malignae nostros invadebant cives, ultimo die decembris vocatus ad Viduae Jacobi Schultheisen nautae filiam natu maximam, stantem, seque nil mali pati dicentem, cui dixi, lectum petat, bezoardicum et sudorifera [...] praescripsi, sed tertia die, duae sorores et sequente die adhuc tres ea laborare coeperunt, quin et ipse ego ea correptus fui, sumto autem emetico consueto, sanatum me credens surrexi, patientes visitavi sacris interfui, nec ullus me aegrum credidisset, vesperi debilis admodum eram, nil appetebam, excepto potu, qui tamen mihi nauseam creabat, anxius eram ubicunque essem, in quo statu octo vixi dies. die 22 januarii anno 1685 surgere non amplius poteram, tota nocte delirans et quamvis Uxoris dulcissimae meae Veronicae medicamenta mihi danda, videlicet aquam veronicam cum cordumemo temperato, cinnamono et sirupo acetoso citri, item tincturam bezoardicam Michaelis cum tinctura anodyna ad pauculas guttas. potum ordinarium ex hordeo integro,*

Der obige Text stammt aus dem ‚Tagebuch‘ des Dr. Johannes Franc, welches umfangreiche und einmalige Einblicke in seine Arztpraxis gegen Ende des 17. Jahrhunderts erlaubt. Den Ulmer Stadtarzt kann man wohl als schillernde Figur bezeichnen, und sein ‚Diarium‘ (Abb. 1) ist weniger ein privates Tagebuch als vielmehr eine bunte Sammlung aus Patientenfällen, Arzneimittelrezepturen, Medizintheorien, hämischen Auslassungen über Kollegen und handgezeichneten Tierstudien. Der vorliegende Beitrag befasst sich vorwiegend mit einem Teil des ‚Tagebuchs‘, in welchem Franc fieberhafte Erkrankungen abhandelte. Besonders interessant ist es hierbei, anhand der damaligen Fieberklassifikation nachzuvollziehen, wie sehr und grundlegend sich das Krankheitsverständnis in den letzten 300 Jahren dank revolutionärer Entdeckungen im Bereich der Infektiologie gewandelt hat. Obgleich Franc zu einer Zeit tätig war, in der sich dieser Umbruch bereits mit leisen Vorzeichen ankündigte, ist bei ihm auch viel über vormoderne Diagnose- und Behandlungsmethoden zu erfahren. Einige davon wiederum erstaunen heute sogar ob ihrer Aktualität.

Johannes Franc: Stadtarzt, Büchersammler, Autor

Johannes Franc, 1649 in Ulm als Sohn eines Maurers geboren, studierte an den renommierten Universitäten in Tübingen und Jena (möglicherweise auch in Leipzig) Medizin. Nach seiner Promotion und dem Ende seiner Studien im Jahre 1677 kehrte er nach Ulm zurück und praktizierte bis zu seinem Tod im Jahre 1725 in seiner Heimatstadt als Stadtarzt. Neben seiner praktischen ärztlichen Tätigkeit veröffentlichte er im Laufe seines Lebens eine Vielzahl von Schriften, so zum Beispiel mehrere Artikel in den ‚Miscellanea curiosa Medico-Physico Academiae Naturae curiosorum‘ (Leopoldina) oder Schriften zu Bibergeil, Heilpflanzen und öffentlichen Bädern. Er sammelte medizinische und naturwissenschaftliche, aber auch fachfremde Bücher und Handschriften überwiegend zeitgenössischer Autoren in seiner äußerst umfangreichen Privatbibliothek. Mit seinem Tod vermachte er seine rund 2.000 Schriften umfassende Sammlung der Stadtbibliothek Ulm. Leider fielen große Teile der Sammlung 60 Jahre später einem Brand zum Opfer².

Tagebuch mit Aufzeichnungen des in der täglichen Praxis Beobachteten

Erhalten geblieben ist unter anderem sein umfangreichstes Werk, das ‚Ephemeris id est annotatio eorum in praxi quotidiana observatorum posteritati‘ (Tagebuch mit Aufzeichnungen des in der täglichen Praxis Beobachteten). Es befindet sich heute im Stadtarchiv Ulm³.

passulis minoribus, radice acetosae, cinnamono, semine anisi cum aquam coctum. tamen haec timida, ne quid deficiat DD. Khonium vocat, qui praescripta emulsione sequenti tempore nocturno sumenda, non se posita bezoardica tinctura febrim hanc cum Deo profligavit.

² Vgl. Lothar Netzel: Der Ulmer Stadtarzt Dr. Johann Franc (1649-1725). Herkunft, Werdegang, sein Verhältnis zu den Ulmer Ärztekollegen und seine Behandlungsmethoden am Beispiel der Tuberkulose. Diss. med. Ulm 2013. S. 22-28 und S. 45-47 (online unter: <https://oparu.uni-ulm.de/xmlui/handle/123456789/3021>).

³ StadtA Ulm H Franc 8a und 8b.



Abb. 1 - Titelseite aus Francs
'Tagebuch mit Aufzeichnungen
des in der täglichen Praxis
Beobachteten' (StadtA Ulm).

Francs ‚Tagebuch‘ umfasst zwei Bände mit 138 Kapiteln auf insgesamt 1.464 Seiten. Es wurde handschriftlich auf Latein und zu geringeren Teilen auf Frühneuhochdeutsch und Altgriechisch verfasst und mit eigenen Zeichnungen, überwiegend aus der Tierwelt (Abb. 2), illustriert. Franc hat ab 1677 mehrere Jahre am ‚Tagebuch‘ gearbeitet, wobei der genaue Verfassungszeitraum nicht exakt bekannt ist. Der Großteil der Patientenfälle wurde von Franc in die Jahre zwischen 1677 und 1698 datiert. Neuere Erkenntnisse deuten jedoch darauf hin, dass Franc länger, möglicherweise sogar bis 1718, am ‚Tagebuch‘ geschrieben haben könnte⁴.

Als Grundgerüst des Franc’schen ‚Tagebuchs‘ dient die Dokumentation von zahlreichen Patientenfällen aus seiner Arztpraxis, weshalb sein Werk als Praxisjournal bezeichnet werden kann. Dabei fasste er meist Fälle mit gleichartigen Beschwerden bzw. ähnlichen Erkrankungen jeweils in ein entsprechend titulierte Kapitel zusammen. Franc beschäftigte sich mit einer sehr breiten Palette von medizinischen Themen, welche von Blasenentzündung und Katarrh über Gelenkschmerzen und Sehschäden bis hin zu Sexuallykrankheiten und gynäkologisch-geburtshilflichen Problemen reichen.

Einflüsse der frühneuzeitlichen Medizintheorien

Neben diesen klinischen Beobachtungen und Schilderungen von Therapien, Arzneimittelrezepturen und Krankheitsverläufen beinhaltet das ‚Tagebuch‘ auch medizintheoretische Überlegungen. Die meisten davon stammen im Gegensatz zu den Patientenberichten nicht von Franc selbst, sondern wurden von ihm aus zahlreichen verschiedenen Werken anderer zeitgenössischer Autoren im Sinne einer Kompilation zusammengetragen – wie zu seiner Zeit üblich – in der Regel ohne Angabe der Erstautoren. Diese Plagiattechnik darf man auf keinen Fall mit dem Begriff des Plagiats im heutigen Sinne gleichsetzen. Das seitenweise Abschreiben von gelehrten Schriften anderer Autoren war zu Francs Zeit nicht unüblich⁵.

Franc wurde unter anderem von Medizinern wie Giorgio Baglivi und Carlo Musitano aus Italien, Johannes Bohn aus Leipzig, den Schweizern Théophile Bonet und Jean-Jacques Manget und dem englischen Iatrochemiker Thomas Willis beeinflusst. In den Schriften der plagiierten Autoren schlugen sich unterschiedliche medizintheoretische Strömungen nieder, welche sich in der Frühen Neuzeit allmählich anschickten, die bis dato unumstößliche antike Viersäftelehre infrage zu stellen. Franc war Eklektiker, kein dogmatischer Anhänger der alten Lehre oder einer bestimmten neuen Strömung. Seine Privatbibliothek und seine Texte im Tagebuch beweisen, dass er für seine Zeit einen hochaktuellen Wissensstand besaß und sich mit den verschiedenen Theorieansätzen offen und kritisch auseinandersetzte. Franc hatte Kenntnis von der Kontagienlehre des Italiener Girolamo Fracastoro (1477-1553; vgl. unten) und der Entdeckung des Blutkreislaufs durch William Harvey; daneben besaß er ein Mikroskop und stellte damit eigene Beobachtungen an.

⁴ Vgl. Sonja Maier: Das Tagebuch des Dr. Johann Franc (1649-1725) – Transkription, Übersetzung und Diskussion ausgewählter Kapitel der Frauenheilkunde. Diss. med. Ulm 2018. S. 9-10 (online unter: <https://oparu.uni-ulm.de/xmlui/handle/123456789/13606>).

⁵ Vgl. Kathrin Zinkant: Art. ‚Genie und Schnipsel‘. In: Süddeutsche Zeitung 151 (2016) S. 36.



Abb. 2 - Franc war offenbar auch künstlerisch begabt und illustrierte seine Abhandlungen selber. Dieses Dromedar hat – wie die meisten seiner Zeichnungen – keinen inhaltlichen Bezug zum Text (StadtA Ulm).

Fiebererkrankungen in Francs ‚Praxisjournal‘

In vier Kapiteln seines ‚Diariums‘ behandelt Franc Patienten mit verschiedenen Fiebererkrankungen. Die Kapitel *febris intermittens*, *febris continua*, *febris hectica* und *febris maligna* (Wechselfieber, kontinuierliches Fieber, Zehrfieber und bösartiges Fieber) umfassen zusammen 120 Seiten, dabei ist das Kapitel über das Wechselfieber etwa doppelt so umfangreich wie die jeweils anderen Fieberkapitel. Auf mögliche Gründe hierfür wird weiter unten eingegangen.

Die Kranken, die Franc wegen eines Fiebers behandelte, stammten zu einem großen Teil aus Ulm und den umliegenden Gemeinden. Beispielsweise behandelte er den 40-jährigen Landwirt Georg Bauer sowie die Familie Roschmann, alle aus Möhringen⁶, gegen das Wechselfieber. Im Bereich Oberschwabens er-

⁶ Wahrscheinlich ist Mähringen bei Ulm gemeint, welches häufig als „Meringen“ oder „Möringen“ bezeichnet wurde. Das südlich von Stuttgart gelegene Möhringen auf den Fildern oder der heute zu Unlingen gehörende Stadtteil Möhringen erscheinen dagegen als zu weit weg gelegen.

streckte sich Francs Einzugsgebiet im Westen sicher bis Altheim bei Riedlingen. Im Osten reichte es bis Holzen im heutigen Landkreis Augsburg. In südlicher Richtung stammten Francs Patienten größtenteils aus den Gebieten zwischen Ulm und Memmingen.

Franc behandelte die Patienten sowohl im Rahmen von Hausbesuchen als auch – was zu seiner Zeit eher unüblich war – in seiner Praxis.

Fieber zu Zeiten Francs

Ein wichtiger Aspekt bei der Betrachtung der von Franc abgehandelten Krankheitsentitäten ist der, dass das Fieber in der antiken, mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Medizin als eigenständige Erkrankung galt⁷. Zwar entwickelte Girolamo Fracastoro in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts seine Kontagienlehre und postulierte die *contagio* (Ansteckung) durch spezifische Keime (*seminaria morbi*) als mögliche Ursache von Krankheiten⁸, doch war die Kontagienlehre noch weit entfernt von der modernen Mikrobiologie. Erst im 19. Jahrhundert wurde durch das Schaffen von Louis Pasteur, Robert Koch und Jakob Henle die moderne Bakteriologie geboren, welche das Verständnis von Infektionskrankheiten grundlegend revolutionierte⁹ – eine Grundvoraussetzung für den Paradigmenwechsel weg vom Fieber als eigenständiger Erkrankung hin zu der Erkenntnis, dass es sich dabei um eine Begleiterscheinung im Rahmen der immunologischen Reaktion des Körpers auf Infektionserkrankungen¹⁰ handelt.

Der historische Fieberbegriff darf also keinesfalls gleichgesetzt werden mit dem heutigen Terminus „Fieber“. In der modernen Medizin wird Fieber definiert als eine Erhöhung der Körperkerntemperatur auf über 37,9 °C. Früher jedoch sah man das Fieber als Urkrankheit an. Zwar leitet sich das Wort von *febar* bzw. *vieber* ab, die alt- bzw. mittelhochdeutsche Entlehnung aus dem Lateinischen *febris*¹¹. Auch der Fachbegriff „Pyrexie“ für Fieber geht auf das Griechische *pyretos* (brennende Hitze) und letztlich auf *pyr* (Feuer) zurück. Jedoch relativiert sich die Bedeutung der Hitze bzw. Temperaturerhöhung als Notwendigkeit für das Vorliegen eines *febris* vor dem Hintergrund einer fehlenden objektiven Temperaturmessung. Im 16. Jahrhundert wurden Thermometer vereinzelt für experimentelle Zwecke verwendet; im praktischen Einsatz etablierten sich Fieberthermometer jedoch nicht vor Mitte des 19. Jahrhunderts¹².

Insofern muss davon ausgegangen werden, dass zuweilen auch Krankheitszustände, die sich aus heutiger Sicht nicht unbedingt in einer signifikanten Temperaturerhöhung ausdrücken, früher als *febris* behandelt wurden. *Febre laborare*,

⁷ Vgl. Volker Hess: Der wohltemperierte Mensch. Wissenschaft und Alltag des Fiebermessens (1850-1900). Frankfurt/Main 2000. S. 61.

⁸ Vgl. Wolfgang U. Eckart: Geschichte der Medizin. Heidelberg ⁵2005. S. 102.

⁹ *Ebda.*, S. 206-209.

¹⁰ Der Vollständigkeit halber sei betont, dass Fieber selbstverständlich zwar am häufigsten, aber nicht ausschließlich im Rahmen von Infektionen vorkommt. Andere Fieberursachen können z. B. Krebserkrankungen oder schwere Schädel-Hirn-Traumata sei. Darum geht es aber bei Franc nicht, wenn er Fiebererkrankungen beschreibt.

¹¹ Vgl. Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin/New York ²²1989. S. 213.

¹² Vgl. Hess (wie Anm. 7) S. 12.

an einem Fieber leiden, konnte auch einfach eine Umschreibung für das Krank-Sein schlechthin sein¹³.

Historische Klassifikationsversuche der Fieberarten

Die Stellung des Fiebers gewissermaßen als Urkrankheit drückt sich auch darin aus, dass seit der Antike große Mühen darauf verwendet wurden, verschiedene Fieberarten zu beschreiben und eine Klassifikation aufzustellen, welche jedoch keineswegs einheitlich oder konsequent war. Die historische Nomenklatur, welche neben den bei Franc genannten Fieberklassen zahlreiche weitere Fieber kennt, suggeriert zwar eine scharfe Trennung der Fieberarten; dies ist jedoch nicht der Fall¹⁴. Die Klassifikationsversuche lassen häufig eine stringente Logik vermissen und weisen sowohl zahlreiche Widersprüche als auch Überschneidungen auf. Daher soll im Folgenden lediglich eine grobe Übersicht über die grundsätzlichen Kriterien der Einteilung gegeben werden.

Nach der antiken Humoralpathologie existieren im menschlichen Körper die vier sogenannten Kardinalsäfte Blut, gelbe Galle, schwarze Galle und Schleim, welche entscheidend für den Gesundheitszustand des Organismus sind. Stehen die vier Säfte im Gleichgewicht zueinander (Eukrasie), ist der Mensch gesund, geraten sie in ein Missverhältnis, so liegt eine krankhafte Dyskrasie vor. Diese Viersäftelehre nach Hippokrates und Galen prägte mehr als ein Jahrtausend lang Medizin und Körperverständnis.

Daneben gingen die Pneumatiker – Mitglieder einer der großen griechisch-antiken Ärzteschulen – von der Existenz einer unsichtbaren, nicht fassbaren Lebenskraft aus, welche sie *pneuma* nannten. Den Vorstellungen der Pneumatiker zufolge bestand der Körper aus drei Grundelementen: Den Säften, dem luftförmigen Pneuma und den festen Bestandteilen bzw. Organen¹⁵. Nach dieser Dreigliedrigkeit der Pneumatiker wurden die Fieber zunächst nach dem erkrankten Grundstoff eingeteilt: Bei einer Erkrankung des Pneumas entstände das Eintagesfieber, das *ephemeros*; bei Fäulnis der Säfte komme es zum sog. Faulfieber (*putrida*); eine Erkrankung der festen Körperbestandteile löse ein *hecticos* genanntes Fieber aus.

Da wiederum jeder der vier Körpersäfte verderben konnte, ließen sich die Faulfieber weiter unterteilen: Bestand ein Verderbnis des Schleims, so lag ein sogenanntes Quotidianfieber vor, also ein tägliches Fieber, bei welchem die Fieberanfälle jeden Tag auftreten. Die Fäulnis der gelben Galle sollte zu einem Dreitage-, die der schwarzen Galle zu einem Viertagesfieber führen. Verdarb das Blut, lag ein andauerndes Fieber, also ohne Fieberpausen, vor, welches abweichend voneinander *synochos* (griech. zusammenhaltend, -stimmend), *synoche* oder *synocha* genannt wurde.

Die historischen Klassifikationsversuche des Fiebers reichten jedoch noch weiter und wurden im Laufe der Jahrhunderte mit abnehmender Nachvoll-

¹³ Vgl. Thomas *Külken*: Fieberkonzepte in der Geschichte der Medizin. Heidelberg 1985. S. 19.

¹⁴ Vgl. Raphaela *Veit*: Das Buch der Fieber des Isaac Israeli und seine Bedeutung im lateinischen Westen. Stuttgart 2003. S. 64.

¹⁵ Vgl. Pierers Universal-Lexikon der Gegenwart und der Vergangenheit. 19 Bde. Altenburg 1857-1865. Hier: Bd. 13 (1861) S. 221.

ziehbarkeit und Logik immer diffiziler, spezieller und absurder. Sicherlich liegt dies zumindest teilweise daran, dass die Klassifikationen gerade in der Frühen Neuzeit nicht mehr gemäß den theoretischen Krankheitsvorstellungen, sondern nach symptomatischen Gesichtspunkten erstellt wurden¹⁶. Nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass weitere Fieberarten Humorfieber, *epiala*, *liparia*, *causon*, *pituitosa* usw. genannt wurden. Franc erwähnt einige dieser Termini an einzelnen Stellen lediglich, ohne aber näher darauf einzugehen. Er unterscheidet in seinem Praxisjournal die vier Fieberarten Wechselfieber, kontinuierliches Fieber, bösartiges Fieber und Zehrfieber. All diese Fieberarten sind zu seiner Zeit bereits etabliert.

Wechselfieber: Die Periodiken der Malaria

Beim Wechselfieber handelt es sich um eine alte Bezeichnung für die Malaria. Diese war bis weit ins 19. Jahrhundert hinein auch in Schwaben, vor allem entlang der Donauebenen und in kleineren Flusstälern wie der Günz, Kammel, Mindel oder Biber endemisch verbreitet¹⁷. Erst mit der Begradigung von Flüssen und der Trockenlegung von Moor- und Sumpfgebieten wurden die Bestände der als Überträger dienenden Anopheles-Mücke so weit zurückgedrängt, dass Malariaepidemien seltener wurden¹⁸. Bis dahin allerdings galt das Wechselfieber auch hierzulande als Volkskrankheit. Dieser Tatsache ist wahrscheinlich Francs ausgiebige Beschäftigung mit der Materie und somit der große Umfang des entsprechenden Kapitels im Francschen Tagebuch geschuldet.

Als charakteristisch für das Wechselfieber – teils auch intermittierendes oder periodisches Fieber genannt – galt, wie der Name schon nahe legt, die beobachtbare ausgeprägte Periodik der sich abwechselnden Fieberschübe und der fieberfreien Tage. Franc beschreibt in seinen Notizen das tägliche Wechselfieber (*quotidiana*), das Drei- und das Viertagefieber (*tertiana*, *quartana*).

Beim *quotidiana* wird der Kranke jeden Tag von einem Fieberanfall geplagt. Im Gegensatz dazu kommt es beim Dreitagefieber an Tag eins und drei zu einer Fiebersymptomatik, während der zweite Tag fieberfrei bleibt. Beim Viertagefieber liegen sogar zwei fieberfreie Tage zwischen den Schüben. Diese beobachtete Periodik der Fieberanfälle bei der Malaria lässt sich aus heutiger Sicht plausibel aus den Vermehrungszyklen der Malariaerreger – der Plasmodien – in der Leber erklären und schlägt sich immer noch in den gängigen Bezeichnungen „Malaria tertiana“ bzw. „Malaria quartana“ nieder¹⁹.

Das Quotidianfieber mit den täglichen Fieberschüben wird dabei durch eine bestimmte Plasmodienunterart verursacht und geht meist mit einer besonders schweren Verlaufsform der Malaria einher²⁰. Darüber hinaus können auch zwei oder mehr Plasmodiengenerationen im Körper zeitversetzt zueinander reifen, was die Abfolge der Fieberperiodik dann verzerrt. Dieses Phänomen war histo-

¹⁶ Hess (wie Anm. 7) S. 36f.

¹⁷ Vgl. Wilhelm Riehl (Hg.): *Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern*. Bd. 2: Oberpfalz und Regensburg. Schwaben und Neuburg. Zweite Abtheilung: Schwaben und Neuburg. München 1863. S. 880.

¹⁸ Kari Köster-Lösche: *Die großen Seuchen. Von der Pest bis Aids*. Frankfurt/Leipzig 1995. S. 82f.

¹⁹ Pschyrembel *Klinisches Wörterbuch*. Berlin 26^o2004. S. 1431.

²⁰ Man nennt diese Verlaufsform medizinisch „Malaria tropica“ (Erreger: *Plasmodium falciparum*).

risch bereits bekannt, wobei natürlich die Ursache der geänderten Fieberrhythmik noch nicht verstanden wurde. Ausgedrückt wurde diese Verzerrung der Fieberrhythmik in dem Konzept der zusammengesetzten Fieber, die halbe oder doppelte Fieber sein konnten. So schildert Franc im Kapitel *febres intermittentes*: „Die Tochter des Goldschmieds Peter Heinti, knapp vier Jahre alt, litt morgens und abends an Frostschauern des ganzen Körpers, welchen fiebrige Hitze mit Bewusstseinstrübung und äußerst heftigem Durst folgte, sobald man sie zuge deckt hatte. Nachdem sie drei Tage lang solche Anfälle erlitten hatte, rief mich ihr Vater am 15. August 1679 herbei. Ihr Gesicht hatte eine blasser Farbe und der Bauch war aufgebläht, was Hinweise auf ein Fieber vom halbdreitägigen Typ gab“²¹.

Eine etwa 25-jährige Magd wiederum „wurde seit vier Monaten von einem doppelten Viertagefieber zermartert, welches ihre Kräfte überstieg. Zunächst begegnete man dem mit einem Aderlass, danach wurde ein Tee aus Sennesblättern und Manna, laxierender Veilchensirup und ein erfrischender Saft verordnet – jedoch ohne jede Linderung, das Fieber stieg sogar noch. Am 24. März des Jahres 1682 wurde ich gerufen. Ich wies sie an, alle vier Stunden 25 Tropfen von folgender Mischung mit Odermennig-Weinabsud einzunehmen [...]“²². Es folgt die Anleitung zur Herstellung der Arznei.

Einem täglich erscheinenden Wechselfieber (also einem klinischen *quotidiana*) kann aus heutiger Sicht ebenfalls ein eigentliches Dreitagefieber zugrunde liegen, welches bei Koexistenz von zwei Plasmodiengenerationen in tagtäglichen Fieberanfällen resultiert, wenn der fieberfreie mittlere Tag von einer zweiten Erregergeneration besetzt wird. Dies wäre dann gleichzeitig ein doppeltes Dreitagefieber. Der Praktiker Franc begnügte sich hier jedoch mit der Einsortierung der Fieberformen seiner Patienten in die vorhandene Nomenklatur. In aller Regel nannte er, wie oben gezeigt, in seinen Patientenbeschreibungen schlicht die Fieberform und ging dann zur Schilderung seiner Behandlungsversuche und Arzneimittelpreskriptionen über. Auf eine detaillierte Beschreibung der beim Patienten beobachteten Fieberperiodik oder eine Herleitung der sich daraus ergebenden Fieberart verzichtete Franc zumeist.

In der Mitte des Kapitels über die Wechselfieber schrieb Franc über eine kontroverse Diskussion darüber, ob es denn auch längere Fieberperiodiken als das Viertagefieber gebe. Diese Textpassage hat Franc von dem schweizerischen Arzt Théophile Bonet (1620-1689) aus dessen ‚Polyalthes‘²³ übernommen; selbst ließ er die Passage unkommentiert. Bonet zitierte wiederum Hippokrates, Galen und Avicenna und äußerte sich dahingehend, dass es wohl auch Fünf-, Sieben-, Acht- oder Neuntagefieber geben müsse, auch wenn diese recht speziell seien und kaum

²¹ StadtA Ulm H Franc 8b fol. 155r: *Petri Heintii aurifabri filiola fere quadrennis mane et vesperi horrorem sentiebat totius corporis, quem contecto corpore calor febrilis cum delirio et siti intensissima sequebatur et postquam istiusmodi insultus triduum sustulisset me Pater die 15 augusti anno 1679 vocavit. facies livore suffusa erat, distento abdomine, et indicio febris semitertianae typum servantis [...]*.

²² StadtA Ulm H Franc 8b fol. 162v: *Ancilla annos forte 25 nata duplici quartana supra vires excruciebatur à quatuor mensibus, cui obviam eundo primum Venaesectio, deinde infusio foliorum sennae, mannae et sirupus violarum solutivus et julebus refrigerans ordinatur. verum sine ullo levamine, verum febris invallescebat. die 24 martii anno 1682 Ego consultus singulo quadriborio sumendas 25 guttas sequentis mixturae cum vino decoctionis agrimoniae jussimus [...]*.

²³ Théophile Bonet: *Polyalthes sive Thesaurus medico-practicus*. Genf 1692.

einmal in der Literatur gut beschrieben worden sind. Franc selbst berichtete beim Wechselfieber nur einmal von einem Achttagefieber, und zwar beim Soldaten Conrad Schröder aus Ulm (vgl. unten).

Akute kontinuierliche Fieber

Im Gegensatz zum Wechselfieber weisen die anderen drei bei Franc beschriebenen Fieberarten in der Regel keine klare Periodik auf. Es handelt sich bei diesen also um unperiodische Fieber. Das bösartige und das Zehrfieber auf der einen und das kontinuierliche Fieber auf der anderen Seite lassen sich wiederum anhand ihrer Akuität weiter voneinander abgrenzen: Die Patienten mit Zehr- oder bösartigem Fieber haben häufig schon eine längere Krankheitszeit hinter sich, manchmal auch mit Behandlungsversuchen anderer Ärzte oder Heiler; sie sind ausgemergelt oder anderweitig von der Krankheit gezeichnet, ehe sie Franc konsultieren. Diese Fieberformen haben also eher einen chronischen Charakter.

In seinen Berichten über das kontinuierliche Fieber hingegen leiden die meisten seiner Patienten erst seit kürzerer Zeit an einer akuten Fiebersymptomatik und suchen nach wenigen Tagen den Stadtarzt auf²⁴. Beim *febris continua* lässt sich kaum näher bestimmen, welche Krankheiten im heutigen Sinne Franc wohl behandelt haben mag. Einige der Patienten sind den Schilderungen zufolge sicherlich schwer krank gewesen; andere litten offenbar an einem eher unkomplizierten Katarrh. Genaueres lässt sich anhand von Francs Aufzeichnungen schwerlich sagen, ohne sich in das Reich der Spekulationen zu begeben.

Zehrfieber: Die vielen Namen und Gesichter der Tuberkulose

Eindeutiger ist die Zuordnung der Krankheitsfälle im Tagebuch, welche von Franc im Kapitel *febris hectica* geschildert werden (Abb. 3). *Febris hectica* bedeutet übersetzt „Zehrfieber“ und wird heute neben dem Begriff „Schwindsucht“ manchmal noch – etwas antiquiert – als Synonym für die Tuberkulose verwendet. Mit dem aus dem Griechischen stammenden Wort *héklik* wurde ursprünglich ein krankhafter Körperzustand beschrieben, welcher sich durch stetige Abmagerung, allgemeinen Kräfteschwund und Fieber auszeichnet²⁵. So schildert Johannes Franc in seinen Aufzeichnungen folgenden Fall: „Die Frau des Nikolaus Römer aus Bissingen, knapp vierzig Jahre alt, [...] wurde von einem Spannungsgefühl im Bereich der oberen Magenmündung und von Mattigkeit überwältigt. Auch hatte sie einen beharrlichen Husten mit äußerst zähem Schleim und [...] Schwierigkeiten mit der Atmung, ausbleibende Regelblutung, einen ungleichmäßigen Pulsschlag und Schwindsucht mit schleichendem Fieber der zehrenden Art“²⁶.

²⁴ Vgl. Viktoria Schaefer: Das Tagebuch des Dr. Johannes Franc (1649-1725). Transkription, Übersetzung und Diskussion der Fieberkapitel. Diss. med. Ulm 2017. S. 247-307 (online unter: <https://oparu.uni-ulm.de/xmlui/handle/123456789/5451>).

²⁵ Vgl. Brockhaus' Kleines Konversations-Lexikon. Bd. 1. Leipzig ⁵1911. S. 783.

²⁶ StadtA Ulm H Franc 8b fol. 191r: *Nicolai Römer Bissingensis Uxor quadragenasia fere [...] tensione in situ orificii superioris ipsius ventriculi et lassitudine opprimitur, tussis tenax cum sputo tenacissimo aderat et [...] difficilis anhelitus, menstrua suppressa et pulsus inaequalis, marasmus cum febre lenta de hecticarum genere.*



Abb. 3 - Erste Seite des Kapitels febris hectica (StadtA Ulm).

Die Tuberkulose trat seit Menschengedenken immer wieder auf und lässt sich bis ins Altertum und in die Antike zurückverfolgen²⁷. Für den Kreis Schwaben und Neuburg ist eine Mortalitätsstatistik aus dem Zeitraum von 1851 bis 1856 überliefert, wonach im damaligen Kreis Schwaben und Neuburg noch 15,2 Prozent der jährlichen Todesfälle der Tuberkulose zuzurechnen waren²⁸. Diese Zahl stammt zwar aus einem Zeitraum rund 150 Jahre nach Francs Schaffen und man kann davon ausgehen, dass die jährliche Todesrate gewissen Schwankungen unterlegen haben dürfte, in Abhängigkeit z. B. von der Güte der Sommerernte und damit der Versorgungslage der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln, der Milde der Winter, dem Auftreten anderer Infektionskrankheiten usw. Aufschlussreich ist sie dennoch, denn seit 1839 etablierte sich der Begriff „Tuberkulose“ und man begann, darunter all die unterschiedlichen, teils uneinheitlichen Symptome zu subsummieren, welche die Infektion hervorrufen konnte und die man zuvor dem Zehrfieber, der Lungenvereiterung, der Skrofulose²⁹ und anderen Entitäten zugeordnet hatte³⁰.

Die Tuberkulose war zu Francs Zeit in und um Ulm ebenso wie die Malaria eine häufige Erkrankung. So verwundert es nicht, dass Franc sie nicht nur im Kapitel *febris hectica*, sondern auch im ersten Band des Tagebuchs im Kapitel *phthisis* (Schwindsucht) und im zweiten Band in den Kapiteln *tussis* (Husten) und *cachexia* (Auszehrung) behandelt³¹.

Über brennende Bösartigkeit, typhöse Dämpfe, ungarische Feldzüge und hitzige Hirnwut

Schwieriger als beim Wechsel- und Zehrfieber ist die Zuordnung der im Kapitel *febres malignae* behandelten Erkrankungen. Der Begriff „bösartiges Fieber“ würde in der modernen Medizin wohl in erster Linie mit einem fieberhaften Tumorleiden assoziiert werden, denn der Terminus „maligne“ steht heutzutage bis auf wenige Ausnahmen als Synonym für die Bösartigkeit von Krebsgeschwulsten. Diese intuitive Zuordnung ist allerdings falsch. Zwar gehen bösartige Tumoren häufig mit Fieber einher und es kann nicht ausgeschlossen werden, dass einzelne Patienten Francs vielleicht auch an einem Tumor litten. Doch weisen die geschilderten Symptomatiken und die teils erfolgreichen Behandlungen im Großen und Ganzen doch eher auf Infektionserkrankungen hin. Auch würde man bei Fällen von Krebserkrankungen ein im Schnitt höheres Alter der Patienten erwarten, da mit zunehmendem Alter die Wahrscheinlichkeit für Tumoren steigt. Francs Patienten mit bösartigem Fieber sind im Durchschnitt jedoch knapp 28 Jahre alt – dabei ist der jüngste Patient nur zwei und der älteste um die 60 Jahre alt. Zum Vergleich: Die Patienten im Kapitel über das kontinuierliche Fieber sind durchschnittlich knapp 27 Jahre, diejenigen im Zehrfieber-Kapitel gut 33 Jahre alt³².

²⁷ *Netzel* (wie Anm. 2) S. 66.

²⁸ *Riehl* (wie Anm. 17) S. 878f.

²⁹ Historische Bezeichnung einer Hauterkrankung, bei der es sich höchstwahrscheinlich um Fälle von Hauttuberkulose gehandelt hat.

³⁰ Die Mykobakterien selbst wurden im Jahr 1882 durch Robert Koch entdeckt.

³¹ *Netzel* (wie Anm. 2) S. 99-229 und S. 366-424.

³² *Schaefer* (wie Anm. 24) S. 247-414.

In älteren Enzyklopädiën ist zu lesen, dass das Nervenfieber früher als bösartiges Fieber, später als typhöses Fieber bezeichnet worden sei³³. Weiter sei eine bösartige Krankheit eine, „die mit heftigen Zufällen anfängt, und schwer zu heilen ist“³⁴. Interessant ist, dass das Griechische *typhos* „Nebel, Dunst“, aber auch im übertragenen Sinne „benebelter Geist; Stumpfsinn, Blödsinn“³⁵ bedeutet. Unter dem bösartigen Fieber scheint Franc also jene fieberhaften Erkrankungen zusammengefasst zu haben, welche sich durch besonders schwere Verläufe sowie einer Beteiligung von Nerven und Gehirn mit entsprechenden zerebralen Symptomen auszeichneten. So schreibt er denn auch: Beim „bösartigen Fieber kommt es irgendwann zum Delir und zur Hirnwut“³⁶.

Bei anderen zeitgenössischen Autoren und vor allem in späteren Enzyklopädiën werden diese Erkrankungen als Typhus oder typhöse Erkrankung bezeichnet. Die typische Symptomatik schildert Franc beim zehnjährigen Sohn des Leonhard Alexander Kray.: „[Er] bekam Anfang des Jahres 1679 ein heftig brennendes Fieber, da er nicht gut ernährt war. Nachdem sich die Bösartigkeit aufgelöst hatte, stieg ihm eine äußerst hartnäckige Schläfrigkeit zu Kopf. Er wurde delirant und bekam erhebliche Kopfschmerzen, Verstopfung, Magenkoliken und entwickelte eine Abgeschlagenheit. Er magerte ab, zugleich hatte er großen Durst. Der Urin war dick und getrübt mit einem deutlichen Bodensatz. Als ich am 7. Juli zufällig vorbeikam, wurde ich hinzugerufen [...]. Seine Zunge zeigte sich ausgetrocknet und spröde, weshalb ich ihm ein Trinkpulver gab. [...] Dadurch war seine Zunge am nächsten Morgen weniger trocken und schwarz“³⁷.

Franc verwendet in seinen Notizen über das bösartige Fieber auch die Begriffe *febris ardens* (hitziges Fieber, Brennfieber)³⁸, *febris hungarica* (Ungarisches Fieber) und *febris castrensis* (Lagerfieber)³⁹.

Das Ungarische Fieber bezeichnet eine typhusartige Erkrankung, welche angeblich die Armee des Kaisers Maximilian II. im Jahr 1566 beim Durchmarsch durch Ungarn befiehl⁴⁰. In den *Erläuterungen der Fieberlehre* von Gottfried

³³ Vgl. Pierers Universal-Lexikon (wie Anm. 15) 6 (†1858) S. 265.

³⁴ Johann Christoph Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart. 4 Bde. und ein Supplementband. Leipzig †1793–1801/1818. Hier: Bd. 1 (1793) S. 1132.

³⁵ Meyers Großes Konversations-Lexikon. Bd. 19. Leipzig †1909. S. 848-851.

³⁶ StadtA Ulm H Franc 8b fol. 221v: *In febribus continuis et malignis quandoque deliria et phrenitis infestant.*

³⁷ StadtA Ulm H Franc 8b fol. 214r-214v: *Leonhardus Alexandri Krayens filius annorum forte 10 circa julii initia anni 1679 non observata diaeta in ardentissimam incidit febrem. evecta in cerebrum malignitate accessere vigiliae contumacissimae, insignis cephalgia, delirium, alvi constipatio, tormina ventris cum anorexia siti nimia et virium debilitate. Urina crassa et turbida erat cum plurima hypostasi. Ego forte transiens vocor die 7 julii [...]. lingua exsucca et arida adparebat, ad id dedi bibendum pulverem. [...] ab hoc julebo mane lingua minus arida et nigra erat.*

³⁸ Das *febris ardens*, Brennfieber, wurde auch Kausos oder Causon, von griech. brennend, genannt. Damit wurde ein Fieber beschrieben, welches andauernd und besonders hoch war. Vgl. Pierers Universal-Lexikon (wie Anm. 15) 9 (†1860) S. 398.

³⁹ Schaefer (wie Anm. 25) S. 373, S. 386, S. 395, S. 399 und S. 408.

⁴⁰ Vgl. Joseph Renard/Franz Wittmann (Hg.): Auserlesene medicinisch-praktische Abhandlungen der neuesten französischen Literatur. Hartleben 1817. S. 240f.

Anmerkung: In der Quelle wird das Jahr 1556 für den Durchmarsch durch Ungarn angegeben. Zu dieser Zeit war Maximilian II. jedoch noch nicht Kaiser. Auch fand die entsprechende Truppenbewegung später, nämlich 1566, statt. Daher muss davon ausgegangen werden, dass es sich bei der Jahresangabe in der Quelle um einen Fehler handelt.

C. Reich aus dem Jahr 1806⁴¹ wird das Ungarische Fieber als Unterform des Typhus- oder Nervenfiebers und als Synonym des Fleckfiebers geführt. Auch das Lagerfieber (*febris castrensis*) gehört in diese Gruppe: Es handelte sich dabei um eine bei den Soldaten im Lager auftretende typhusartige Erkrankung, welche bei Adelung als Synonym für das *febris hungarica* aufgeführt wird und „vieles mit dem faulen Fleckfieber gemein hat“⁴². Hinter den verschiedenen Begrifflichkeiten verbirgt sich vermutlich eine Reihe von verschiedenen Infektionserkrankungen mit teils ähnlichem klinischen Bild. Aus heutiger Sicht können nur diejenigen erschlossen werden, deren Bezeichnungen bis in die Moderne überlebt haben.

Die heutzutage als Typhus bezeichnete Infektionserkrankung (Typhus abdominalis) wird durch das Bakterium *Salmonella typhi* hervorgerufen. Die Erkrankung äußert sich zunächst mit Kopfschmerzen, Krankheitsgefühl und Verstopfung; im Verlauf entwickeln sich üblicherweise anhaltendes, hohes Fieber (Brennfieber!) und Durchfall oder Verstopfung. Der Herzschlag ist im Gegensatz zu anderen Fiebererkrankungen eher verlangsamt, die weißen und roten Blutkörperchen können mitunter vermindert sein. Manchmal kommen jene Bewusstseinsstörungen hinzu, die einst für die Krankheit namensgebend waren. In schweren Fällen kann es zu einer Leber- und/oder Milzschwellung kommen. Typisch ist auch eine belegte und verfärbte Zunge (sog. Typhuszunge)⁴³, die Franc mehrfach beschreibt.

Eine abgeschwächte Form dieser Erkrankung, der Paratyphus, wird durch *Salmonella paratyphi* hervorgerufen. Mangels bakteriologischer Kenntnisse konnte diese Unterscheidung früher allerdings mit Sicherheit nicht getroffen werden.

Eine ebenfalls ähnlich verlaufende Infektionskrankheit ist der durch *Rickettsien* verursachte Typhus exanthematicus. Heutzutage ist die Bezeichnung „Fleckfieber“ fest dieser Rickettsiose zugeordnet, während beide Krankheiten früher häufig verwechselt und meist einfach als Typhus bezeichnet wurden. Der Name Fleckfieber kommt von dem mit der Erkrankung einhergehenden rot-fleckigen Hautausschlag, der auch beim durch *Salmonellen* hervorgerufenen Typhus auftreten kann.

Diese genannten Infektionserreger werden in erster Linie entweder über Lebensmittel und Trinkwasser (*Salmonellen*) oder über Läuse (*Rickettsien*) übertragen und durch mangelnde Hygieneverhältnisse begünstigt⁴⁴. Daher kamen die Infektionen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit immer wieder endemisch vor, insbesondere im Rahmen von Feldzügen. Die verschiedenen Termini grenzten nicht unterschiedliche Krankheiten voneinander ab, sondern wurden größtenteils willkürlich und teilweise synonym gebraucht. Auch weitere Begriffe wie „Ruhr“⁴⁵ oder „Hirnwurm“⁴⁶ bezeichneten allesamt fieberhafte bakterielle Infektionskrankheiten, die mit einem typhusartigen klinischen Bild einhergehen.

⁴¹ Vgl. Gottfried Christian Reich: Erläuterungen der Fieberlehre. Bd. 2: Allgemeine Fieberlehre. Berlin 1806. S. 554.

⁴² Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch (wie Anm. 34) 2 (1796) S. 1871.

⁴³ Pschyrembel (wie Anm. 19) S. 1867.

⁴⁴ Robert-Koch-Institut (Hg.): Infektionsepidemiologisches Jahrbuch meldepflichtiger Krankheiten für 2017. Berlin 2018. S. 89 und S. 222-224.

⁴⁵ Meyers Großes Konversations-Lexikon. Bd. 17. Leipzig 1909. S. 244f.

⁴⁶ Pierers Universal-Lexikon (wie Anm. 15) 18 (1864) S. 161.

Francs Diagnosemethoden und -kriterien

Fieber konnte zu Francs Zeit anhand von Pulsmessung, der Beobachtung der Atemfrequenz und dem Wechsel von Hitzewallungen und Schüttelfrost festgestellt werden. Daneben beurteilte man, inwieweit fiebertypische Begleitsymptome wie Kopf- und Gliederschmerzen, Appetitlosigkeit, quälendes Durstgefühl, Verstopfung, Veränderungen des Urins oder delirante Erscheinungen vorlagen. Mehrere dieser Kriterien erfüllte beispielsweise der oben bereits erwähnte Landwirt Conrad Schröder aus Ulm, bei dem Franc ein Wechselfieber (mit ungewöhnlich langem Intervall) diagnostizierte: „Alle acht Tage verspürte er um drei Uhr nachmittags eine Enge vor dem Herzen, bald fror er, bald war ihm heiß, dann wiederum fror er, hierauf fieberte er; der Rücken schmerzte ihm, er hatte keinen Appetit, dafür unstillbaren Durst, und er begann irre zu reden: Er redete sich ständig ein, eine Pferdehorde zu sehen. Dies steigerte sich bis vier Uhr nachmittags. Die Hitze war ziemlich beißend und verteilte sich im Körper. Am nächsten Tag ging es ihm gut. Der Morgenurin war jedoch rötlich und trüb und hatte auch einen roten Bodensatz. Er konnte sich auf keine Weise von der Liege erheben. [...] Nach einem erneuten Anfall traten die oben genannten Beschwerden wieder in den Vordergrund. Ihm standen ziemlich reichlich die Schweißperlen auf der Stirn, er erglühte und schwitzte. Aber am dritten Abend, an dem er geschlafen hatte, kam es zu einer deutlichen Abgeschlagenheit, so dass er nicht einmal mehr sprechen konnte“⁴⁷.

Die Pulsmessung hat Franc in diesem Falle nicht dokumentiert, doch er scheint sie regelmäßig ausgeführt zu haben: „Der Puls gibt wie ein Verräter nicht nur das Ausmaß des Fiebers preis, sondern ist auch Anhalt für die natürlichen Kräfte und besonders die Widerstandsfähigkeit. [...] Ein Arzt sollte sich darüber klar werden, was für einen Puls der Patient hat und welcher Beschaffenheit er normalerweise ist“⁴⁸.

Daneben spielt wie auch im obigen Beispiel die Urinschau bei Franc eine große Rolle – nicht nur in den Fieberkapiteln, bei seinen Konsultationen zu verschiedensten Krankheitsbildern beschreibt er immer wieder die Beschaffenheit des Urins. Dies ist dem Grundverständnis seiner schulmedizinischen Bildung geschuldet. Nach der Viersäftelehre konnte man im Urin und daneben auch im Schweiß, Blut, Magen- und Darminhalt eine fehlerhafte Mischung der Körpersäfte erkennen. Die Urinschau war darum ein recht übliches Diagnoseverfahren innerhalb der Humoralpathologie⁴⁹.

⁴⁷ StadtA Ulm H Franc 8b fol. 153v: *Singulo octiduo hora tertia pomeridiana anxietatem cordis sentiebat, sub frigescebat mox calescebat, iterum frigebat, inde febricitabat, dorso dolebat, prostrato appetitu cum siti intensa, delirare coepit, turmas equitum prae oculis habere se continuo sibi figens, accessio durabat ad quartam matutinam, calor admodum acer erat, et in corpus effusus, sequente die bene se habuit, urina matutina subrubra et turbida erat cum sedimento rubro, nec coactus ullo modo est lecto detineri, [...] denuo paroxysmus vigeabant ante dicta symptomata, sudoribus in capite sat copiosis, hinc arsit, sudavit et tertiam vespertinam, à quo dormiuit, sed aderat insignis lassitudo ut verbum proloqui nollet.*

⁴⁸ StadtA Ulm H Franc 8b fol. 180v: *Nec tantum pulsus, velut hostis, copias prodit, sed et naturae robur et resistendit valorem praecipue ostendit. [...] Medicus innotescat oportet, qualis sit cuiusque pulsus, juxta naturalem constitutionem.*

⁴⁹ Eckart (wie Anm. 8) S. 29.

Zwischen Humoralpathologie und Iatrochemie: Francs Fieberbehandlungen

Nach der Humoralpathologie gibt es zwei grundsätzliche Möglichkeiten, in einen Krankheitsverlauf einzugreifen: Entweder die Stärkung des Kranken unter Beachtung des Gleichgewichts der *sex res non naturales*⁵⁰, so dass der Kranke seinen Zustand selber überwinden kann; oder, wenn dies nicht ausreicht, in dem Versuch, das Säfteungleichgewicht zu beheben durch Zuführung dessen, was fehlt, oder durch Ausleitung dessen, was zu viel da ist.

Zu den klassischen ausleitenden Verfahren zählen das Induzieren von Erbrechen, das Abführen, das Schweißtreiben und die Anregung der Urinausscheidung durch die Verabreichung von entsprechenden Arzneien. Der Aderlass und das Schröpfen sowie das Ausleiten mittels Fontanelle oder Eiterbändern (Haarseilen) sind mechanische Verfahren. Franc wendet davon beim Fieber nur den Aderlass und auch diesen nur sparsam an. Die übrigen mechanischen Ausleitverfahren setzt er nicht zur Fieberbehandlung ein.

Unter den Arzneimitteln lassen sich solche auf pflanzlicher Basis, aus tierischen Produkten und mineralische Heilmittel unterscheiden. Am häufigsten wendet Franc gegen Fiebererkrankungen die sog. *vegetabilia*, also pflanzliche Mittel, an. Aber auch die mineralischen (chemischen) Arzneien, welche durch die nachparacelsische Iatrochemie zunehmend an Bedeutung gewannen, verwendet Franc regelmäßig. *Animalia*, also tierische Mittel, kommen gelegentlich zum Einsatz. Die Arzneien werden im Einklang mit den humoralpathologischen Prinzipien verordnet.

Zur Therapie von Fiebererkrankungen greift Franc mit Vorliebe auf *emetica*, also Erbrechen induzierende Heilmittel, zurück. Dies ist seinem individuellen Krankheitskonzept geschuldet, nach welchem Franc die Humoralpathologie stark mit den Fermentationstheorien mancher Iatrochemiker verquickt.

Die Iatrochemie war eine medizintheoretische Strömung, welche in ihren Ursprüngen auf Paracelsus zurückging. Paracelsus (1492/93-1541) richtete sich als einer der Ersten gegen die klassische Humoralpathologie und postulierte, dass alle Phänomene des lebenden Organismus auf chemische Vorgänge zurückzuführen und daher auch alle Krankheiten mit chemischen Mitteln behandelbar seien⁵¹. Aus verschiedenen Gründen aber setzte sich die paracelsische Iatrochemie nicht durch. Erst mit den Fortschritten der Naturwissenschaften im 17. Jahrhundert gewann die sogenannte nachparacelsische Iatrochemie an Bedeutung. Ein berühmter Vertreter dieser Strömung war Franciscus de La Boë Sylvius (1614-1672), der die Idee der chemischen Fermentation/Gärung (*fermentatio*) entwickelte. Sylvius nahm an, dass allen Körpervorgängen eine Fermentation zugrunde liege. Beispielsweise werde die aufgenommene Nahrung mithilfe sogenannter Fermente, also Gärstoffen, chemisch verarbeitet, und zwar teils

⁵⁰ Die *sechs nicht-natürlichen Dinge* gehen auf Galen zurück. Dieser postulierte etwa 600 Jahre nach Hippokrates, dass nicht nur die vier Säfte, sondern auch sechs komplementäre Faktoren im Gleichgewicht zueinander vorliegen müssen: Eine Balance zwischen Licht/Luft, Speise/Trank, Arbeit/Ruhe, Schlafen/Wachen, Ausscheidungen/Absonderungen sowie innerhalb der Gemütszustände galt im Sinne der Gesundheit als erstrebenswert.

⁵¹ Brockhaus' Enzyklopädie in vierundzwanzig Bänden. Bd. 10. Mannheim 191987. S. 358f.

alkalisch, teils sauer. Eine Störung der Gärstoffe führte diesem Verständnis nach zu einer gestört ablaufenden Fermentation und somit auch zu einem Ungleichgewicht zwischen alkalischen und sauren Stoffen, womit eine Krankheit – auch Fieber – im Körper entstünde. Entsprechend richtete sich die Therapie aus: Ein Überschuss an Alkalischem wurde mit als sauer geltenden Heilmitteln behandelt und umgekehrt⁵².

Franc übernimmt Sylvius' Fermentationsthese in sein eigenes Pathogenesemodell, wobei er dies nicht im Gegensatz zur Viersäftelehre, sondern in Ergänzung derer sieht. Beispielsweise komme „der Husten [...] vom Magen und folgt der Erregung: So, wie die fiebrige Gärung im Magen beginnt, entsteht die Erregung der Säfte [...] durch besagte fiebrig angeregte Gärung“⁵³. Aber auch andersherum könne ein Ungleichgewicht der Säfte die natürliche Gärung stören und so ein Fieber begünstigen. Ermöglicht wird dies nach Franc meist durch äußere oder innere Faktoren, z. B. durch Ernährungsfehler oder ein vorbestehendes Problem mit dem Magen oder der Verdauung⁵⁴.

Die Ansicht, dass Krankheiten im Magen entstünden, war in der Frühneuzeit und auch später noch allgemein stark verbreitet. Demnach ist die besondere Zuwendung zu den *emetica* nachvollziehbar, die auch bei Franc beobachtet werden kann. Das häufigste von ihm dabei eingesetzte Mittel ist der *tartarus emeticus* (Brechweinstein). Dabei handelt es sich um eine mineralische Arznei. Weinstein entsteht bei der Lagerung von Wein oder Traubensaft und fällt nach einiger Zeit kristallförmig aus. Durch Lösen in Wasser, Sieden, Hinzufügen von Antimontrioxid, anschließender Filtration und einigen weiteren Schritten entsteht Kaliumantimonyltartrat, welches bei innerer Anwendung stark Brechreiz auslösend wirkt⁵⁵. Abgesehen davon, ist die Verabreichung von Kaliumantimonyltartrat in der modernen Medizin bzw. Pharmazie obsolet.

In geringerem Maße reinigt Franc auch *à inferne* (nach unten) unter Anwendung von Abführmitteln wie Sennesblättern, laxierendem Rosensirup und Benediktenkraut oder mittels Einläufen. Seine Fieberpatienten leiden häufig unter Stuhlverhalt, da es durch die oft erhöhte Atemfrequenz und das Schwitzen zu einem Wasserverlust kommt, was bekanntermaßen Verstopfungen begünstigt. Franc steht dem Abführen ambivalent gegenüber. Einerseits postuliert er an manchen Stellen seiner Aufzeichnungen eine nach der humoralpathologischen Theorie logische positive Wirkung, andererseits scheint die Theorie seiner praktischen Erfahrung doch zu widersprechen: „Wenn [der Arzt] eine Entleerung verursacht, wird der Körper in der Regel geschwächt. Dies vermehrt die Krankheit und geht sich manchmal in deren Chronifizierung oder gar dem Tode aus“⁵⁶. Die Anwendung unter beschwerdelindernden, also symptomatischen Gesichtspunkten, erscheint ihm sympathischer: „Einen Einlauf gebe ich entweder zur

⁵² Eckart (wie Anm. 8) S. 131.

⁵³ StadtA Ulm H Franc 8b fol. 164r: *Haec tussis revera est ex stomacho et sequitur motum, inchoatum fermenti febrilis tam in stomacho quam motum humorum [...] à dicto fermento febrili agitatorum.*

⁵⁴ Schaefer (wie Anm. 24) S. 51f.

⁵⁵ Otto Lueger: Lexikon der gesamten Technik und ihrer Hilfswissenschaften. Bd. 2. Stuttgart/Leipzig ²1905. S. 254f.

⁵⁶ StadtA Ulm H Franc 8b fol. 184v: [Medicus] *verursachet eine starke evacuationem, dadurch gemeiniglich der leib geschwächt, die zufälle vermehret u. manchmal langwärig oder gar tödlich gemacht werden.*

Linderung des [Fieber-]Anfalls, wenn bei jemandem massive Blähungen bestehen, oder um damit Schmerzen inmitten der Eingeweide [...] zu lindern⁵⁷. Und: „Wenn man [...] schwächere Medikamente in nur geringerer Menge und allmählich gibt, stellt sich normalerweise eine Besserung ein“⁵⁸. Sennesblätter werden auch heutzutage noch als Abführmittel verwendet.

Das Schwitzen ist beim Fieber einerseits diagnostisches Kriterium, andererseits auch eine Methode, schlechte Säfte aus dem Körper auszuleiten. Franc setzt u. a. Grauspießglanz (*antimonium diaphoreticum*; Stibnit⁵⁹) ein, um Schwitzen zu provozieren. Ebenso wie der Brechweinstein zählt Grauspießglanz zu den Antimonverbindungen, welche sich pharmazeutisch zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert großer Beliebtheit erfreuten⁶⁰. Aus heutiger Sicht führt eine wiederholte orale Aufnahme von Antimonverbindungen zu einer allmählichen Vergiftung, welche sich mit Erbrechen und Durchfall äußert. Daneben können Vergiftungen mit Antimon zu Herzrhythmusstörungen bis hin zum Kammerflimmern führen⁶¹ – eine Tatsache, die auch Franc beobachtet: „Wenn [schweißtreibende Mittel] während eines Fieberanfalls angewendet werden, kann der Herzschlag, wenn er vorher schon kräftig war, allzu sehr steigen und sehr häufig die Kraft zerbrechen“⁶². Eine gesteigerte Herzaktion, ausgelöst durch die Vergiftung mit Antimon, geht natürlich mit einer erhöhten Wärmeproduktion einher und führt so auch zum Schwitzen. In der modernen therapeutischen Medizin spielt das Schwitzen keine Rolle mehr.

Harntreibende Mittel wandte Franc bei Fiebererkrankungen selten an. Eine große Rolle spielte der Urin bei ihm hingegen in der Diagnostik. Recht ausgiebig lässt er sich jedoch auch dabei darüber aus, wie trügerisch die Urinschau sein könne. Zum Zwecke der Harnanregung setzt er – wenn er denn diuretisch tätig wird – beispielsweise Brennesselsamen ein. Brennesseln besitzen nachgewiesenermaßen diuretisch wirksame Inhaltsstoffe⁶³. Auch verschreibt Franc zur Diurese einen Absud aus Odermennig-Blättern. Odermennig enthält Tannine und gilt als Heilpflanze mit vielfältigen positiven Wirkungen; auch eine harntreibende Wirkung wird ihm bisweilen zugeschrieben, ist jedoch nicht belegt.

So manche bei Franc verwendete Arzneien haben also aus heutiger Sicht tatsächlich teilweise die Wirksamkeit, welche ihnen bereits früher zugeschrieben wurde. Dies gilt besonders für viele Phytopharmaka, aber eben auch – wie gezeigt – für Antimonverbindungen. Daraus kann jedoch nicht zwangsläufig auf eine Sinnhaftigkeit ihrer Anwendung im heutigen Sinne geschlossen werden.

⁵⁷ *Ebda.*, fol. 168r: *Enema ad alleviandam paroxysmi ferociam, ubi copiosi flatu aut dolore in centro mesenterii circa vertebrae lumbares percipiuntur do.*

⁵⁸ *Ebda.*, fol. 184v: *hergegeben wo die Medicin nit stark, in kleiner quantität u. nur successive gegeben, wird gemeiniglich ein levamen verspüret.*

⁵⁹ Stibnit wird heutzutage unter anderem zur Legierung von Stahl und in der Halbleiterindustrie eingesetzt. Vgl. Art. „Stibnit“. In: Wikipedia. Online unter: <https://de.wikipedia.org/wiki/Stibnit#Eigenschaften> (Zugriff: 31.03.2019).

⁶⁰ Norbert *Marxer*: Heilen mit Antimon. Von der Chemiatrie zur Chemotherapie. In: Pharmazeutische Zeitung 10 (2000). Online unter: <https://www.pharmazeutische-zeitung.de/inhalt-10-2000/titel-10-2000/> (Zugriff: 31.03.2019).

⁶¹ Vgl. Klaus *Dörner*: Taschenlehrbuch Klinische Chemie und Hämatologie. Stuttgart 2013. S. 599.

⁶² StadtA Ulm H Franc 8b fol. 166r: *quae si in febrili paroxysmo adhibentur cordis motum prius violentum nimis accedunt et saepissime ejus robur frangunt.*

⁶³ Vgl. Christa E. *Müller*: Diuretika – Neue Errungenschaften. In: Pharmazeutische Zeitung 50 (2004). Online unter: <https://www.pharmazeutische-zeitung.de/inhalt-50-2004/titel-50-2004/> (Zugriff: 31.03.2019).

Vielmehr wurden die erzielten Wirkungen dem geltenden humoralpathologischen Therapiekonzept, der Beseitigung der Säftefehlmischung, untergeordnet. Auf dieser Ebene betrachtet sind mit Ausnahme der beschwerdelindernden Abführmaßnahmen bei Verstopfung die humoralpathologischen Behandlungsmethoden aus heutiger Sicht überholt. Die meisten ausleitenden Verfahren – sei es die Verabreichung von toxischen Mitteln oder der Aderlass – schwächen den ohnehin angeschlagenen Organismus bei einer Erkrankung zusätzlich und sind als der Heilung nicht zuträglich zu betrachten. Beispielsweise entziehen Diuretica – harntreibende Mittel – dem Körper Wasser, wobei beim Fieber ohnehin eher die Gefahr einer Exsikkose (Austrocknung) besteht. Einzig bei peripheren Ödemen, also beispielsweise geschwollenen Knöcheln oder Beinen, wäre aus heutiger medizinischer Sicht ein Diureticum indiziert, jedoch kann im Franc'schen Tagebuch keine eindeutige Korrelation zwischen der Beschreibung von Ödemen und der Verordnung von harntreibenden Arzneimitteln erkannt werden. Zwangsläufig stellt man sich die Frage, ob Franc als Empiriker nicht beobachtet hat, dass seine Rezepturen seinen Patienten nicht unbedingt wohlbekamen.

Sinn und Unsinn der Franc'schen Fieberbehandlungen

Franc führte Verbesserungen der Gesundheitszustände seiner Patienten auf seine Rezepturen zurück. Er war einerseits Empiriker, griff andererseits aber auch auf humoralpathologisch etablierte und gängige Arzneianwendungen zurück. Viele dieser Rezepturen und die dahinter stehenden Überlegungen reichen ins Mittelalter oder weiter zurück und wurden von deduktiver Denkweise entschieden mehr geprägt als von der erst später aufkommenden humanistischen Wissenschaft mit ihrer induktiven Erkenntnismethode.

Daneben spielt sicherlich eine große Rolle, dass schlichtweg wenig oder keine Alternativen zu den etablierten Rezepturen bekannt waren. Und letztlich war Franc auch eine gewisse selbstgefällige Seite zu eigen. Gerne zieht er über ärztliche Kollegen her, beschreibt deren erfolglose Anwendungen spöttisch⁶⁴ – dass er selber demnach mit seinen Rezepturen erfolgreich gewesen sein will, mag seinem Geltungsbedürfnis geschuldet sein und möglicherweise seiner (grundsätzlich sicherlich vorhandenen) Beobachtungsgabe im Weg gestanden haben. Es darf wohl an der einen oder anderen Stelle bezweifelt werden, ob denn seine Therapiemaßnahmen wirklich so von Erfolg gekrönt waren, wie er es beschreibt. Langzeitverläufe kann man den Fällen im Tagebuch ohnehin kaum entnehmen.

Zum Repertoire der Humoralpathologen zählte auf der anderen Seite aber auch etwas, das aus heutiger Sicht sowohl als historisch logisch als auch als im modernen Sinne interessant betrachtet werden kann: Die Diätetik. Anders als der Begriff suggeriert, handelt es sich dabei nicht nur um bloße Anweisungen zur richtigen Ernährungsweise oder gar zur Kalorienreduktion. Die Diätetik sollte dem Menschen vielmehr eine umfassende Richtschnur zur richtigen Lebensführung – zu Sport, Baden, Schlaf und sexueller Aktivität – an die Hand geben⁶⁵. Da früher insgesamt betrachtet wenige ursächlich wirksame Arzneien zur Behand-

⁶⁴ *Schaefer* (wie Anm. 24) S. 298 und S. 408.

⁶⁵ *Eckart* (wie Anm. 8) S. 16.

lung von Erkrankungen zur Verfügung standen, war es umso wichtiger, gar nicht erst krank zu werden. Vor diesem Hintergrund ist es absolut plausibel, dass die Diätetik in der Humoralmedizin eine zentrale Rolle spielte.

Da Franc als Stadtarzt in seinem ‚Tagebuch‘ Behandlungsfälle beschreibt, er also bereits kranke Patienten behandelte, ist sein ‚Praxisjournal‘ nicht dazu prädestiniert, Ratschläge zur präventiven Diätetik zu verbreiten. Diätetische Gedanken lassen sich bei ihm allerdings in seinen Erklärungsversuchen zur Genese der Fieber seiner Patienten immer wieder klar herauslesen. So schildert Franc, bei einem 25-jährigen Knecht sei wohl „übermäßiger Geschlechtsverkehr“ Ursache seines Zehrfiebers gewesen⁶⁶. Ein anderer junger Mann bekam Fieber, nachdem er zu „gierig kaltes Wasser getrunken hatte“⁶⁷. Ein 28-jähriger Mann aus Ulm und ein Gärtner Anfang Vierzig „lebte[n] recht maßlos“ und bekamen so beide ein Wechselfieber⁶⁸.

In der Tradition der Diätetik stehen heutzutage Präventivmedizin und Gesundheitsförderung, welche in den westlichen Ländern aufgrund der immensen naturwissenschaftlichen und insbesondere pharmazeutischen Fortschritte des 19. und 20. Jahrhunderts in den Schatten der kurativen Medizin geraten sind. Führende Gesundheitswissenschaftler fordern jedoch bereits seit Jahren die Stärkung dieser altbewährten Strategien. Gute Gründe dafür sind heutzutage – obwohl spezifische wirksame Therapien gegen unzählige Gesundheitsprobleme im Gegensatz zu früher verfügbar sind – einerseits der hohe ökonomische Ressourcenverbrauch in den westlichen Gesundheitssystemen und andererseits das sich ändernde Krankheitsspektrum: Weg von erworbenen akuten Krankheiten hin zu chronischen und somit nicht mehr im eigentlichen Sinne heilbaren Erkrankungen⁶⁹. Unter diesen Gesichtspunkten erscheint eine Rückbesinnung auf die (antike) Diätetik, welche jahrhundertlang eine wichtige Säule der Medizin darstellte, als hochinteressant und aktuell.

Zur Diätetik im antiken Sinne gehören auch Ernährungsstrategien als ein Teil der richtigen Lebensweise. Franc gibt klare Ernährungsanweisungen für Fieberkranke. Beim chronischen Zehrfieber spricht er sich für hochkalorische Nahrungsmittel aus, um der Auszehrung der Patienten entgegen zu wirken. Er empfiehlt und verordnet unter anderem mit Zucker gesüßte Milch, Mandeln, Pinienkerne, Hühnerbrühe, leicht verdauliches Fleisch, bestimmte Fischarten, süßes Obst und Krebsbutter.

Für alle anderen Fieberarten gilt bei Franc: Weniger ist mehr, da „die Natur [...] durch die Verdauung neuer Speisen von der Verarbeitung der krankmachen-

⁶⁶ StadtA Ulm H Franc 8b fol. 190v: *Ignorare [...] dixit causam si non immodica venus. Et cur haec esse non posset? regessi, cum etiam involuntarius geniturae effluxus totius corporis languorem et quando continuus fuit, demum contabescientiam parciat.* (Er [...] sagte, dass er keine andere Ursache als übermäßigen Geschlechtsverkehr wisse. Und warum könnte dies nicht sein? Ich erwiderte, auch ein unfreiwilliger Samenfluss mache eine Mattigkeit des ganzen Körpers und, wenn dieser beständig war, schließlich eine Auszehrung.)

⁶⁷ *Ebda.*, fol. 212r: *Post aquam frigidam avide potatam febricitare coepit [...].*

⁶⁸ *Ebda.*, fol. 165r: *Jo. Jacobi Zieglers militis nostratis filius annos forte 28 natus etiam hac febre tentatus diu, intemperanter vixit [...].* (Der Sohn des hiesigen Soldaten Johann Jacob Ziegler war etwa 28 Jahre alt und durchlitt schon lange dieses Fieber. Er lebte maßlos [...].) - *Ebda.*, fol. 152v: *Vir habitus tenuioris Martinus Zimmermannus hortulanus annorum aetatis aliquot supra 40, intemperanter vivens [...].* (Der Gärtner Martin Zimmermann war ein Mann von zarter Gestalt, geschätzt etwas über 40 Jahre alt und lebte recht maßlos.)

⁶⁹ Theodor Klotz/Jochen Haisch/Klaus Hurrelmann: Prävention und Gesundheitsförderung. Ziel ist anhaltend hohe Lebensqualität. In: *Deutsches Ärzteblatt* 103 (2006) 10. S. A 606-609.

den Säfte abgelenkt“ werde⁷⁰. Denn „welcher Art deine Speisen, dieser Art dein Blut – [...] das Fieber nimmt vom Magen oder von einer fehlerhaften Verdauung her seinen Lauf, spitzt sich offenbar durch jede Verdauungsaktion des Magens zu und wächst mit weiterer Nahrungsaufnahme, weil die stoffliche Ursache infolge der schlechten Verdauung mehr wird“⁷¹.

So berichtet Franc über den 32-jährigen Seiler Manuel Fleischling, der an einem Wechselfieber erkrankt war: „Als ich im Mai gerufen wurde, ordnete ich zuerst eine leichte Kost an, im besten Falle ohne Arznei. Dies heilt viele Erkrankte. Jedoch berichtete die Frau des Kranken [...]: Ach, er hat keine Kraft, er muss etwas mit dem Magen haben – so, wie unsere törichten Weiber daherreden. Bei den akuten Fieberarten stopfen die Patienten häufig verschiedene Speisen in sich hinein. Sie fürchten nämlich, dass sie bei ein-, zwei- oder dreitägigem Fasten zugrunde gehen, doch dieses Verhalten ist falsch. Denn im gleichen Maße, wie dem Gesunden die Nahrung Kraft bedeutet, ist sie für den Kranken ein Leiden. Man darf die Fieberpatienten daher nicht zum Essen zwingen. Die aufgenommene Nahrung fault aufgrund der fiebrigen Hitze eher, als dass sie verwertet wird, und alles, was nicht ordentlich verwertet wird, verursacht einen fieberhaften Ballast. Zudem verursachen Fehler in der Ernährung ziemlich häufig Rückfälle – irgendwann freilich bieten die geschwächten Gedärme durch die zu reichliche Aufnahme von wohlschmeckenden Nahrungsmitteln dem Fieber neuen Stoff. Die Nahrungsmittel greifen den Magen an, da die verdauende Gärung fehlt, und deshalb sollen die Kranken nicht so gefüttert werden, dass sie während der Krankheit verfetten, sondern es ist besser für die Kranken, einige Tage lang zu fasten, weil dies für sie leichter ist. Die Fiebernden sollen sich vom Fleisch fernhalten, weil es zu verwesen beginnt. Sie sollen lediglich dünne, mit Erfrischungsmitteln gesüßte Suppen zu sich nehmen, anschließend sollen sie von Brotsuppen in Fleischbrühe Gebrauch machen“⁷².

Aus heutiger Sicht liegt Franc mit seinem Plädoyer für eine leichte Diät während des Fiebers richtig, auch wenn seine dahinter stehende Begründung – die Nahrung faule, gäre oder verwese im Magen – falsch ist. In einer US-amerikanischen Studie aus dem Jahr 2016 wurde gezeigt, dass Fasten im Tierversuch sich bei bakteriellen fieberhaften Infektionen günstig auf das Überleben auswirkt.

⁷⁰ StadtA Ulm H Franc 8b fol. 168r: *Natura [...] novi cibi concoctione advocatur à coctione humorum morbifiscurum.*

⁷¹ *Ebda.*, fol. 191v: *Talis autem sanguis, qualis chylus [...] hinc febris initium à ventriculo vel vitio à digestionem exacerbatur enim singulis ventriculi digestionibus et à pastu crescit, quod causa materialis ex digestionem depravata augetur.*

⁷² *Ebda.*, fol. 170r: *Manuel Fleischling civis et restio agens annum trigesimum 2dum [secunduum], correptus febre intermittente, mense maio advocatus imperavi primum, victum tenuissimum, optimum sane remedium, quod multos curat aegros, verum aegroti uxor aegre ferebat, ach dicebat, er hat kein kraft, er muß et was i m a g e n h a b e n , ut stultae nostrae mulieres loquuntur, hinc in febribus quantumvis acutissimis saepius. febrientes variis insarciunt edulius, timent enim, ne propter unius vel duorum triumve dierum totalem à cibis abinentiam pereant, sed perperam agunt, nam sicut sanis cibus est robur, ita aegrotanti morbus. hinc febrientes ad cibum non sunt cogendi. alimenta itaque assumta ob calorem febrilem potius putrescunt quam digeruntur et quicquid non recte digeritur in saburram facessit febrilem. Praeterea in victu errata fere saepius recidivam inducunt quando scilicet uberiori alimentorum euchymorum ingestione viscera debilitata novum fomitem pro febre ministrant. alimenta stomachum aggravant, quia abest fermentum digestivum, ac propterea non ita cibandi sunt aegri, ut a morbo pinguescant, sed per aliquot dies aegros jejurare praestat, quia faciliter jejuniu ferunt. abstineant febricitantes à carnibus, quia cadaverescunt, tantum juscula tenuia refrigerantibus condita assumant, postmodum panatellis in jure carniu utantur.*

Man geht davon aus, dass die Stoffwechselfvorgänge in den Körperzellen mit verschiedenen Vorgängen des Immunsystems in Verbindung stehen und diese so beeinflussen können. Unter anderem werden bei einer katabolen Stoffwechsellage – wie sie beim Fasten vorliegt – aus dem körpereigenen Fett sogenannte Ketonkörper hergestellt, welche in den Zellen zur Energiegewinnung verbrannt werden und gleichzeitig offenbar über eine Verminderung von reaktiven Sauerstoffspezies den oxidativen Stress und somit mögliche Zellschäden verringern⁷³. Dies gilt im Übrigen nur für bakterielle, nicht für virale Infektionen, wie schon der Volksmund sagt: „Fieber sollst du aushungern, den Schnupfen sollst du füttern“⁷⁴.

Spezifische Therapeutika

Im Bereich der Arzneimittel standen Franc bereits einzelne, aus heutiger Sicht wirksame und sinnvolle Therapeutika zur Verfügung. So war bereits bekannt, dass die Rinde des Chinarindenbaums (*chinchonae cortex*) gegen das Wechsel- fieber, also gegen die Malaria, wirksam ist. Der Chinarindenbaum ist, anders als der Name suggeriert, nicht in China, sondern in Süd- und Zentralamerika zu finden. Vermutlich wussten schon die indigenen Ureinwohner um die medizini- sche Wirkung der Rinde des Baums und nannten diese daher *quina-quina*, „Rinde der Rinden“, wovon sich die europäische Bezeichnung „Chinarinde“ ableitet. Berühmt wurde die Chinarinde durch die angebliche Heilung der malariakranken Frau des Vizekönigs von Peru, der Gräfin del Chinchon, im Jahr 1683. Die botanische Bezeichnung der Pflanze heißt in Anlehnung daran *chinchonae*; unwissenschaftlich wurde das als Arzneimittel verwendete Pulver der Chinarinde auch „Pulver der Gräfin“ (*pulvis commitissae*) genannt. Später waren vor allem die Jesuiten am Import und Handel der Chinarinde nach Europa beteiligt, weshalb die Arznei bald auch den Namen „Jesuitenpulver“ erhielt⁷⁵.

Die Rinde des Baums enthält verschiedene Alkaloide, allen voran das Chinin. Die China-Alkaloide hemmen ein bestimmtes Enzym in roten Blutkörperchen, welches die Plasmodien – die Malariaerreger – zur Vermehrung benötigen⁷⁶. Heute noch wird Chinin als Reservemedikament der komplizierten Malaria tropica verwendet⁷⁷.

Auch Johannes Franc stand dieser Wirkstoff zur Verfügung und er wendet ihn bei der Behandlung des Wechselfiebers häufig erfolgreich an. In einigen wenigen Fällen verschreibt er ihn aus nicht nachvollziehbaren Gründen auch beim Zehrfieber. Beim kontinuierlichen und bösartigen Fieber hingegen verwen- det er Chinin nicht. Auf welche Weise die Chinarinde ihre Wirkung entfaltet, war Franc nicht bekannt. Hier zeigt er sich wieder als Empiriker, der auf die gute Erfahrung mit der Arznei vertraut: Dem 36-jährigen Ambrosius Schmid

⁷³ Wang [et al.]: Opposing Effects of Fasting Metabolism on Tissue Tolerance in Bacterial and Viral Inflammation. In: Cell 166 (2016) 6 S. 1512-1525.

⁷⁴ Banaler Schnupfen ist in der Regel viral bedingt; virale Infektionen gehen in der Regel auch nicht mit hohem Fieber einher.

⁷⁵ Vgl. Pierers Universal-Lexikon (wie Anm. 15) 4 (1858) S. 32-34.

⁷⁶ Vgl. Art. ‚Chinin‘. In: Wikipedia. Online unter: <https://de.wikipedia.org/wiki/Chinin> (Zugriff: 14.02.2019).

⁷⁷ Pschyrembel (wie Anm. 19) S. 304.

aus Lehr beispielsweise verschreibt er im Jahr 1679 Pillen aus pulverisierter Chinarinde, Opium und Gartennelkenblütensirup, und „nachdem das Fieber durch die Einnahme der Arznei wunderbarerweise einige Zeit immer weiter nachließ, verschwand es irgendwann ganz“⁷⁸.

Das in diesem Beispiel erwähnte Opium setzt Franc als symptomatisch wirkende Arznei ein. Wie zu seiner Zeit üblich wendet er es entweder als Opiumtinktur (*laudanum* oder auch *laudanum opiatum*) oder in Form des Theriaks an. Bei Letzterem handelte es sich um eine weit verbreitete Arzneimittelmischung, die neben Opium dutzende weitere Inhaltsstoffe umfasste und für die es verschiedene Rezepturen gab⁷⁹. Das Opium war darin also nur einer von vielen (Wirk-) Stoffen. Aber auch die Opiumtinktur setzt Franc selten als singuläres Mittel ein, sondern ebenfalls meist in Kombination mit einigen (allerdings deutlich weniger) Ingredienzien.

Dabei beobachtete er richtig, dass „die Wirkung schmerzauslösender Reize weniger wahrgenommen“⁸⁰ wird. Tatsächlich wirkt Opium, indem es im zentralen Nervensystem die schmerzwahnehmenden – nicht die peripheren schmerzauslösenden – Neuronen unterdrückt. Opium war das potenteste zur Verfügung stehende Schmerzmittel, und dementsprechend häufig wandte es Franc in schweren Fällen bei allen vier Fieberarten regelmäßig an. Die Wirkung des Opiums als hustenstillendes Mittel war ihm daneben ebenso bekannt wie dessen zahlreiche Nebenwirkungen: „Johannes Häusler, Schultheiß aus Ehrenstein, [hatte] wegen trockenen Hustens zu häufig Opium genommen [...]. Ich beobachtete bei ihm eine sichtbare Betäubung der Lebensgeister, deutliche geistige Abgestumpftheit, einen Verhalt und Druck im Bauch, irgendwann einen komatösen Zustand, ja sogar ewigen Schlaf“⁸¹. Franc warnte daher vor einem übermäßigen Gebrauch und auch die berauschende Wirkung des Opiums war ihm durchaus bekannt.

Bis heute sind Opioide⁸² in der Schmerztherapie und Palliativmedizin nicht wegzudenken. Franc selber muss sowohl maßvoll mit dieser Arznei umgegangen sein als auch allgemein einen guten Lebensstil – im Sinne der Diätetik? – geführt haben: Er überlebte seine erste Frau, die „äußerst liebenswerte Veronica“, um fast 30 Jahre und starb 1725 im Alter von 76 Jahren. Sein Nachlass jedoch überdauert bis heute.

Fazit

Fieber galt in der vormodernen Medizin als eigenständige Erkrankung. Dieser Fehlgedanke wurde erst durch die Erkenntnisse der Bakteriologie im 19. Jahrhundert aufgegeben. Er führte über die Jahrhunderte zur Entstehung einer komplexen und bis ins Absurde gehenden eigenen Fieberklassifikation, welche keineswegs als einheitlich oder kohärent bezeichnet werden kann.

⁷⁸ StadtA Ulm H Franc 8b fol. 156v: *Tempore intermissionis, quo medicamento adsumto miru[m] fuit, quomodo evanuerit febris [...]*.

⁷⁹ Vgl. Pierers Universal-Lexikon (wie Anm. 15) 17 (¹⁸⁶³) S. 494f.

⁸⁰ StadtA Ulm H Franc 8b fol. 194v: *Impressiones causar[um] dolorificar[um] minus p[er]sentiscant [...]*.

⁸¹ *Ebda.*, fol. 194r: *Sic in Joanne Häusler Sculteto pagi Ehrenstein ob tussim siccam opiatum saepius sumente spirituum torporem evidentem, mentis hebetudinem ventriculi oppressionem ac aggravationem, affectus quandoque comatosos, imo etiam soporem aeternum observavi.*

⁸² Im Gegensatz zum Begriff „Opiat“ sind hier auch die halbsynthetischen Substanzen mit morphinähnlichen Eigenschaften subsummiert.

Johannes Franc beschränkte sich in den Beschreibungen seiner Fieberbehandlungen auf die Unterscheidung von vier damals allgemeingebräuchlichen Fieberarten. Seine Therapiemethoden passte er in gewissem Umfang an die jeweilige Fieberart an und wandte beispielsweise das Malariamittel Chinin gezielt gegen das Wechselfieber an. Weitere zeittypische Merkmale sind bei ihm in der weitgehenden Ablehnung des Aderlasses und in seinen Sympathien für die iatrochemische Medizintheorie zu finden. Insgesamt kann man konstatieren, dass sich Johannes Franc zu seiner Zeit auf dem aktuellen Stand der Wissenschaft präsentierte und als modern gelten kann.

Franc lebte am Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert in einer medizinhistorisch interessanten Zeit, in der sich die althergebrachten Dogmen der Humoralpathologie in der Universitäts- und Schulmedizin allmählich aufzulösen begannen. Francs ‚Tagebuch‘ illustriert dabei anschaulich, wie sich dies in seinem ärztlichen Handeln widerspiegelt.

Beat Konrad Philipp Friedrich Reuttner von Weyl (1719-1803)

Landkomtur des Deutschen Ordens, homo politicus und Strategie am Vorabend der Neugestaltung Europas

Barbara Treu

Einleitung¹

Drei Jahre vor der Säkularisation beging der Deutsche Orden im Juni 1803 in Altshausen mit großem Zeremoniell dreitägige liturgische Begräbnisfeiern für den verstorbenen Landkomtur der Ballei Elsass-Burgund². Zu dem Zeitpunkt hatte die einst mächtige Ordensprovinz, deren Herrschaftsgebiet sich Jahrhunderte lang über Süddeutschland, die Schweiz und das Elsass ausdehnte und deren Hauptort Altshausen war, ihre Kommenden³ auf der linksrheinischen Seite in Folge der Französischen Revolution bereits verloren. Als man sich im Juni 1803 in Altshausen versammelte, waren gerade einmal vier Wochen seit dem Hauptschluss der außerordentlichen Reichsdeputation vergangen. Es war eine Zeit der politischen Stürme und Verunsicherungen. Aus heutiger Sicht wirkt der feierliche Abschied für den am 23. Mai 1803 verstorbenen ersten Vertreter der Ballei Elsass-Burgund, Reichsfreiherrn Beat Konrad Philipp Friedrich Reuttner von Weyl, wie ein Fanal, denn die Zeichen der Zeit standen auf Umbruch und Veränderung.

Der letzte Lebensabschnitt des Deutschordensritters und Landkomturs der Balleien Elsass-Burgund und Hessen, Komturs zu Altshausen, Marburg und Wetzlar, königlich kaiserlichen Geheimen Rats und Staats- und Konferenzministers des Hochmeisters, war überschattet von den Ereignissen jener Zeit. Bis 1801 stand er durch seine enge Verbindung zu Hochmeister Erzherzog Maximilian Franz (1756-1801) mitten im bewegten politischen Geschehen. Er war betroffen vom Verlust der Familiengüter im Elsass, hatte seinen nach Altshausen geflüchteten Bruder aufgenommen und übernahm nach dessen Tod im Jahr 1795 die Verantwortung für die Familie. Die historische Zäsur der Säkularisation der

¹ Die Anregung für einen Beitrag über den Landkomtur Reuttner von Weyl kam vom Archivar des Hauses Württemberg Dr. Eberhard Fritz. Für die vorliegende Veröffentlichung wurde der am 28. März 2017 in Altshausen gehaltene Vortrag ausgearbeitet.

² In einer Ballei (mittel-lateinisch *ballivus* Aufseher) bzw. Ordensprovinz waren mehrere Kommenden zusammengefasst unter der Leitung eines Landkomturs (mittel-lateinisch *commendator*).

³ Kommende bzw. Komturei (mittel-lateinisch *commenda*, *commendare* anvertrauen) für die Übertragung eines Kirchengutes auf Zeit an den verantwortlichen Komtur.

übrigen Kommenden der Ballei und die Aufhebung des Deutschen Ordens in allen Staaten des Rheinbunds hat der Landkomtur nicht mehr erlebt.

Beat Konrad Reuttner von Weyl erscheint zwar in Abhandlungen zur Geschichte des Deutschen Ordens, eine Einzeldarstellung sucht man bislang vergebens. Das ist erstaunlich, war er doch verantwortlich für die große und reiche Ballei Elsass-Burgund. Er residierte 26 Jahre in Altshausen, stand mehreren Kommenden vor und war im engen Umfeld zweier Hochmeister des Deutschen Ordens anzutreffen. Warum bislang kaum über ihn geschrieben wurde, lässt sich wohl in erster Linie dadurch erklären, dass der Deutsche Orden nach Reuttners Tod an Bedeutung verloren hatte. Das Alte Reich, das seine Lebenswelt gebildet hatte, wurde abgelöst, und die nachfolgende Zeit eignete sich nicht für den Nachruhm einzelner Repräsentanten. Das Interesse an ihnen ließ nach und viele waren bald vergessen.

Die für den Deutschen Orden und für seine Familie gleichermaßen interessante Persönlichkeit soll im Folgenden auf der Grundlage von neuerdings erschlossenen Quellen ins Licht gerückt werden. Erkenntnisse zu seiner Person verdanken wir der Überlieferung im Archiv der Grafen Reuttner von Weyl in Schloss Achstetten. Philip Graf Reuttner von Weyl beauftragte die Autorin im Jahr 2010 mit der Erschließung und Neuordnung seines privaten Archivs⁴, und er hat der Veröffentlichung der vorliegenden Arbeit auf der Grundlage der in Achstetten aufbewahrten Unterlagen zugestimmt. Es ist ein Zufall, dass der 300. Geburtstag des Beat Konrad Reuttner von Weyl am 17. August 2019 in das Erscheinungsjahr der vorliegenden Publikation fällt.

Grundsätzlich ist zu bedenken, dass Beat Konrad Reuttner von Weyl in Achstetten vor allem im Zeitraum zwischen 1795 und 1803 in Erscheinung tritt, weshalb das Augenmerk in erster Linie seinem letzten Lebensabschnitt gilt und die Unterlagen folglich nur ein eingeschränktes Urteil zulassen. Auch wenn Fragen offen bleiben, können die Informationen aus dieser Überlieferung von Belang sein, zumal die Archivalien zur Geschichte des Deutschen Ordens weit verstreut liegen und viele davon verloren gegangen sind.

Eine Zeit des Umbruchs

Mit dem Tod des Landkomturs ging eine Epoche zu Ende. Am 25. Februar 1803 hatte der Hauptschluss der außerordentlichen Reichsdeputation die Säkularisation kirchlicher Herrschaften und die Mediatisierung der Reichsstände zugunsten derjenigen weltlichen Fürsten festgesetzt, denen während der Koalitionskriege linksrheinische Besitztümer verloren gegangen waren. Dabei wurde der Deutsche Orden zunächst noch ausdrücklich befreit von der Säkularisation und sollte für seine in zwei Koalitionskriegen verloren gegangenen linksrheinischen Gebiete entschädigt werden. Es blieb jedoch nicht lange bei einem Sonderstatus. „Wie schnell solche formalen Erfolge von der Realität gegenläufiger Ereignisse überrollt wurden, sollte sich in der Folgezeit des RDH [Reichsdeputationshauptschluss] auch für die Vereinbarungen zeigen, die sich auf den Deutschen

⁴ Barbara Treu: Archiv der Grafen Reuttner von Weyl Schloss Achstetten. Akten und Bände, Familienarchiv, Urkunden, Personen-, Orts- und Sachregister. 5 Bde. Achstetten 2015.

Orden bezogen“, so Georg Cox⁵. Im Frieden von Pressburg wurden dem Haus Österreich 1805 die Besitzungen des Deutschen Ordens zugesprochen.

Der von Napoleon entfesselte Schacher um die Verteilung von Herrschaftsgebieten nahm seinen Lauf, und die neuen Herren ergriffen Besitz von den gewonnenen Gebieten. Die noch vorhandenen Teile der Ballei Elsass-Burgund gelangten an Württemberg. Eberhard Fritz zieht den Schluss, dass mit dem 1807 erfolgten Übergang an das Königreich Württemberg eine Herrschaftsform ihr Ende fand, „welche 560 Jahre lang die Geschicke der zugehörigen Gemeinden entscheidend geprägt hatte“⁶.

Die Verwaltungseinheit der Ballei Elsass-Burgund, genannt nach den ältesten Besitzungen im Oberelsass sowie an Orten in der Westschweiz, die einst zum Königreich Burgund gehört hatten, hatte „keine geographisch sinnfälligen Grenzen und Bezeichnungen“ besessen⁷. Schaut man sich die einst von Altshausen verwalteten Kommenden auf der Landkarte an, so kann dennoch von einem stattlichen Imperium gesprochen werden. Der Landkomtur Reuttner hat die Auflösung seiner Ballei, die ihm als Kirchengut des Deutschen Ordens auf Lebenszeit übertragen wurde und an deren Spitze er stand, nicht mehr erlebt. Der nachfolgende Landkomtur, Freiherr Karl Franz von Forstmeister (1731-1814), blieb bis 1806 im Amt und ist in Altshausen gestorben⁸. Er konnte sich nach der württembergischen Besitzergreifung eine Jahrespension sichern und durfte im Schloss wohnen bleiben, wogegen die Hofhaltung in Altshausen aufgegeben wurde⁹.

Acht Jahre vor seinem Tod war Reuttner mit dem Ankauf der Grundherrschaft Achstetten eine Entscheidung von weitreichender Bedeutung geglückt. Als Napoleon am 24. April 1809 die Aufhebung des Ordens in den Rheinbundstaaten diktierte, was auf dem Frieden von Schönbrunn am 14. Oktober 1809 bestätigt wurde¹⁰, war Achstetten bereits zur neuen Heimat für die Familie Reuttner von Weyl geworden.

Der Abschied in Würde

Die Beschreibung der Begräbnisfeierlichkeiten wird hier ausführlich gehalten, spiegelt sie doch eine Facette der damaligen Lebenswelt wider, die es bald nicht mehr gegeben hat¹¹.

⁵ Georg Cox: In eine allgemeine Zerrüttung und Erschlaffung verwandelt ... Die letzten Jahre des Deutschen Ordens in Südwestdeutschland bis 1809. In: Hans Ulrich Rudolf/Markus Blatt (Hg.): *Alte Klöster Neue Herren*. Ostfildern 2003. S. 515-528. Hier: S. 525.

⁶ Eberhard Fritz: Herrschaft und Untertanen in der Deutschordenskommande Altshausen. In: *UO* 60 (2017) S. 276-338. Hier: S. 338.

⁷ Helmut Hartmann: Hochmeister, Deutschmeister, Landkomtur, Komtur, Hauskomtur, Ritter, Priester – Ämter und Lebensweise der Deutschordensangehörigen (bis etwa 1809). In: Hermann Brommer (Hg.): *Der Deutsche Orden und die Ballei Elsaß-Burgund*. Die Freiburger Vorträge zur 800 Jahr-Feier des Deutschen Ordens. Bühl/Baden 1996. S. 73-96. Hier: S. 83.

⁸ Vgl. Michael W. Barczyk: *Wiener Quellen zur Neueren Geschichte der Deutschordenskommande Altshausen als Hauptort der Ballei Elsaß-Burgund*. Zulassungsarbeit Tübingen 1972.

⁹ Eberhard Fritz: Königreich statt Ordensherrschaft. Säkularisation, Mediatisierung und Besitznahme der Deutschordenskommande Altshausen. In: *Rudolf/Blatt* (wie Anm. 5) S. 529-542. Hier: S. 533 und S. 535.

¹⁰ Bernhard Demel O. T.: *Der Deutsche Orden und die Krone Frankreichs in den Jahren 1648-1789*. In: *Brommer* (wie Anm. 7) S. 97-188. Hier: S. 183 Nr. 582.

¹¹ ARvW [Archiv der Grafen Reuttner von Weyl Achstetten] F 127 (4). Die folgenden Zitate stammen aus dieser Quelle.

Am 17. May 1803 Abends zwischen 7 und 8 Uhr wurden des H[errn] Landkomthurs Excellenz von einem Frost überfallen, man rieth Hochselben sogleich sich zu Bette zu begeben, da indessen der Leibarzt herbeigerufen und von ihm Arzneien verschrieben wurden. Die Nacht war unruhig, und gegen Morgen nahm man schon einige Delirre [Bewusstseinstörungen] wahr. So beginnt der Bericht über den Tod des Landkomturs Beat Konrad Reuttner von Weyl in der Residenz der Deutschordensballei in Altshausen. Verfasser der am 11. Juni 1803 ausführlich niedergeschriebenen Schilderung des Todes und der zwei Wochen nach dem Tod von Beat Konrad Reuttner von Weyl veranstalteten Exequien¹² ist der Deutschordenspriester und Pfarrer F. A[nton] Guntz. Er berichtet weiter, dass der behandelnde Arzt am darauf folgenden Mittag weniger wegen der Krankheitssymptome als aus Rücksicht auf das hohe Alter des Patienten darum gebeten hatte, einen weiteren Kollegen beizuziehen, worauf am nächsten Tag zwei Ärzte aus Waldsee und aus Memmingen angereist waren.

Als der Patient am 20. Mai *die volle Gegenwart des Geistes und nebstdem viele Munterkeit* erlangte, rieten die Ärzte, den Zeitpunkt zu nutzen, um ihn mit den heiligen Sterbesakramenten zu versehen. Geheimrat [Oberamtmann Johann Michael] von Zelling *machten den Antrag und S[eine] Excellenz fanden sich sogleich dazu bereit.* So legte der Sterbende noch am gleichen Vormittag bei Andreas Ritter, einem Franziskaner von Saulgau, die Beichte ab. Pfarrer Guntz kam die Aufgabe zu, ihn mit dem heiligen Abendmahl und der letzten Ölung zu versehen.

Der Zustand am nächsten Tag *war sehr leicht, am folgenden aber nahm die Krankheit merklich zu.* Von vier Uhr morgens wechselten sich am 23. Mai Pfarrer Guntz und Pater Andreas am Krankenbett ab, um *dem hohen Patienten* beizustehen. Von der Mittagstafel rief man den Geistlichen eiligst ab, *weil S[eine] Excellenz in die letzten Züge verfallen waren.* Sie dauerten bis halb acht Uhr, *wo der verehrungswürdige Greis sanft im Herrn entschlief.*

Kein Zufall war es, dass der Neffe des Verstorbenen, Freiherr Julius Cäsar Reuttner von Weyl (1765-1820) am Sterbebett saß, war er doch sein Universalerbe und der Grundherr auf Achstetten. Ein weiterer Neffe, Domherr Freiherr Conrad Reuttner von Weyl, war ebenfalls anwesend. Dagegen verließ die Nichte des Verstorbenen, Stiftsdame Freifrau Viktoria Reuttner von Weyl, den Ort der Trauer noch am Nachmittag, als alle Hoffnung verloren war, *weil sie sich in ihrer Bestürzung nicht zu fassen wusste.*

Bereits am 19. Mai hatte Hauskomtur [Franz Karl] Graf von Reinach als amtierender Stellvertreter des Landkomturs an den Koadjutor Freiherrn [Karl Franz] von Forstmeister Nachricht von der akuten Situation gegeben *und auf jeden Fall Befehle erbetten.* Entsprechend informiert wurden die beiden Ratsgebietiger Freiherr [Anton Fidel Anselm] von Hornstein und Graf Truchsess [Franz Fidel Anton] von Zeil-Wurzach. Der Koadjutor war der designierte Nachfolger, die Ratsgebietiger standen dem Landkomtur mit Rat und Unterstützung zur Seite.

Alsbald nach dem erfolgten Ableben des Landkomturs wurden vom Hauskomtur *mit seinem Ordenssiegel die Wohnzimmer Excell[entissi]mi, sodann die in dem Ballei Archiv befindliche Schatulle, worinn sich das Testament befand,*

¹² Begräbnisfeierlichkeiten [exsequi, hinausleiten, aussegnen].

und der Kasten, in welchem die Schatulen verwahrt, obsignirt. Unverzüglich benachrichtigt vom Trauerfall und von der Obsignation wurde Seine Exzellenz Koadjutor Freiherr von Forstmeister und ihm mitgeteilt, dass die Herren Ratsgebietiger bis zu seiner Ankunft in Altshausen zur Führung der einstweiligen Ballei- und Landkomturadministration hierher kommen werden. Auch wurde um Weisung gebeten bezüglich der an den Kaiser, die Fürsten und Stände des Schwäbischen Kreises zu erlassenden Benachrichtigung und *über andere einschlägige Gegenstände.* Das vorbereitete Schreiben an die Ordensregierung und an den Hoch- und Deutschmeister fügte man bei für den Fall, dass der Koadjutor nicht im eigenen Namen Nachricht geben wollte.

In aller Eile wurde die Todesnachricht über *Estaffette* [Postreiter] verbreitet. Mit gleicher Post erhielten der Präsident der Ballei Franken Freiherr von Reuttner und die Komture Freiherren von Blarer und von Reichenstein Kenntnis. Die Ratsgebietiger von Hornstein und von Zeil-Wurzach mussten ebenfalls umgehend informiert werden, damit sie zur Beerdigung oder wenigstens zur interimistischen Administration nach Altshausen kommen konnten. Nachbarlichem Herkommen gemäß, wurde die Gräfin von Aulendorf unterrichtet, welche ihren Kanzleiverwalter zur Kondolenz nach Altshausen schickte.

Während die Nachrichten vorbereitet und versandt wurden, brachte man den Leichnam in das Fürstenzimmer. Dort blieb er bis zum Abend des 24. Mai, wobei vor der Tür im Wechsel mit einer Wache gebetet wurde. Da die Ankunft der Ratsgebietiger abgewartet werden musste, konnte die Beerdigung nicht vor dem 27. Mai angesetzt werden. Das hatte zur Folge, dass *eine Art Einbalsamirung* notwendig wurde, die der Landschaftschirurg Primus am Abend des 24. Mai durchführte. Die *Viscera* [Eingeweide] verschloss man in einem Kistchen, das in der Gruft beigesetzt wurde. Die Aufbahrung geschah in dem mit schwarzen Tüchern verhängten fürstlichen Vorzimmer. Dort legte man den *mit schwarzem Kleide, Ordens Mantel, Stifel und Sporen* bekleideten Leichnam auf ein dreistufiges Paradebett. Neben ihn wurden auf der einen Seite der Stock, auf der anderen der Degen gelegt. Zu seinem Haupt stand ein silbernes Kruzifix und am Fußende auf einem schwarz belegten Tischchen ein weiteres Kruzifix. Zweiundzwanzig ständig brennende Wachskerzen umsäumten das Totenbett. Neben dem Toten beteten laut und ohne Unterbrechung zehn bis zwölf Trauernde aus den Reihen der Dienerschaft und der Einwohner von Altshausen.

Der Ratsgebietiger auf der Mainau Graf von Zeil-Wurzach konnte *wegen Unpässlichkeit nicht erscheinen* und schickte den Kanzleiverwalter Johann Nepomuk Bagnato, Sohn des Deutschordensbaudirektors Franz Anton Bagnato, nach Altshausen. Am 26. Mai abends traf der Ratsgebietiger von Hornstein ein, so dass die Beisetzung am darauf folgenden Tag geschehen konnte: Am 27. Mai abends um sieben Uhr *wurde der Verklärte ohne weiteres Gepräge [sic!] in der gewöhnlichen Gruft zur Ruhe bestattet.* Hinter dem Kreuz und den Fahnen schritt Pfarrer Guntz im *schwarzen Reichsmantel*, begleitet von den Herren Kaplänen, Schullehrern und Mesnern zum Fürstenzimmer, wo der Leichnam eingesegnet wurde. Angeführt von vier in schwarze Kutten gekleideten Knaben mit brennenden Fackeln trugen zwölf Gerichtsmänner in Trauerflor den Leichnam und brachten ihn *über die Stiege bei der Kanzlei hinter der Kirche herum zur Gruft.* Begleitet wurde der Trauerzug vom Ratsgebietiger, in Schwarz und mit Ordensmantel gekleidet, von sämtlichen Beamten, Offizianten [Bediensteten],

der Dienerschaft einschließlich der *Beschlisserey Jungfern* [Wäschereifrauen], alle mit brennenden Kerzen. Nachdem das Begräbnis entsprechend dem Ritus beendet war, wurde die Gruft *ohne Verzug geschlossen und zugemauert*.

Noch am 12. Juli 1802 hatte Beat Konrad Reuttner von Weyl *mit wohlbedachtem Gemüth und weiser Überlegung* testamentarisch festgelegt, er wolle, *soferne ich abwesend von denen mir gnädigst anvertrauten Landkomenden aus dieser Zeitlichkeit abgerufen werden sollte, ganz in der Stille zur Ruhstadt gebracht und hiebei alles eitle Gepränge vermieden werden. Wird dieses bei nächtlicher Weile geschehen, so würde mein Wille so genauer erfüllt. Dann sind die folgende Tage nach meiner Beerdigung die gewöhnliche Exequien etwa durch drey oder vier Geistliche zu verrichten, und denen selben für die Application der heiligen Messen das Landesgebräuchliche abzureichen*¹³. Offenbar konnte der Landkomtur nicht davon ausgehen, dass er in einer seiner Kommenden sterben würde, was im Hinblick auf seine umfangreichen Reiseverpflichtungen verständlich ist. Tatsächlich vergingen zehn Tage, bis die Exequien abgehalten werden konnten, und sie verliefen wohl kaum ohne *alles eitle Gepränge*, wie es der Verstorbene zuvor bestimmt hatte.

Nachdem die Weisungen des Koadjutors Freiherr von Forstmeister am 28. Mai vorlagen, konnten die Vorbereitungen getroffen, die Termine festgelegt und die Einladungen verschickt werden. Die feierlichen Exequien begannen am 6. Juni und wurden an den zwei nachfolgenden Tagen bis 8. Juni wiederholt. Hier findet sich die Bemerkung: *In Erwägung, daß die Herren Reichs Prälaten vermöge des Reichs-Deputation-Hauptschlusses ihre personelle reichständische Würde ad dies vitae beibehalten, so hat man geglaubt, daß auch an diese die Trauer Schreiben einzuschicken wären*. Unter dem Eindruck der damaligen politischen Situation ging man offenbar davon aus, dass die Reichsprälaten ihre persönliche reichständische Würde lebenslang behielten. Das konnte zu diesem Zeitpunkt nach den Zusicherungen für den Deutschen Orden auch noch angenommen werden.

An drei Tagen wurde das ganze *officium defunctorum*¹⁴ abgesungen. Der Gottesdienst fing an den zwei ersten Tagen um neun Uhr, am dritten Tag um acht Uhr an. Gleichzeitig versammelten sich *im rothen und kleinen Tafelzimmer* die Teilnehmer am Trauerzug: die Ratsgebietiger von Hornstein und von Zeil-Wurzach, Hauskommandeur von Reinach, die Ordens-Priester, die Herren Verwandten, Gesandten und Abgesandten geistlichen und weltlichen Standes, Oberbeamten und Officianten. Nach Beendigung des Choramts nahm der Trauerzug in die Kirche den Anfang jeweils über die Treppe bei der Beschließerei durch den Bogen am Ölberg.

Allen voran trug der Kammerdiener Johann Behr die weiße Fahne. Ihm folgte das mit einem schwarzen Tuch vollständig bedeckte Trauerpferd ohne Hufeisen, geführt vom Kutscher Anton Hund, gemeinsam mit dem Kutscher Joseph Sauter. Dahinter trug der Rentamtsschreiber Philip Baumiller die schwarze Fahne. Nun folgten schwarz gekleidet mit Ordensmantel, Stiefel und Sporen, Schlapphüten und langem, herabhängendem Trauerflor¹⁵ die Ratsgebietiger, der Hauskomtur,

¹³ ARvW F 127 (5).

¹⁴ Choramt für den Verstorbenen.

¹⁵ Stoffteil aus dünnem, schleierartigem Gewebe.

dann in Ordensmänteln und langem Trauerflor wie die Ordensritter die Ordenspriester Guntz, Pfarrer Bitz von Pfaffenhofen und Pfarrer Schibel von Liggensdorf. Ihnen schlossen sich die Anverwandten Freiherr Julius Cäsar Reuttner von Weyl, der Domherr Freiherr Conrad Reuttner von Weyl und in Vertretung des Grafen Königsegg von Rothenfels dessen Kanzleiverwalter Endres an. Danach die Gesandten, die Beauftragten von Altdorf, Wurzach, Zeil, Waldsee, Königsegg und Saulgau, ebenfalls in schwarzer Kleidung. Dahinter folgten die hiesigen Beamten und Offizianten in schwarzen Mänteln und Trauerflor. Den Schluss des Zuges bildeten Dienerschaft und 24 Fackelträger, jeweils zu zweit aufgestellt. In dieser Reihenfolge wiederholte sich an den drei Tagen der Zug in die Kirche, wo *das hiesige Soldaten Contingent* bereits Aufstellung genommen hatte.

Am ersten Tag hielt der Reichsprälat von Schussenried die Messe, den Pfarrer Guntz in den Chor begleitete, während die beiden anderen Reichsprälaten sich *auf das Oratorium*¹⁶ begaben. Die Ratsgebietiger und der Hauskomtur nahmen ihre gewohnten Plätze ein, neben ihnen saßen die Neffen des Verstorbenen und gegenüber die Ordenspriester. Den Gesandten wurden die Chorstühle der Beamten und Offizianten überlassen, während diese im Langhaus in der ersten Stuhlreihe der für die Männer vorgesehenen Seite einnahmen, wogegen die Frauen auf der gewohnten anderen Seite saßen. Die Geheime Rätin [von Zelling] in langem Trauerflor führte das Opfer. Ihr folgten die Wäschereijungfern und die Übrigen. Rechts vom Trauergerüst war die weiße, links die schwarze Fahne aufgesteckt, davor stand gegen den Altar gerichtet das Pferd. An jedem Tag wurden zwei *solemne Ämter* gesungen und unter dem Traueramt *zweymal geopfert folgender weise*: die weiße Fahne, das Pferd, die schwarze Fahne, die Herren Ratsgebietiger, Hauskommandeur und Ordenspriester, die *hohen Anverwandten* und ihre Stellvertreter, die Gesandten, Beauftragten und Beamten, die übrige Dienerschaft, Gerichtsamtman und Ausschüsse, mehrere männliche Untertanen, danach die Frauen unter Führung der Geheimrätin, die Frauen der Beamten und weitere.

In der gleichen Abfolge begab sich die Trauergesellschaft nach dem Gottesdienst in das Tafelzimmer, legte die Mäntel ab und ging zur Tafel, *zu welcher man nicht aufrief, vielmehr nach eigenem Gefallen Platz nehmen* durfte. Allerdings war es eine Selbstverständlichkeit, dass in der Mitte der Tafel der Prälat von Salem, rechts von ihm die Prälaten von Weissenau und Schussenried und Ratsgebietiger von Hornstein und links von ihm Ratsgebietiger von Zeil-Wurzach und die Neffen Reuttner von Weyl Platz nahmen, daneben weitere hohe Gäste. Gespeist wurde an drei Tafeln, woran auch die Herren Geistlichen *aus dem Seminario* teilnahmen.

Ad perpetuam sei [sic!] *Memoriam*, zu seinem bleibenden Gedächtnis, mit diesen Worten endet der Text von Pfarrer Guntz über das Ableben des Landkomturs.

Freiherr Julius Cäsar Reuttner von Weyl, der 38-jährige Erbe und Grundherr auf Achstetten, ließ in der gedruckten Nachricht vom Tod *des innigst geliebtesten Herrn Oheim wissen*, dass derselbe im 84. Lebensjahr an Entkräftung verstorben

¹⁶ Der rechts oberhalb des Chores gelegene abgeteilte Gebetsraum.

war, und er empfahl die Seele des *Abgestorbenen in das christliche Gebet, sich aber und die Seinigen zu geneigtem Wohlwollen und verbittet sich alle schriftliche Beileidsbezeugung*¹⁷.

Schweizer und kein Emigrant

Geboren wurde Beat Konrad Philipp Friedrich Reuttner von Weyl (Abb. 1) am 17. August 1719 im heute französischen Leymen, Bezirk Mulhouse, wenige Kilometer von Basel entfernt. Der Vater Freiherr Johann Konrad Reuttner von Weyl (1683-1742) war Hofmeister des Bischofs von Basel und die Mutter Maria Ursula Francisca geborene Freiin Reich von Reichenstein entstammte einem alten bischöflich-baslerischen Dienstmannengeschlecht¹⁸. Die Namensgebung für den Zweitgeborenen kann eine Reverenz gegenüber dem damals regierenden Bischof von Basel Johann Konrad II. von Reinach-Hirtzbach und dessen Vorgänger im 17. Jahrhundert Beatus Albrecht von Ramstein¹⁹ bedeutet haben. Der Taufschein für den älteren Bruder Joseph Anton Coelestin belegt dessen Taufe in der Kirche Sankt Leodegar in Leymen, die französisch Saint-Léger [d'Autun] heißt²⁰. Es wird deshalb angenommen, dass auch Beat Konrad Reuttner von Weyl dort getauft wurde. Der gebildete Reuttner beherrschte die deutsche und französische Sprache und das Latein, und gewiss sprach er „Baseldytsch“ ebenso selbstverständlich wie Elsässisch.

Überliefert ist die Feststellung des Landkomturs, Schweizer und kein Emigrant zu sein. Eigenhändig beschriftete er das Aktenbündel mit den Unterlagen über seine elsässischen Güter nach den Umwälzungen der Französischen Revolution mit folgenden Worten: *Über die auffhebung des arrests auff meine güeder in dem Elsas und anErkönung der französischen Republic das Ich kein Emigrant auch als Ein Schweyzer anErkand worden*²¹. Reuttner prozessierte mehrere Jahre um die Güter, nachdem der *Citoyen J. B. Stouff, Agent Nationnal du District d'Altkirch*, am 27. August 1793 bescheinigte, dass die Eltern des Commandeur Reuttner d'Altshausen en Suabe auf die Liste der Emigranten des Departement Haut-Rhin gesetzt wurden und bezüglich des Eigentums auf die neuen Gesetze verwiesen hatte²².

Die Heimat der ritterschaftlichen Familie war die Schweiz, wo die Reuttner bis in das Mittelalter zurück zu verfolgen sind. Am Ende des 15. Jahrhundert traten sie das Erbe der erloschenen Basler Familie Fröwler (Freuler) an, woher der Halbmond im Reuttnerschen Wappen stammt. Während der Halbmond im Fröwlerschen Wappen heraldisch nach rechts gerichtet ist²³, erscheint er im Reuttnerschen Wappen heraldisch nach links.

¹⁷ ARvW F 127 (2-3) 1803 Mai 24.

¹⁸ Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz. Hg. von der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Bd. 1-7 und Supplement. Neuenburg 1929-1934. Hier: Bd. 5 S. 568.

¹⁹ https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_Bisch%C3%B6fe_von_Basel. (Zugriff: 28.11.2018).

²⁰ ARvW F 38, S. 61. 1768 Nov. 5. Abschrift.

²¹ ARvW F 102.- Dies widerspricht der Aussage von Oldenhage, der Reuttner als Elsässer bezeichnet: Klaus Oldenhage: Kurfürst Erzherzog Maximilian Franz. Hoch- und Deutschmeister (1780-1801) (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, Bd. 34). Bad Godesberg 1969.

²² ARvW F 94 (8).

²³ Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz 3 (wie Anm. 18) S. 329.



Abb. 1 - Beat Konrad Reuttner von Weyl (1719-1803), um 1775.
Ölgemälde, Privatbesitz (Aufnahme: Gräflich Reuttner von Weyl'sche Verwaltung Achstetten).

Der Ratsherr Konrad Fröwler hatte 1457 sein Basler Bürgerrecht aufgegeben und war Bürgermeister in Rheinfelden geworden²⁴. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts bemühte sich der historisch interessierte Camill Graf Reuttner von Weyl (1840-1921) um die Klärung der Anfänge seiner Familie in Basel. Erhalten sind

²⁴ *Ebda.*, S. 347.

Notizen aus den Unterlagen des Staatsarchivs Basel, die im Mai 1911 von dem Basler Historiker Dr. August Burckhardt (1868-1935)²⁵ bearbeitet wurden²⁶. Demnach erscheint Margret Fröwlerin 1472 und 1474 als Witwe des Junkers Conrat Fröwler²⁷, der als Letzter seines Geschlechts ohne Leibeserben verstorben war. Das Fröwlersche Erbe ging an ihren leiblichen Sohn Michel aus der Ehe mit Bernhard Rutiner von Sankt Gallen, einer dort seit dem 14. Jh. nachgewiesenen Familie²⁸. Bernhart Rutiner klagte 1481 wegen der ihm von seiner – von ihm vermutlich geschiedenen – Ehefrau Margret Frowlerin vorenthaltenen Zinse²⁹. Der Sohn aus dieser Ehe, *Michel Rutener, der Froewlerin Sohn*, der 1488 das Basler Bürgerrecht³⁰ erhielt, wurde Stammvater der Basler Reuttner von Weyl.

Nach dem 1519 erfolgten Tod des Grafen Heinrich von Tierstein, der ebenfalls kinderlos blieb, gelangte außerdem das kaiserliche Lehen Tiersteiner Hof auf dem Erbweg an Michel Reuttner. Dabei muss es zu Streitigkeiten gekommen sein, denn in einem Brief an den Bischof von Basel bat Michel Reuttner am 15. November 1521 um Klärung des strittig gewordenen Tiersteiner Lehens und berief sich auf das mütterliche Erbe³¹. Er legte dar, dass seine Mutter mit dem letzten Fröwler verheiratet war, dessen Familie ohne Leibeserben verstarb, weshalb das Lehen an die von Tierstein gefallen und ihm von Heinrich von Tierstein zu Lehen gegeben worden war. Dabei handelte es sich um das am 28. Nov. 1519 übertragene Mannlehen Duggingen³², das Reuttners Erben bis in das 18. Jahrhundert durch die Bischöfe von Basel verliehen wurde³³.

Ab dem Beginn des 16. Jahrhunderts erscheint Michel Reuttner urkundlich als Lehenträger des Bischofs von Basel, des Kaisers und des Markgrafen von Baden. Das kaiserliche Lehen Tiersteiner Hof am Äschentor in Basel [heute: Ecke Freie Strasse und Steinengraben], der im Folgenden genauer beschrieben wird, wurde der Basler Stammsitz der Familie und blieb bis 1773 in ihrem Besitz. Das Staatsarchiv Basel belegt den Reuttnerschen Hof für die Zeit zwischen 1437 und 1775: Er wird unter den Namen Beinwiler, Tiersteiner, Reuttner und Schildhof mit der alten Nummer 1055 und der neuen Nummer „Teil von Freie Strasse 96“ geführt³⁴. Demnach war der Hof im 15. Jahrhundert vom Abt von Beinwil³⁵ an den Grafen Tierstein und 1519 an Michel Rüttner übergegangen und wurde 1710 von Johanna Catharina Juliana Kempf von Angreth, der Witwe des Georg Wilhelm Reuttner von Weyl, als „Schildhof“ verpachtet, 1773 an Peter de Hans Balthasar Burckhardt verkauft und von diesem 1775 an Dietrich Forcart [1713-1798] übertragen. Der Name Reuttner Hof ist identisch mit den überlieferten Namen

²⁵ [https://de.wikipedia.org/wiki/August_Burckhardt_\(Historiker\)](https://de.wikipedia.org/wiki/August_Burckhardt_(Historiker)). (Zugriff: 14.09.2018).

²⁶ Freundliche Mitteilung von Daniel Kress, stv. Staatsarchivar Basel, vom 23. Juli 2018.

²⁷ ARvW F 29 (2-3): August *Burckhardt*: Notizen aus dem Basler Staatsarchiv 3. bis 5. Mai 1911. Hier: „Urteilsbuch 1472 Juni 8. bzw. 1474 Juli 6.“

²⁸ Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz 5 (wie Anm. 18) S. 748.

²⁹ ARvW F 29 *Burckhardt* (wie Anm. 27) Hier: „Urteilsbuch 1481 Okt. 8.“

³⁰ *Ebda.* Hier: 1488 zwischen März 6. und April 1. „Öffnungsbuch VI Register, der Eintrag selbst existiert nicht mehr“.

³¹ ARvW F 74. 1521 Nov. 21. Rheinfelden. Abschrift 1911. Staatsarchiv Bern, Nr. 4 Fasz. „Lehen, adelige, erloschen“. Vgl. Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz 6 (wie Anm. 18) S. 790.

³² Duggingen, Kanton Basel-Land/Schweiz.

³³ ARvW U 1 Urk.1519 Nov. 28. Auch: U 9 Urk. 1763 Sept. 8.

³⁴ StA Basel Historisches Grundbuch, Sammlung von Regesten. Adelsarchiv R 7 Reuttner von Weyl.

³⁵ Beinwil, Kanton Solothurn/Schweiz.

Beinwiler Hof und Schildhof³⁶. In den kaiserlichen Lehensurkunden ist durchgehend vom „alten Hof“ die Rede, der in Basel beim Äschenheimer Turm liegt und den man den Tiersteiner Hof nennt³⁷.

Hans Jacob und Hosias Reuttner, Söhne des verstorbenen Oswald Reuttner und Enkel des Michel Reuttner, erwarben am 17. März 1548 das Basler Bürgerrecht³⁸. Hans Jacob Reuttner immatrikulierte sich 1552/53 an der Universität Basel und heiratete Kunigunde, die Tochter des Ludwig von Reischach³⁹. Ludwig von Reischach (1484-1564) war in der Kommende Beuggen⁴⁰ Hofmeister und 1521-1526 Komtur gewesen, aber er wurde „wegen seiner Heirat und protestantischen Gesinnung abgesetzt“ und ging nach Basel, wo der „Reischacher Hof“ am Münsterplatz 16 an die Familie erinnert⁴¹.

Seit dem letzten Drittel des 16. Jahrhundert ist der Zusatz „von Weyl“ Teil des Familiennamens, wobei bis in das späte 18. Jahrhundert auch die französische Schreibweise „Reuttner de Weyl“ gebräuchlich war. Der Zusatz im Namen geht zurück auf den Reuttnerschen Besitz in Weil am Rhein⁴². In der Urkunde vom 28. März 1570 erscheint Junker Hans Jacob Reuttner mit dem Zusatz *zuo Weyll*⁴³. Dort wird das im Ortskern Alt-Weil gelegene Schlössli, „von dem aber außer dem früheren Gesindehaus und einem größeren Grundstück nichts mehr vorhanden ist“⁴⁴, bis heute in der mündlichen Überlieferung mit dem Namen Reuttner von Weyl in Verbindung gebracht.

Der Basler Arzt Felix Platter (1536-1614) erwähnt in seinem Tagebuch Besuche beim Junker Reuttner in Weil. 1561 schreibt er: *Ich hab sunst auch von hausuß curen gebraucht, zu Will by juncker Rüttner*⁴⁵, wobei wir nicht wissen, was für ein Heilverfahren angewandt wurde. Am 5. März 1563 ritt er erneut *gehen Weil zum junker Jacob Reutner*⁴⁶. Als 1564 in Basel die Pest grassierte, ritt der Arzt am 19. Januar *gehen Weil zu Reitner*, wobei auch hier kein Befund überliefert ist⁴⁷.

Was ins Auge fällt, ist die Dichte ehemaliger Reuttnerscher Besitztümer um Basel und Rhein aufwärts bei Rheinfelden auf einst vorderösterreichischem Gebiet. Die Reuttner besaßen markgräfllich badische Lehen in den heute zum deutschen Rheinfelden gehörenden Orten Adelhausen, Degerfelden, Eichsel, Herten. Als kaiserliche Lehenträger waren sie auf heute schweizerischem Gebiet der ehemaligen Herrschaft Rheinfelden in Möhlin und Zeiningen vertreten. Die vorderösterreichische Stadt Rheinfelden bot ihnen im 15. Jahrhundert Heimat. Auf einst vorderösterreichischem Gebiet sind sie im elsässischen Bettlach,

³⁶ Vgl. Anne Nagel/Martin Möhle/Brigitte Meles: Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt, Bd. VII. Die Altstadt von Grossbasel I Profanbauten, Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte GSK. Bern 2006. S. 465f.

³⁷ ARvW U 15 Urk. 1578 Jan. 28. Auch: U 23 Urk. 1766 Okt. 30.

³⁸ StA Basel Öffnungsbuch VIII, fol. 124: 1548 März 17.

³⁹ Valentin Lötscher (Hg.): Felix Platter. Tagebuch (Lebensbeschreibung) 1536-1567. Basler Chroniken 10. Basel 1976. S. 373f. Nr. 331.

⁴⁰ Stadt Rheinfelden.

⁴¹ Lötscher (wie Anm. 39) S. 295 Nr. 24.

⁴² Landkreis Lörrach.

⁴³ ARvW U 26 Urk. 1570 März 20.

⁴⁴ Freundliche Mitteilung von Bruno Rabus, Stadtarchiv Weil am Rhein vom 20. Dez. 2010.

⁴⁵ Lötscher (wie Anm. 39) S. 373.

⁴⁶ *Ebda.*, S. 399.

⁴⁷ *Ebda.*, S. 430.

Durmenach, Fislis, Linsdorf, Leyhausen, Ranspach, Traubach, Unterhagenbach begütert gewesen. Noch 1785 sollte das Schloss Durmenach⁴⁸ im Elsass komfortabel umgebaut werden. Wie im Folgenden gezeigt werden soll, ist es dazu jedoch nicht mehr gekommen.

Jugendjahre in kaiserlichen Diensten und Ritter des Deutschen Ordens

So vielfältig wie die Besitztümer der Reuttner in der Landschaft um Basel, am Hoch- und Oberrhein und im Elsass waren die Verpflichtungen gegenüber ihren Lehensherren. Ein Spiegelbild dieser Vielfalt sind die militärischen Bindungen einzelner Persönlichkeiten. Waren der Vater und der Bruder von Beat Konrad Reuttner von Weyl noch hohe Militärs des Bischofs von Basel, begab er sich in kaiserliche Militärdienste. Bereits als Zwanzigjähriger nahm er an Feldzügen teil, stand im Kriegsdienst in Ungarn, Schlesien, Böhmen und am Rhein⁴⁹. Als er am 29. Mai 1745 zum Ritter des Deutschen Ordens geschlagen wurde, hatte er seine militärische Befähigung längst bewiesen und erfüllte die Vorschrift, zuvor drei Feldzüge mitgemacht zu haben⁵⁰. Er war bereits durchs Feuer gegangen, als er mit knapp 25 Jahren das Gelübde ablegte, das Armut, Gehorsam, Keuschheit und den Kampf für den Glauben beinhaltete. Die gedruckten Vorschriften für die Aufnahme in den Deutschen Orden entsprechend dem Beschluss des Großkapitels von 1736 sind erhalten⁵¹.

Zwar galt der Deutsche Orden als sichere Versorgung für jene Adligen, die nicht mit Reichtum gesegnet waren. Eine Aufnahme blieb jedoch an den verbindlichen Nachweis von acht väterlichen und acht mütterlichen adeligen Agnaten geknüpft, eine Bedingung, die Reuttner erfüllte und durch die um 1743 erstellte *Filiation Linea Paternae deß Hochwohlgebohren Herrn Beati Conradi Philippi Friderici Reuttner von Weyl* bestätigt ist⁵².

Überliefert ist, dass Beat Konrad Reuttner von Weyl im Jahr 1758 wahrscheinlich in Sankt Veit an der Glan in Kärnten eine schwere Krankheit durchgemacht hat, die ihn „drei Viertel Jahre lang ans Bett fesselte. Es scheint aber, dass dieses Leiden seine Gesundheit mehr befestigte als schwächte“⁵³. Die Krankheit bedeutete das Ende seiner militärischen Laufbahn und damit einen Einschnitt im Leben des damals knapp vierzigjährigen Deutschordensritters und kaiserlichen Hauptmanns.

Reuttner hielt vermutlich nach neuen Aufgaben Ausschau, und er fand sie bald. Am 25. Februar 1758 wählte ihn das Altshausener Kapitel zum Komtur der Mainau⁵⁴, und er blieb im Umfeld des 1761 gewählten Hochmeisters Herzog Karl Alexander von Lothringen. Nach der Niederlage von Leuthen im Jahr 1757

⁴⁸ Durmenach, Departement Haut-Rhin/Frankreich.

⁴⁹ *Oldenbage* (wie Anm. 21) S. 72 Nr. 191.

⁵⁰ *Hartmann* (wie Anm. 7) S. 75 Nr. 11.

⁵¹ ARvW F 127 (12). Vgl. *Barczyk* (wie Anm. 8) S. 151-160.

⁵² ARvW F 37. Stammlinie Reuttner von Weyl: Hans Jacob (gest. 1596) verh. Kunigunde von Reischach, Hans Wilhelm (gestorben vor 1626) verh. Maria von Ruest, Christoph Wilhelm (gest. 1675) verh. Johanna Jakobea Schenk von Schenkenstein, Georg Wilhelm (1634-1699) verh. Johanna Catharina Juliane Kempf von Angreth, Johann Conrad (1683-1742) verh. Ursula Franziska Reich von Reichenstein.

⁵³ K[arl] H[einrich] *Roth von Schreckenstein*: Die Insel Mainau. Geschichte einer Deutsch-Ordens-Commende vom XIII. bis zum XIX. Jahrhunderte. Karlsruhe 1873. S. 215.

⁵⁴ *Ebda.*, S. 215 Nr. 2.

hatte Maria Theresia ihrem Feldherrn Karl Alexander von Lothringen das Oberkommando entzogen, nachdem sie lange Zeit durch „unerschütterliche Loyalität zu dem Schwager“ beharrlich an ihm festgehalten hatte⁵⁵.

Dass Reuttner über die politische Situation und den Fortgang der kriegerischen Auseinandersetzungen informiert sein wollte, belegt die Korrespondenz des Reichshofratagenten und Anwalts Gotthard von Schwanasini in Wien, der ab 1751 Ausgaben für unterschiedliche Aufträge in Rechnung gestellt hatte⁵⁶. Am 20. Oktober 1758 berichtete Schwanasini euphorisch und mit Einzelheiten über den von Karl Alexanders Nachfolger Feldmarschall [Leopold Josef] Graf Daun *so glorreichen* Sieg in der Schlacht von Hochkirch⁵⁷ und die Vorbereitungen zu den Feierlichkeiten, und er schloss mit den Worten *hier ist noch alles in frieden*⁵⁸.

Landkomtur, hochmeisterlicher Rat und Staats- und Ordensminister

Seit 1745 Deutschordensritter, Titular Komtur von Rohr und Waldstetten, 1752 Komtur zu Hitzkirch in der Schweiz, 1756 Komtur zu Freiburg im Breisgau, 1758 Komtur zu Mainau, der Station, die als Vorstufe auf der Karriereleiter zum Landkomtur galt, wurde Beat Konrad Reuttner 1761 Ratsgebietiger⁵⁹. Der vom Militärdienst Ausgeschiedene sammelte innerhalb der Ballei Elsass-Burgund Erfahrungen. Als 1774 in Brüssel ein Neubau der Kommende Basel und im Zusammenhang damit der Wunsch Kaiser Joseph II. erörtert wurde, gehörte Beat Konrad Reuttner der Ordenskonferenz noch als Ballei-Koadjutor an, denn in Altshausen residierte damals Christian Moritz Reichsgraf von Königsseg⁶⁰. Im Jahr darauf trat Reuttner am 7. November 1775 dessen Nachfolge als Landkomtur an⁶¹. Damit stand er an der Spitze der größten Verwaltungseinheit des Deutschen Ordens mit Sitz in Altshausen⁶². Er war verantwortlich für ein auf Zeit übertragenes Kirchengut des Deutschen Ordens und zugleich Ordensoberer über einen Konvent von Priestern und Brüdern. Als Landkomtur von Elsass-Burgund wurde er unter die Reichsprälaten gerechnet, gehörte zu den Reichsgrafen und führte das Prädikat Exzellenz. Seine jährlichen Einnahmen mögen sich zur Zeit der Auflösung des Ordens auf ungefähr 90.000 Gulden belaufen haben⁶³.

Karl Alexander von Lothringen (1712-1780) war 1761 Hochmeister des Deutschen Ordens geworden, und es überrascht nicht, dass er Reuttner von Weyl als kaiserlich königlichen Minister berief. Reuttner war für den Hochmeister kein Unbekannter, hatte er doch an den von Karl Alexander befehligten Kriegszügen teilgenommen. „Unter diesem Herren gewann der Komthur Reuttner, durch seine Routine und Gewandtheit in allerlei Geschäften, einen großen Einfluß [...].

⁵⁵ Barbara Stollberg-Rilinger: Maria Theresia. Die Kaiserin in ihrer Zeit. Eine Biographie. München 2018. S. 429f.

⁵⁶ ARvW F 70.

⁵⁷ Landkreis Bautzen.

⁵⁸ ARvW F 70 (5).

⁵⁹ Roth von Schreckenstein (wie Anm. 53) S. 215 Nr. 5.

⁶⁰ Demel (wie Anm. 10) S. 115.

⁶¹ Barczyk (wie Anm. 8), S. 74 Nr. 9.

⁶² Oldenhage (wie Anm. 21) S. 72 Nr. 191.

⁶³ Roth von Schreckenstein (wie Anm. 53) S. 16.

Trotz seiner fast die Regel bildenden Abwesenheit von der Kommende behielt Reuttner doch die Geschäfte im Auge⁶⁴. Hatte Schwanasini noch 1761 S[eine]r *Hochwürden und Gnaden* titulierte, adressierte er acht Jahre später an den *Herrn Ratsgebietiger Komtur zu Mainau und Minister Freiherrn Reuttner de Weyll Seine Exzellenz*⁶⁵. Welche hohe Bedeutung das Ministeramt für Reuttner gehabt hat, zeigt sich noch 22 Jahre später im Testament vom 12. Juli 1802, wo er sich als *Kais[erlich] Königl[icher] Minister ihrer Hoheit des Herrn Hoch- und Deutschmeisters vermöge in Brüssel ausgestellttem Dekret vom 18. Mai 1779 von Karl Alexander Herzog von Lothringen, gewesenes Oberhaupt des Deutschen Ordens, bezeichnet*⁶⁶.

Durch die Nähe Basels zu Frankreich und die vielfältigen Verbindungen zum Elsass, gewiss aber auch aus eigener Überzeugung, war Reuttner wie geschaffen dafür, die pro-französische Politik des Hochmeisters Karl Alexander von Lothringen mit zu tragen. Dem Hochmeister wird bescheinigt, dass durch ihn „das fast schon freundschaftlich zu nennende Verhältnis des Deutschen Ordens zur französischen Krone verbessert werden konnte“, und seine Wahl wurde 1761 von französischer Seite ausdrücklich begrüßt⁶⁷. Das vertrauensvolle Verhältnis sollte allerdings mit dem Jahr 1789 beendet sein. Am 22. Oktober 1792 wurden alle Besitzungen der Ritterorden, also auch des Deutschen Ordens, per Nationaldekret zum Nationaleigentum der Republik erklärt, das Ordenseigentum beschlagnahmt und dann versteigert⁶⁸. Wie im Folgenden gezeigt werden soll, bekam das auch der Landkomtur Reuttner empfindlich zu spüren.

Roth von Schreckenstein fragt, wie oft sich Reuttner wohl an den mit seinen vielen Verpflichtungen verbundenen Stätten – ob in Wien, Brüssel, Mergentheim, Marburg, Altshausen oder anderswo – eingefunden haben mochte⁶⁹. Von dessen Reiseaktivitäten legt auch die Hinterlassenschaft Zeugnis ab. Dazu gehörten ein viersitziger Landauer, ein zweisitziger *Brüsseler*⁷⁰, ein weiterer zweisitziger Reisewagen und sechs *Reißkästen* [Koffer] sowie fünf Mantelsäcke⁷¹.

Stollberg-Rilinger befasst sich mit dem Verhältnis der Kaiserin Maria Theresia zu ihren sechzehn Kindern, und sie veranschaulicht die Familienpolitik der Monarchin. Danach wurde der 1756 geborene Jüngste, Erzherzog Maximilian Franz, „auf dem Schachbrett der Matriarchin mehrfach hin- und her geschoben“ und auf Betreiben der Mutter schon als Vierzehnjähriger in den Deutschen Orden aufgenommen. Nach ihrem schon früh gehegten Plan sollte er eines Tages „die Nachfolge seines Onkels Karl Alexander von Lothringen als Hochmeister des Deutschen Ordens antreten“ können⁷². Der Erzherzog wurde Koadjutor und Nachfolger des Lothringers. Es ist nicht überraschend, dass der erfahrene und integre Beat Konrad Reuttner bereits von dem dreizehnjährigen Erzherzog Maximilian Franz und Neffen des Deutschmeisters empfangen wurde, als dessen

⁶⁴ *Ebda.*, S. 217 Nr. 2.

⁶⁵ ARvW F 70 (25) 1769 Jan. 12.

⁶⁶ ARvW F 127 (6).

⁶⁷ *Demel* (wie Anm. 10) S. 177 Nr. 533.

⁶⁸ *Ebda.*, S. 181 Nr. 570.

⁶⁹ *Roth von Schreckenstein* (wie Anm. 53) S. 218.

⁷⁰ Vermutlich ein aus Brüssel stammender Kutschwagen.

⁷¹ ARvW F 127 (7).

⁷² *Stollberg-Rilinger* (wie Anm. 55) S. 813.

Wahl zum Koadjutor des Hochmeisters anstand. Die erste Begegnung des damals fünfzigjährigen Reuttner mit dem Erzherzog am 20. Oktober 1769⁷³ sollte der Beginn einer Verbindung werden, die erst mit dem Tod von Maximilian Franz 1801 endete. Die treue Gefolgschaft Reuttners wurde noch intensiver, als dieser 1780 Hochmeister geworden war.

Karl Alexander von Lothringen starb am 4. Juli 1780. Das Leben von Maria Theresia, der Gemahlin seines 1765 verstorbenen Bruders, endete wenig später am 29. November 1780. Sie starb im Beisein ihrer Söhne Joseph und Maximilian Franz, des Kaisers und des Deutschordenshochmeisters⁷⁴. Maximilian Franz hatte die Wunschziele für seine berufliche Laufbahn zu Lebzeiten der Mutter erfüllt. Dem Achtzehnjährigen hatte sie 1774 die mit dem Großmeistertum des Deutschen Ordens verbundenen Sicherheiten ans Herz gelegt: „eine angenehme Versorgung und eine sehr angemessene Stellung. Es ist immer gut, irgendetwas als Eigentum zu besitzen“⁷⁵. Entgegen der überwiegend negativen Einschätzung der Mutter nahm der Sohn „seine geistlichen und weltlichen Aufgaben ungewöhnlich ernst“⁷⁶.

Das akribisch geführte Verzeichnis der Hinterlassenschaft des Beat Konrad Reuttner von Weyl, auf das unten noch eingegangen wird, liefert einen Hinweis auf die Verehrung für den Hochmeister Karl Alexander und für die kaiserliche Familie. Unter den aufgelisteten Barbeständen finden sich in einem gestrickten Beutel 40 *jettons* [Münzen] mit dem Portrait des Lothringers und zwei Goldstücke des kaiserlichen Paares Maria Theresia und Franz Joseph I. neben einer Gedenkmünze für König Ludwig XV⁷⁷. Im engen Umfeld von Hochmeister und Koadjutor wurde Reuttner ein Mann des Vertrauens, der nach dem Tod des Hochmeisters Karl Alexander und dem im selben Jahr erfolgten Tod von Maria Theresia für den jungen Hochmeister ein Gewährsmann gewesen sein muss.

Die Verbindung zu Erzherzog Maximilian Franz (1756-1801)

Auprès de son Altesse Royale, so endet 1783 die Titulatur für Baron Beat Konrad Reuttner von Weyl, Ritter des Deutschen Ordens, Landkomtur der Balleien Elsass, Burgund und Hessen, Komtur in Altshausen, Mainau und Marburg, geheimer kaiserlich königlicher Rat, Staats- und Konferenzminister des Deutschen Ordens. Die Nähe zu dem drei Jahre zuvor gewählten Hochmeister Maximilian Franz wird hier betont mit der Bezeichnung „bei Seiner Königlichen Hoheit“⁷⁸.

Am 9. Juli 1770 hatte der Ordensminister Reuttner von Weyl in Wien zu den Auserwählten gehört, die „in großer Hauptgala“ das feierliche Zeremoniell der Einkleidung und des Ritterschlags des Erzherzogs vollzogen. Sie statteten ihn „mit einem vergoldeten Schwert, dem Ordensmantel, goldenen Sporen und dem Kreuz“ aus, bevor er den Ritterschlag von Hochmeister Karl Alexander von Lothringen, seinem Onkel, erhalten konnte⁷⁹. Am 3. Oktober 1774 wurde der

⁷³ Oldenbage (wie Anm. 21) S. 22 Nr. 129.

⁷⁴ Stollberg-Rilinger (wie Anm. 55) S. 829.

⁷⁵ Oldenbage (wie Anm. 21) S.27 Nr. 171.

⁷⁶ Stollberg-Rilinger (wie Anm. 55) S. 817.

⁷⁷ ARvW F 127 (7).

⁷⁸ ARvW F 91 (17).

⁷⁹ Oldenbage (wie Anm. 21) S. 25f. Nr. 155.

achtzehnjährige Erzherzog „zur unaussprechlichen Freude des Hochmeisters“ als Koadjutor mit dem Recht der Nachfolge gewählt⁸⁰.

Als im Sommer 1780 mit dem Ableben des Hoch- und Deutschmeisters gerechnet werden musste, bat der Erzherzog den Onkel noch um Zustimmung zur Vereinigung der Würde eines Kurfürsten von Köln und Fürstbischofs von Münster mit der des Hoch- und Deutschmeisters. In dieser politisch brisanten Zeit nahm Maximilian Franz Mitte Juni das Angebot des Ministers Reuttner an, ihn nach dem Tode des Hochmeisters in Wien aufzusuchen und zu beraten⁸¹. Nachdem Hochmeister Karl Alexander von Lothringen am 4. Juli 1780 in Brüssel gestorben war, begab sich Reuttner umgehend nach Wien, wo Erzherzog Maximilian Franz bereits die Nachfolge angetreten hatte und den angereisten Minister mit einem umfangreichen Fragenkatalog erwartete⁸².

Kluger Rat war vonnöten und dem Ordensminister, der unter Karl von Lothringen bereits großen Einfluss besessen hatte, oblag die Aufgabe der Einführung des Nachfolgers „in die Aufgaben des Hoch- und Deutschmeisters“⁸³. Maximilian Franz, dem Pflichtgefühl und Wissensdrang ebenso bescheinigt werden wie Hartnäckigkeit, Misstrauen und Ungeduld⁸⁴, war wohl weit entfernt davon, einfach und umgänglich zu sein. Da mag der mittlerweile 61 Jahre alte, ihm seit jungen Jahren bekannte, diplomatisch geschickte und gewandte, persönlich zurückhaltende Reuttner ein väterlicher Freund für den Erzherzog geworden sein, der mit neun Jahren seinen Vater verloren hatte und früh kriegsuntüchtig geworden war. Der Hochmeister würdigte Reuttners „bekannte, rechtschaffene Denkungsart [...] erprobte Ordens- und Geschäftenkenntnisse [...] langjährige Erfahrung [...] stetshin bezeugte Anhänglichkeit sowie auch die bei allen Gelegenheiten an den Tag gelegte Ergebenheit an das Erzhaus Österreich“⁸⁵.

Umgekehrt sparte Reuttner nicht mit dem Ausdruck seiner Verehrung und bekräftigte noch 1801 seine „persönliche Anhänglichkeit an den Hochmeister aus dem Hause Österreich“⁸⁶. Den jungen Hochmeister zu unterrichten und zu beraten und in jener Zeit radikaler Veränderungen das politische Geschehen aus erster Hand mitzuverfolgen und am Kabinetttisch an wichtigen Entscheidungen teilzuhaben, muss ihn ebenso gefordert wie gereizt haben. Dank seiner Herkunft und Erfahrung bewegte sich Reuttner sicher auf diplomatischem Parkett. Die Aufgabe wurde für ihn zur Berufung. Vermutlich wurde der Umgang mit dem eigenwilligen und wissbegierigen jungen Mann für beide Männer ein Lernprozess. Vielleicht spielten in dieser Beziehung auch andere Aspekte eine Rolle, etwa die Erfahrung, dass beide in jungen Jahren aus gesundheitlichen Rücksichten vom Militär Abschied nehmen mussten. Mit Sicherheit galt ihre erste Sorge dem Orden, teilten sie das Interesse an Verfassung und Verwaltung und notwendigen Reformen, aber vermutlich auch die Freude am politischen Agieren. Es wurden zwanzig Jahre konstruktiver Zusammenarbeit.

⁸⁰ *Ebda.*, S. 20 Nr. 112.

⁸¹ *Ebda.*, S. 33 Nr. 203.

⁸² *Ebda.*, S. 34f. Nr. 217.

⁸³ *Ebda.*, S. 72.

⁸⁴ *Ebda.*, S. 35.

⁸⁵ *Ebda.*, S. 72 Nr. 196.

⁸⁶ *Ebda.*, S. 73.

Dabei hatte Reuttner durchaus seinen eigenen Kopf, was dem Hochmeister nicht immer gefallen hat. Reuttner bekam einen scharfen Verweis, als er nach dem Vorbild Württembergs und Badens im Juni 1790 auf eigene Faust eine Pro memoria an die Assemblée Nationale übersandte⁸⁷. Einen politischen Alleingang Reuttners konnte der Hochmeister nicht dulden. Dagegen erhielt dieser den Beifall des Hochmeisters, als er sich im Vorfeld der Säkularisation weigerte, die Belange seiner Ordensprovinz im Auftrag des Hochstifts Konstanz durch den Mainzer Koadjutor Dalberg vertreten zu lassen. Sein Argument war: „dass schon Kaiser Joseph II. den Orden nicht zu den geistlichen corpora gezählt habe und die Landkommende Altshausen auf der – weltlichen – Grafenbank des schwäbischen Kreistages vertreten sei“⁸⁸. Zweifellos hat Reuttner politisch gedacht. Seinen Standpunkt vertrat er gut vorbereitet und mit Verve. Damit entsprach er dem Gusto des Hochmeisters, der seine Gesandtschaft am 18. Februar 1798 anwies, sie sollten „die Sache in Begeisterung zu bringen suchen“⁸⁹.

Seinem Oberamtman Zelling schrieb Reuttner am 9. März 1795 nach Ulm: *Was für ein sehr befriedigendes und in den verbindlichsten ausdrücken verfasstes gnädigstes Rescript des Herrn Hoch- und Deutschmeisters ihn erreicht hatte.* Grund dafür waren sein Beitrag von jährlich 2.200 Gulden zur Verwendung für die durch die französische Invasion verdrängten Ordensritter und Priester sowie die von ihm vorgeschlagene Neuverteilung der Ordensbeiträge der elsässischen Komtureien. Das Originalschreiben, das der Hochmeister *an mich gelangen zu lassen geruhet haben*, überließ er Zelling im Original⁹⁰.

Reuttner teilte die wachsenden Sorgen des Hochmeisters, der ihm am 24. April 1801 schrieb: „Leider ist das Los unseres Ordens noch in solches Dunkel verhüllt, dass man noch nicht annehmen oder nur erraten kann, was demselben zu hoffen oder zu befürchten bevorstehe“⁹¹. Elf Tage vor seinem Tod hatte Maximilian Franz den Landkomtur am 15. Juli 1801 seiner Hochachtung versichert und die Hoffnung daran geknüpft, ihn beim nächsten Generalkapitel gesund wieder zu sehen⁹². Dazu ist es nicht mehr gekommen. Reuttner war für den in der Nacht vom 26. auf den 27. Juli verstorbenen Hochmeister ein verlässlicher und treuer Ratgeber und wohlwollender Freund gewesen. Für die Ballei und die Kommenden war es andererseits gewiss nicht von Nachteil, dass er sich des Rückhalts durch den Hochmeister sicher sein durfte.

Im Jahr 1815 berief sich sein Neffe und Erbe Julius Cäsar Reuttner von Weyl in seinem Antrag auf Erhebung in den Grafenstand an König Friedrich I. von Württemberg auf die Jahrhunderte alte Anhänglichkeit seiner Familie an das Haus Österreich. Das sei der Grund, warum seinem Oheim *schon vor etlich und zwanzig Jahren als damaligem familien Chef von dem deutschen Kayser die Erhebung in den Grafen Stand selbst anerbotten, welche höchste Gnade er aber mit getiefsten Dankeserkenntnisse ausschlug*⁹³. Das Angebot Kaiser Franz II. (1768-1835), Neffen des Hochmeisters, muss Reuttner im Jahr 1795 gemacht

⁸⁷ *Ebda.*, S. 266 Nr. 132.

⁸⁸ *Ebda.*, S. 339 Nr. 554.

⁸⁹ *Ebda.*, S. 339 Nr. 555.

⁹⁰ ARvW F 121 (75).

⁹¹ *Oldenbake* (wie Anm. 21) S. 385 Nr. 841.

⁹² *Ebda.*, S. 387 Nr. 855.

⁹³ ARvW F 126 (7).

worden sein, als er nach dem Tod des Bruders Familienchef geworden war. Wäre Reuttner daran gelegen gewesen, in den Grafenstand erhoben zu werden, dann hätte er diesen Beweis kaiserlicher Wertschätzung gewiss angenommen. Dass er ablehnte, spricht für seine Selbstbescheidung.

Basel – Durmenach – Pruntrut

Als pater familias und Finanzfachmann hatte sich Beat Konrad Reuttner von Weyl schon erwiesen, bevor die Folgen der Französischen Revolution neue Fakten schufen. Er war es, der die Finanzen seiner in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zunehmend verschuldeten Angehörigen zu ordnen verstand. Er hat das Notwendige veranlasst, als die Familie im 18. Jahrhundert aus finanziellen Gründen gezwungen war, das Geburts- und Stammhaus in Basel, den stattlichen Reuttnerschen Hof, zu verkaufen. Seine Eltern Johann Konrad Reuttner und Maria Ursula Reich von Reichenstein hatten den Hof vermutlich auf Veranlassung des Hauptmanns Johann Rudolf Fäsch [1680-1762]⁹⁴ erneuern lassen. Dieser Fäsch war in den Vertrag seiner Schwiegermutter Esther Mitz, Witwe des Peter Ochs, eingetreten, indem er Geld zum Umbau vorstreckte. Darüber kam es 1724-1728 zur Auseinandersetzung mit der Familie Reuttner, weil der vorgestreckte Geldbetrag nicht aufgebracht werden konnte. Großrat Fäsch brachte vor, er habe den Hof schöner und ansehnlicher erbauen lassen, als er verpflichtet gewesen wäre. Die Herren Reuttner mussten ihm gestatten, den Hof länger als die vereinbarten zwanzig Jahre zu verpachten. 1745 sollte darüber erneut verhandelt werden⁹⁵.

In der Folge muss der Reuttner Hof bald vom Verfall bedroht und verpfändet gewesen sein. Am 2. Mai 1764 ließ der Komtur Beat Reuttner von Weyl von der Mainau aus ein Schreiben an Kaiser Franz I. entsenden, mit welchem die Familie darum bat, das kaiserliche Lehen verkaufen zu dürfen. Sie sehe sich dazu gezwungen, weil sie *bey letztem Kriegsweßenn* in Schulden geraten war⁹⁶. Vier Jahre später richtete der Bruder Joseph Anton als Familienältester *aller antringlichst* die flehentliche Bitte an den Kaiser, den baufällig dastehenden Reuttnerschen Hof verkaufen zu dürfen, und er legte dar, dass die Wiederherstellung des Hofes von der Familie nicht aufgebracht werden könne⁹⁷.

Die Sache zog sich in die Länge. Am 11. Oktober 1770 konnte Hofrat von Schwendtner seinem gnädigen Herrn endlich nach Brüssel von dem *nimmermehr vermutheten* Beschluss des Reichshofrates berichten und die Kopie der entsprechenden Mitteilung von Schwanasini vom 1. Oktober beifügen. Darin bemerkte er, dass der Hof *doch in meinen Augen immer ein besonderes Distinctivum Cathol[ischen] Adelichen familie in einer ganz protestantischen Stadt ausmachet*⁹⁸. Das herausragende Merkmal, das die Adelsfamilie im protestantischen Basel durch ihren katholischen Glauben repräsentierte, wollte man in Wien offenbar ungern aufgeben. Eine Parallele zu dieser Überlegung liefert jener

⁹⁴ <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D19210.php>. (Zugriff: 03.01.2019).

⁹⁵ ARvW A 585, Heft 2, S. 30 und S. 35.

⁹⁶ ARvW F 71.

⁹⁷ ARvW F 70 (20).

⁹⁸ ARvW F 70 (39).

1774 in Brüssel erörterte Wunsch Kaiser Joseph II., im Falle eines Neubaus der Kommende in Basel „hier wieder katholischen Gottesdienst in der Hauskapelle feiern zu lassen“⁹⁹.

Schwanasini hatte am 1. Oktober 1770 mitgeteilt, dass für den Konsens zum Verkauf des Hofes geklärt werden müsse, ob die Familie von Reuttner in Deutschland auf Reichsboden ein Allodium¹⁰⁰ besitze, das als Reichslehen angeboten werden könne. Falls nicht, solle man bereit sein, aus dem Kaufschilling ein Grundstück zu erwerben¹⁰¹. Am 26. November 1770 konnte er dem Minister Reuttner zu dem am 23. November erteilten kaiserlichen Konsens für den Verkauf des Hofes mit Worten der Erleichterung gratulieren: *dass diese Sache endlich zu Stande gekommen*, und Reuttner dankte am 12. Dezember mit der Anweisung, ihm das kaiserliche Original Instrument *auf Brussels zubefördern*¹⁰². Das Dokument sollte ihm nach Brüssel geschickt werden, und er machte seinem Bruder unter demselben Datum Mitteilung, wobei er sich des *Französischen* bediente: *Monsieur et très cher frere votre très humble et très obeisant [sic!] serviteur et frere B.C. Reuttner de Weill*, um schon einen Monat später die deutsche Formulierung zu verwenden als sein *gehorsamer Diener und Bruder B. C. Reuttner de Weill*¹⁰³.

Ob der Name Schildhof auf das Reuttnersche Wappenschild zurückzuführen ist, das einst am Hof angebracht war und über dessen Zerstörung berichtet wird, muss eine Vermutung bleiben. Am 2. Mai 1628 wandte sich der Basler Bischof an die Stadt Basel und teilte seine Befremdung über die *Austilgung* des Reuttnerschen Wappens mit. Im Raum stand der Vorwurf, dass Hans Ludwig Reuttner in einer Herberge über die Stadt Basel geschimpft hätte, und dass man ihm darum sein neu gemaltes Wappen *verworfen und besudelt* habe¹⁰⁴. Wenn Reuttner auch versichern konnte, keine bösen Worte gegen die Stadt Basel geäußert zu haben, so wirft der Vorgang doch ein Licht auf die Akzeptanz der Familie, die im protestantischen Basel wegen ihres Glaubens und ihren Verpflichtungen gegenüber dem Kaiser, dem Markgrafen von Baden und dem nach Pruntrut gezogenen Basler Bischof gewiss nicht nur Freunde hatte.

Der erwähnte Arzt Felix Platter war bis 1574 in nächster Nachbarschaft zum Reuttner Hof an der Freien Strasse zu Hause gewesen, und er muss den etwa gleichaltrigen Hans Jakob Reuttner aus jungen Jahren gekannt haben. Platter nennt den *Rüttneren hof* im Zusammenhang mit dem Äschentor. Als das Dach des Inneren Tores des *Äschenturms*¹⁰⁵ im Jahr 1544 erneuert werden musste, wurden die Ziegel und Dachsparren in Reuttners Hof abgeladen¹⁰⁶.

Das Schloss Durmenach im Elsass, seit 1747 im Besitz des Bruders Joseph Anton, erwarb der Landkomtur am 15. Juni 1783, wobei er dem Bruder außer seiner Besoldung durch das Basler Bistum die dortigen Bodenzinse überließ und sich ab 1788 die Erträge aus den Gütern vorbehielt¹⁰⁷. Unter den Einnahmen

⁹⁹ Demel (wie Anm. 10) S. 115 Nr. 91.

¹⁰⁰ Familienerbgut.

¹⁰¹ ARvW F 70 (38).

¹⁰² ARvW F 70 (43 und 44).

¹⁰³ ARvW F 70 (45 und 47).

¹⁰⁴ StA Basel Adelsarchiv R 7 Reuttner von Weyl 1628-1793. Zerstört und beschmiert.

¹⁰⁵ Der Schwibbogen am Äschentor.

¹⁰⁶ Lötscher (wie Anm. 39), S. 68 Nr. 126, Tafel 2 (Merian Plan 1615).

¹⁰⁷ ARvW F 94.

und Ausgaben, die sich der Landkomtur in Altshausen vorlegen ließ, findet sich 1790 mit Hinweis auf die von der Nationalversammlung abgeschafften Einnahmen der Vermerk über die Zahlung von 600 Gulden an die Mutter Maria Ursula Reuttner von Weyl¹⁰⁸.

Nachträglich muss es überraschen, dass der Landkomtur noch vier Jahre vor Ausbruch der Revolution einen Neubau des Schlosses Durmenach geplant hatte und sich von seinem Baudirektor Franz Anton Bagnato eine detaillierte Schätzung vorlegen ließ¹⁰⁹. Aber auch er hat die umwälzenden Veränderungen nicht voraussehen können.

Der Wohnsitz der Reuttner von Weyl im elsässischen Durmenach war nach 1789 von Revolutionstruppen besetzt und zum Nationaleigentum erklärt worden, was einer Enteignung gleichkam. Wie erwähnt, hat der Landkomtur mehrere Jahre um die Güter prozessiert. Der Basler Gerichtsschreiber und Notar Johann Ludwig Meyer, der am 30. Januar 1795 Prokura erhalten hatte¹¹⁰, konnte schließlich mitteilen, dass davon ausgegangen wird, *in kurzer Zeit eine gänzliche Restitution anzeigen zu können*¹¹¹. Der Landkomtur war wütend, und er sah sich zum Handeln gezwungen. Er war vor allem nicht bereit, Unrecht hinzunehmen, und legte am 27. Februar 1795 bei der Verwaltung des Departements Haut-Rhin wegen Sequestrierung¹¹² seines 1783 käuflich erworbenen Besitzes Durmenach Beschwerde ein¹¹³. An den Chef seiner Verwaltung, Hofrat von Zelling, schrieb er am 20. April 1796 nach Ulm, dass er mit dem Verkauf der elsässischen Güter warten wolle *bis auf anhoffend bessere zeiten*¹¹⁴. Eine Erklärung über die Rechte des *Citoyen Reutner de Weil, grand Commandeur à Altshaus en Suabe*, als Eigentümer der Güter, Einkünfte und des Waldes in Durmenach, erhielt er 1798¹¹⁵. Im selben Jahr kam es für 49.000 Francs zum Verkauf dieses Besitzes an trésorier François Joseph Schultz, den Kämmerer von Hünningen¹¹⁶.

Seit der Reformation in Basel war Pruntrut¹¹⁷ Sitz des Bischofs und damit ein wichtiger Bezugspunkt für die Reuttner von Weyl geworden. Sie übernahmen einst bischöflich-baslerische Lehen, agierten als Hofmeister¹¹⁸, Rat und Obervogt¹¹⁹ oder als Militärführer. Noch am 4. Oktober 1792 hatte der von Pruntrut geflohene Basler Bischof Joseph Sigismund in Biel den Bruder des Landkomturs wegen seines hohen Alters mit 1.000 französischen Livres ausgestattet, damit er *bey denen jetztmahligen betrübtten Zeiten [...] seine übrige[n] Lebens-tage zu Altshausen in der Ruhe* verbringen konnte¹²⁰. Die betrübtten Zeiten trafen auch den Bischof von Basel, der Pruntrut im selben Jahr verlassen musste. Die Stadt wurde als Departement du Mont-Terrible und danach als Departement

¹⁰⁸ ARvW F 98 (20).

¹⁰⁹ ARvW F 97.

¹¹⁰ ARvW F 94 (10).

¹¹¹ ARvW F 102 (4).

¹¹² Zwangsverwaltung.

¹¹³ ARvW F 104 (14), auch F 84.

¹¹⁴ ARvW F 102 (1, 19-20).

¹¹⁵ ARvW F 103 (8).

¹¹⁶ ARvW F 105. 1798 April 4. Huningue (dt. Hünningen), Departement Haut-Rhin/Frankreich.

¹¹⁷ Porrentruy (dt. Pruntrut), Kanton Jura/Schweiz.

¹¹⁸ ARvW U 2 Urk 1595 Aug. 7.

¹¹⁹ ARvW F 334 1630 Jan. 29.

¹²⁰ ARvW F 126 (7).

Haut-Rhin vorübergehend zu Frankreich eingegliedert, bis sie 1815 zum Kanton Bern kam¹²¹. In französischer Sprache bescheinigte die Zentralverwaltung des Departement du Mont Terrible in Porrentruy am 12. Februar 1798 die vor 30 Jahren erfolgte Niederlassung der Familie des Joseph Reuttner von Durmenach in Pruntrut. Dieser habe die Stadt nach dem Tod seiner Gattin am 12. März 1792 verlassen, um sich seinem Bruder, dem *Grand Commandeur* in Altshausen, anzuschließen. Seither habe er nach dortiger Kenntnis nicht mehr französischen Boden betreten¹²².

Der fürstbischöflich Baslerische Geheime Rat und Landesobrist Joseph Anton Reuttner von Weyl erlangte am 20. März 1795 die Aufnahme in die Reichsritterschaft Kanton Donau, wovon die in Ehingen ausgestellte Pergamenturkunde in rotem Samteinband mit dem Siegel der Reichsritterschaft erhalten ist¹²³. Bei seinem Bruder ist er am 24. Mai 1795 in Altshausen verstorben. Die Inschrift seines Grabsteins im Chor der dortigen Gottesackerkapelle gibt in dramatischen Worten Kundschaft von seinem unfreiwillig vollzogenen Umzug: *Furore Gallico: Von gallischem Wüten aus heimatlichem Grund vertrieben*¹²⁴.

Drei Jahre nach seinem Tod erreichte den Bruder, *Monsieur de Reutner Grand Commendeur A Altschausen*¹²⁵, das am 4. Juli 1798 datierte Schreiben des Guélat le jeune aus dem schweizerischen Courtemaîche¹²⁶ unweit von Pruntrut. Dort hatte sich dieser seit Jahren um die Güter des Bruders gekümmert und musste nun mitteilen, dass das Haus und der Garten am Eingang des Dorfes *se trouvent dans un état pitoyable*, sich in einem derart erbärmlichen Zustand befänden, dass deren Zerstörung bald unvermeidlich sein würde¹²⁷.

Nachweis über Besitz und Stand der Familie

Nicht genug damit, dass Reuttner sich Sorgen um die Existenz seiner Familie machen musste, er hatte auch Schwierigkeiten, die Nachweise über deren Besitz und Stand beizubringen. Aber er ließ auch in dieser Frage nicht locker. Am 20. Januar 1793 wandte er sich an die Stadt Basel und bat unter Bezug auf die Jahrhunderte alte Tradition der Familie in Basel um eine Bescheinigung über den hohen Stand der Familie. Er schilderte, dass die Familie gezwungen gewesen sei, ihr Geburtshaus, den beim Äschentor gelegenen so genannten alten Tiersteiner Hof, zu verkaufen, und ergänzte, auch mütterlicherseits von Baslerischen Geschlechtern abzustammen. Am 6. Februar 1793 wurde aus Basel geantwortet, dass man *in unßerm Archiv [...] alles Nachsuchen ungeachtet, nicht vorgefunden, so auf Euer Verlangen Bezug hat*¹²⁸. Die Familie, ihr Besitz an prominentem Platz in der Stadt und die Tatsache, dass deren Vorfahren bereits 1488 hier Bürger geworden waren, war aus dem Gedächtnis der Basler offenbar verschwunden.

¹²¹ Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz 5 (wie Anm. 18) S.195.

¹²² ARvW F 126 (6).

¹²³ ARvW U 33 Urk 1795 März 20.

¹²⁴ Freundliche Unterstützung von Ursula Silberberger. In Anlehnung an den Begriff des römischen Dichter Marcus Annaeus Lucanus: „Furor Teutonicus“, übersetzt mit „germanische Angriffslust“.

¹²⁵ Sic! Hier die alte Schreibweise *Altschausen*.

¹²⁶ Courtemaîche, Kanton Jura/Schweiz.

¹²⁷ ARvW F 86.

¹²⁸ StA Basel Historisches Grundbuch Basel. Sammlung von Regesten. Freie Strasse alte Nummer 1055, Neue Nummer Teil von Freie Strasse 96.

In einer handschriftlichen Notiz über die Herkunft seiner Familie hielt Reuttner am 11. April 1793 fest, dass die Weilsche Linie der Reuttner sich schon seit ein paar Jahren vergeblich alle Mühe gegeben habe, den Aufenthaltsort des noch einzigen Abkömmlings der „Traubacher Linie“¹²⁹ auszukundschaften. Als darüber dann von ihm ein *certificat* verlangt wurde, musste der Landkomtur seinem Ärger sichtlich Luft machen. *So habe ich [...] bey meinem Priestert[lichen] Treu und glauben bekräftigen wollen, das es dermalen eine platte Unmöglichkeit seye, aus dem Elsass sichere Nachrichten zu erhalten, besonders da die Freih[errlich] von Reuttnerische familie nicht nur aus dem Elsass, sondern auch aus dem Prundtrutischen sich weg begeben musste*¹³⁰. Dass die Bescheinigung eigentlich vom Pfarrer von Durmenach hätte ausgefertigt werden sollen, war ihm eine Anmerkung wert.

Ein sichtlich enervierter Beat Konrad Reuttner schrieb am 25. März 1794 an den Reichsagenten von Zelling nach Wien, dass weder er noch seine Familie zum gegenwärtigen Zeitpunkt die neuerlichen Auflagen des *Reichshofrätlichen Conclusiums* erfüllen könnten. Es ging um den angeforderten Taufschein für den Sohn des verstorbenen Freiherrn Wolfgang von Reuttner, der umso weniger beigebracht werden könne, da *jetzt alle Communication mit Frankreich abgeschnitten ist*, aber auch deshalb, weil von ihm schon lange Zeit nicht das Mindeste mehr zu vernehmen gewesen sei. Auch könnten die angeforderten Unterlagen zum verkauften Tiersteiner Hof und die Kautionsurkunde nicht aufgebracht werden, weil sich sein Bruder als Senior der Familie *bey den eingetretenen französischen troubles*¹³¹ *eilends ausser Land hat begeben*, und dabei Geld, Werte, Familienurkunden und sonstige Papiere zurücklassen musste¹³².

1807 musste schließlich erklärt werden, dass das Adelsdiplom in der Französischen Revolution verloren gegangen war und nicht mehr *aufgebracht* werden konnte¹³³. Wohl erst später sind zwei Traubach betreffende Dokumente zu den Unterlagen gelangt, die belegen, dass Johann Joseph Wilhelm Anton Reuttner dort am 9. Dezember 1788 im Alter von 66 Jahren verstarb und dessen einziger Sohn Franz Joseph Reuttner am 12. März 1808 im Alter von 18 Jahren in Hochstatt¹³⁴ verstorben ist¹³⁵.

Das Schicksalsjahr 1795

Am 5. April 1795 bereitete der Frieden von Basel dem Krieg zwischen Frankreich und Preußen ein vorläufiges Ende. Frankreich wurde das linke Rheinufer überlassen. Das Jahr 1795 wurde für die Familie Reuttner von Weyl zum Schicksalsjahr. Die Besitzungen im Elsass waren im Sturmwind der Revolution französisch geworden, und der Familienälteste Joseph Anton war zu seinem Bruder nach Altshausen geflüchtet. In jener Zeit, die den Epochenwandel zur Moderne einläutete, stand der sechsundsiebzigjährige Beat Konrad vor der

¹²⁹ Traubach le Haut, Departement Haut-Rhin/Frankreich.

¹³⁰ ARvW F 85.

¹³¹ Unruhen.

¹³² ARvW F 68 (64).

¹³³ ARvW F 59 (18).

¹³⁴ Hochstatt, Departement Haut-Rhin/Frankreich.

¹³⁵ ARvW F 39 (1-2).

Herausforderung, für seine aus der Heimat vertriebene Familie eine Bleibe zu suchen. Als er beim Tod des Bruders am 24. Mai 1795 Senior der Familie wurde, war der Kaufvertrag für Achstetten wenige Tage zuvor unterzeichnet worden.

Das am 20. März 1795 ausgestellte Rezeptionsdiplom für Joseph Anton Reuttner von Weyl nimmt Bezug auf das *traurige Schicksal*, das die *von Urzeiten her im Elsaß angesessene Familie von ihren altväterlichen Gütern und Wohnsizen verdrungen* durch die Revolution in Frankreich erlitten hat. Erwähnung findet hier bereits das Rittergut Achstetten, über das die Kaufverhandlungen liefen. Bescheinigt wird, dass die Familie *ein uralt Ritter- und stiftmässiges Geschlecht [...] und der Herr Aspirant ein [...] Bruder des Herrn Beat Conrad Philipp Friderich Freyherrn Reuttners von Weil [...] seye, dessen Stammen Baum im Jahr 1745 bey dem hochdeutschen Orden aufgeschworen worden*¹³⁶.

Ohne Zweifel hatte Reuttner als kaiserlich königlicher Minister des Hochmeisters Karl Alexander und als enger Berater des Hochmeisters Maximilian Franz über Jahrzehnte ausreichend Gelegenheit, die politischen Entwicklungen von hoher Warte beobachten zu können. Dass König Ludwig XVI. (1754-1793) am 21. Januar 1793 öffentlich hingerichtet wurde und auch Königin Marie Antoinette (1755-1793) im selben Jahr auf dem Schafott starb, muss den Deutschmeister Maximilian Franz erschüttert haben, denn Marie Antoinette war seine nur ein Jahr ältere Schwester. Da Reuttner sich im engsten Umfeld des Hochmeisters bewegte, konnte es gar nicht ausbleiben, dass ihn die Ereignisse schwer getroffen und ihm die Tragweite des Geschehens bewusst gemacht haben. Seine Verantwortung für die Angehörigen, Mut und Unternehmergeist ließen ihn handeln. Noch im Dezember 1793 nahm Reuttner die Verhandlungen zum Erwerb der Grundherrschaft Achstetten auf.

Aus dem Jahr 1795 sind im Zusammenhang mit dem Erwerb von Achstetten Korrespondenzen des Landkomturs mit dem Oberamtmann von Zelling erhalten, in denen auch die Kommende Basel und die damalige politische Situation Erwähnung finden. Von Ulm berichtete Zelling am 8. März 1795 über Gespräche mit Basel, wobei er ermächtigt worden war, sich für die Schweiz überhaupt und für Basel im Besonderen zu verwenden¹³⁷. In dieser Nachricht über den erfolgreichen Verlauf der Gespräche machte er am 13. März 1795 auch Bemerkungen zur Kriegssituation. Es sei fatal, dass [Wilhelm Bernhard von der] Golz gestorben sei, der die Liebe der Franzosen besessen habe, *doch seye noch immer zum Frieden Hoffnung, und wenn man nur auch mit blauem Aug davon komme, so seye der Friede der beste*. Das wäre zu hoffen, denn im inneren Frankreich herrsche nichts als Elend, wären Unzählige krank und würden sterben. Unter welchem Druck der viel beschäftigte Oberamtmann gestanden haben muss, kommt im Nachsatz zum Ausdruck: *Verzeihen E[uer] E[xzellenz] meine Sudeley, die Hender wollen mir gar nicht pariren, und meine Finger werden mir anfangen ganz stumpf*¹³⁸. Dass die Hände beim Schreiben nicht gehorchen wollten, die Finger langsam stumpf wurden und der Druck groß war, wurde zwei Tage später noch deutlicher mit den Worten: *wenn ich nur nicht gar so verdammt viel arbeith hätte, durch*

¹³⁶ ARvW U 33 Urk 1795 März 20.

¹³⁷ ARvW F 121 (79).

¹³⁸ ARvW F 121 (80).

*meine spätere anherkunft bin ich gewaltig zurückgesetzt worden, und mus nun alles überhudlen*¹³⁹. Zelling war durch seine verspätete Rückkehr in Zeitnot geraten und musste das Liegengebliebene nun umso schneller aufarbeiten.

Der Erwerb von Achstetten als neuer Familiensitz

Seit dem späten Mittelalter Freybergischer Besitz, war Achstetten bereits im 15. Jahrhundert geteilt worden, hatte nach den Freyberg und deren Erben einige Besitzwechsel erlebt und zuletzt den Freiherren von Welden gehört. Der Ort wird beim Verkauf *im Jahr 1795 als im Mittelpunkt zwischen beeden Reichsstädten Ulm und Biberach*¹⁴⁰ liegend beschrieben, was auch heute die Situation zwischen zwei städtischen Zentren charakterisiert. Im Kostenvoranschlag wurde ausgeführt, dass das Schloss auf einer Anhöhe *links von Kirche und Dorf liege und die schönste Lage und die beste Aussicht habe, aber auch eingeräumt, dass es dort weder Öfen, noch Lamperien und Schränke oder sonst etwas zum Bewohnen Erforderliches gäbe*¹⁴¹.

Am 12. Mai 1795 in Altshausen und sechs Tage später in Ulm unterzeichneten der Deutschordensritter, k. k. Geheime Rat und regierende Landkomtur der Ballei Elsass und Burgund, Freiherr Beat Konrad Reuttner von Weyl, und der Herr zu Großlaupheim und Achstetten, k. k. Fürstlich Würzburgische Geheime Rat und Ritter des bayerischen Sankt Georgii Ordens, Freiherr Carl Joseph von Welden, den Kaufvertrag über zwei Drittel der Herrschaft Achstetten¹⁴². Von seinem Orden hatte Reuttner die Erlaubnis bekommen, über sein Vermögen zu disponieren¹⁴³. Bereits am 15. Juni desselben Jahres erteilte er Vollmacht, die erworbenen zwei Drittel des Ritterguts Achstetten dem Neffen zu überlassen¹⁴⁴. Testamentarisch hatte er am 12. Juli 1802 seinen geliebtesten Nepoten Caesar Fidel Ludwig Reuttner von Weyl, Ritterrat des Kanton Donau, zu seinem Universalerben bestimmt und ein Fideikommiss gegründet, indem er das Hauptaugenmerk auf die Erhaltung seines Stammes und Namens lenkte¹⁴⁵.

Man hatte sich schließlich auf einen Kaufpreis von 172.500 Gulden geeinigt¹⁴⁶. Bis es jedoch soweit war, wurde verhandelt, denn Reuttner ließ sich den Kaufpreis nicht vorschreiben. Offenbar war das besondere Augenmerk auf den Waldbesitz gerichtet. Als Carl Joseph von Welden die Waldungen von 376 ½ Jauchart à 150 Gulden mit 53.475 Gulden veranschlagte, lieferte Altshausen einen Gegenanschlag: Die Waldungen lägen ungefähr eineinhalb Stunden von Achstetten entfernt und der Zustand der Straßen dorthin wäre schlecht und sie seien schwer passierbar, außerdem würden sie nicht an einem Stück, sondern verteilt – allerdings nicht allzu weit voneinander entfernt – in unterschiedlicher Größe liegen, wären mit einer Steuer und weiteren Kosten behaftet und nicht von bestem Boden, so dass für das Jauchart nicht mit mehr als 80 Gulden angeschlagen

¹³⁹ ARvW F 121 (82).

¹⁴⁰ ARvW F 116 (75).

¹⁴¹ ARvW F 115/2.

¹⁴² ARvW F 116 (1).

¹⁴³ ARvW F 116 (141).

¹⁴⁴ ARvW F 116 (141, 142).

¹⁴⁵ ARvW F 127 (6).

¹⁴⁶ ARvW F 116 (1).

werden dürfte¹⁴⁷. Von 1793 bis 1794 gingen die Schreiben hin und her. Am 27. November 1793 war der veranschlagte Kaufpreis für Reuttner *allerdings um ein Drittel überspannt*, und am 22. Januar 1794 ließ er an von Welden schreiben, dass er keinen Gebrauch vom Angebot zu machen gedenke, denn *wir sind zu weit von einander in der Werth Bestimmung entfernt*¹⁴⁸. Am 6./10. Oktober 1794 wurden von Altshausen immerhin noch 120 Gulden pro Jauchart angeboten¹⁴⁹. Auch erklärte von Welden am Weihnachtsabend gegenüber dem Landkomtur, dass seit seines Vaters Tod nicht ein Jauchart Holzboden verkauft wurde¹⁵⁰. Als der Winter vorüber war, ordnete Reuttner am 13. April 1795 einen Feldmesser für die Neuvermessung der Wälder ab mit der Begründung: *Da Waldungen schwehrer als andere Grundstücke abzumessen sind*¹⁵¹. Daraufhin bat von Weldens Obervogt um Benachrichtigung, wann dieser eintreffen werde, damit der beauftragte Augsburger Feldmesser bei gezogen werden konnte¹⁵². Es wurde so lange gehandelt, bis schließlich bei 80 Gulden je Jauchart Wald der Preis von 30.120 Gulden zustande gekommen war¹⁵³. Wahrscheinlich hing der umfangreiche Waldbesitz auch mit dem Wunsch zusammen, auf die Jagd gehen zu können.

Bereits vor dem Kaufabschluss trat der Landkomtur in die Verantwortung für die Grundherrschaft, und er ließ sich von dem für Achstetten zuständigen Großlaupheimer Obervogt Leonhard von Bek berichten. Die erlassenen Resolutionen der *Achstetter und Ulmer Correspondenz 1795 tragen die Unterschrift: B.C. Reuttner de Weyl*¹⁵⁴. Es ging unter anderem um die von der Herrschaft zu erteilende Heiratserlaubnis. Als die Achstetter Untertanentochter Monica Bayler von dem ledigen Joseph Weibbarth von Illerrieden schwanger wurde und deshalb die üblichen zehn Gulden Strafe fällig wurden, ließ Reuttner am 4. März 1795 ein Drittel davon nach, weil beide wenig oder nichts an Vermögen besaßen, und der in Achstetten arbeitende Mühlknecht anbot, die Achstetterin zu heiraten, sofern es die Herrschaft erlauben würde¹⁵⁵. Die Versorgung der Armen hat sich der Landkomtur gleichfalls vorlegen lassen. So ordnete er am 9./16. Mai 1795 an, dass *der herrschaftliche Almosen* [die Gabe an Bedürftige] weiterhin an notdürftige Witwen in Achstetten verteilt werden sollte¹⁵⁶.

Als es um die Vorbereitungen zum Kaufabschluss ging, schickte Reuttner voraus, zwar keinerlei Zweifel an der Klugheit und am korrekten Vorgehen der Beamten zu haben, wollte aber dennoch vor der Unterzeichnung in Erfahrung bringen lassen, *was etwa vis à vis der Gemeinde zu thun seyn möchte, und ob allenfalls der Sache angemessen seye, wenn denen Vorgesetzten und Gerichtleuthen ein Mittag Essen, den übrigen gemeinderen aber ein Trunk Wein nebst brod und Käß abgegeben wird*. Die Beteiligten sollten gut bewirtet werden und

¹⁴⁷ ARvW F 115/2. Ein Jauchart oder Tagwerk ungefähr 30 bis 40 ar.

¹⁴⁸ ARvW F 116 (74).

¹⁴⁹ ARvW F 116 (34).

¹⁵⁰ ARvW F 116 (14).

¹⁵¹ ARvW F 116 (5).

¹⁵² ARvW F 116 (11).

¹⁵³ ARvW F 116 (1).

¹⁵⁴ ARvW F 121.

¹⁵⁵ ARvW F 121 (73).

¹⁵⁶ ARvW F 121 (1).

es war ihm grundsätzlich ein Anliegen, *mit den Nachbarschaften in gutem Einklang zu stehen*, sofern das ohne Nachteile für die Herrschaft und deren Untertanen möglich war¹⁵⁷.

Am 16. Juni 1795 wurde die Veräußerung der Grundherrschaft von Welden an Reuttner von Weyl in Achstetten im Wirtshaus bekannt gemacht und in Gegenwart der Beamten von Käufer- und Verkäuferseite sowie auch der Vertreter des Klosters Gutenzell der Huldigungseid gegenüber Julius Cäsar Reuttner von Weyl als dem ersten Besitzer des Ritterguts geleistet: *Wie mir vorgehalten worden, und Ich mit Worten wohl verstanden habe, dem verspreche Ich durchaus und in allen Stücken gehorsam und mit unverbrüchlicher Treue nachzukommen – dazu helfe mir Gott! und sein Heiliges Evangelium!*

Der künftige Grundherr und der Landkomtur waren nicht anwesend. Am 19. Juni bedankte sich Reuttner bei von Welden für die Bewirtung seiner von Altshausen angereisten Beamten auf Schloss Großlaupheim und empfahl ihm den Neffen, dem *ich das für meine Familie* [gestr.: bestimmte, darüber:] *erworbene Rittergut [...] bereits überlassen habe [...] zu fürdaurendem Wohlwollen*¹⁵⁸.

Auch zum Umbau des Schlosses wurden Anweisungen erteilt. So sollte am 4. Juli 1795 wegen des Abführens des aus dem Keller gegrabenen Bodens solange gewartet werden, bis Baudirektor Bagnato wieder in Achstetten sein würde¹⁵⁹. Als sich einige Bauern im August anboten, den Platz zu räumen, um Urbau [Erde] und Kies nutzen zu dürfen, ordnete der Landkomtur an, dass ihnen unentgeltlich so viel wie nicht selbst benötigt würde überlassen werden sollte. Das Angebot, für die Ausräumung der Weiher Fuhren zu übernehmen, betrachtete er *als ein Merkmal ihrer Anhänglichkeit an ihre Herrschaft*¹⁶⁰. Auf die Frage, was dem Jäger und Holzwart zu zahlen wäre, der bei der Waldabmessung mit seinem Sohn im Einsatz gewesen war und fünf Gulden bekommen hatte, entschied Reuttner am 23. Dezember 1795, man solle ihm für seine Bemühungen zehn Gulden bezahlen¹⁶¹. Reuttner ließ seine Beamten diplomatisch vorgehen, und er war großzügig.

Der Erwerb des Gutenzeller Teils an der Herrschaft Achstetten

Offenbar wollte Beat Konrad Reuttner nach dem Kauf der Weldenschen zwei Drittel der Grundherrschaft Achstetten möglichst bald auch das seit dem 15. Jahrhundert der Zisterzienserinnen-Reichsabtei Gutenzell gehörende Drittel erwerben. Auf ein Angebot ließ er sich hier allerdings vorerst nicht ein. Am 27. November 1795 schrieb er an den Obervogt von Bek: *bevor ich einen An- und Überschlag über den R[eichs] Stift Gutenzell zuständigen Achstättischen Drittel eingesehen und geprüft haben werde, kann ich freylich eine vorläufige Äusserung, ob ich zur Ankaufung Lust haben werde, oder nicht, nicht abgeben*. Gleichzeitig dankte er für die Achtsamkeit, mit der vorgegangen wurde, um möglichst vertraulich einen spezifizierten Kostenanschlag zu erhalten, woran

¹⁵⁷ ARvW F 121 (1).

¹⁵⁸ ARvW F 121 (3).

¹⁵⁹ ARvW F 121 (9).

¹⁶⁰ ARvW F 121 (15 und 16).

¹⁶¹ ARvW F 121 (38).

ihm viel gelegen war¹⁶². Am 15. April 1796 gab er die Nachricht, dass man sich *bey dermahlig critischen zeitumständen* nicht in Kaufverhandlungen einlassen könne. Als ihm wenig später ein Kostenvoranschlag für den Ankauf des Gutenzeller Drittels übersandt worden war, wiederholte er am 17. Juni 1796 sein Bedauern: So sehr ein Ankauf auch zu wünschen gewesen wäre, so wenig gestatten es *die dermahligen täglich bedenklicher werdende Zeitumstände, sich dermahlen in einen Kauf einzulassen*¹⁶³. Das Angebot ging zurück. Die Sache lag erst einmal auf Eis. Es sollte angesichts der bedrohlichen Kriegssituation abgewartet werden.

Einen vorläufigen Höhepunkt erreichten die nach der Französischen Revolution entbrannten Koalitionskriege damals in allernächster Nähe durch die Besetzung Ulms unter General Moreau am 6. August 1796 und die siegreiche Schlacht der Franzosen bei Biberach am 2. Oktober 1796. Die Niederlage der kaiserlichen Truppen und der weitere Verlauf der kriegerischen Auseinandersetzungen, die mit dem Frieden von Lunéville die zweite Koalition am 2. Februar 1801 beendeten, werden Reuttner in seinen Absichten noch bestärkt haben. Das Kloster Gutenzell steckte bereits hoch in Schulden, zu denen die Kriegskontributionen und Einquartierungen entscheidend beigetragen hatten¹⁶⁴. Dort wie an anderen süddeutschen Orten hatten die Revolutionskriege Verluste verursacht und Spuren hinterlassen.

In dieser bedrohlichen Zeit berichtete Julius Cäsar Reuttner von Weyl am 2. August 1802 dem gnädigsten Herrn Onkel, dass Herr Kanzler [Joseph von] Schott ihm soeben endlich den Beschluss des Ochsenhausener Klosterkapitels über die Annahme des ultimativen Angebots von 54.000 Gulden für den Zehntverkauf überbracht habe. Der Kanzler des Klosters Ochsenhausen wurde in jenem August 1802 „Oberadministrator der zur Entschädigungsmasse gezogenen Klöster“, darunter Gutenzell, und „er war damit Weisungsbefugter und Ansprechpartner für die Äbtissin Gutenzells“¹⁶⁵. Der Neffe ergänzte: *bin ich aber auch standhaft darauf stehn geblieben, das der diesjährigen zehnde sowohl winterich als Sommerich [Winter- und Sommerzehnt] ohne allen Ausnahm sogleich zum einheimsen mir überlassen werden solle [...] es ist mir ohnmöglich mehreres zu sagen, weil der H[err] Kanzler bey mir ist und voller freüde über den Ausgang der Sache mir die Ohren so voll schreit, das ich nicht weiß wo mir der Kopf steht*. Rückseitig ist der Vermerk angebracht: *Darf ich bald hoffen die Gnade und das unschätzbahre Vergnüügen zu haben Euer Gnaden Herr Oncle hier zu sehen. J'embrasse ma Soeur je n'ai pas le tem[ps] de lui ecrire*¹⁶⁶. Mit der Einladung nach Achstetten an den Onkel und dem Gruß an seine Schwester, an die zu schreiben die Zeit nicht reichte, wurde der Brief per Express nach Altshausen abgeschickt.

Der Landkomtur war vertraut mit der oberschwäbischen Landschaft. Die Chance für einen Neuanfang der Familie auf Achstetten hat er erkannt und das Ziel des kompletten Erwerbs der Grundherrschaft in den Jahren 1795 bis 1801 entschlossen verfolgt und umgesetzt. Dabei waren ihm seine Position und sein

¹⁶² ARvW F 121 (34).

¹⁶³ ARvW F 121 (57).

¹⁶⁴ Janine *Maegraith*: Die Nonnen werden doch auch nicht ewig leben! Der Konvent der Zisterzienserinnen-Reichsabtei Gutenzell nach der Säkularisation. In: *Rudolf/Blatt* (wie Anm. 5) S. 1071-1086. Hier: S. 1072.

¹⁶⁵ *Ebda.*, S. 1074 Nr. 19.

¹⁶⁶ ARvW F 127 (1).

hohes Ansehen ohne Zweifel von Vorteil. In Kriegszeiten wagte Reuttner ein hochriskantes Unternehmen, und er hat richtig kalkuliert, aber auch Glück gehabt.

Franz Anton Bagnato (1731-1810), Baumeister von Schloss Achstetten

Die Beziehungen zwischen der Schweiz und Deutschland in der Kunst des 18. Jahrhunderts betrachtet Yvonne Boerlin-Brodbeck, und sie ordnet die Einflüsse für die Bildkünste und Architektur als ein gegenseitiges „Geben und Nehmen“ ein¹⁶⁷. Sie schreibt: „Diese bayerischen, schwäbischen, österreichischen und schweizerischen Landschaften um den Bodensee generierten als Hauptentwicklungsgebiet süddeutschen Barock und süddeutsches Rokoko, das heisst, hier feierten seit dem späteren 17. Jahrhundert die Architektur und die Dekorationskünste der Stuckateure, Bildschnitzer und Maler in kirchlichen und in weltlichen Räumen ihr bewegtes und farbenfreudiges Fest bis kurz vor die Tage von Revolution und Säkularisation“¹⁶⁸.

Zu den potenten Auftraggebern für die im Bodenseeraum verwirklichte Kunst jener Zeit zählte der Deutsche Orden, dessen Landkomture und Komture als einflussreiche erste Vertreter über politische Grenzen hinweg Aufträge an Architekten und Künstler erteilten und ihnen lebensnotwendige finanzielle Grundlagen boten. Der Landkomtur Beat Konrad Reuttner war kraft Amtes bis zu seinem Lebensende ein solcher Auftraggeber. Die glanzvolle Zeit eines Johann Caspar Bagnato (1696-1757) als Ordensbaumeister hatte er noch aus der Distanz erlebt, war dieser doch bereits 16 Jahre im Amt, als Reuttner 1745 Ordensritter wurde. In Altshausen hatte Johann Caspar Bagnato 1729 mit dem Reitstall begonnen und bis in die 1750er Jahre die Kirche und den Neuen Bau errichtet. Auf der Mainau entstanden in den 1730er Jahren die Kirche und der Wohnbau, in Beuggen der Umbau von Wohnbau und Kirche. Johann Caspar Bagnato war ein im Elsass, in der Schweiz und in Süddeutschland von kirchlichen, öffentlichen und privaten Bauherren gefragter Architekt. Als er 1757 starb, trat sein am 15. Juni 1731 in Altshausen geborener Sohn Franz Anton Bagnato am 22. September 1757 die Nachfolge an und wurde vier Jahre später Baudirektor in Altshausen¹⁶⁹. Seine Aufgabe bestand lange Zeit vor allem darin, die vom verstorbenen Vater begonnenen Bauprojekte im Geiste des Barock zu vollenden.

Reuttner war 1757 Komtur in Freiburg, und ein Jahr später Komtur auf der Mainau geworden. Als er 1775 in Altshausen Landkomtur wurde, saß Franz Anton Bagnato als Baudirektor fest im Sattel. Beide trennten altersmäßig zwölf Jahre. Dass der Jüngere bald das Vertrauen des Landkomturs gewonnen haben muss, zeigt sich an den erteilten Aufträgen. Ein weiterer Vertrauensbeweis ist die Tatsache, dass Bagnatos Sohn Josef Anton nach Reuttners Tod als Balleisekretär und Aktuar die Hinterlassenschaft aufzuzeichnen und zu bezeugen hatte¹⁷⁰. Vier

¹⁶⁷ Yvonne Boerlin-Brodbeck: Welches Deutschland? Welche Schweiz? Die Beziehungen zwischen der Schweiz und Deutschland in der Kunst des 18. Jahrhunderts. In: Künstler, Landschaften, Netzwerke. Kunstproduktion in der Schweiz zwischen Barock und Romantik. Baden 2017. S. 88-113. Hier: S. 88.

¹⁶⁸ *Ebda.*, S. 94.

¹⁶⁹ Joseph L[udolph] Wobleb: Das Lebenswerk der Deutschordensbaumeister Johann Kaspar Bagnato und Franz Anton Bagnato. In: ZWLG 11 (1952) S. 207-224. Hier: S. 213.

¹⁷⁰ ARvW F 127 (7).

Tage nach dem Tod des Landkomturs starb am 27. Mai 1803 Bagnatos Ehefrau Antonia, eine geborene von Zelling. Der älteste Sohn aus dieser Ehe ist jener Johann Nepomuk Bagnato, der 1798 Kanzleivorsteher auf der Mainau war und geadelt wurde¹⁷¹ und – wie erwähnt – beim Tod des Landkomturs anstelle des Ratsgebietigers von der Mainau nach Altshausen geschickt worden war. Ein um 1775 entstandenes Ölbild, das Franz Anton Bagnato mit seiner Ehefrau und fünf Kindern zeigt, befindet sich im Besitz des Deutschordensmuseums Bad Mergentheim¹⁷².

Wie dargestellt wurde, wollte Reuttner dem Baudirektor den Auftrag für das seit 1747 in Familienbesitz befindliche und von ihm 1783 erworbene Schloss Durmenach erteilen. Die von Bagnato im Februar 1785 vorgelegte detaillierte Schätzung für einen Neubau des Schlosses betrug 33.957 Gulden oder 74.088 Pfund¹⁷³. Dass die beiden Flügelgebäude nach Fertigstellung des Corps de Logis, d.h. des Wohntrakts, aus dem vorhandenem Mauerwerk, Holz, Dachziegeln und Fenstern gebaut werden sollten, weist zwar darauf hin, dass sparsam vorgegangen werden sollte, trotzdem betrugen die hier veranschlagten Kosten das Dreifache dessen, was zehn Jahre danach für das Schloss Achstetten kalkuliert wurde. Die Französische Revolution machte die Pläne für Durmenach zunichte, aber Reuttner hatte dennoch Glück: hätte er den Umbau realisiert, dann wäre ihm wenig später ein Vermögen verloren gegangen.

Für den Umbau von Schloss Achstetten ließ sich der Landkomtur 1795 von seinem Baumeister unterschiedliche Gestaltungspläne vorlegen. Am 10. Januar 1795 datierte Franz Anton Bagnato in Altshausen den Akkord des *neû Decori- renden schlosßgebäudens und zwar Corpes de Logie in dem Orthe Achstetten*¹⁷⁴. Es war nicht die Zeit für aufwändiges Bauen, aber trotz allem bedurfte das zur Grundherrschaft gehörende Schloss der Erneuerung und sollte bewohnbar gemacht werden. Dass der Landkomtur sich den von seinem Baumeister vorgelegten Kostenanschlag und die Gestaltungspläne genau angesehen hat und die Kosten niedrig gehalten werden sollten, bevor der Auftrag erteilt wurde, davon kann ausgegangen werden.

Es handelt sich bei dem 1795 begonnenen Bau von Schloss Achstetten nicht um einen Neubau, vielmehr wurde auf den Umfassungsmauern des vorhandenen Schlosses gebaut, dessen Vorgängerbauten aus dem 16. Jahrhundert stammten.

Im heutigen Schlossbereich gab es einst zwei Schlösser. Am 6. April 1583 hatte der damals 45jährige Hans Georg von Freyberg in Gegenwart seiner Gemahlin Sabina geborener von Freyberg, seiner Söhne Philipp Adam, Hans Adam, Georg Adam und Töchter Regina und Sabina den Grundstein für seinen *Newen Baw* legen lassen, ein Schloss, das mit zwei Ecktürmen gebaut wurde. Erwähnt ist im Salbuch zudem das *Annder Schlosß oder Haus sambt der Badstuoben unnd Runden oder gefännggnus Thurm*, welches 1570 erbaut wurde¹⁷⁵. 1691 werden die Baudaten bestätigt und darüber hinaus ausgeführt, dass das 1583 gebaute, gegen Osten und Süden gerichtete zweistöckige *ober Schlosß worinn gnedige*

¹⁷¹ Wohleb (wie Anm. 169) S. 213.

¹⁷² Petra Sachs-Gleich: Verwaltungselite vor Ort - Kontinuität oder Wandel? Württembergs Oberamt- männer in Oberschwaben 1810 bis 1850. In: *Rudolf/Blatt* (wie Anm. 5) S. 1235-1248. Hier: S. 1242 (Abb.).

¹⁷³ ARvW F 97.

¹⁷⁴ ARvW F 118.

¹⁷⁵ ARvW B 2.

Herrschaft zue Residieren pfleget, ringsum mit einem Weiher oder Wassergraben umgeben ist und eine Aufziehbrücke und vier Ecktürme hat. Ein ebenfalls mit Weiher, Wassergraben und Aufziehbrücke versehenes, nach Süden gerichtetes großes Haus wurde 1691 von Beamten bewohnt¹⁷⁶.

Beim Umbau ab 1795 wurden die vier Hauptmauern des Vorgängerbaus übernommen, wogegen alle Innenbauten für die neue Einteilung in drei Stockwerke ab- und ausgebrochen werden mussten. Im Erdgeschoss waren *vestibul*, *cuisine*, *chambre à manger*, *ante chambre*, *garderobe* sowie *garderobe ou archiv* geplant¹⁷⁷. Ein anderer Plan bezeichnet den hier als Archiv genannten Raum als *Tressor Cabinet*¹⁷⁸ (Abb. 2). Im Untergeschoss sollte also auf beiden Seiten der zentral gelegenen Eingangshalle für funktionierende Abläufe gesorgt sein, lagen dort doch Küche, Garderobe und Räume für die Dienerschaft. Das Archiv bzw. die Schatzkammer verlegte Bagnato in die äusserste nordwestliche Ecke des Untergeschosses. Heute befindet sich das Archiv exakt im Raum darüber. Über die Treppe am Ende der großzügig angelegten Halle war im ersten Stock über die ganze östliche Breite der *Salle à manger* eingezeichnet, der zusätzlich über eine *Bassage*, also einen Durchgang, erreichbar sein sollte. In einem anderen Plan wird der Speisesaal als *Taffel-Zimmer* bezeichnet¹⁷⁹. Auf der gegenüber liegenden Seite sind Schlafzimmer, *Retirade*, *Apartment* und *Cabinet* eingeteilt¹⁸⁰, womit zu belegen ist, dass auf Komfort und sanitäre Einrichtungen nicht verzichtet werden sollte. Auf die Vorliebe für Naturalien und sonstige Sammlungen verweist das *cabinet des Naturels et Curiosités*¹⁸¹. Im Dachstock sollte ein Zimmer heizbar gemacht werden, damit dort *geböglett* [gebügelt] werden konnte¹⁸². Bagnato berücksichtigte also auch die praktische Notwendigkeit, Wäsche unter dem Dach trocknen und bügeln zu lassen, indem er dort ein Zimmer vorsah, das geheizt werden konnte.

Für die Fassade setzte sich Bagnatos klassizistischer Entwurf gegenüber den erhaltenen Vorschlägen mit barocken Stilelementen durch¹⁸³. Der Baudirektor schmückte die Fassade, indem er das Wappen des Bauherrn oben auf dem Mittelrisalit anbrachte. Anstelle des von ihm allein stehend skizzierten Reuttnerschen Wappens wurde hier das Allianzwappen der ersten Grundherren Julius Cäsar Reuttner von Weyl und Mauritia von Freyberg realisiert. Schloss Achstetten entspricht den Vorstellungen des Klassizismus. Danach kennzeichnet den Einzelbau „ein kubischer Charakter, die Wände sind großflächig, die einzelnen Bauteile klar begrenzt und meist symmetrisch angeordnet, der Dekor wird maßvoll verwendet, der Baukörper ist statisch“¹⁸⁴.

Auf Wohleb vermittelt das Schloss Achstetten den Eindruck, „der mit der Bauzeit 1794-96 nicht mehr übereinstimmt“, und er fragt sich, ob Reuttner diesen „alten Stil“ vorgegeben oder ob der alt gewordene Bagnato sich diesem am

¹⁷⁶ ARvW B 9.

¹⁷⁷ ARvW A 263.

¹⁷⁸ ARvW A 267.

¹⁷⁹ ARvW A 268.

¹⁸⁰ ARvW A 264.

¹⁸¹ ARvW A 281.

¹⁸² ARvW F 118.

¹⁸³ ARvW A 270.

¹⁸⁴ Lexikon der Kunst. Bd. 3. München 1996. S. 764.

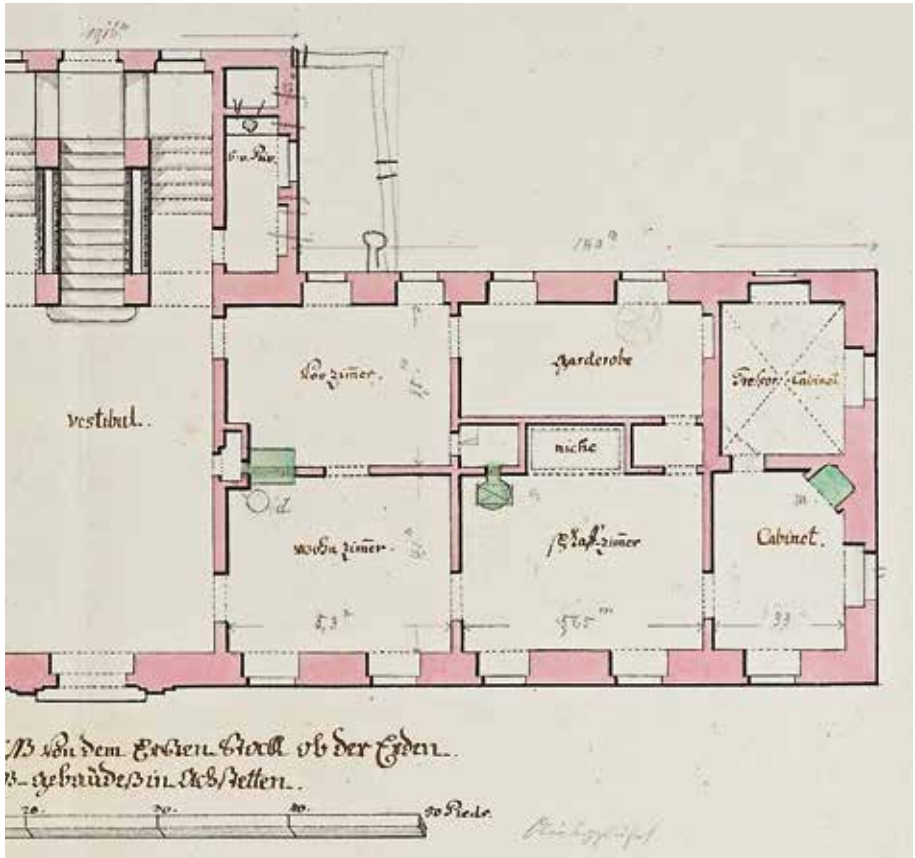


Abb. 2 - Grundriss des ersten Stockwerks von Schloss Achstetten 1794/1795 von Franz Anton Bagnato (1731-1810), Tusche koloriert, Ausschnitt. Rechts im Bild ist das *Tressor Cabinet* zu sehen. ARvW A 267 (Aufnahme: Gräflich Reuttner von Weyl'sche Verwaltung Achstetten).

stärksten verbunden gefühlt hatte¹⁸⁵. Etwas absolut Neues zu schaffen, wie es etwa 1767 in allernächster Nähe in Oberdisingen mit dem klassizistischen Neubau der Kirche von Oberdisingen des Pierre Michel d'Ixnard (1723-1795) entstanden war, lag wohl weder im Interesse des Bauherrn noch seines Baumeisters, dessen Entwürfe für Oberdisingen dort „keinen Beifall“ gefunden hatten¹⁸⁶.

Verblüffend ist die Ähnlichkeit mit den Plänen, die Franz Anton Bagnato 1773 für die Fassade der Kommende Andlau¹⁸⁷ entwarf¹⁸⁸. Für Andlau hatte der Vater Bagnato bereits 1740 Entwürfe vorgelegt, deren Realisierung sich jedoch hinzog und die schließlich mit seinem Tod 1757 zum Stillstand gekommen war¹⁸⁹. Auf-

¹⁸⁵ Wohleb (wie Anm. 169) S. 223.

¹⁸⁶ *Ebda.*, S. 217.

¹⁸⁷ Andlau, Departement Bas-Rhin, Frankreich.

¹⁸⁸ Wohleb (wie Anm. 169) S. 221.

¹⁸⁹ Pierre-Paul Faust: Der Deutsche Orden im Elsaß. Geschichte und Spuren der elsässischen Ordensniederlassungen, besonders der Kommende Rouffach-Suntheim. In: *Brommer* (wie Anm. 6) S. 245-270. Hier: S. 251f.

fallend ist auch die Übereinstimmung mit der schlichten Fassade des 1772-1774 vom Sohn Bagnato für den Bankier Daniel Labhart erbauten Schlosses Glarisegg zwischen Steckborn und Mammern am schweizerischen Untersee¹⁹⁰. So liegt die Vermutung nahe, dass Bagnato auf ältere Ideen zurückgriff, als er zwanzig Jahre später Entwürfe für Achstetten zu entwickeln hatte. Vor allem aber ist zu berücksichtigen, dass der Auftrag in einer Zeit erteilt wurde, als die Auswirkungen der Koalitionskriege Wirkung zeigten und Einquartierungen und Aushebungen für durchziehendes kaiserliches und französisches Militär auch in Achstetten an der Tagesordnung waren¹⁹¹. Der Bauherr hatte die Siebzig überschritten, und sein Baudirektor war über sechzig Jahre alt, als das Projekt Achstetten angepackt wurde. Die Personalliste der Landkomturei von 1806 führt den 71jährigen [sic!] Franz Anton Bagnato als Rat, Bauinspektor und Kastenamtmann in Ravensburg, seine Söhne Johann Nepomuk, 40jährig, als Ersten Balleirat, Balleisyndikus und Oberamtmann, und den 26jährigen Josef Anton als Oberamtssekretär¹⁹². Am 12. Juli desselben Jahres wurden die beiden Söhne auf den württembergischen König Friedrich den I. verpflichtet¹⁹³. Franz Anton Bagnato starb am 17. Juni 1810 und ist wie seine Ehefrau in Altshausen bestattet worden¹⁹⁴.

Ohne Zweifel ging es dem Bauherrn darum, die Kosten für den Umbau niedrig zu halten und auf Überflüssiges zu verzichten. Dennoch wirkt die Anlage des auf einen Innenhof und den weitläufigen Park ausgerichteten Hauptbaus mit den beiden Flügelbauten äußerst großzügig, und der Innenausbau war von Anfang so angelegt, dass er Repräsentation und einen gewissen Komfort zuließ.

Der Universalerbe Julius Cäsar Reuttner von Weyl zieht auf Achstetten

Es ist anzunehmen, dass der sorgfältig rechnende Landkomtur, der es zu einem beachtlichen Vermögen gebracht hatte, sich den jungen Mann, den er zu seinem Universalerben machen wollte, genau angeschaut hat, und dass er sich nicht nur auf die familiären Bindungen verließ.

Ob der Erwerb von Achstetten für den am 2. Juli 1765 in Pruntrut geborenen Freiherrn Julius Cäsar Fidelis Ludwig Anton Reuttner von Weyl (1765-1820) überraschend kam oder ob er früh in die Pläne des Onkels einbezogen wurde, wissen wir nicht (Abb. 3). Er war das jüngste Kind der großen Familie des Joseph Anton Reuttner und der Maria Viktoria Claudia von Eptingen. Bereits als Sechsjähriger kam er in die Obhut des Deutschen Ordens zu seinem Oheim [Johann Baptist Ferdinand Sebastian] von Eptingen, Statthalter des Großmeisters in Mergentheim¹⁹⁵. So konnte es gar nicht ausbleiben, dass Beat Konrad Reuttner den Neffen schon früh näher kennengelernt hatte. Als dessen verwitweter Vater seine drei letzten Lebensjahre in Altshausen verbrachte, wurde der Landkomtur weiter informiert über den Neffen. Auch Julius Cäsar Reuttner hatte eine militärische Laufbahn eingeschlagen. Ab 1786 gehörte er dem *Régiment Royal Allemand Cavalerie*, dem Kavallerieregiment in der königlich französischen Armee,

¹⁹⁰ Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz 3 (wie Anm. 18) S. 538.

¹⁹¹ ARvW A 489.

¹⁹² *Barczyk* (wie Anm. 8) S. 76 Nr. 1.

¹⁹³ *Fritz*, Königreich (wie Anm. 9) S. 533.

¹⁹⁴ *Wohleb* (wie Anm. 169) S. 214.

¹⁹⁵ ARvW F 139.



Abb. 3 - Julius Cäsar Reuttner von Weyl (1765-1820), um 1800.
Ölgemälde, Privatbesitz (Aufnahme: Gräflich Reuttner von Weyl'sche Verwaltung Achstetten).

an. Er war als junger Leutnant äußerst beliebt und nahm mit seinem Regiment am 14. Juli 1789 beim Sturm auf die Bastille teil an den Kämpfen gegen die revolutionäre Masse. Beat Konrad Reuttner bezeugt im Testament von 1802 sein vollkommenes Vertrauen darin, dass sich der Neffe *nach meinem Wunsch und Wille das Beste seines Stammens und Namens angelegen seyn lassen* werde, und er bescheinigt Wohlgefallen und Zufriedenheit zu der leitsamen Gemüths-Art¹⁹⁶ des jungen Mannes¹⁹⁷.

¹⁹⁶ Lenksames frommes Gemüt.

¹⁹⁷ ARvW F 127 (6).

Reuttner hatte angesichts des drohenden Verlustes der elsässischen Güter nach einer neuen Bleibe für seine Angehörigen Ausschau gehalten. Durch die Flucht des Bruders muss er sich der Verantwortung für dessen Kinder umso mehr bewusst geworden sein, und er hat diese Verpflichtung nach dessen Tod 1795 übernommen. Er wusste auch von den finanziellen Schwierigkeiten seiner Angehörigen. Der junge Julius Cäsar Reuttner von Weyl war infolge der politischen Entwicklung mit dem Verlust von Durmenach konfrontiert und hatte finanziell zu kämpfen. Noch am 30. Mai 1790 schrieb er aus dem elsässischen Sultz¹⁹⁸, wo er sich bei seiner Schwester aufhielt, an den *très cher et très honoré Oncle* und äußerte sich zu monetären Angelegenheiten in Durmenach, die sich wegen der geringen Einnahmen schwierig gestalteten. Er teilte mit, auf Abruf ins Regiment zurückzukehren, wobei er allerdings nicht wisse, wo er einrücken müsse. Den Brief beschloss er als gehorsamer Diener und Neffe des Onkels, der ihm mit Ehrerbietung die Hände küsst¹⁹⁹.

Am 12. Mai 1795 kam es zum Kauf von Achstetten, am 15. Juni erteilte Beat Konrad Reuttner Vollmacht zur Übergabe von Achstetten an den Neffen Julius Cäsar, und am 18. Juli desselben Jahres nahm der dreißigjährige Leutnant seinen Abschied aus dem Militär. Er begründete den Abschied mit familiären Rücksichten, die seine ständige Anwesenheit erfordern würden²⁰⁰. Erhalten ist das Schreiben vom 10. August 1795, mit dem sein Zug das Bedauern mitteilt: *unter einem so brafen Herr Offizir, der sein Dinst versteht, geht alles gut, tausent [sic!] mahl haben wir schon gewünscht, das Sie wieder bey uns wären*²⁰¹. Der beliebte Offizier muss ein guter Befehlshaber gewesen sein, er wurde ausgezeichnet für seine Tapferkeit und bekam den St. Louis Orden²⁰². Seine militärische Karriere tauschte er 1795 ein gegen das Leben als Grundherr. Mit Mauritia Frein von Freyberg-Eisenberg (1773-1865) begründete er die Stammlinie Reuttner von Weyl auf Achstetten. Wahrscheinlich war es sogar der Landkomtur, der dem Neffen die Ehefrau ausgesucht hatte. Es ist davon auszugehen, dass dieser die Familie von Freyberg gekannt hat, bevor sein Neffe dort um die Braut warb. Auch wird er gewusst haben, dass Achstetten Jahrhunderte lang Freybergischer Besitz gewesen war.

Schriftlich hielt der junge Reuttner am 12. Februar 1796 beim Freiherrn Anton von Freyberg-Eisenberg auf Hürbel um die Hand seiner Tochter Mauritia an, *deren Gegenneigung ich zu genissen mich äusserst bestreben werde*²⁰³. Die Antwort kam prompt, und die Zustimmung wurde am 22. Februar mit Freuden erteilt²⁰⁴. Er dankte dem künftigen Schwiegervater für die Einwilligung und versicherte, *wenn ich mit Hoch Dero Fraylein Tochter beglückt werden sollte, mein Herz, Willen und Rechtschaffenheit wetteyfern werden, Ihre Wohlfart zeit lebens auf alle mögliche Art befördern zu trachten*. Während er am 12. Februar noch beteuert hatte, *mein Oncle, der Herr Land Commandeur, weis zwar von diesem meinem gegenwärtigen gesuch zur Zeit noch nichts, dagegen aber bin ich gewiß,*

¹⁹⁸ Sultz (dt. Sulz), Departement Haut-Rhin/Frankreich.

¹⁹⁹ ARvW F 98 (21).

²⁰⁰ ARvW F 128 (1).

²⁰¹ ARvW F 128 (5).

²⁰² ARvW F 135.

²⁰³ ARvW F 129 (1).

²⁰⁴ ARvW F 129 (2).

das derselbe solchem seinen vollen Beyfall zollen würde, konnte er am 3. März vermelden, der Onkel habe bezüglich der Brautwahl mit frohem Herzen seine Einwilligung gegeben. In diesem Brief brachte er auch den Besitz Achstetten zur Sprache und erwähnte die Besitzungen im Elsass, allerdings mit der Einschränkung, dass die Rechtslage derzeit unklar wäre²⁰⁵.

Zum Zeitpunkt der Werbung befand sich Mauritia von Freyberg-Eisenberg noch im elsässischen Remiremont²⁰⁶, wo sie im Alter von knapp 14 Jahren als Stiftsdame in das vornehme gleichnamige jedoch 1790 aufgehobene Adelsstift eingetreten war. Erhalten ist die Kostenaufstellung ihrer am 7. Juli 1787 angetretenen Reise von Ulm nach Remiremont mit Details über die Quartiere, den Besuch der Bibliothek in Colmar und die Ankunft im Haus der Komtesse Voehlin²⁰⁷. Die Braut verzichtete auf ihr Erbe²⁰⁸. Die Hochzeit fand am 15. Mai 1797 auf Schloss Hürbel statt²⁰⁹, wo das junge Paar bis zum Abschluss der Bauarbeiten am Schloss Achstetten auch Wohnung nahm. Die Geburt seines Großneffen Kaspar Karl Viktor Cäsar Reuttner von Weyl (1801 – 1874), des späteren Grundherrn auf Achstetten, hat der Landkomtur noch erleben dürfen.

Im Zuge der Neuordnung der Grenzen wurde das Rittergut Achstetten 1806 württembergisch²¹⁰. Dass die Vorgänge nicht ohne Widerstand hingenommen wurden, belegt die Notiz vom 15. Januar 1815, mit welcher der Grundherr auf Achstetten seinem Herzen Luft macht: *Während die in Wien versammelten allerhöchsten Soverains über die bisherigen harten Bedrückungen des deutschen Reichs Adels zu der Erleichterung ihrer Lage die allerhuldvollsten Grundsätze aufnehmen, und demselben eine glücklichere Zukunft zu bereiten und zu sichern, fahren unsere Könige noch ungestört fort, ihre Härte gegen uns auszuüben*²¹¹.

Was der Onkel nicht mehr erfahren hat, war die Wahl von Julius Cäsar Reuttner zum Ritterrat im Jahr 1807²¹², zum k. k. Kämmerer im Jahr 1816²¹³ und die Erhebung in den Grafenstand im Jahr 1819. Wie dargestellt wurde, hatte Beat Konrad Reuttner für die Erlangung der Grafenwürde insofern die Weichen gestellt, als er das kaiserliche Angebot ausschlug, worauf sich der Neffe in seinem Antrag an den württembergischen König berufen konnte. Am 2. Januar 1819 erhob der junge König Wilhelm I. die Freiherren Reuttner von Weyl mit ihrer Deszendenz in den Grafenstand²¹⁴.

Der Grundherr von Achstetten hatte 1816 aus dem Besitz der von Freyberg die Schlösser Hürbel und Rechtenstein erworben²¹⁵, was in der Folge zu lange andauernden Erbauslösungsverhandlungen geführt hat. Am 15. Oktober 1820 zeigte er sich zufrieden mit dem von seinem Beamten vorbereiteten Konzept einer diesbezüglichen Stellungnahme. Er konnte aber die Anmerkung nicht unterlassen: *nolens volens mus man halt in einen sauren Apfel beißen, wenn man*

²⁰⁵ ARvW F 129 (3).

²⁰⁶ Remiremont (dt. Romberg), Departement Vosges/Frankreich.

²⁰⁷ ARvW F 145 (4). Approbement 14. Juli 1787.

²⁰⁸ ARvW F 145.

²⁰⁹ ARvW F 335 (3).

²¹⁰ ARvW A 238: Proklamation über die Besitznahme. 1805 Nov. 19.

²¹¹ ARvW F 62.

²¹² ARvW F 132.

²¹³ ARvW F 136.

²¹⁴ ARvW U 34 Urk 1819 Jan. 2.

²¹⁵ ARvW A 650.

zu seinem Zweck gelangen will und ich zweifle auch kaum mehr, daß ich in dieser langwierigen Prozess Sache nun bald eine günstige Entscheidung zu erwarten habe²¹⁶. Anderthalb Monate später ist er gestorben.

Das Leben des Grafen Julius Cäsar Reuttner von Weyl endete am 23. November 1820 im Alter von 55 Jahren auf dem Weg von Ulm nach Achstetten, wovon die Schilderung seiner Witwe erhalten ist: *Der Seelige reiste den Tag zuvor nach Ulm. Er schied von uns zärtlich, vergnügt und mit sichtbar äuserlichen Zeichen des besten Wohlseyns [...] seinen Wagen bestieg, um nach Haus zu kehren [...] fand man ihn ohne vorher vom Kutscher selbst bemerkt worden zu sein seitwärts auf seinem Sitze liegend erblasst*²¹⁷. Die Kinder waren beim Tod des Vaters 23, 19, 16 und 13 Jahre alt. Die Gräfin lebte 45 Jahre im Witwenstand und starb im hohen Alter von 92 Jahren in Achstetten. Pfarrer Wendelin Jäger schilderte das Leben des Julius Cäsar Reuttner und charakterisierte den vielfach Geehrten als persönlich bescheidenen und kunstsinnigen Menschen. Mit 18 Jahren Leutnant im Regiment Royal Allemand, nahm er *nicht Antheil an dem Meineide des Reiches gegen den Thron [...] blieb es unter den Heeren des Kaisers und [...] mit gänzlichem Verluste der älterlichen Güter, seinem Eide getreu*²¹⁸. Julius Cäsar Reuttner war weit gereist und hatte England besucht. Er war ein guter Schüler mit einer Vorliebe für Mineralien und Pflanzen, besaß künstlerisches Talent, fertigte Schnitzereien und Drechselarbeiten und gravierte Petschaften. Der Park und die Gärten wurden auf seine Veranlassung in Achstetten angelegt, wobei er selbst Bäume gesetzt hat. Die Rechnung von 1819/20 belegt Ausgaben über Futter für die Rehe im Tiergarten²¹⁹. Pfarrer Jäger weissagte beim Tod des ersten Grundherrn Reuttner von Weyl in Achstetten: *Noch späte Enkeln werden unter dem Schatten der Bäume wandeln und an der natürlichen Pracht der Blumen sich ergötzen, welche seine emsige Hand [...] pflanzte und begoß*²²⁰. Das Inventar der Hinterlassenschaft dokumentiert seinen großen Besitz²²¹.

Beat Konrad Reuttner von Weyl – eine Portraitskizze

Abschließend stellt sich die Frage, was für ein Mensch Beat Konrad Reuttner von Weyl, dieser Offizier, Ordensritter, Komtur und Landkomtur, hochmeisterliche Minister und Berater gewesen ist. Dreihundert Jahre nach seiner Geburt und mehr als zweihundert Jahre nach seinem Tod muss das Bild eine Skizze bleiben, zumal die benutzten Quellen lediglich einen begrenzten Einblick zulassen. Stollberg-Rilinger gibt für die Betrachtung der Kaiserin Maria Theresia zu bedenken: „Die monumentalische Geschichte des 19. Jahrhunderts steht zwischen uns und der historischen Gestalt [...] und versperrt uns die nüchterne Sicht auf sie“²²². Diese Einschränkung gilt auch für die Beurteilung des 1803 verstorbenen Landkomturs Reuttner von Weyl.

²¹⁶ ARvW A 650 (3).

²¹⁷ ARvW F 33. Maschinenschriftlich gefertigte Kopie des eigenhändigen Schreibens der Witwe an den Geheimen Rat und Landmarschall Freiherrn von Hornstein in München.

²¹⁸ ARvW F 33.

²¹⁹ ARvW F 159/2 (98).

²²⁰ ARvW F 139 (1).

²²¹ ARvW F 138 (3) 1821 Mai 6.

²²² Stollberg-Rilinger (wie Anm. 55) S. XIII.

Durch seine Herkunft war Reuttner ein Basler, wenn er sich dort als Katholik und kaiserlicher Gewährsmann auch von den meisten seiner Zeitgenossen unterschied. Betrachtet man die Portraits im Schloss Achstetten, von denen eines den jungen Mann im Alter von 26 Jahren in Ritterrüstung, das andere den Minister des Hochmeisters, und das dritte den Landkomtur jeweils in Ordensuniform zeigen, so begegnet man einer Persönlichkeit, die das Gegenüber mit wachen Augen anschaut. Er wirkt selbstbewusst, aber nicht selbstgefällig. Auf dem im mittleren Lebensalter entstandenen Ölbild (Abb. 1) sehen wir ihn, wie er mit dem Zeigefinger der linken Hand auf den vor ihm liegenden Helm deutet, mit dem der Deutsche Orden symbolisiert ist. Später ließ sich der Landkomtur vor der Ansicht von Altshausen portraituren. Dabei hält er in der rechten Hand ein zum Teil ausgerolltes Dokument. Das im mittleren Lebensalter entstandene Bild vermittelt Energie und Schaffensfreude, das spätere lässt den Landkomtur gereift und gütig erscheinen. Auf beiden späteren Ölbildern ziert die Brust das große Ordenskreuz mit Brillanten.

Auf dem in Achstetten bewahrten Kupferstich des Historischen Kalenders des Deutschen Ritterordens Ballei Elsass und Burgund für das Jahr 1779, der knapp zwei Meter in der Höhe misst, erscheinen über dem Brustbild des Landkomturs Beat Konrad Reuttner von Weyl und seinem Wappen der Hochmeister Karl Alexander von Lothringen und der Koadjutor Maximilian Franz von Habsburg. Daneben Reuttners Vorgänger Christian Moritz von Königsegg-Rothenfels²²³. Ins Zentrum gerückt ist der Kalender über einer Ansicht von Altshausen, umrahmt von Darstellungen der Kommenden auf der Insel Mainau, in Beuggen, Hitzkirch und Rixheim²²⁴.

In der 1969 erschienenen Arbeit über den Hoch- und Deutschmeister Maximilian Franz nennt Oldenhage den Landkomtur Beat Konrad Reuttner von Weyl einen der engsten Vertrauten des Hochmeisters. Allerdings bezweifelt er wegen des Altersunterschiedes, dass es zu einer Freundschaft zwischen beiden gekommen war. Für ihn war Reuttner „ein treuer, zuverlässiger Ratgeber“²²⁵, und er führt weiter aus: „Trotz seiner unbezweifelbaren Qualitäten fehlte Reuttner von Weyl doch letztlich wohl das, was einen wirklich großen Menschen ausmacht, blieb er dem Alltäglichen und Äußerlichen zu sehr verhaftet, wirkte ein wenig bedächtig und das kritische Urteil des Grafen Zinzendorf bezeichnete ihn nicht zu Unrecht als einen *pater difficultatum*“. Für Oldenhage war er „ein Ritter von altem Schrot und Korn“²²⁶. Zu fragen ist generell, was wohl „einen wirklich großen Menschen ausmacht“. Der Historiker betrachtet den Landkomtur im höfischen Umfeld, wogegen ihm die Quellen des Familienarchivs noch nicht bekannt sein konnten.

In einem Umfeld von Macht kommt es leicht zu Wettbewerb, Neid und Misstrauen. An einem Wettbewerb um die Gunst des Hochmeisters hat Reuttner sich wohl kaum beteiligt, vielmehr wird er ein gewisses Understatement gepflegt

²²³ Entwurf und Bild: [Franz Georg] Hermann [1692-1768], Maler von Kempten (zum Zeitpunkt der Publikation des Blattes verstorben).

²²⁴ Hitzkirch, Gemeinde Hochdorf, Kanton Luzern/Schweiz. Rixheim, Departement Haut-Rhin/Frankreich.

²²⁵ Oldenhage (wie Anm. 21) S. 72.

²²⁶ Ebd., S. 72 Nr. 195.

haben. Was Oldenhage bedächtig nennt, war wohl eher persönliche Zurücknahme, vielleicht mit zunehmendem Alter Weisheit. Reuttner musste häufig um Beurlaubung bitten, um den Geschäften in seinen Kommenden nachgehen zu können. Das verschaffte ihm Distanz zum höfischen Alltag, eine gewisse Unabhängigkeit und ermöglichte ihm die Sicht von außen. Durch nichts hat er sich deutlicher unterschieden, als durch seinen Verzicht auf den Grafentitel.

In alltäglichen Dingen war Reuttner genau, wenn nicht sogar pedantisch. Er war ein Zeitgenosse von Immanuel Kant (1724-1804), und er stand den Gedanken der Aufklärung gewiss näher als dem Gedankengut des Barock, dem seine Vorgänger gehuldigt hatten. Das Bild des väterlichen Freundes und fürsorglichen Landkomturs spiegelt sich in den Worten des Johann Konrad Hüetlin, der am 15. März 1795 aus Marburg an Beat Conrad Reuttner nach Altshausen schrieb, dass *die kluge, liebevolle und väterliche Regierung Euer Hochwürden Excellenz jeden [...] Orden Ritter zur Nachahmung anfeuern und den Ruhm der Nachwelt verewigen wird*²²⁷. Führt man hier nochmals das obige Wort Zinzendorfs vom „pater difficultatum“ an und übersetzt es mit *einer, der bei Schwierigkeiten väterlich hilft*²²⁸, dann bekommt es neues Gewicht. Als Hochmeister Maximilian Franz im Sommer 1801 starb, war der Landkomtur 82 Jahre alt war. In jener Zeit entstanden seine Änderungen und Zusätze zum Testament, was darauf hindeutet, dass er sich zunehmend Gedanken über den eigenen Tod gemacht haben muss.

Reuttner hatte ein ausgeprägtes Rechtsempfinden, und er konnte kämpfen. Herausragend waren sein Fleiß und Verhandlungsgeschick, seine Hartnäckigkeit und Sachkenntnis. Er war alles andere als temperamentlos. Ohne seinen Realitätssinn und seine Weitsicht wäre es ihm kaum geglückt, die politische Entwicklung richtig einzuschätzen und zu handeln. Flucht und Vertreibung seiner Angehörigen haben ihn erschüttert. Im fortgeschrittenen Alter die Verantwortung für die Familie zu übernehmen, war für ihn selbstverständliche Pflicht und Herzensanliegen.

In einem unterschied Reuttner sich grundsätzlich von seinen Familienangehörigen: er war kein armer Mann, sondern vermögend. Allein die Einnahmen als Landkomtur in Altshausen lagen bei jährlich 90.000 Gulden. Bei seinem Tod hinterließ er ein Vermögen von 31.560 Gulden Kapital, an Bargeld 10.280 Gulden, Golddukaten im Wert von 6.974 Gulden, Verschreibungen über 18.300 Gulden verliehenes Kapital – so etwa 1795 an den Schwäbischen Kreis in Ulm – und eine reiche Hinterlassenschaft²²⁹. Für Reuttner als einen der ranghöchsten Vertreter des Deutschen Ordens waren Repräsentation und Tradition gelebter Alltag, wenn nicht Pflicht. Ebenso selbstverständlich waren für ihn die mit dem Ritus verbundenen Traditionen. Seine Hinterlassenschaft legt davon reichlich Zeugnis ab.

In der vom 17. bis 21. Juni 1803 in Altshausen erstellten Inventarliste des Nachlasses sind 18 Ordenskreuze erwähnt. Dazu gehörten das oben erwähnte goldene, mit einem Diamanten besetzte Ordenskrenz, ein kleines Kreuz mit kleinen Steinen und Coulant, der Verbindung zwischen Halsband und Orden, sowie ein kleines mit Brillanten besetztes, nach Hessen gehörendes Kreuz, welche an den Orden zurück gegeben wurden. Es werden zehn goldene sowie sieben weitere

²²⁷ ARvW F 102 (5).

²²⁸ Freundliche Unterstützung von Ursula Silberberger bei der Übersetzung.

²²⁹ ARvW F 127 (7).

Tabakdosen genannt. Da finden sich auch *ein lauffer Stok mit grosem silbernem Knopf sowie ein Stock mit silber garnirtem Gamshorn*. Aufgeführt werden neun Uhren (darunter eine Pendeluhr und eine Mössinger Reiseuhr) und Uhrenketten, zwei Brillantringe und weitere 16 Ringe, ein silbernes Rasierzeug, ein silbernes Necessaire nebst Gehäuse zum Nachtlicht, silbernes Service und Besteck. Es werden drei Meerrohre [Schlagstöcke] mit goldenen Knöpfen, zwei silberne Degen, vier Stahldegen, drei Hirschfänger, zwei Paar silberne Sporen, goldene und silberne Halsschnallen und Schuhschnallen aufgelistet. Ferner drei Goldstücke mit dem Portrait des Herzogs Karl Alexander von Lothringen, eine goldene *Port d'épée* [Quaste am Degen], ein Etui mit zwei Brillen, wovon eine goldene, die andere silberne Ränder hatte, erscheinen im Inventar. Verzeichnet sind ein Rosenkranz mit silbernem und der Ordensrosenkranz mit elfenbeinernem Kreuz, ein Marienbild auf Kupfer, ein Christus und ein Marienbild jeweils aus Elfenbein. In bunter Folge aufgezählt werden Knöpfe, Möbel, Tische, Leuchter, ein mit Intarsien eingelegter Krankentisch und desgleichen drei Sekretäre [Schreibschränke], zwei Teleskope, ein Perspektiv, zwei Kompass, Bücher und Gemälde, eine *Nachtuhr* sowie ein vergoldeter Kammerherrenschlüssel.

Unter den Gemälden findet sich neben den Portraits des Hochmeisters und des Kaisers auch eines von *Bounaparte* in Wachs²³⁰. Als Reuttner starb, war Napoleon auf dem Höhepunkt seiner Macht. Dass man 1803 in Altshausen einem Bild Napoleons begegnen konnte, mag aus heutiger Sicht eine Ironie des Schicksals sein: Ausgerechnet der Mann hatte in der Bildergalerie des Landkomturs einen Platz, der später die Aufhebung des Deutschen Ordens diktierte und im süddeutschen Raum Bahn brechende Neuordnungen in die Wege leitete.

Weitere 17 Portraits, zwei Landkarten und Kupferstiche und ein kleines Bild mit dem Reuttnerschen Wappen wurden ebenso hinterlassen wie die in vier Glaskästen aufbewahrten Figuren in Porzellan und Biskuitporzellan [nicht glasiertem Weichporzellan]. Reuttner besaß eine große Ordensuniform, *ein Rok von drap de Vigogne*²³¹ *mit grüner West, alles mit Gold gestickt*. Genannt werden außerdem die *alte rote* Ordensuniform mit Borten, eine gestickte rote Balleiuniform sowie diverse Westen. Unter vielen Kleidungsstücken sind 200 Hemden (jeweils ein Dutzend nach dem Alphabet mit Buchstaben von A bis R bestickt), 22 Nachthemden, Strümpfe, Hüte, ein *Badhemd* und zwei Paar *Badhosen* mit Mänteln, Kleider und Weißwäsche zum Teil ausführlich beschrieben. Zum hinterlassenen Fuhrpark gehörten ein viersitziger Landauer, der genannte zweisitzige Brüsseler und ein zweisitziger Reisewagen. An Waffen wurden unter anderem acht Pistolen, 15 Flinten, eine Standbüchse, ein Posten Stutzer, vier Stutzer, acht kleine Messing *Pöller*²³², ein Jagdstock vorgefunden. Dass Reuttner kein Kostverächter war, lässt sich am Weinvorrat sehen: 555 Flaschen Wein, darunter Malaga, Cap Wein, Tokajer, Rheinwein und darüber hinaus einige Krüge Kirschwasser und Liqueurs. Für sein leibliches Wohl war gesorgt. Erhalten ist der Lehr- und Wanderbrief seines Mundkochs Philipp Zoll für den Sohn Joseph Zoll. Auf der dekorativen Tuschzeichnung von 1795 sind das Wappen des Landkomturs und ein Koch am Herd abgebildet²³³.

²³⁰ ARvW F 127 (7).

²³¹ Wolle vom Lama.

²³² Hier der später mit Bleistift angebrachte Vermerk: *abgeliefert 1915*.

²³³ ARvW F 362.

Wir erfahren aus der Hinterlassenschaft einiges über die Vorlieben, Interessen und das Leben des Landkomturs, dass er ein Kunstfreund war und auf die Jagd ging, sich für die Naturwissenschaften interessierte und einen Gehstock benutzte und geschnupft hat (zumal 36 feine Schnupftücher hinterlassen wurden). Dass dem Toten der Stock an die Seite gelegt wurde, lässt zwar die Vermutung zu, dies mit der im Militär durchgemachten Krankheit in Verbindung zu bringen, der Stock könnte aber auch erst im Alter notwendig geworden sein.

Wie die Wappen in Altshausen, Marburg oder in Beuggen, zeigt das im Familienbesitz befindliche Petschaft des Landkomturs (Abb. 4) das viergeteilte Wappenschild mit dem Kreuz des Deutschen Ritterordens und dem Halbmond²³⁴. Reuttner hatte eine Vorliebe für Gestaltungsentwürfe und Baupläne. Wo immer er wirkte, ob auf der Mainau, in Altshausen oder anderswo – kam er in den Genuss anspruchsvoller Repräsentationsbauten. Das hat seinen Kunstsinn gebildet, seine Kenntnisse erweitert und die Liebe zur Kunst gefördert.

Reuttner war ein guter Haushälter und Organisator, unternehmerisch und umtriebig. Er gab das Geld nicht mit vollen Händen aus wie ein barocker Fürst, sondern war in Gelddingen genau und sorgfältig. Über seine Einnahmen und die in Wien angelegten Gelder ließ er genau Rechenschaft ablegen²³⁵. Als der Gutsverwalter Schäffler nach der Aufhebung der Kommende Andlau um 150 Gulden nachsuchte, machte Reuttner seinem Ärger Luft: Schäffler lasse nach der Rückkehr ins Elsass niemals eine Silbe von sich hören, *außer er schreibe um Geld*. Er lehnte es ab, dem Gesuch zu entsprechen, weil der Mann für die von ihm selbst genutzten Kommendengebäude, Gärten und Wiesen bereits eine *ansehnliche Summe erhalten hat, ohne dass man hievon so bald wieder einigen ersatz zu bekommen wenig hoffnung hat. Der Landkomtur ordnete Antwort auf eine schickliche Art an*²³⁶. Die Form musste gewahrt bleiben!

Seiner lieben Niece Franziska Claudia Viktoria, *die sich hat bewegen lassen, ihr Stift zu verlassen, um mir in meinen alten Tagen und vorfallenden kränklichen Umständen mit Hilfe beizustehen*²³⁷, hatte Reuttner noch in seinem älteren, allerdings 1802 nicht mehr auffindbaren Testament vom 2. November 1796 eine Wohnung im unteren Stock von Schloss Achstetten reserviert²³⁸. Als die Nichte sich wenig später in Biberach ein Haus kaufte, ließ er die Zusage am 22. November 1802 aufheben und verfügte, dass die ihr zgedachten 300 Gulden gleichfalls wegfallen sollten²³⁹. Er sorgte auch für den Fall vor, dass sein Neffe vorzeitig sterben sollte, indem er Mauritia Reuttner von Weyl den Wohnsitz in Achstetten und 1.000 Gulden aus dem Zinsertrag seiner hinterlassenen Kapitalien zusicherte, solange sie im Witwenstand bleiben würde. Das ist 45 Jahre lang der Fall gewesen. Es spricht für Reuttner, dass er denjenigen, die bis zuletzt an seiner Seite waren, Dankbarkeit bewiesen hat: Seinem Kammerdiener Jean Behr vermachte er 500 Gulden, seinen in der Livree stehenden. [uniformierten]

²³⁴ ARvW F 102 (19).

²³⁵ ARvW F 17 (5).

²³⁶ ARvW F 102 (19).

²³⁷ ARvW F 127 (6).

²³⁸ ARvW F 127 (5).

²³⁹ ARvW F 127 (5).



Abb. 4 - Petschaft des Landkomturs Beat Konrad Reuttner von Weyl:
Viergeteiltes Wappen mit Deutschordenskreuz und Reuttnerschem Halbmond.
Privatbesitz (Foto: Barbara Treu).

Bediensteten Sebastian Fiderle, dem Friseur Sebastian Fridmann und Johann Kaiser jeweils hundert Taler²⁴⁰.

Der weltgewandte, ehrgeizige und einsatzfreudige Beat Konrad Reuttner von Weyl war ein Gefolgsmann der Habsburger und ein treuer und loyaler Begleiter zweier Hochmeister. Er war großzügig, blieb in der Sache hart, und er konnte ungeduldig werden. Roth von Schreckenstein bezeichnet ihn als „einen im Orden sehr viel vermögenden und sich selbst nicht vergessenden Herrn“²⁴¹. Dass er die politische Situation einzuschätzen verstand und für die Zukunft seiner Angehörigen zwingende Schlüsse gezogen hat, mag eigennützig erscheinen. In einer Zeit, als sich die Situation in Europa revolutionär zu verändern begann, erwies er sich als kluger politischer Kopf und Stratege. Mit dem Erwerb von Achstetten gelang ihm eine Weichenstellung, die sich als weitsichtig und richtig erwiesen hat.

²⁴⁰ ARvW F 127 (6).

²⁴¹ Roth von Schreckenstein (wie Anm. 53) S. 17.

Der letzte Räuber

Zur Legende des Schwarzen Veri in Oberschwaben

Frank Brunecker

Vor 200 Jahren kommt einer der letzten deutschen Räuber unter erbarmungswürdigen Umständen zu Tode. Der Schwarze Veri wird in der Nacht des 20. Juli 1819 in seinem Turmgefängnis im oberschwäbischen Biberach vom Blitz erschlagen. In Süddeutschland ist der Schwarze Veri bis heute eine Berühmtheit. Mit schwarzem Bart, schwarzem Hut und dunklen Augen erscheint er als das Urbild für Otfried Preußlers Räuber Hotzenplotz. Dabei war Veri zu Lebzeiten – eigentlich hieß er Xaver Hohenleiter – nur ein Vagabund unter vielen. Die Zeitgenossen nehmen von seinem Blitztod kaum Notiz. Achtlos wird sein Leichnam verscharrt. Nichts von ihm wird aufgehoben. Die Legende vom Schwarzen Veri entsteht erst Jahre später¹.

Die unmittelbare Vorgeschichte

Xaver Hohenleiter wird 1788 in Rommelsried bei Augsburg in eine unerbittliche Epoche hineingeboren. Die Menschen um 1800 leben in echten Notzeiten, hervorgerufen durch eine wachsende Überbevölkerung, wiederkehrende Missernten und die Napoleonischen Kriege, die zwischen 1792 und 1815 – in mehr als 20 Jahren – halb Europa verheeren. Wie so viele andere hat auch der junge Xaver Hohenleiter keine guten Startvoraussetzungen. Er kommt als Sohn armer Hirtenleute auf die Welt, ganz unten in der sozialen Hierarchie. Eine Ausbildung erhält er nicht. Mit 13 verdingt er sich als Knecht. Mit 25 tritt er in ein bayerisches Regiment ein, desertiert und gibt sich fortan in den angrenzenden Ländern als wandernder Metzgergeselle aus². Sein Gaunername, der Schwarze Veri, spielt auf sein schwarzes Haar und seinen dichten Bart an. Die Hungerkrise 1816/17 treibt ihn unter die Räuber.

Der Hunger wird im fernen Indonesien ausgelöst. Hier explodiert im April 1815 der Vulkan Tambora und schleudert 150 Kubikkilometer Asche aus, das

¹ Frank *Brunecker* (Hg.): *Räuber*. Biberach 2016.

² Max *Planck*: *Die letzten Räuberbanden in Oberschwaben in den Jahren 1818-19*. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Stuttgart 1866. S. 54-55.- StA Ludwigsburg E 350 Bü 71 26b.

Dreifache des Bodenseeinhalts. Es ist der größte Vulkanausbruch seit Beginn der geschichtlichen Aufzeichnungen. Die Staubwolke behindert weltweit die Sonneneinstrahlung. Global sinken die Temperaturen. 1816 fällt in China, Europa und Nordamerika der Sommer aus. Es folgen Missernten und die schwerste Agrarkrise des 19. Jahrhunderts³.

Auch in Oberschwaben regnet es im Frühjahr 1816 unaufhörlich. Erst Ende April kann mit der Aussaat begonnen werden. Der Sommer ist kalt, und die Feldfrüchte wachsen kümmerlich. Die Bauern ernten nur halb so viel wie im Vorjahr, also steigen die Getreidepreise. Zwar wird auf königlichen Befehl verbilligtes Getreide an Bedürftige abgegeben, aber viele Getreidehändler verkaufen ihre Vorräte ins zahlungskräftigere Ausland. Im Winter tritt offener Mangel ein. Nun wird gehungert⁴. Die Zahl der Landstreicher, Bettler und Ganoven wächst⁵.

Das dünn besiedelte Oberland ist für Gaunereien gut geeignet. Kleine Waldstücke bieten Verstecke, und die Flucht ins Ausland fällt leicht, denn die Gegend grenzt an Bayern, Baden und Hohenzollern. Der Übergang vom Bettler- zum Räuberdasein ist seinerzeit fließend. 1818 kommt es zu ersten Gewalttaten. Dabei meiden die Räuber die Städte und Dörfer und bevorzugen die Weiler und Einzelhöfe. Hier gelingt es ihnen meist, sich Zutritt zu verschaffen. Die einfachen Häuser jener Zeit lassen sich gegen Einbruch nicht schützen.

Die Räuber im Jahr 1819

1819 gibt es in Oberschwaben gleich drei Räuberbanden: die Bande des Alten Bregenzer Seppel (von Ende 1818 bis Februar 1819), die Bande des Xaver Hohenleiter (von Februar bis April 1819) und die Bande des Anton Rosenberger (im Mai 1819)⁶. Auffallend viele Frauen sind unter ihnen. Inklusive kurzzeitiger Mitglieder sind es zwölf Männer, dreizehn Frauen und vier Kinder. Alle sind nicht sesshafte Landstreicher ohne Beruf oder Perspektive und alle haben gehungert⁷. Es sind im Krieg aufgewachsene junge Menschen – entsprechend verroht –, die in Zeiten neuer Not zur verbrecherischen Selbsthilfe greifen.

³ Wolfgang *Behringer*: Tabora und das Jahr ohne Sommer. Wie ein Vulkan die Welt in die Krise stürzte. München 2015.

⁴ Johann Konrad *Krais*: Fortsetzung des Tagebuchs über diejenigen Begebenheiten, welche die vormalige Reichsstadt Biberach während des französischen Kriegs vom Jahr 1802 an bis zum Jahr 1815 erfahren hat. Buchau 1822. S. 229 und S. 261.- Georg *Luz*: Beiträge zur Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Biberach. Biberach 1876. ND Oggelshausen 1989. S. 422.- Vgl. Kurt *Diemer*: Knappheit, Mangel, Hungersnot. In: BC. Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach 2 (2006) S. 14-19.- Jürgen *Weisser*: Ein Knall mit großer Wirkung. In: Stadtgeschichte, Ausstellungsführer Museum Biberach. Bd 3. Biberach 2002. S. 78-79.- Manfred *Thierer*: 1816. Das Jahr ohne Sommer. Ursache und Folgen der letzten großen Hungersnot in Württemberg. In: Im Oberland 2 (2000) S. 3-9.- Markus *Dewald*: Tabora – eine lokale Naturkatastrophe mit globalen Folgen. Missernte und Hungerkatastrophe in Südwestdeutschland 1816. In: Schwäbische Heimat 1 (2016) S. 86ff.

⁵ Peter *Eitel*: Geschichte Oberschwabens im 19. und 20. Jahrhundert. Bd 1. Ostfildern 2010. S. 85.

⁶ Die Zählung von drei Räuberbanden in Oberschwaben 1819 fußt auf dem Biberacher Räuberprozess 1819-1824, der sich an den gerichtsverwertbaren Fakten orientiert. Ansonsten greift das zu kurz. Die Bande des Joseph Lang beginnt schon 1818 und trennt sich bereits im Februar 1819. Auch die meisten der an den beiden anderen Banden Beteiligten sind mindestens schon 1818 tätig. Insofern könnte auch die Bande um Joseph Kellermann, die bis Ende September 1818 im Oberamt Biberach diverse Diebstähle begeht und sich zuletzt einen harten Kampf mit einem Förster und einem Gendarmen liefert, hinzugezählt werden. Vgl. *Planck* (wie Anm. 2) S. 10 und S. 69. Und natürlich endet das Räuberphänomen nicht 1819.

⁷ *Brunecker* (wie Anm. 1) S. 50 und S. 94-95.



Abb. 1 - Vermutlich vier Räuber. Johann Baptist Pflug (Biberach 1785-1866), Bleistift und Aquarell auf Papier, H 11 x B 20 cm, 1819 (Museum Biberach).

Nach der Gefangennahme der Räuber 1819 erhält der Biberacher Maler Johann Baptist Pflug die Erlaubnis, die Verhafteten zu zeichnen. Die Skizzen gelten als einmalige Dokumente. Aber geben sie dem Verbrechen ein Gesicht? Deutlich wird: Die Räuber sind jung. Keine der bekannten oberschwäbischen Räuberfiguren ist identifizierbar.

Am 4. April 1819 am helllichten Tag um neun Uhr vormittags überfällt die Bande des Xaver Hohenleiter den einsam liegenden Hof Argenhardt bei Tettang, während die Bewohner auf dem Kirchgang sind. Nur die 55-jährige Witwe Schmid ist anwesend:

Als sie bei dem Hofe anlangten, fanden sie die Hausthüre offen [...] Während nun die übrigen die Treppe hinauf stiegen, gingen [...] Urle und Kellermann mit Pistolen in der Hand auf das Weib los [...] „Wart, Alte, diesmal wollen wir dich morixeln, diesmal mußt du hin sein!“ Hierauf kamen auch die andern herbei, und alle Räuber umringten sie unter furchtbaren Drohungen, sie umzubringen, sie zu erschießen, wenn sie das Geld nicht herausgebe. Dann führten sie sie in den oberen Stock und erklärten ihr, sie habe, wie man allgemein sage, 500 Gulden im Hause. Auf ihre Entgegnung, sie habe nicht mehr, als was in dem Kasten sei, nämlich drei große Thaler, und sie möchten sie verschonen, erwiderten die Räuber: „Das Geld muß heraus, oder du mußt sterben!“

Ulrich Hohenleiter – der Bruder des Schwarzen Veri – reißt sie an den Haaren, hält ihr die gespannte Pistole auf die Brust und schlägt sie ins Gesicht. *Jetzt waren auch die anderen Gauner ungeduldig geworden [...], der Condeer schlug sie mit der flachen Hand an den Kopf, Kellermann aber gab ihr „Maulschellen“ und nahm dann von dem Urle das große, stiletartige Messer [...] und schlitzte ihr so, während sie flehend die Hände in die Höhe hob und betete, das Kleid auf. Dann stieß er sie mit der Pistole vor die Brust, so daß sie im Todeschrecken zu Boden sank⁸.*

⁸ Zitiert nach Planck (wie Anm. 2) S. 86.

Am Ende erbeuten die Räuber drei Taler und zwei Gulden, dazu Kleidung und Leinwand. Während die Witwe Schmid am Boden liegt, stärken sich ihre Peiniger mit Branntwein, Käse und Brot. Danach sperren sie ihr Opfer im Keller ein und machen sich davon. Die Witwe Schmid erholt sich von diesem Überfall nicht mehr, macht zwar noch ihre Aussage vor Gericht in Ravensburg, kränkelt aber zusehends, wird schwermütig und stirbt drei Monate später.

Dies ist nur ein Beispiel von Dutzenden vergleichbarer Einbrüche. Die späteren Räubergeschichten, die den Schwarzen Veri zum Volkshelden machen, der die reichen Bauern erleichtert und den Armen ihren Teil gibt, entsprechen in nichts der Wirklichkeit. Die Bauern sind nicht reich, und die Räuber nicht edel. Zwar sind sie keine Mörder, aber sie gehen brutal auf ihre Opfer los und schießen ohne zu zögern. Der Schwarze Veri spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Zum einen ist er kein Heißsporn, sondern hat mit seiner Begleiterin, Josepha Tochtermann, die er seine Frau nennt, einen gerade einjährigen Sohn. Zum anderen wird er zusammen mit Friedrich Klump, dem Schönen Fritz, schon am 16. April 1819 gefasst. Kurz danach konstituiert sich die dritte und erfolgreichste der oberschwäbischen Räuberbanden des Jahres 1819, die des Anton Rosenberger, die in einer schnellen Folge von Einbrüchen zum Teil reiche Beute macht. Allerdings überspannt die Bande den Bogen. Als die Räuber in der Nacht des 21. Mai beim Versuch, in das Wirtshaus von Fischbach einzubrechen, von dem Soldaten Joseph Wäsele gestört werden, schießt der Räuber Joseph Anton Jung, der Condeer, und verwundet den Soldaten schwer. Jetzt handelt die Kreisregierung in Ulm und schickt Militär.

Danach ist es nur eine Frage der Zeit. Gegen die Kavallerie haben die Räuber keine Chance. Wenige Tage später am 28. und 29. Mai wird die Bande beim Storchenhaus bei Waldsee im Altdorfer Wald von Soldaten gestellt und gefangen genommen. Weil die schwerste Straftat, der Überfall auf das Fischbacher Wirtshaus mit der Verwundung des Soldaten Wäsele, im Oberamt Biberach verübt worden ist, wird Biberach Gerichtsort, und nur deshalb wird der Schwarze Veri ein Biberacher⁹.

Gefangennahme und Prozess

In den folgenden Tagen werden aufgegriffene Verdächtige wagenweise in die Stadt eingeliefert bis zur bemerkenswerten Zahl von 73 Verhafteten. Die Biberacher Gefängnisräume reichen dafür nicht aus. Zusätzlich zum „Seelhaus“ in der Schwanenstraße, das im Erdgeschoss vergitterte Fenster aufweist, werden die Delinquenten im „Criminalgefängnis“ im Ehinger Torturm auf allen vier Stockwerken untergebracht, sowie der Bürgerturm und später der eigens hergerichtete und gesicherte Weiße Turm belegt. Die Bevölkerung ist besorgt. Es heißt, die noch auf freiem Fuß befindlichen Räuber wollen die Stadt in Brand setzen. Die Feuerwache ist alarmiert, das Militär patrouilliert. Die Streifen vertreiben umherschleichende Personen, die sich unter den Gefängnisfenstern mit den Verhafteten auf Rotwelsch unterhalten. Wiederholt beklagen sich die Anwohner über lautes Singen, Schreien oder Grölen¹⁰.

⁹ *Ebda.*, S. 8.

¹⁰ Adam *Kuhn*: Chronik der Stadt Biberach 1800-1914. Biberach 2000. S. 269f.- *Planck* (wie Anm. 2) S. 207.

Unmittelbar nach der Gefangennahme der Räuber erhält der Biberacher Maler und Zeichenlehrer Johann Baptist Pflug (1785-1866) die Erlaubnis, einige der Verhafteten zu porträtieren. Pflug spricht mit den Haupttätern, unter anderem auch mit Xaver Hohenleiter¹¹. Seine Skizzen gelten als einmalige Zeugnisse. Der Künstler stützt sich auf diese Zeichnungen, als er Jahre später eine Reihe von stilisierenden Räubergemälden ausführt¹².

Xaver Hohenleiter wird im zweiten Stock des Ehinger Torturms an die Wand gekettet. Hier schlägt in einem Gewitter am 20. Juli 1819 gegen 21.45 Uhr der Blitz ein. Der Räuber ist sofort tot, halb zerrissen und verbrannt. Am Folgetag werden seine sterblichen Überreste in der Gartenecke neben der Magdalenenkirche begraben. Dieser Garten beim früheren Armenhaus dient als Friedhof für die Fremden¹³. Die genaue Stelle der Grablege lässt sich heute nicht mehr ausmachen.

Im Folgenden unternehmen die Räuber vier Ausbruchsversuche. Sie kratzen mit einem Löffel den Mörtel aus den Fugen und lösen Steine aus der Mauer. Sie feilen eine Kette auf, klettern durch ein Ofenloch und reißen ein gebrochenes Fenstergitter aus. Sie drehen ihre Ketten von den Wänden ab und versuchen aus dem Turm zu springen. Oder sie machen sich die Nachlässigkeit der Wachen zu Nutze, die das abendliche Schließen der Fußschellen den Inhaftierten überlassen. Die tun nur so, als würden die Schellen zuschnappen, öffnen sie wieder, entwenden den schlafenden Wachen die Türschlüssel und entwischen über die Stadtmauer. Erst Wochen später werden sie eingefangen und nach Biberach zurückgebracht¹⁴.

Die Unfähigkeit des Wachpersonals ist ein Symptom für die Überforderung der Stadt. 73 Inhaftierte sind zu viel. Zwar stellt sich schnell heraus, dass die meisten Häftlinge vergleichsweise harmlose Landstreicher, Gauner und Hehler sind. Aber etwa ein Dutzend gefährliche Verbrecher geben den Ausschlag. An allen Ausbrüchen sind die bekannten Räuber beteiligt. Sie sind die treibenden Kräfte, die sich kaum bändigen lassen. Nicht einmal für sie gibt es genug sichere Gefängnisräume. Die Zellen müssen hergerichtet werden. Der Weiße Turm ist erst Mitte 1820 fertig¹⁵.

Die Untersuchungshaft dauert noch vier Jahre. Zwar kommen nun keine Ausbrüche mehr vor, aber wütende Exzesse und Zerstörungen der Zelleninventare. Als Joseph Lang versucht sich zu erhängen, werden die Haupttäter auf die württembergischen Zuchthäuser Hohenasperg und Gotteszell verteilt¹⁶. Endlich, 1824, ergehen in Biberach die Urteile. Da sind Anton Rosenberger und Ulrich

¹¹ Julius Ernst *Günther*: Erinnerungen eines Schwaben. Zeit- und Sittenbild aus den letzten und ersten Tagen des 18. und 19. Jahrhunderts. Nördlingen 1874. S. 193f.

¹² Frank *Brunecker*: Bildnisse der oberschwäbischen Räuber. In: Uwe *Degreif* (Hg.): Johann Baptist Pflug (1785-1866). Biberach 2016. S. 160-181.

¹³ *Planck* (wie Anm. 2) S. 233.- Vgl. *Günther* (wie Anm. 11) S. 195.- Heinrich *Ostermayer*: Kronik der vormals kaiserl. königl. freien Reichsstadt Biberach. Biberach 1851. S. 139: *1819 schlägt der Blitz, ein sog. kalter Streich, ins Siechenthor, fährt durch die Gefängnisse, tötet den Haupträuber, den schwarzen Vöbri und fährt am Glockenzug hinaus zum Thorhäuschen.*- *Luz* (wie Anm. 4) S. 425.- StA Ludwigsburg E 350 Bü 72a 166.- Anzeiger vom Oberland Nr. 239 vom 20. Okt. 1908.- Monika *Machnicki*: Übernahme des Leichnams. In: Harald *Siebenmorgen* (Hg.): Schurke oder Held? Historische Räuber und Räuberbanden. Karlsruhe 1995. S. 328.

¹⁴ *Planck* (wie Anm. 2) S. 213-231.

¹⁵ *Kuhn* (wie Anm. 10) S. 269f.

¹⁶ *Planck* (wie Anm. 2) S. 213.



Abb. 2 - Verbrecher, angeblich Franz Merkle, der Weberen Franz.
Johann Baptist Pflug (Biberach 1785-1866), Bleistift und Aquarell auf Papier, H 15 x B 13 cm, 1823/24 (Museum Biberach).

Hohenleiter schon tot. Vermutlich sind sie den erbarmungswürdigen Haftbedingungen erlegen. Sechs noch lebende Räuber erhalten langjährige Zuchthausstrafen mit Stockschlägen am Jahrestag ihrer schwersten Vergehen. Joseph Lang und Friedrich Klump sterben 1827 im Zuchthaus. Die Räuberfrauen erhalten Zuchthausstrafen bis zu vier Jahren, teils mit Züchtigungen¹⁷. Danach verliert sich ihre Spur, auch die der Kinder.

Zeitgenössische und heutige Bewertung

In der zeitgenössischen Literatur werden diese Räuber des Jahres 1819 oft abgewertet. Meist werden sie für „Die letzten Räuberbanden in Oberschwaben“ ausgegeben – so lautet auch der Titel des Buches von Max Planck 1866. Allerdings gibt es in der Region auch danach noch Räuber, bis etwa 1840. Doch im

¹⁷ Planck (wie Anm. 2) S. 233.

Vergleich mit den berühmten deutschen Räubern des 18. Jahrhunderts werden die späten Räuber als Degenerationserscheinung angesehen. Max Planck schreibt in der Einleitung seines Buches: *Auch sind die Handlungen, welche die in den drei Banden vereinigten Verbrecher verübten, nicht von der Art, daß sie an und für sich als sehr großartig und bedeutend erscheinen; es sind Diebstähle und Raubvergehen mittelst Einbruchs in die Häuser [...] Es fehlt also das Gräßliche, Blutige*¹⁸.

Freilich sind sie keine politisch bewegten Briganten wie Carmine Crocco (1830-1905) in Süditalien. Aber bleiben wir in Deutschland: Auch am Konstanzer Hans, am Hannikel und am Schinderhannes ist nichts Bewundernswertes. Schon die Wortwahl Plancks kokettiert mit dem Räuber als romantische Gestalt. Dabei ist die nachträgliche Überhöhung der deutschen Räuber des 18. Jahrhunderts in keinem Fall gerechtfertigt. Auch sind die historischen Situationen ganz verschieden. Für Jakob Reinhardt (1742-1787), alias Hannikel, oder Johannes Bückler (1783-1803), alias Schinderhannes, kam es auf Tote oder Überlebende bei ihren Raubzügen nicht an. Auf Raub stand zu ihrer Zeit in jedem Fall die Todesstrafe. Für die späteren Räuber nach den Napoleonischen Kriegen jedoch ist das anders. Solange sie niemanden umbringen und keinen Kirchen- und Straßenraub begehen, können sie mit Freiheitsstrafen rechnen. Sie vermeiden die schwereren Delikte nicht aus Harmlosigkeit – denn unter ihnen sind erwiesene Gewaltverbrecher –, sondern aus dem Kalkül, davon kommen zu wollen. Im Verhör beteuern alle verhafteten Räuber des Jahres 1819, es sei nicht ihre Absicht gewesen, die Leute zu töten¹⁹.

Obwohl die Bewegungsspielräume der Räuber im Vergleich zum 18. Jahrhundert geringer geworden sind, ist besonders die Bande des Anton Rosenberger im Mai 1819 bemerkenswert effektiv. Sie erbeutet viele Hundert Gulden Bargeld. Die Bande schmiedet Pläne. Man will sich ins Badische absetzen, unter die Soldaten gehen oder ein Krämereigeschäft aufmachen²⁰. Angesichts der genannten Geldsummen ist das nicht abwegig. Mit Blick auf das herannahende Militär hätte sich die Bande sofort zerstreuen und ins Ausland begeben sollen. Nach dem Gewehrschuss auf den Soldaten Wäsele am 21. Mai müssen die Räuber mit einer Reaktion der Obrigkeit rechnen. Warum handeln sie nicht rechtzeitig? Fehlt es doch an Geld? Haben sie zu viel davon in Zechgelagen im Rankenhaus und Benzenhaus verprasst? Haben sie ihre gefährdete Situation nicht richtig eingeschätzt? Fehlt ein Kopf? Hat denn keiner dieser Räuber eine sinnvolle Zukunft vor Augen? Jeder von ihnen kennt das Schicksal der älteren Landstreicher, die auf der Straße dahinvegetieren, und manch einer kennt Gefängnismauern aus eigener Anschauung.

Wir müssen feststellen, dass die oberschwäbischen Räuber des Jahres 1819 Kinder ihrer Zeit bleiben. Keiner entwickelt für sich und die Seinen eine Idee für einen Eintritt in die Gesellschaft. Umso interessanter sind ein paar standesbewusste Äußerungen. Anton Rosenberger erklärt im Verhör: *Ich hab' überhaupt den Leuten, wenn sie arm waren, oft etwas gegeben. Den Bettlern, wenn*

¹⁸ *Ebda.*, S. IX.

¹⁹ *Brunecker* (wie Anm. 1) S. 74f.

²⁰ *Planck* (wie Anm. 2) S. 145.

*sie mir begegneten, schenkte ich öfters einen Sechser oder Dreibätzner und sagte: Da, trinke' ein Bier dafür. Ich dachte, wenn ich was hab', müssen die andern auch was haben*²¹.

Diese nicht überprüfbare Behauptung könnte der Rechtfertigung im Prozess dienen. Doch für Anton Rosenberger liegt kein Widerspruch darin, die Bauern zu berauben und die Bettler zu beschenken. Hier offenbart sich die gesellschaftliche Kluft zwischen der Welt der Sesshaften und der Vaganten. Die Solidarität des Anton Rosenberger gilt nicht der Dorfbevölkerung, sondern allein den Landfahrern, die seinesgleichen sind. Nach einem Bericht von Johann Baptist Pflug habe Anton Rosenberger beim Einbruch in das Haus der Schreinerwitwe Schleis in Oberschwarzach die Aussteuer der Töchter unangetastet gelassen. Später soll er zu seinen Gefährten gesagt haben, er gehe nicht mehr in solche Häuser, wo die Leute ihre Sachen selbst so wohl brauchen können²². Johannes Weißner soll beim Überfall auf den Wasenburger Hof die jungen Hitzköpfe Joseph Lang und Blasius Gebhard wegen allzu wilder Gewaltanwendung gemäßregelt haben. Aber auch das überliefert allein Johann Baptist Pflug²³.

Sind das menschliche Regungen roher Verbrecher? Rücken sie damit in die Nähe edler Sagengestalten wie Robin Hood? Wer sozialromantischen Vorstellungen zuneigt, möge sich an die Räuberinnen halten. Nach allem, was wir über sie wissen, sind sie die eigentlich imponierenden Gestalten, keine aufreizenden Räuberbräute, sondern Partnerinnen und Mütter, die das Überleben ihrer Familien auf der Straße sichern, indem sie alltags betteln und gegebenenfalls stehen. Beeindruckend – wenn wir nur mehr über sie wüssten – ist die 63-jährige, zweimal verwitwete Katharina Gebhard, die mit ihren Töchtern und ihrem Sohn in Notzeiten zusammensteht. Beinahe anrührend wirken Josepha Tochtermann und Theresia Jepler, die ihren im April 1819 gefassten Partnern Xaver Hohenleiter und Friedrich Klump nach Saulgau folgen, um ihnen dort unter Gefängnismauern nahe zu sein. Erschreckend ist ein Zeugnis über Otilia Hunsinger, die im Verhör mit der Aussage ihres zehnjährigen Sohnes konfrontiert wird, um sie zum Geständnis zu bewegen. Wütend droht sie, ihr Kind zu erwürgen²⁴.

Für eine differenzierte Beurteilung der Charaktere und Motive der Räuberinnen und Räuber geben die damaligen Gerichtsakten zu wenig her. Als Menschen bleiben sie schemenhaft. Auch das ist ein Grund für die nun aufkommenden Anekdoten, die die Lücken füllen. Dennoch können wir festhalten, dass sich kein Plan, kein Ziel, keine politische oder gesellschaftliche Haltung findet. Von Anfang an sind diese Räuberinnen und Räuber Getriebene. Einige wenige Wochen scheinen sie das Heft in die Hand zu nehmen, um danach Gejagte zu werden. Eigentlich sind sie nur eine Episode. Warum fallen nicht auch sie – wie so viele vor ihnen – dem Vergessen anheim?

²¹ *Ebda.*, S. 114.

²² *Ebda.*, S. 131f.

²³ Kurt Diemer: Die Räuberbande in den Oberämtern Biberach und Waldsee im Jahre 1819, genannt: „Die dreckete Parthie“. In: BC. Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach 2 (1990) S. 7.

²⁴ Brunecker (wie Anm. 1) S. 74-77.



Abb. 3 - Die Räuberbande des Schwarzen Veri. Johann Baptist Pflug (Biberach 1785-1866), Gouache auf Papier, H 42 x B 64 cm, 1824 (Museum Biberach). Der Künstler gibt einen Eindruck von einem Räuberfest im Wald. Er zeigt das Branntweintrinken, die alte Gebhard, die einen Becher stürzt, und Friedrich Klump, der einen leeren Krug vor sich zu Boden wirft. Auch ist die Frau im Vordergrund betrunken. Der Conder trägt ein Hemd mit zerrissenem Ärmel und der Schwarze Veri entbietet die nackte, behaarte Brust. Dennoch wirkt die Darstellung theaterhaft. Dies sind die romantischen Räuber, frei und ungebunden, wie sie der Bürger sehen möchte.

Beschriftung: Aktenmäßige Vorstellung der Räuberbande des Schwarzen Veri, wie sie nach vollführtem Raub in ihren Schlupfwinkel zurückkehrt, und sich mit gestohlenen Getränken berauscht etc. etc. Ihr Anführer hieß eigentlich Xaver Hohenleiter, war der Sohn eines Hirten aus dem Landgericht Zusmarshausen, desertirte aus K. Diensten, und vereinigte sich mit seinem Hauptraubgenossen, dem schönen Fritz, wodurch die Bande sich schnell vermehrte. Sie hielt sich vorzüglich im Pfullendorfer Wald, auf dem Gehrenberg bei Markdorf, in der Gegend um Diessenhofen und in der oberen Gegend am Bodensee auf, beunruhigte jahrelang Oberschwaben, und verübte die scheußlichsten Mißhandlungen. Endlich gelang es dem Forst-Practicanten Langen von Klosterwald unter thätiger Beihilfe herbeieilender Bauersleute die beiden Hauptjauner, den schwarzen Veri und den schönen Fritz in seine Gewalt zu bekommen, und in gefängliche Haft nach Biberach einzuliefern. Der erstere wurde bald darauf im Gefängnis vom Blitz erschlagen, wie es seine rohe, teuflische Seele wenige Augenblicke vorher wünschte... Personen und Gegend sind nach der Natur gezeichnet, die Aussicht ist auf den Bodensee gerichtet. Gemahlt von J. B. Pflug in Biberach. 1824.

Legendenbildung

Die Gründe für die nachfolgende Legendenbildung liegen nicht allein beim Maler Johann Baptist Pflug, aber ohne ihn hätten wir heute kein Bild vom Schwarzen Veri – und sei es noch so gefärbt. Er ist in Biberach einer der ersten, der sich für die Räuber interessiert. Nach der Verhaftung der Banden stellt er Nachforschungen an und geht an die Orte des Geschehens, wandert zum

Storchenhaus, dem Schlupfwinkel im Altdorfer Wald, besucht einige der Räuber im Gefängnis, belauscht sie beim Rotwelschen und fertigt Porträtskizzen an²⁵. Offenbar sind die Räuber für ihn nicht bloß verabscheuungswürdige Verbrecher, sondern es schwingt ein Moment der Bewunderung mit. Zwar klingt weder in seinen späteren Zeitschriftenartikeln noch in seinen posthumen Erinnerungen eine Relativierung ihrer Verbrechen an. Er macht keine Revolutionäre aus ihnen. Aber in seinen Gemälden wird der romantische Held unübersehbar²⁶. Johann Baptist Pflug zeigt die Räuber weder roh noch brutal. Die Bildwirkung ist nicht realistisch. Das ist auch von einem Genremaler des frühen 19. Jahrhunderts nicht zu erwarten. Er deutet ihre Sittenlosigkeit und Freizügigkeit nur an, ohne Abwertung und Abfälligkeit. Vielmehr erhalten seine Figuren – die Frauen wie die Männer – ein gehöriges Selbstbewusstsein, sogar eine gewisse Würde. Zweifellos sind diese Bilder Imaginationen, die mit den wirklichen Gesichtern und Verhältnissen wenig zu tun haben. Aber sind es auch Verfälschungen? Eigentlich zeigen seine Gruppenporträts keine Räuberbanden, sondern Familien. Wir sehen keine bösen Buben, sondern freundliche Kameraden mit Frauen und Kindern, und die Frauen stehen nicht verschämt am Rand, sondern an der Seite ihrer Partner. Es liegt darin ein mit den Mitteln der Zeit stilisierter Vorschlag, in diesen ausgegrenzten und chancenlosen Vagabunden auch Mitmenschen zu erkennen, die um ihr Leben kämpfen. Es sind dies in ihrer Zeit gewagte und innovative Motivideen.

Die bevorzugte Projektion des Johann Baptist Pflug wird der Schwarze Veri, obwohl Xaver Hohenleiter nicht der erfolgreichste unter den oberschwäbischen Räubern gewesen ist. Dafür bietet sich die Lautmalerei seines Gaunernamens – der Schwarze Veri – an, und zweifellos bedient sich Pflug des spektakulären Todes des Räubers per Blitzschlag. In Biberach spricht man nachträglich von einem Gottesgericht. Aus dem Schicksal erwächst Mitgefühl, jedenfalls mit etwas Abstand.

Es braucht ein paar Jahre, bis aus der Sorge der Bürger die Sage wird – natürlich nach überstandener Drangsal. Die Erleichterung der Stadtgemeinde im Anschluss an die Urteilsverkündungen 1824, diese wilden Auswüchse der so genannten Franzosenzeit endlich hinter sich gebracht zu haben, gipfelt im eigenen Biberacher Mythos vom schwarz umrankten Räuberhauptmann. Der psychologisch plausible kathartische Effekt gebärt eine urwüchsige Geschichte aus der Region und für die Region, in der auch ein wenig oberschwäbisches Aufbegehren gegen das noch immer fremde Königreich Württemberg aufgehoben bleibt. Hinzu kommt ein allmähliches Innwerden vom Ausklingen des Räuberunwesens. Man darf annehmen, dass die Geschichten vom Schwarzen Veri mit ihren farbigen Possen – vom Ochsen in Stiefeln oder vom gefoppten Schultheißen beim Räuberball in Michelwinnaden – nun von Mund zu Mund gehen. Die wieder und wieder variierte Mär legt das Fundament für die Legende.

Welchen Anteil die Bilder von Johann Baptist Pflug daran nehmen, wissen wir nicht, wahrscheinlich nur einen verstärkenden. Doch trägt er die Kunde in die gebildeten Kreise der Kunst und Kultur. Als der Dichter Gustav Schwab

²⁵ Günther (wie Anm. 11) S. 194.

²⁶ Brunecker (wie Anm. 12) S. 160-181.

(1792-1850) im Jahr 1839 sein Gedicht über den Tod des Schwarzen Veri verfasst, ist der Topos in der Residenzstadt Stuttgart angekommen²⁷:

Anklopft das Wetter unter Sturm
Zu Biberach am Sünderthurm.
Die Wölbung hebt vom Widerhall,
Die Eisenstäbe zittern all.

[...]

Da fliegt der Blitz, der Flammenpfeil.
Da feilt der Strahl den Ring durchein,
Er feilt, bis in das Herz hinein,
Der Mörder krümmt sich wie ein Wurm,
Der Donner schüttelt an dem Thurm.

Obwohl Johann Baptist Pflug gewusst hat, dass Xaver Hohenleiter kein Mörder war, bringt er das Gedicht 1840/41 in seine Zeitungsartikel über die ober-schwäbischen Räuber ein und kündigt ein in Planung befindliches Räuberbuch an, zu dem es dann aber doch erst deutlich später kommt²⁸. In den 1850er Jahren regt Pflug den Biberacher Schuldirektor Dr. Max Planck zu dessen Räuberbuch an, das 1866 erscheint, ebenso wie den Polizeihauptmann Julius Ernst Günthert, der die „Erinnerungen eines Schwaben“ 1874 und 1877 in zwei Bänden herausgibt. Die Räuber machen bei Günthert nur einen Aspekt aus im Reigen der Pflug'schen Vergangenheitsbewältigung und zeigen dennoch alle Elemente einer verharmlosenden Verbrämung aus der guten alten Zeit.

Je größer der zeitliche Abstand zu den Ereignissen von 1819 wird, desto freier und fantasievoller werden die Geschichten. Eine oft kolportierte Humoreske lautet wie folgt: Ein Mädchen geht durch den Altdorfer Wald, in dem die Räuber ihr Unwesen treiben. Ein Metzgerbursche gesellt sich zu ihr. Sie freut sich über die sichere Begleitung und spricht von den Verbrechen des Schwarzen Veri und seiner Mannen. Am Ende, als sie unbehelligt durch den Wald kommen, gibt sich der Begleiter als der berüchtigte Räuber zu erkennen. Das Mädchen fällt in Ohnmacht und dem Veri in die Arme. Er bringt sie mit Likör wieder auf die Beine und verabschiedet sich mit den Worten: Keine Sorge, Mädchen, solange ich bei dir bin, passiert dir nichts. Und schau, da endet der Wald. Einen guten Rat habe ich noch: Erzähl niemandem von deinem Geld. Es sind nicht alle wie der Schwarze Veri. Ade und mach's gut²⁹.

Man muss sich klarmachen, dass dieselbe Ritterlichkeit zu den gängigen Helldensagen zählt, die andernorts schon dem Schinderhannes zugeschrieben werden und die auch im Hunsrück mit der historischen Realität nichts zu tun haben. Es ist dies die Rolle des edlen Räubers als Bühnen-, Film- und Romanheld, die das Publikum erwartet und der auch der Schwarze Veri gerecht zu werden hat.

²⁷ Gustav *Schwab*: Gedichte. Leipzig um 1890. Vermischte schwäbische Sagen, Psalm 104,4. 1839. S. 281-283.

²⁸ Johann Baptist *Pflug*: „Die Räuberbande in den Oberämtern Biberach und Waldsee im Jahre 1819, genannt: Die dreckete Parthie“. In: Ulmer Landbote 47 (1840), 51 (1840), 2 (1841), 3 (1841), 4 (1841), 5 (1841).

²⁹ Edeltraud *Garlin*: Im Wald, da sind die Räuber. Schurken und Gesindel in Oberschwaben zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Typoskript. Heimatstunde 2002. Szene 4. S. 10. Da dies ein schwäbisches Stück ist, erscheint hier eine hochdeutsche Übertragung.

Ähnlich leichtgewichtig werden die eisernen Ketten, mit denen der Schwarze Veri in seinem Gefängnis an die Wand gekettet war. Auf den Flohmärkten Oberschwabens werden solche Ketten immer wieder feilgeboten. Allein das Museum Biberach besitzt fünf davon³⁰.

Dabei vermag sich die volkstümliche Überlieferung zwischen den Polen Heroisierung oder Dämonisierung nicht zu entscheiden. Darin offenbart sich die Ambivalenz, die solche draufgängerischen Regelbrecher in uns zu erwecken in der Lage sind. Treffend beschreibt der Waldseer Historiker Michael Barczyk seine persönliche Räubersozialisation: „In der Erinnerung an meine Kindheit hat Xaver Hohenleiter seinen festen Platz, hat er doch den Schwarzen Mann [...] der traditionellen Kindererziehung verdrängt. So pflegte unsere Nachbarin [...] als höchste Drohung auszurufen: ‚Wenn ihr nicht folgt, kommt der Schwarze Vere!‘ [...] Fragt man Schulkinder über oberschwäbische Räuberbanden, so erhält man fast stereotyp gleiche Antworten: Sie kennen als einzigen oberschwäbischen Räuberhauptmann nur den Schwarzen Veri. Für sie ist er ein klasse Typ, der ganz Oberschwaben in Schach hielt, die Reichen bestahl und die Armen beschenkte“³¹.

Heute überziehen Folklore und Kommerz das Andenken an den prominenten Räuber. Es gibt „Schwaazfere Frauenmode“ und Schwarz-Veri-Kneipen, Schwarz-Veri-Schnaps und Schwarz-Veri-Würste in den Geschmacksrichtungen „Scharfer Veri“, „Paprika-Räuber“, „Räuber-Peitschen“ und „Land-Räuber“. Seit 1990 besingt die Ravensburger Schwabenrockband Gsälzbär den „Vere, schwarz wie die Nacht“, und 1994 bringen Grachmusikoff ihren „Schwaaz Vere“-Song heraus. Stimmungsvolle Räuberromane erscheinen regelmäßig, von Zeit zu Zeit wiederholt das SWR-Fernsehen seine Komparsen-Reportagen, und diverse Websites kümmern sich um das vernetzte Angedenken.

1970 wird in Ravensburg die Schwarze Veri Zunft gegründet. Sie ist heute eine der großen Narrenzünfte in Oberschwaben. Ein Jahr zuvor, 1969, findet in Biberach die wichtigste der regionalen Räubergruppierungen zusammen: die Schwarz-Veri-Gruppe beim Biberacher Schützenfest, die den wilden Räubermann und seine Bande alljährlich an Schützendienstag und Bauernschützen beim großen historischen Festumzug wieder auferstehen lässt. Das Schwarz-Veri-Fest, das donnerstags in der Schützenwoche im Hospitalinnenhof begangen wird, ist inzwischen mit Hightech-Theaterdonner, Blitz und pittoresken Bühnenszenen zur Kultveranstaltung par excellence geworden. Als Außenstehender möchte man annehmen, dass die Räuber schon immer integraler Bestandteil des Biberacher Schützenfestes gewesen sind. Doch das Gegenteil ist der Fall. Sie sind eine der vergleichsweise spät hinzugekommenen historischen Gruppen, und es ist bezeichnend, dass gerade in den Sechzigern dergleichen Wildheiten aufkommen, um einem traditionsreichen Volksfest neuen Schwung zu verleihen. „Offenbar ist es für rechtschaffene Leute ein besonderes Vergnügen, einmal im Leben den Spitzbuben zu spielen“³².

³⁰ Brunecker (wie Anm. 1) S. 88.

³¹ Michael Barczyk: Die Spitzbubenchronik. Oberschwäbische Räuberbanden. Wahrheit und Legende. Ravensburg 1982. S. 8f.

³² Fritz Kolesch/Christa Graupner/Susen Schönberg: Das Biberacher Schützenfest. Biberach 1999. S. 337.- Vgl. Viia Ottenbacher: „Jeder liebt die Freiheit.“ 25 Jahre Räuberbande des Schwarzen Veri. Biberach 1994. S. 6f.- Viia Ottenbacher/Gerhard Rothenbacher: Die Geschichte der Schwarz-Veri-Gruppe beim Biberacher Schützenfest. In: Brunecker (wie Anm. 1) S. 98-104.- Christopher Maier: Faszination Schwarz Vere – Versuch einer Erklärung. In: Brunecker (wie Anm. 1) S. 105-108.



Abb. 4 - Verteilung der Beute – Die Bande des Anton Rosenberger. Johann Baptist Pflug (Biberach 1785-1866), Gouache auf Papier, H 51 x B 70 cm, um 1824 (Museum Biberach).

Um Streit zu vermeiden, wird die Verteilung der Beute nach einem anonymisierten Verfahren vorgenommen. Das Motiv illustriert die ambivalente Haltung des Künstlers zu den Räubern, die er in der Beschriftung als „berüchtigt“, „gefährlich“ und „tückisch“ charakterisiert. Er zeigt aber auch eine stillende Frau und eine Kinderwiege, sowie in der Mitte den zärtlichen Umgang des Anton Rosenberger mit seiner Partnerin Ursula Lauer, der schönen Urschel.

Beschriftung: *Aktenmäßige Darstellung der berüchtigten Räuberbande des Anton Rosenberger, wie sie auf dem Storchenhaus im Altdorfer Wald ihr geraubtes Gut unter sich ausloset... Der berüchtigte Rosenberger, zeigt mit einer Ruthe aufs Geld hin, er starb während der Untersuchung im Gefängnisse. Ihm zur Rechten, die Hand auf seine Achsel legend, ist seine Concubine, die schöne Urschel. Der mit dem grünen Mantel ist der schwarze Urle, er starb während der Untersuchung. Diesem zur Seite sitzen der Condeer und der Käferhans, ersterer stützt das Kinn auf die Hand. Der rückwärtssitzende, der bei der Geldverlosung sagen musste wem der jedesmalige Haufen Geld gehöre, ist der dreckige Bläse. Am Geldhaufen kniet der schlaue, tückische Bregenzer Seppel und hinter ihm steht, auf den Stok gestützt, der einäugige Fideli. Auf dem Blok sitzen der Bauer und sein Weib, Bewohner des Storchenhauses. Die anderen Vagabunden sind die schwarze Agath, die Schemmerberger Waldburg, die Salznase und Kemptener Rösel. Gegend und Personen sind alle nach der Natur gezeichnet. Gemahlt von J. B. Pflug in Biberach.*

Warum beschäftigt uns der Schwarze Veri bis heute?

An den Verbrechen der oberschwäbischen Räuber gibt es nichts zu beschönigen. Dennoch ist die Unerbittlichkeit ihrer sozialen Lage menschlich erschütternd. Die Räuber und auch die Räuberinnen wählen ihr Metier, nicht ihr Milieu. Ihre Aussichtslosigkeit treibt sie ins Räuberdasein, obwohl auch das nur aussichtslos ist. Danach ist der Rückweg wie abgeschnitten. Einmal ein Räuber, immer ein Räuber. Kaum einer entkommt dem sich enger ziehenden Netz der Häscher. Die meisten der Gefangenen zahlen einen hohen Preis. Die Familien werden auseinandergerissen. Die Männer sterben jung oder bringen Jahrzehnte im Zuchthaus zu. Ob der eine oder andere dort Besserung erfährt und nach Verbüßung

der Strafe den Weg in die Gesellschaft findet? Solche seltenen Glückspilze sind unseres Wissens nur der Räuber Hotzenplotz, der in Otfried Preußlers drittem Band das Wirtshaus „Zur Räuberhöhle“ eröffnet³³, und Joseph Anton Jung, der Condeer, der nach 22 Jahren im Zuchthaus seinen Lebensabend als Maurer in Ellwangen bei Rot an der Rot beschließt³⁴. Nicht der Schwarze Veri, sondern der Condeer ist der letzte oberschwäbische Räuber.

*Lustig war das Räuberleben in dem grünen Wald, juchhei!
Trotzdem hab ich's aufgegeben, das ist nun vorbei, zwei, drei!
Trotzdem hab ich's aufgegeben, das ist nun vorbei³⁵!*

Es ist eines der berühmten Kinderbücher in Deutschland, der Räuber Hotzenplotz, 1962 von Otfried Preußler geschrieben und bis heute aktuell. Im Stuttgarter Thienemann Verlag erschienen wurde es in 34 Sprachen übersetzt und mindestens sechs Millionen Mal verkauft. Inzwischen gibt es unzählige Hörspielfassungen, Puppenspielszenierungen, Bühnenstücke, Verfilmungen, einen vierten Band und sogar eine Kinderoper. Es sind nicht nur die stielichten Typen, es ist nicht nur die glasklare und variantenreiche Sprache, gespickt mit einem genrebildenden Sprachwitz, es sind auch die wunderbaren Zeichnungen von Franz Josef Tripp, die den holzschnittartigen Beschreibungen Preußlers ikonografische Kraft verleihen: Vor ihr stand ein fremder Mann mit einem struppigen schwarzen Bart und einer schrecklichen Hakennase im Gesicht. Auf dem Kopf trug er einen Schlapphut, an dem eine krumme Feder steckte, und in der rechten Hand hielt er eine Pistole³⁶.

Nun gibt es in Biberach passionierte Räuber- und Schützenfestfans, die behaupten, Otfried Preußler aus dem nahen Bayern habe sich für seinen Hotzenplotz vom oberschwäbischen Schwarzen Veri (der ja auch ein Bayer war) inspirieren lassen. Jedenfalls sieht der Hotzenplotz genauso aus, wenn auch Veris Bewaffnung historisch bedingt bescheiden ausfällt und den sieben Messern, dem Säbel und der Pfefferpistole eines Hotzenplotz nicht standgehalten hätte. Deshalb verweisen wir die Behauptung, der Schwarze Veri sei das Urbild des Hotzenplotz, sicherheitshalber ins Reich der lokalpatriotischen Wunschvorstellungen, konstatieren aber wiederum, dass Räuber nicht nur unangenehme Zeitgenossen, sondern auch bewunderte Berühmtheiten sein können. Schon die Kinder, wenn sie Räuber und Gendarm spielen, mimen lieber den Räuber als den Gendarmen. Und auch erwachsenen Rechtschaffenen erscheint der Tunichtgut, der vom rechten Weg abweicht, wie auf einer Abkürzung des Lebens gehend: frei und ungebunden. So wird der Schrecken des Biedermannes zum edlen Briganten. Vermutlich sprechen derart unwahrscheinliche Romanfiguren geheime Wunschvorstellungen in uns an. Dabei blenden wir aus oder denken es

³³ Otfried Preußler: Hotzenplotz 3. Stuttgart 1973. S. 126.

³⁴ Am 14. Jan. 1878 stirbt der „Landarme Josef Anton Jung, 80 Jahre, kath., wohnhaft zu Eichen, geb. in Unterschwarzach, Sohn des Peter Jung, Vagabund in der Wohnung des Zimmermanns Egidii Straub in Eichen.“ KreisA Biberach, Standesamtsregister Ellwangen, Gemeinde Rot an der Rot, Sterberegister 1878. Vgl. Allgäuer Bote vom 26. Jan. 1878.- Planck (wie Anm. 2) S. 240.

³⁵ Otfried Preußler: Neues vom Räuber Hotzenplotz. Stuttgart 1969. S. 39. Vgl. Ders., Hotzenplotz (wie Anm. 33) S. 42: *Lustig war das Räuberleben in dem grünen Wald, juchhei! Trotzdem hab ich's aufgegeben, das ist nun vorbei, zwei, drei! Trotzdem hab ich's aufgegeben, das ist nun vorbei!*

³⁶ Otfried Preußler: Der Räuber Hotzenplotz. Stuttgart 1962. S. 8.

doppelt befriedigt mit, dass ein wirkliches Räuberleben kurz und hart war und meist auf dem Schafott oder im Elend endete.

Oder mit einem Blitzschlag. Gibt es tatsächlich keine Spur mehr vom authentischen Schwarzen Veri? Aus den Gerichtsakten und dem Biberacher Kirchenbuch geht hervor, dass Xaver Hohenleiter am 21. Juli 1819, am Folgetag nach seinem Tod, in der so genannten Gartenecke des früheren Armenhauses neben der Magdalenenkirche beigesetzt wurde³⁷. Auf der Grundlage verstreuter Hinweise im Biberacher Totenbuch scheint es sich bei dieser Gartenecke um einen eigenen Soldaten- und Armesünderfriedhof zu handeln, auf dem 1820 auch die Räuber Anton Rosenberger und Ulrich Hohenleiter begraben wurden³⁸. Demnach ist der genaue Ort der Grablege des Xaver Hohenleiter, der nach späteren Friedhofserweiterungen mit Bürgergräbern überbaut wurde, nur ungefähr auszumachen. Dann wäre auch eine Gedenktafel, die die unangemessene Romantisierung der Räuber nur fördern würde, eher unangemessen.

Hier ruht – mutmaßlich – Xaver Hohenleiter
genannt: der Schwarze Veri
geboren in Rommelsried 1788, gestorben in Biberach 1819
Räuber, kein Robin Hood
dennoch eine Legende, bis heute
eigentlich unbekannt

³⁷ StA Ludwigsburg E 350 Bü 72a 166.- Vgl. Kurt *Diemer*: Der Tod des Schwarzen Veri. In: BC. Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach 2 (1988) S. 3-9.

³⁸ KreisA Biberach, katholisches Pfarrarchiv 331 und Totenbuch.- Richard *Preiser*: Biberacher Bau-Chronik. Biberach 1928. S. 139-142.

Justin Heinrich Knecht und die Anfänge der bürgerlichen Orchesterkultur in Biberach bis 1849

Jörg Riedlbauer

Am 1. Dezember 2017 jährte sich der 200. Todestag des Biberacher Komponisten Justin Heinrich Knecht (1752-1817). Außerdem blickte Biberach im Jahr 2018 auf 250 Jahre bürgerliche Orchesterkultur zurück. Beide Jahresdaten hängen miteinander zusammen. Denn geprägt und künstlerisch geformt wurde das 1768 ins Leben gerufene „Collegium musicum“ erst ab Herbst 1771, nachdem sich der evangelische Rat mit „Praeceptor Dollen Resignation“ – also der Ablösung des bis dato amtierenden Ensembleleiters – und den damit verbundenen finanziellen Bedingungen befasst hatte und zum Beschluss gekommen war: *Die Resignation des alten H.[errn] Praeceptoris Dollen wird acceptirt*¹. Die Ratsherren hatten auch schon einen Nachfolger auserkoren – einen jungen Mann, den man schon vier Jahre zuvor im Blick hatte: Justin Heinrich Knecht.

Am 7. Dezember 1767 hatte Knechts Vater Johann Georg beim evangelischen Rat beantragt, *ob mehrgedacht mein Sohn nicht die Gnade erlangen könnte, in das berühmte Alumnäum zu Eßlingen auf einige Jahre recipirt, und daselbsten so weit gebracht zu werden: daß er befindenen Umständen nach eintweders von dort aus eine Universität beziehen – oder aber als ein geschickter Musicus und Schulman in sein Vatterland vocirt werden könne*²? Dieses Ansinnen kam nicht von ungefähr. Schon als Achtjähriger wurde Justin Heinrich von seinem Vater unterwiesen, hinzu kamen autodidaktische Studien in Klavier, Orgel und Komposition, ab 1760 weitergeführt beim katholischen Organisten J. Ulrich Cramer³.

¹ LKA Stuttgart, Ev. Dekanatsarchiv Biberach, Nr. 2671, 17. Sept. 1771. S. 23.

² LKA Stuttgart, Ev. Dekanatsarchiv Biberach, Nr. 2671.- Michael *Ladenburger*: Justin Heinrich Knecht (1752-1817), Leben und Werk. Thematisch-bibliographisches Verzeichnis seiner Kompositionen. Diss. Wien 1984. I, S. 29. Dort mit der Bemerkung „ohne Datum, aber wohl von Anfang September 1767“. Tatsächlich hat sich ein Antrag von Johann Georg Knecht vom 3. Sept. 1767 erhalten, seinen Sohn in das Alumnäum aufzunehmen und *zu dessen alljährlichen Unterhalt ein ergiebiges ex Cassa Evangelica [...] auszuwerfen*. Die bei Ladenburger veröffentlichte Quelle bezieht sich auf Vater Knechts erneuten Antrag vom 7. Dez. 1767.

³ Lebensbeschreibung Herrn Justin Heinrich Knecht, evangelischen Schullehrers und Musikdirektors der freien Reichsstadt Biberach. In: Musikalische Real-Zeitung vom 10. Feb. 1790. Sp. 41f.- Johann Jakob *Gradmann*: Das gelehrte Schwaben. Ravensburg 1802. S. 297: *Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater. Mehr unterrichtete sich aber Knecht, schon als Knabe, selbst [...] bis er von dem Kathol. Organisten in Biberach, Hr. Kramer, Unterricht im Generalbasse erhielt, worin er es in einem halben Jahr*

1762 wurde Knecht ins Biberacher Alumnat aufgenommen. Seine dortige Beschäftigung mit Logik und Arithmetik legte die Grundlage für seine späteren bedeutenden musiktheoretischen Schriften, in denen er jene seiner Zeitgenossen kritisierte, die zu sehr ästhetisch und zu wenig mathematisch dachten. Auch wurde er in Gesang und Violine unterwiesen – darin nach der allermodernsten Unterrichtsmethode, die es in Europa damals gab, nämlich nach der Violinschule von Leopold Mozart. Und bereits 1763, *gleich nach dem elften Jahre hatte er es in der Tonsetzkunst so weit gebracht, daß man ihm ein dramatisches Singspiel, „Josua“ betitelt, [...] welches er für mehrere Singrollen und ein ganzes Orchester zur Zufriedenheit der Unternehmter für das hiesige Theater setzte, schon anvertrauen durfte*⁴.

So wurde auch der Biberacher Kanzleiverwalter Christoph Martin Wieland auf den musikalisch hochbegabten Jugendlichen aufmerksam. Wieland unterstützte die vom evangelischen Bürgermeister Johann von Hillern intendierte Wiederbegründung einer evangelischen Meistersinger-Gesellschaft, wie es sie schon in den 1720er Jahren in Biberach gegeben hatte, und führte Vater und Sohn Knecht auf Schloss Warthausen ein. Justin Heinrich lernte auf diese Weise die zeitgenössische Musik durch Artefakte aus erster Hand kennen: [Wieland] *ließ den Jüngling oft in Nebenstunden zu sich kommen, legte ihm aus seinem auserlesenen Vorrathe, Arien eines Davinci, Galluppi, Sarti, Hasse und andere vor, unterwies ihn bei dieser Gelegenheit in der reinen Pronuntiacion der italiänischen Sprache, und versäumte überhaupt nichts, um den Kunsteifer desselben immer mehr zu entflammen. Der damalige Graf von Stadion [...] unterhielt eine vortrefliche Hauskapelle auf seinem Schlosse zu Warthausen. Knecht und sein Vater genossen freien Zutritt dazu. Diese Kapelle verschafte jenem baldige Bekanntschaft mit den Meisterwerken eines Pergolese, Teradella's, Jomelli, Stamiz, Ritter, Filz, Toeske, Joseph Hayden und anderer*⁵.

1765 starb der evangelische Bürgermeister Johann von Hillern. Ihm folgte im Amt des Bürgermeisters bis 1791 Andreas Benedikt von Zell nach. Während von Hillern wie bereits dessen Vater, Hospitalpfleger Johann Georg von Hillern, seine schützende Hand über die Familie Knecht gehalten hatte, entfiel diese familiär bedingte Protektion ab dem politischen Machtwechsel. Vater und Sohn Knecht wurden auf Zells Veranlassung hin häufig und mitunter scharf verwarnt, u. a. wegen Unangepasstheit und Missachtung der Standesgrenzen, letzteres nicht

soweit brachte, dass er keines Lehrers mehr bedurfte.- In diesem Zusammenhang hat sich ein Schreiben von Johann Georg Knecht erhalten: LKA Stuttgart, Ev. Dekanatsarchiv Biberach, Nr. 2671. S. 3: *Evangelischen Magistrat [...] unterthänig anzugeben, und an gnädiger Wohlfahrt umso weniger zu zweifeln, als [...] mein Sohn hierdurch in Stand gesetzt werden kan, [...] dem Mangel an guten Subjectes bey dem Choro Musico einiger maßen abzuhelfen, und somit diesfalls von Tag zu Tag gleichsam in Nutzen zu geben, [...] bey Herrn Rectore Dollen des Tags ein paar Privat-Stunden [zu] nehmen - gleich auf bey Herrn Organist Cramer das Claviere oder Orgel schlagen vollends aus dem Fundament zu lernen.*- Die in der Musikalischen Real-Zeitung in drei Folgen im Februar 1790 publizierte Abhandlung über Knecht ist die erste Biografie des Komponisten und war noch Grundlage für Ernst Ludwig Gerber: Justin Heinrich Knecht. In: Historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler. Dritter Theil. K-R. Leipzig 1813. Sp. 72-76.

⁴ Anhang zu dem vollständigen allergnädigst privilegierten und in allen Kirchen und Schulen eingeführten Württembergischen Choralbuche von Justin Heinrich Knecht, zweiten Theiles zweite Lieferung. Stuttgart 1816. S. 440.

⁵ Musikalische Real-Zeitung (wie Anm. 3) Sp. 42f. Schreibweise der erwähnten Komponisten entsprechend der Quelle.



Abb. 1 - Büste des Biberacher
Komponisten Justin Heinrich Knecht
(Biberach 1752-1817).
Ernst Rau
(Biberach 1839 – Stuttgart 1875),
Gips, beigegefasst, um 1870,
H 55 x B 30 x T 25 cm
(Museum Biberach).

zuletzt wegen Vater und Sohn Knechts Verkehr auf Schloss Warthausen. *Von Zell, Sohn eines Predigers und Enkel eines Grautuchers, der seinen Weg an die Spitze des Gemeinwesens durch Erwerb des Adelstitels 1753 gebahnt hatte, beharrte wie andere soziale Aufsteiger strikt auf Einhaltung der ständischen Ordnung und auf gesellschaftlichen Abschluss nach unten. Das kreative Ausnahmetailent Justin Heinrich Knecht, das auch später mit Dünkelhaftigkeit und Kleingeisterei zu kämpfen hatte, sah sich erstmals mit den groben Instrumenten aus dem Werkzeugkasten der Ständegesellschaft konfrontiert*⁶.

Kein Zweifel: Justin Heinrich Knecht hätte sehr wohl das Zeug gehabt, nach dem erfolgreichen Abschluss des Esslinger Alumneums noch einen Universitätsabschluss zu erlangen und eine beachtenswerte künstlerisch-wissenschaftliche Laufbahn zu beginnen. Doch wie wir den evangelischen Ratsprotokollen entnehmen können, war Knechts Rückkehr nach Biberach bereits 1767 vorgezeichnet. Der evangelische Rat unter Bürgermeister von Zell dachte nicht entfernt daran, Knecht eine Karriere außerorts zu eröffnen, sondern gewährte das Stipendium nur, damit sich Knecht *zum Dienste des hiesigen Evangl. publici in Specie, bey dem Schul- und Kirchen-Musicwesen möglichst zu habitire*⁷. Knecht freilich wusste von dieser Zweckbindung nichts.

⁶ Andrea Riotte: Justin Heinrich Knecht und Biberach – Aspekte einer reichsstädtischen Musikerexistenz. In: Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach 1 (2017). S. 19. Ich danke Frau Dr. Riotte für ihre Hinweise auf die Rats- und Dekanatsprotokolle, desgleichen der Leiterin des Biberacher Stadtarchivs Ursula Maerker für freundliche Unterstützung.

⁷ LKA Stuttgart, Ev. Dekanatsarchiv Biberach, Nr. 1705.- *Ladenburger I* (wie Anm. 2) S. 30. Siehe ausführlich Riotte (wie Anm. 6) S. 19-21.

Esslingen war eine wichtige Zeit für Justin Heinrich Knecht, *wo er nach erstandener Prüfung gleich in die oberste Classe des dasigen Pädagogiums aufgenommen wurde*⁸. So begegnete er dort beispielsweise Christian Friedrich Daniel Schubart, dem Schwager seines Rektors, der seinerseits mit seinen 1806 in Wien veröffentlichten „Ideen zu einer Ästhetik der Tonkunst“ ein richtungsweisendes Werk für die Weiterentwicklung des zeitgenössischen Musikschaffens verfasst hatte und ein vorzüglicher Kenner der damals – im vollen Wortsinne – „tonangebenden“ modernen Musik im mitteleuropäischen Raum war. Schubart war es, der dem jungen Knecht in Esslingen von einer Operaufführung im Ludwigsburger Schlosstheater vorschwärmte, nämlich dem „Fetonte“ von Niccolò Jommelli, mit dem die am Hof Friedrich des Großen entwickelte, in Venedig verschriftlichte und in Parma erstmals umgesetzte Reform der italienischen Oper nach Wien und Mannheim – den damals fortschrittlichsten Opernhäusern nördlich der Alpen, auch im Königreich Württemberg eingeführt wurde⁹. Hinzu kam, dass in Esslingen regelmäßig kirchenmusikalische Werke von Johann Gottlieb Graun aufgeführt wurden, dem Hofkomponisten des Preußenkönigs. Das heißt: Der Jungstudierende Knecht war unmittelbar am Puls des musikalischen Fortschritts seiner Zeit.

Diesen Level des musikalischen Fortschritts führte er ab dem 24. September 1771 in Biberach ein, entnehmen wir doch dem evangelischen Ratsprotokoll vom selbigen Tage: *Junge Knecht wird Praeceptor und Director Musices. [Es] ist vernünftig zu vernehmen gewesen, daß der junge Knecht seine Zeit und die auf ihn verwendete Kosten auf dem Paedagogio in Eßlingen wohl angewendet. Dahero dann derselbe zu dem vacanten Praeceptorat u. Directorio Musices unanimiter doch mit dem Anhang erwählt worden, daß es bey denen unterm 17. huj. dem alten [...] Praeceptor Dollen ratione Salarii accordirten Conditionen sein verbleiben haben [...] solle*¹⁰. Wenngleich in den erhaltenen Protokollen Doll persönlich immer nur als „Praeceptor“ und nicht als Musikdirektor genannt ist, wird doch dessen Funktion schon in den frühen Quellen immer mit beiden Titeln verbunden, so bereits in der musikalischen Real-Zeitung vom 10. Februar 1790¹¹ und im biografischen Anhang zum Choralbuch von 1816¹². Auch Ernst Ludwig Gerber spricht in der ersten Ausgabe seines „Historisch-Biographischen Lexicon der Tonkünstler“ von 1790 über Knechts *Nachfolge von Musikdirector Doll*¹³.

Die Berufung zum Musikdirektor war für den damals 19-jährigen Justin Heinrich Knecht durchaus zweischneidig. Einerseits bedeutete es, dass er schon in jungen Jahren in eine gesicherte Position gelangte. Andererseits bezog er nur ein bescheidenes Gehalt und war veranlasst, selbiges durch das Erteilen von privatem Musikunterricht aufzubessern. Als Leiter des „Collegium musicum“ konnte Knecht Sinfonien und viele andere Werke in reizvollen Besetzungen zur

⁸ Anhang (wie Anm. 4) S. 443.

⁹ Jörg Riedlbauer: Zur stilistischen Wechselwirkung zwischen Niccolò Jommelli und Tommaso Trajetta. In: Musik in Baden-Württemberg 3 (1996) S. 205-212.- Jörg Riedlbauer: Die Opern von Tommaso Trajetta. Diss. Regensburg 1990. Hildesheim/Zürich/New York 1994.

¹⁰ LKA Stuttgart, Ev. Dekanatsarchiv Biberach, Nr. 1705. S. 26.- *Ladenburger I* (wie Anm. 2) S. 38.

¹¹ Musikalische Real-Zeitung (wie Anm. 3) Sp. 44.

¹² Anhang (wie Anm. 4) S. 443: *weil der Praeceptor und Musikdirector Doll hohen Alters wegen seine beiden Aemter niederlegte.*

¹³ *Gerber I* (wie Anm. 3) Sp. 73.

Aufführung bringen, ohne dass ihm in künstlerischen Angelegenheiten hineingeredet wurde. Zugleich führte er richtungsweisende Neuerungen ein, die Fernwirkung weit über Biberach hinaus entfalteten. Knecht entwickelte in Biberach die heute noch gängige, damals jedoch völlig ungewöhnliche Konzertdramaturgie aus maximal drei Stücken¹⁴. Zur besseren Vorbereitung des Publikums verteilte er gedruckte Programme und Werkeinführungen¹⁵. Als Kirchenmusiker verfasste Knecht nicht nur großbesetzte chorsinfonische, vielfach mit überregionalen Preisen und positiven Rezensionen bedachte Werke, sondern auch Choralbücher für Württemberg und für die protestantische Kirche Bayerns, wofür ihn 1814 Königin Karoline von Bayern mit der goldenen Ehrenmedaille auszeichnete¹⁶. Mit zahlreichen Bühnenwerken machte er Biberach zu einer Hochburg des im Sinne Wielands neu ausgerichteten deutschen Singspiels¹⁷.

Allerdings sollte es sich schon bald erweisen, dass der Posten des Musikdirektors in einer kleinen Reichsstadt im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation keine allzu großen Chancen zum Weiterkommen in sich barg. Als Knecht beispielsweise 1793 gern die Position des Organisten an der Stuttgarter Stiftskirche übernommen hätte, wurde seine Bewerbung mit der Begründung abgelehnt, er sei „Ausländer“¹⁸.

Solch ein „Collegium musicum“, wie es vor 250 Jahren in Biberach zustande kam, war in erster Linie eine Angelegenheit der freien Reichsstädte. Denn die viel zitierten „freien Künste“ wie Theater, Architektur, Musik oder Malerei gehörten zum Dekor der feudalaristokratischen Machtrepräsentation. Sie waren also keineswegs „frei“ oder gar „autonom“, sondern dem strengen Hofzeremoniell und deren Protokoll unterworfen, dem sich wiederum die Musiker, Dichter oder Maler zu fügen hatten – zumindest in den Residenzstädten mit ihren Hoftheatern und Hoforchestern. Musik und darstellendes Spiel außerhalb der Höfe lieferten fahrende Vagabunden, Bänkelsänger oder Wanderbühnen. Ambitionierten Bürgern in freien Reichsstädten war das zu wenig. Gleichwohl waren institutionalisierte Orchester, die von der Bürgerschaft getragen wurden, auch im 18. Jahrhundert noch in der Minderzahl. Instrumentalmusik für bürgerliche Kreise blieb meist auf Gebrauchsmusik ohne sonderlichen künstlerischen Anspruch beschränkt. Eigens geprobt wurde in der Regel nicht. Es handelte sich um ein vom Blattspiel vor Zuhörern. Insoweit kommt den durch Zeitzeugen belegten rigorosen Proben des Biberacher Musikdirektors Justin Heinrich Knecht besondere Bedeutung zu¹⁹.

¹⁴ Musikalische Real-Zeitung (wie Anm. 3) Sp. 31: *Er hat das Concert in seiner Vaterstadt in eine Einrichtung gebracht, die anderswo Nachahmung verdient, und daher in dieser Lebensbeschreibung gemeldet werden darf. Sein Grundsatz dabei ist, immer wenige und ausgesuchte Stücke zu geben. Daher hat sein Concert jederzeit nur einen Act, der aus einer Eröffnungssinfonie, aus einem Intermezzo, und einer Schluss-sinfonie besteht.*

¹⁵ *Ebda.*

¹⁶ Nachbildung in: LKA Stuttgart, Ev. Dekanatsarchiv Biberach, Nr. 1705.

¹⁷ Vgl. Jörg Riedlbauer: Biberach und das deutsche Singspiel. In: Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach 1 (2017) S. 62-68.

¹⁸ Siehe hierzu ausführlich *Ladenburger I* (wie Anm. 2) S. 105-108.

¹⁹ Musikalische Real-Zeitung (wie Anm. 3) Sp. 61: *Ein anderer Punct, worin die Knechtischen Concerte Nachahmung verdienen, besteht in den rigorosen Proben, welche jedem Concerte vorangehen, und zwar im Saale selbst gehalten werden. Privatproben auf ein Concert nützten nichts, wenn sie nicht gleichfalls in einem grossen Saale gehalten werden können.*

Die Professionalisierung des bürgerlichen Musiklebens setzte nämlich erst allmählich ein und wurde von höheren Kreisen in größeren Städten getragen. Meist waren es Ratsherren, Ärzte, Anwälte oder wohlhabende Kaufleute, die sich in den – konfessionell meist reformierten – Reichsstädten als Liebhaber der Musik zur gemeinsamen Ausübung der Tonkunst regelmäßig zusammenfanden und, angeleitet vom Kantor oder einem anderen Sachverständigen, öffentlich spielten, zuweilen auch unter Hinzuziehung von professionellen Musikern. Sie hoben sich damit von den örtlichen Gelegenheitsmusikanten ab, die in wechselvollen Ad hoc-Besetzungen einmal hier, einmal dort zu diversen Anlässen aufspielten.

Hervorgegangen sind die Musizierfreundeskreise, die in zeitgenössischen Quellen in der Regel als „Collegium Musicum“ bezeichnet werden, aus der Spielpraxis des „Convivium Musicum“, bei dem ein Gastmahl im Mittelpunkt stand. Während der Mahlzeiten wurde mitunter durchaus erregt diskutiert, zwischen den Gängen zur Entspannung musiziert. Infolge des Dreißigjährigen Krieges vererbte diese Tradition und wurde erst im 19. Jahrhundert wieder belebt, allerdings nicht von Musikern, sondern von Sängern als „Liedertafel“.

„Collegia musica“ im hochschwäbischen Raum sind seit Mitte des 17. Jahrhunderts nachweisbar: Memmingen 1655, Ulm 1667, Augsburg 1684. Initiator des Biberacher Ensembles war der Säcklermeister Johann Maximilian Kick. Die musikalische Leitung oblag zunächst einem der örtlichen Turmbläser namens Wittich, der das Zink und an hohen Festtagen auch die Trompete spielte, sodann dem schon genannten, recht betagten Präzeptor Doll und ab der Spielzeit 1771/72 Justin Heinrich Knecht²⁰.

Dass sich ein Handwerker wie Johann Maximilian Kick der Musikausübung verschrieben hatte, ist für sich allein betrachtet noch nichts Außergewöhnliches. In den Reichsstädten pflegten vielerorts die Handwerker eine zunftmäßig organisierte Laienmusikkultur, zunächst im vokalmusikalischen Bereich – man denke an die Meistersinger –, ab dem 16. Jahrhundert zunehmend auch in der Instrumentalmusik. Gerade in der Region Oberschwaben war das Meistersingerwesen noch sehr lange lebendig. Die letzte Meistersingergilde hielt sich in Ulm noch bis ins frühe 18. Jahrhundert. Und auch Christoph Martin Wieland war bemüht, während seiner Zeit als Biberacher Kanzleiverwalter, eine Meistersinger-Gesellschaft ins Leben zu rufen, primär mit dem Ziel, einen Chor für die örtlichen Singspielaufführungen bilden zu können. Was bei Kick allerdings das Besondere ist: Er kümmerte sich wie ein professioneller Vereinsmanager um das Biberacher „Collegium musicum“ und gründete 1783 zudem eine Musikalien- und Instrumentenhandlung. Das erhalten gebliebene Firmenschild²¹ verweist neben Knecht

²⁰ August Bopp: Das Musikleben in der freien Reichsstadt Biberach unter besonderer Berücksichtigung der Tätigkeit Justin Heinrich Knechts und Katalog der Kick'schen Notensammlung. In: Veröffentlichungen des Musik-Instituts der Universität Tübingen. Heft VII. Kassel 1930. S. 29-38. Das handschriftliche Konzept zu dieser Abhandlung „Musikalisches aus einer alten Reichsstadt“ befindet sich in D-TÜu Mk90. Bopp leitet sein Manuskript wie folgt ein: *Im Frühjahr 1910 entdeckte ich im Hause von Fräulein Amalia und Auguste Kick in Biberach a./Riß (Oberschwaben) in einer Dachkammer eine umfangreiche Notensammlung [...] Genauere Nachforschungen über Herkunft und Entstehung der Sammlung ergaben, dass dieselbe im wesentlichen den musikalischen Nachlass zweier Biberacher Musiker darstellt, nämlich den des Musikalienhändlers, Chorsängers u. Musikers Johann Maximilian Kick (geb. 28. Juni 1746) u. desjenigen seines Sohnes, des Musikdirektor u. Organisten Jakob Friedrich Kick (geb. 10. Jun. 1795, gest. 7. Dez. 1882).*

²¹ Johann Martin Klauflügel (1708-1784). Aushängeschild der Biberacher Musikalienhandlung Kick. Öl auf Holz, 1783. H 84 x B 63 cm. Museum Biberach.



Abb. 2 - Aushängeschild der Biberacher Musikalienhandlung Kick. Johann Martin Klaufflügel (Biberach 1708-1784), Öl auf Holz, 1783, H 84 x B 63 cm (Museum Biberach). 1783 eröffnete der Säcklermeister Johann Maximilian Kick in Biberach eine Musikalienhandlung. Auf seinem Ladenschild präsentierte er ein Sortiment zeitgenössischer Instrumente: Waldhorn, Pauke, Trompete, Violine, Laute, Kontrabass, Harfe, Serpent oder Fagott. Bemerkenswert, dass es in Biberach einen Markt für ein solches Fachgeschäft gibt, ein Hinweis auf das ausgeprägte Musikleben. Dargestellt ist ein Engelputto mit Musikinstrumenten und Noten. Auf den Schubladen im Hintergrund steht Knecht, *Alceste* (ein Singspiel mit Text von Christoph Martin Wieland), *de Gluck* (einer der führenden Opernreformatoren) und *Symphonia* (eine damals moderne Musikgattung).

auf das von Wieland gedichtete Singspiel „Alceste“, den Opernreformer Christoph Willibald Gluck und die damals noch junge Gattung der „Symphonie“. In Kicks Nachlass, den dessen Nachfahren August Bopp übereignet haben, finden sich zwei von Johann Maximilian Kick eigenhändig beschriebene Blätter, die Hinweise auf sein Sortiment geben: *Bey Johann Maximilian Kick & Companie in Biberach ist zu finden. Ein [...] Vorrath mit guter Musikalischer Instrumente, als, Klaviere, Harfen, Guitarren, Clarinetten, Flöten, Oboen, Fagots, contra Fagoto, Serpent, Hörner, Bassetthörner, Trompetten, Tamburin, klein und große Trommeln, Teller [gemeint sind wahrscheinlich Becken], alt und neue Violinen, Bratschen, Bässe und contra Bässe, Italienische und Deutsche Saiten [...] Violin- und Violoncellobögen, Oboe- und Fagotröhren*“.

Dies zeigt, wie fortschrittlich 1783 der Biberacher Musikalienbestand ausgesehen hat. Ein Kontrafagott oder ein Serpent waren für die Ausführung der Instrumentalmusik der 1780er Jahre noch keineswegs allgemein gebräuchlich, erst recht nicht in einer Stadt mit nur wenigen Tausend Einwohnern. Auch die Klarinetten waren zu diesem Zeitpunkt erst allmählich in Mode gekommen. Genauso ungewöhnlich war der Einsatz von Schlagzeug, wenn es nicht gerade um die musikalische Schilderung des sogenannten „Türkenkolorits“ und den damit verbundenen Vorstellungen von „Janitscharenmusik“ ging. Es ist naheliegend, dass diese Instrumente in Justin Heinrich Knechts Vertonung der „Entführung aus dem Serail“ 1787 zum Einsatz gekommen waren.

Wir müssen uns in diesem Zusammenhang vergegenwärtigen, dass Johann Maximilian Kick mit diesen Instrumenten Handel treiben und Geld verdienen wollte. Dies wiederum bedeutet: Er war auf Kunden angewiesen und damit auf die Bürger in Biberach, die ihm diese Instrumente abkauften. Folglich muss es in Biberach einen Markt für dieses Warenangebot gegeben haben, was wiederum einen hochentwickelten Grad an bürgerschaftlicher Orchesterkultur voraussetzt, denn in der Reichsstadt gab es weder eine Hofoper noch eine vergleichbare Orchesterformation wie beispielsweise die Hofkapellen in Stuttgart oder Mannheim.

Auch die diversen Musikalien und musiktheoretischen Abhandlungen, die in Kicks Geschäft „zu haben“ gewesen sind, zeugen von einem musikalisch gebildeten Publikum, welches sich für die Notenausgaben zeitgenössischer Musik gleichermaßen interessierte wie für die intellektuelle Beschäftigung mit Musik bzw. mit musikalischer Ausübung. Werke von Mozart, Haydn oder Clementi sind genauso aufgelistet wie die Leipziger Musikalische Zeitung.

Jener Kick war es auch, der parallel zur Übernahme der musikalischen Leitung des „Collegium musicum“ durch Knecht das öffentliche Konzertwesen organisierte, wie er selbst berichtet: *Anno 1771 wurde auf das allererste Herrenkonzert gemeinschaftlich eine Subskription eröffnet*²². Zugleich stellte er 1772 einen Antrag an den evangelischen Rat auf Förderung in Höhe von 34 Gulden. Dem Antrag wurde stattgegeben, *um dieses löbl. Institut noch ferners zu unterstützen [...] auch die Kirchen Music selbsten immer mehrers verbessert werde*²³. Dies dürfte zugleich der früheste aktenkundige Beleg dafür sein, dass es sich

²² Bopp (wie Anm. 20) S. 36.

²³ LKA Stuttgart, Ev. Dekanatsarchiv Biberach. Protokoll vom 7. Juli 1772 S. 92f.

beim „Collegium musicum“ um eine institutionalisierte Einrichtung der Musikpflege gehandelt hat. Der bis heute in der Biberacher Geschichtsschreibung gern verwendete Begriff einer „löblichen Musikgesellschaft“ ist jedoch in den erhaltenen historischen Quellen nicht nachweisbar. Wenn allerdings „Collegium musicum“ wörtlich als „Musikgesellschaft“ übersetzt und dieser ins deutsche übertragene Begriff mit besagtem „löblichen Institut“ in Beziehung gebracht wird, ist es denkbar – wie Andrea Riotte vermutet –, dass daraus im Laufe der Zeit der Begriff „löbliche Musikgesellschaft“ kompiliert worden ist.

Der Erfolg mit dem einmaligen Zuschuss ließ Kick nicht ruhen und führte ihn auf den Plan, ein Jahr später sowohl beim evangelischen als auch beim katholischen Rat einen regelmäßigen Zuschuss zu beantragen. Am 2. April beschließt der evangelische Rat unter dem Absatz *Beytrag zum Colleg. Musico, dem Collegio Musico oder vielmehr zu dem alle 14. Tag erhaltenen Concert* jährlich 25 Gulden zukommen zu lassen, unter der Voraussetzung, dass sich die katholische Kasse in derselben Höhe beteiligt, was diese am 7. Mai ebenfalls gewährt, um den Zerfall des *gemeinsamen Collegij musici* zu verhindern²⁴. Dies ist ein signifikanter Beleg dafür, dass schon zwei Jahre nach Knechts Berufung als Musikdirektor nicht nur die bürgerschaftliche Orchesterkultur in Biberach institutionell gefördert worden ist, sondern auch dass regelmäßig Konzerte veranstaltet worden sind. Die zusammengerechnet 50 Gulden entsprechen in heutiger Kaufkraft rund 2.000 Euro.

Durch Kicks Geschäftstüchtigkeit und politisches Handlungsgeschick auf der einen und Knechts künstlerische Kompetenz auf der anderen Seite wurde der Neid bei den bisherigen Stadtmusikanten geweckt, die das „Collegium musicum“ zunehmend als Konkurrenz um zahlungswillige Auftraggeber betrachtete, auf welche beide angewiesen waren – die einen um ihr kärgliches Gehalt aufzubessern, die anderen, um Anschaffungen wie Instrumente oder Notenmaterial zu tätigen, was mit der jährlichen Zuwendung von 50 Gulden allein nicht zu finanzieren gewesen wäre. Johann Maximilian Kick erinnert sich: *Anno 1778. Der Thurmer begegnete mir aber grob [...] Endlich wurden wir zu Schützen Umzug verlangt*²⁵. Dies dürfte der früheste Beleg für die Beteiligung der heutigen Stadtkapelle bei den beiden historischen Schützenumzügen sein.

Es dauerte elf Jahre, bis 1789 mit einem formellen Regulativ in zwölf Artikeln die Rechte des „Collegium musicum“ und der übrigen Stadtmusikanten durch den Stadtrat geregelt wurden. Johann Maximilian Kick führt in seinen Erinnerungen darüber aus: *In kurzer Zeit nahm das Musikpersonal stark zu, elf Jahr lang stritten wir um das Recht, die Hochzeiten und andere Tänze wie die Spielleute aufspielen zu dürfen*²⁶. Diese Zeitspanne korrespondiert mit Kicks Erinnerung an den groben „Thurmer“ von 1778 und die Eingaben beim Magistrat von 1780 und 1786. So berichtet das Ratsprotokoll vom 7. April 1780 vom Antrag, *künftig manchmal des Abends eine Music auf dem Pfarrkirchenturm machen zu dürfen*, was vom Magistrat positiv entschieden worden ist: *Wilfahrt, so ferne solches ohne mindestes Aggravieren des Publici und zu schicklicher Zeit,*

²⁴ Katholisches Ratsprotokoll. Bd. 96 S. 45b. Freundlicher Hinweis von Andrea Riotte.

²⁵ Bopp (wie Anm. 20) S. 33.

²⁶ *Ebda.*, S. 35.

auch ohne Lichte geschehe und deshalb alle Jahr wieder darum angehalten werde. Offensichtlich begegnete der Türmer den bürgerlichen Musikanten weiterhin „grob“, so dass Kick veranlasst war, erneut beim Magistrat zu intervenieren, so auch 1786: Das gemeinsame Ratsprotokoll vom 14. Juli vermerkt den Antrag von Johann Maximilian Kick *und mit ihm andere der Music beflissenen auf das Recht, auf Hochzeiten und anderen Gelegenheiten aufzuspielen, da doch alle Musicii, außer dem Stadt-Thurner und Cantor nur alleine hierzu Nutzung erlangen können, gleiche Rechte hierzu haben. Mit Bitte sie disfalls einander gleichzustellen*²⁷. Als Beschluss ist protokolliert: *Wird per Majora denen Wirthen und Hochzeitern überlassen, bey Hochzeiten und anderen Musicanläßen außer dem Stadthurner und Cantor, welche wie bißher, dazugezogen werden sollen, die übrige Musicanten selbst auszuwählen*²⁸.

Am 26. Oktober 1789 wurde also ein „Regulativ“ festgesetzt. Danach wurden *zu Hochzeiten, wo Music verlangt wird, zu Vorbeugung aller Irrung drey Stadt Musicanten verordnet und bestimmt, und zwar zu einer Evangelischen Hochzeit der Cantor Knecht und die beyde Gebrüder bopen, zu einer katholischen Hochzeit aber der Gigelmann [Türmer des Gigelturms] Weilbacher nebst dem Sebastian Fischer und Clemens Kerner [...] sollte aber der evangel Cantor oder der Stadthurner unpäßlichkeithalber nicht aufspielen können, so ist ihnen erlaubt, einen anderen guten Musicanten an ihre Stelle zu setzen. Zu allen Hochzeiten sowol als anderen Tanc gelegeneiten solle evangelischer seits bey dem Cantor und catholische[r] seits, bey dem Thurner oder Gigelmann jedesmal die Bestellung gemacht werden [...] wofern vier Musicanten verlangt werden, so solle der Stadt Thurner bey dem Evangelischen – und der Evangelische Cantor bey den Catholischen Hochzeiten jedesmal als der vierte Mann adhibiert werden*²⁹.

Diese Verfügung spricht für eine interkonfessionelle Ausrichtung der Musikorganisation. Auch wenn zwei Hochzeiten derselben Konfession an einem Tage abgehalten wurden, hatte das Ensemble des andersgläubigen musikalischen Leiters den zweiten Anlass zu bedienen. Erst bei drei oder vier Hochzeiten an einem Tag hatten die Hochzeiter die Wahl, aus den örtlichen Musikanten nach eigenem Belieben auszuwählen. Bei gemischtkonfessionellen Tanzanlässen mussten zuvorderst Kantor und Stadttürmer herangezogen werden. Die übrigen konnten frei gewählt werden. Auch die Honorare wurden verbindlich geregelt, indem der Ist-Zustand festgeschrieben wurde: *die Tax der Musicanten betreffend so wird es bey der bißherigen Observanz belassen, daß wo nur drei oder vier Mann mit Violinen gebraucht werden jedem von dem Nachmittag bis Mitternacht ein Fl [Gulden] – bey Waldhorn aber jedem ein: Fl 30 x [Kreuzer] und bey Trompeten jedem zwei Fl gegen ordentliche und willige Bedienung bezahlt werden sollen. Nachträglich wurde der Passus an dieser Stelle eingefügt: doch dürfen sie alle einhalb Stund eine halbe Stund ausruhen haben. Trinkgelder durften von keinem Musiker persönlich angenommen werden. Sie kamen in eine Sammelbüchse und wurden nach geendigter Music in gleiche Theile vertheilt.*

²⁷ StadtA Biberach C4 Bd. 135, Bl. 157.

²⁸ *Ebda.*, Bl. 158.

²⁹ *Ebda.*, Akte Biberach den 26. Okt. 1789, Musicanten, Bl. 131. Unter Anpassung an modernes Deutsch übertragen und veröffentlicht von Kurt Diemer in: Stuttgarter Zeitung vom 4. März 1970. S. 5.

Unterdessen schrieb Knecht, der 1773 Sophie Helena, geb. Schmelz³⁰ geheiratet hatte, Singspiele, Kirchen- und Kammermusik, Orchesterwerke, musikästhetische Abhandlungen und Lehrbücher, die von großen Verlagshäusern im deutschsprachigen Raum wie Breitkopf und Härtel in Leipzig, Schott in Mainz, Herder in Freiburg oder Boßler in Speyer vielfach sogar in zweiter Auflage vertrieben wurden. Der erste Teil der „Vollständigen Orgelschule“ von 1795 beispielsweise fand sich im Nachlass von Ludwig van Beethoven, der einige seiner Einfälle zu berühmten Werken wie der „Eroica“ oder der „Pastorale“ Knecht-Einflüssen zu verdanken hat³¹.

1792 – Ludwig van Beethoven übersiedelte im November des Jahres nach Wien und erhielt dort Unterricht bei Joseph Haydn – widmete Knecht dem Biberacher Magistrat sein „Elementarwerk der Harmonie“. In der von ihm hinterlassenen handschriftlichen Anrede an den *hochlöblichen evangelischen Magistrat* nennt er „die Pflicht der Dankbarkeit [...] das ich in das Collegium Alumnorum zu Eßlingen aufgenommen wurde, wo ich unter der vortrefflichen Anleitung des durch seine berühmten pädagogischen Schriften berühmten Rector Böckh in Sprachen und Wissenschaften einen dauerhaften Grund auf die Zukunft legen konnte, und dadurch in den Stand versetzt wurde, nicht nur dem Orgelunterrichte gehörig vorzustehen, sondern auch [...] nun als Schriftsteller ohne Scheu auftreten zu können“³². Ungeachtet dieser Gabe wurde Knecht aufgrund einer Schulvisitation nahegelegt, das Amt des Präzeptors niederzulegen wegen *langwürige[r] Unterlassung des mittägigen Schulunterrichts, weshalb der größte Theil der Evangl. Bürgerschaft ihm keine Kinder mehr anvertrauen wolle und also eine Abänderung unvermeidlich seye*³³. Stattdessen solle er zusätzlich die Stelle des evangelischen Organisten übernehmen, nachdem der bisherige Stelleninhaber Christian Bopp in Ruhestand gegangen war.

1793 erließ der evangelische Magistrat ein *Regulativ für die evangelischen Chor-Musicanten* hinsichtlich deren Auftritte bei Hochzeiten und *alle übrige Tanz-Anläß*³⁴. Im ersten Paragraphen wird Cantor Knecht als beständiger erster Mann festgelegt, gefolgt von den Musikern Johann Michael Bopp, Johann Jacob Kick, Christian Bopp Senior, Johann Georg Kick, Johann Georg Lerch, Christian Bopp Junior und Johann Maximilian Kick. Hatte die Musikantenordnung von 1789 noch darauf abgezielt, eine Art überkonfessionelle Gerechtigkeit zwischen den katholischen und evangelischen Musikern herzustellen, wird in der Überarbeitung von 1793 das künstlerische Weisungsrecht Knechts hinsichtlich der Auswahl der Musiker deutlich gestärkt. Knecht obliegt bei der Auswahl der Musiker von nun an das letzte Wort, der aber zugleich auch gegenüber dem

³⁰ *Ladenburger I* (wie Anm. 2) S. 168: *Der Evangel. Praeceptor Hrn. Justin Heinrich Knecht, ist willens sich mit des verstorbenen Edelstein Schneiders Hrn. Joh. Christoph Schmelz hinterlassenen ältesten Ju[n]gfer Tochter Sophie Helena Schmelzin zu verheurathen*. Aus der Ehe gehen 13 Kinder hervor. Justin Heinrich Knecht d. J. und Johann Georg werden später Biberachs erste Verleger und gründen 1802 das *Nützliche und Unterhaltende Wochenblatt*, das 1807 in den *Oberschwäbischen Anzeiger* übergeht.

³¹ Michael *Ladenburger*: Justin Heinrich Knecht im Spannungsfeld zwischen überregionaler und regionaler Wirksamkeit, zwischen großen Komponisten und ortsansässigen Dilettanten. In: *Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach I* (2017) S. 53-61.

³² LKA Stuttgart, Ev. Dekanatsarchiv Biberach, Justin Heinrich Knecht: *Meine demutvolle Zueignungsschrift an einem hochlöblichen evangelischen Magistrat* vom 11. Juni 1792.

³³ Evangelisches Ratsprotokoll vom 29. Okt. 1792, nach *Ladenburger I* (wie Anm. 2) S. 95.

³⁴ LKA Stuttgart, Ev. Dekanatsarchiv Biberach, 17. Okt. 1793.

Rat in die persönliche Verantwortung genommen wird, dass das Regulativ genau befolgt wird und keine eigenmächtigen Verfügungen oder gar Abänderungen vorgenommen werden.

Von seinen Komponistenkollegen schätzte Knecht besonders Joseph Haydn. Diesem widmete er 1802 ein Großprojekt: Assiiert vom katholischen Musikdirektor Georg Anton Bredelin³⁵ führte er mit 41 Sängern/-innen aus Biberach und Umgebung und einem stark besetzten Orchester Haydns Oratorium „Die Schöpfung“ auf. Die im Wieland-Archiv Biberach erhaltene Liste der Mitwirkenden überliefert die Namen der Sängern/-innen und ein mit Dreizehner-Besetzung in den Streichern starkes Orchester. Die Handschrift der Aufführungsliste weist als musikalischen Leiter eindeutig *Musicdirector Knecht* aus. Die Worte und *Magister Bredelin* sind erkennbar nach dem Schlusspunkt von späterer Hand hinzugefügt worden. Die Assistenzfunktion Bredelins ergibt sich auch aus der mit sechs Gulden deutlich schlechteren Bezahlung als jener von Knecht, der sich vertraglich ein Honorar von 16 Gulden 30 ausbedungen hatte, desgleichen, dass er sich ausschließlich um die künstlerische Leitung zu kümmern hätte und von organisatorischen Aufgaben entbunden sei. Aus den im evangelischen Dekanatsarchiv erhaltenen Aufzeichnungen von Johann Maximilian Kick³⁶ geht hervor, dass Knecht auf das Hinzuziehen auswärtiger Sängern/-innen und Musiker insbesondere aus den umliegenden Klöstern Wert legte: *Vom 16. Aug.[ust] an hörte man allerhand elendes geschwäz, in den Kellern, und bei anderen Gelegenheiten. zum Exempel sagte Hr D. Knecht. die hießige Musicanten seyen dazu aufgelegt das Chaos zu spielen, wenn aber das Licht eintrete, so müßten die selbe aufhören*³⁷.

Im selben Jahr erschien auch erstmals die heute noch gesungene Textfassung von „Rund um mich her ist alles Freude“ im evangelischen Biberacher Gesangbuch. Komponiert wurde der Choral schon 1799 und zwei Jahre später im „Neuen württembergischen Landesgesangbuch“ veröffentlicht. Angesichts der ab 1796 in Biberach einsetzenden Gefechte infolge der Französischen Revolution oder auch der Plünderungen, Einquartierungen und Verpflegungsaufgaben, denen die Biberacher Bevölkerung in deren Folge bis über die Jahrhundertwende hinaus ausgesetzt war, bis dann endlich wieder Frieden herrschte, erhält dieser Choral einen noch tieferen Sinn.

1803 wurde Biberach badisch, und Knecht schrieb eine Huldigungskantate für den neuen Landesherrn, Karl Friedrich Kurfürst von Baden. Doch schon 1806 wurde Biberach württembergische Oberamtsstadt. Zugleich wurde im nahe gelegenen Ochsenhausen in Folge der Aufhebung von Kloster und Klosterschule ein neues Gymnasium mit Musikschule eröffnet, an der Knecht und Bredelin unterrichteten, *und zwar nicht nur in den allgemeinen, jedem Musicer so unentbehrlichen Anfangsgründen der Music, im Singen, Violin-, Klavier- und Orgelspielen, sondern auch in der Lehre von der Harmonie und*

³⁵ Ankündigung im Biberacher Wochenblatt vom 22. Sept. 1802, zugleich zeitgenössischer Beleg für die paritätische Besetzung auch der Musikdirektorenstelle in Biberach.

³⁶ Georg *Günther*: Singt dem Herrn alle Stimmen. Haydns „Schöpfung“ in Biberach 1802. In: Musik in Baden-Württemberg III (1996) S. 42-63.

³⁷ LKA Stuttgart, Ev. Dekanatsarchiv Biberach. Johann Maximilian *Kick*: Vorgänge und große Verhandlungen vom 6. Aug. bis 14. Sept. 1802 im Rechnungsbuch zur Aufführung von Haydns Schöpfung vom 16. Aug. 1802. Übertragen von Hildburg Rittau: Haydns „Schöpfung“ 1802 unter Knecht. In: Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach 1 (1998) S. 87-90. Hier: S. 89.

*dem Generalbasse, ja, wenn sich jetzt oder mit der Zeit Subjekte hierzu vorfinden sollten, auch noch in den höhern musicalischen Kenntnissen, z. b. in der Tonwissenschaft, musicalischen Physik, Akustik und Ästhetik, nach gewissen Abteilungen täglich abends von vier bis sechs Uhr in dem hiezu bestimmten Gymnasiumsgebäude*³⁸.

Der Status einer württembergischen Oberamtsstadt bedeutete für Knecht, dass er sich erneut in Stuttgart bewerben konnte, jetzt ohne Gefahr zu laufen, als „Ausländer“ abgelehnt zu werden. Ihn reizte, an der dortigen Hofoper die Nachfolge des gesundheitlich angeschlagenen Stuttgarter Hofkapellmeisters Johann Friedrich Kranz zu übernehmen. Doch Knecht scheiterte mit seinen Probedirigaten von Haydns „Jahreszeiten“ und Paisiellos „Barbier von Sevilla“ an den Gepflogenheiten des höfischen Theaterbetriebs und erhielt negative Beurteilungen vom Intendanten und verschiedenen Orchestermusikern. Die Hofkapelle, die sich über seine o. g. „rigorosen Proben“ mokierte, warf ihm vor, *dass er grob gewesen, immer bei den Proben, ja sogar bei den Produktionen laut gerufen: Was, was ist das! falsch, falsch! pfui, pfui! wo blaset ihr denn in Gottes Namen hin!! Schand, Schand! Keinen Takt, keinen Takt! Ja, ja, so geht's, wenn man d'Sach' nur halbe lernt*³⁹. Dennoch wurde er auf königliche Veranlassung als „Direktor beim Orchester“ angestellt. Johann Konrad Kraus vertrat ihn in Biberach als Musikdirektor.

Was er nicht wusste: Knecht fungierte in Stuttgart lediglich als Platzhalter. Für die Besetzung der eigentlichen Hofkapellmeister-Stelle liefen bereits hinter seinem Rücken die Verhandlungen mit dem Vizekapellmeister des Münchner Hoftheaters, Franz Danzi, der jedoch erst ab der Spielzeit 1807/08 für Stuttgart frei wurde. Knecht war also von Anbeginn nur ein Übergangsdirektant, was sich auch in der Besoldung niederschlug: Sein Jahresgehalt betrug 600 Gulden (etwa 24.000 Euro nach heutiger Kaufkraft), was zwar höher als sein Biberacher Gehalt war (150 Gulden plus Naturalien⁴⁰), aber weit weniger als Danzis Position, die mit 1.500 Gulden dotiert war.

Nachdem Danzi zur Spielzeit 1807/08 sein Amt angetreten hatte, arbeitete Knecht als Orgelsachverständiger und zeitweiliger Leiter der Kirchenmusik in der Schlosskirche und verfasste kleinere Schauspielmusiken. Die Uraufführung seiner neuen Oper „Die Äolsharfe“ – sein bedeutendstes Bühnenwerk – wurde wegen vermeintlicher Überlänge abgelehnt. Mit königlichem Erlass vom 16. November wird Knecht *mit seiner Wiederversetzung nach Biberach bekannt gemacht*⁴¹. Als er 1815 dem Biberacher Maler Johann Baptist Pflug für eine Gouache Modell saß, bekannte er bei einer der Sitzungen: *Lieber will ich in Biberach*

³⁸ Wochenblatt vom 28. Mai 1806.- *Ladenburger I* (wie Anm. 2) S. 96f.

³⁹ Johann Baptist Pflug: Aufzeichnungen über Justin Heinrich Knecht. In: Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg. Stuttgart 1. Okt. 1913. S. 276.

⁴⁰ *Ladenburger I* (wie Anm. 2) S. 110f. Damit alles in allem 300 Gulden, wie es Knecht in seinem Bewerbungsschreiben nach Stuttgart vom 10. Okt. 1806 dargelegt hat.

⁴¹ *Ladenburger I* (wie Anm. 2) S. 129.- Knecht selbst kommt auf das unerfreuliche Ende seiner Stuttgarter Zeit im Jahr 1812 zu sprechen: LKA Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach 1813. Authentische Darstellung der Besoldung des hiesigen Evangelischen Alumnats auf Verlangen eines Hochverehrlichen Kirchenconvents dahier verfaßt von J. H. Knecht, Musikdirector. 27. Apr. 1812. S. 2: *Als Unterzeichneter vor vierethalb Jahren von Stuttgart wieder nach Biberach nach einem Königlichen Decret vom 12ten November 1808, worin es ausdrücklich heißt, dass er in seine vorigen Verhältnisse, folglich in seine vorige Stelle und vorige Besoldung zurücktreten soll, versetzt wurde.*

*bei meinem Bierle sitzen, als eine solche Hofluft athmen, die mich vom freien Menschen zum Unfreien machte*⁴².

Als letztes Bühnenwerk verfasste Knecht 1812 das Singspiel „Feodora“ nach Kotzebue und erstellte ein „Musikalisches Gutachten“, welches sein akribisches und differenziertes Kunsturteil belegt. Knecht prüfte einige Anwärter für die Aufnahme ins Alumnat und stellte beispielsweise über die beiden Kandidaten Johann Jacob Dollinger und Johann Daniel Gaag fest: *Haben beide eine ziemlich brave Stimme. Über Philipp Jacob Montag heißt es: Besitzt eine weiche und biegsame Stimme [...] und unter allen die beste Notenkenntnis, spielt auch auf der Violine schon virtuos. Johann Georg Gaag, jüngerer Sohn des vormaligen Lautenisten [...] hat eine weiche und sonore Stimme, zwar noch keine Notenkenntnisse, aber Fähigkeit, sich dieselbe bald zu erwerben.* Diese vier empfahl er auch für die Aufnahme ins Alumnat, wohingegen es über den fünften Bewerber, Christian Adolph Lieb, heißt: *Scheint, seiner zerstreuten Sinne wegen, zur Musik nicht gründlich abzurichten zu seyn*⁴³.

Am 1. Dezember 1817 starb Knecht an den Folgen eines Schlaganfalls. Das letzte Werk aus seiner Feder ist die Abhandlung „Luthers Verdienste um Musik und Poesie“ aus Anlass des 300. Reformationsjubiläums⁴⁴. In der Leipziger Allgemeinen Musikalischen Zeitung erscheint ein würdiger und dennoch kritischer Nachruf: *Seine Compositionen für Klavier, Gesang am Klaviere, für Orchester u. Oper sind meistens veraltet, was er auch später selbst fühlte, und daher [...] lieber Sammlungen ausgewählter Stücke anderer Meister veranstaltete [...] und damit [...] die Ausübung der Tonkunst fördern half.* Über die Psalmvertonung „Dixit dominus“ und „Der Herr ist mein Hirt“ ist indessen zu lesen: *Die einfache und doch kunstreiche, dem Texte vollkommen angemessene Behandlung dieses Psalmen, scheint uns musterhaft, und werth Knechts Angedenken für immer zu erhalten*⁴⁵. In einer zeitgenössischen Quelle von 1816 wurde sein Charakter wie folgt beschrieben: *Knecht hat einen lebhaften Geist, der sich in seinen Geberden, Reden und Handlungen deutlich ausspricht, ist anspruchslos, ohne Eigenliebe und Stolz, kein Schmeichler und Heuchler, sondern ein gerader, rechtlicher und gefälliger Mann, meist heitern Muths, hat Gelehrsamkeit und Witz, ist oft ironisch und scherzhaft, aber auch ernsthaft, wann es die Umstände erfordern*⁴⁶.

Knecht hinterließ ein Gesamtvermögen von rund 3.100 Gulden, heute ca. 124.000 Euro⁴⁷. Teil dieses nachgelassenen Vermögens und zugleich Beleg für seine intellektuelle Beschlagenheit war eine 253 Bände umfassende Bibliothek,

⁴² Pflug (wie Anm. 39) S. 276.

⁴³ LKA Stuttgart, Ev. Dekanatsarchiv Biberach, 18. Aug. 1812.

⁴⁴ Emil Kauffmann: Justinus Heinrich Knecht, ein schwäbischer Tonsetzer des 18. Jahrhunderts. Tübingen 1892. S. 59: *Biberacher Freunde und Verehrer Knechts stifteten demselben nach seinem Tode ein würdiges Andenken. In der protestantischen Gottesackerkirche seiner Vaterstadt stellten sie ein aus Danneckers Werkstätte hervorgegangenes Grabdenkmal in antikisierendem Stil auf. Die rechteckige Vorderfläche ist von einem Kreuz gekröntes Giebel mit je einem weiblichen Kopf an den beiden vorderen Ecken bedeckt. Das in der Form eines romanischen Bogens in sie gestellte Feld ist durch eine Querleiste, auf welcher der Name Knecht steht, in zwei Hälften geteilt: Die Obere zeigt eine Harfe, über welcher ein Stern schwebt, die Untere zwischen zwei umgekehrten Fackeln die Inschrift: Engelstöne, die er ahmend hier uns sang/singt er jauchzend dort im höhern Chor.*

⁴⁵ Allgemeine Musikalische Zeitung Leipzig vom 18. März 1818 Sp. 209.

⁴⁶ Anhang (wie Anm. 4) S. 456.

⁴⁷ Michael Ladenburger: Neue Aspekte von Leben und Werk J. H. Knecht im Spiegel seiner Verlassenschaftsabhandlung. In: Zeit und Heimat 3 (1986) S. 61-70.

die neben einer offenbar kompletten Ausgabe der Werke William Shakespeares in zehn Bänden 22 Bände aus der Feder Christoph Martin Wielands, eine größere Sammlung griechischer und römischer Klassiker (u. a. Plutarch, Cicero, Horaz), Friedrich Justin Bertucrs Übersetzung von Cervantes „Don Quijote“, Ausgaben zeitgenössischer Literatur wie Bürger, Gellert, Goethe, Schubert oder Christian Felix Weiße umfasste; letztere lieferte die Vorlage für Knechts Singspiel „Der Erntekranz“. Auch andere Zeugnisse aus dem Nachlass wurden Vertonungen zugrunde gelegt, so die Psalmen-Übersetzungen von Moses Mendelssohn oder Klopstocks „Meßiade“. Zu den musiktheoretischen Schriften in Knechts Nachlass gehören D’Alemberts „Abhandlung über die Künste“ sowie die „Allgemeine Theorie der schönen Künste“ von Johann Georg Sulzer und auch das damals bedeutendste Nachschlagewerk in musikalischen Fragen, Johann Gottfried Walters 1732 erschienenenes „Musikalisches Lexikon“. *An Werken anderer Komponisten waren 115 Ausgaben vorhanden*⁴⁸.

Nach Knechts Tod übernahm im Jahr 1818 der Sohn des rührigen Orchestergeschäftsführers und Musikalienhändlers Jakob Friedrich Kick die Position des städtischen Musikdirektors. Er führte die Katalog-Aufzeichnungen seines Vaters bis zum Ende der Konzertsaison 1848/49 weiter. Sie belegen, wie er die Singspieltradition Biberachs systematisch fortsetzte und dabei auch große Werke wie Webers „Freischütz“ zur Aufführung brachte.

Kicks Amtszeit erstreckte sich bis 1876 und umfasst damit eine musikgeschichtlich bewegte Zeit zwischen der Uraufführung von Franz Schuberts 6. Symphonie und der ersten Gesamtaufführung von Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ anlässlich der ersten Bayreuther Festspiele. Diese beiden Werke stehen zugleich für eine Entwicklung, die auch vor dem Biberacher Orchester nicht haltmachte: Die zunehmende Professionalisierung des Konzertbetriebs.

Verfügt die Hof- und Nationaltheaterorchester in der Regel über studierte Musiker, verlief die Grenze zwischen Amateur und Profi im städtisch-bürgerlichen Umfeld unscharf. E. T. A. Hoffmann beispielsweise widmete sich nach seinem ersten juristischen Staatsexamen als Referendar am Obergericht in Königsberg der musikalischen Arbeit und organisierte das Musikleben Warschau von seiner Position als Gerichtsassessor aus. Auch die Allgemeine Musikalische Zeitung Leipzig berichtet am 4. November 1801 vom Beispiel eines erschöpften Geschäftsmanns, der sich am Abend durch das Musizieren erholt⁴⁹. Und Stücke wie Schuberts Sinfonien ließen sich von ambitionierten Amateuren auch respektabel aufführen, sofern sie gut vorbereitet und regelmäßig bei den Proben erschienen – Wagners „Ring des Nibelungen“ indessen nicht.

Kick baute das Biberacher Orchester zu einem bis zu 33-Mann starken Orchester im Jahr 1844 aus, welches in der Lage war, die klassisch-frühromantischen Besetzungen zu realisieren. Zeitgenössische Werke von Weber oder Rossini standen schon kurz nach deren Uraufführung in Biberach auf dem Programm. Der Katalog der Kick’schen Notensammlung belegt, wie klug Knechts Nachfolger seine Repertoirebildung insbesondere von zeitgenössischen Kompositionen an der Spielfähigkeit seiner Gruppe ausrichtete. Weber oder Cherubini sind vertreten, Beethoven oder Wagner nicht.

⁴⁸ *Ladenburger* (wie Anm. 47) S. 60.

⁴⁹ Allgemeine Musikalische Zeitung Leipzig vom 4. Nov. 1801 Sp. 81.

1828 führte er Webers Oberon-Ouvertüre nur drei Jahre nach der Londoner Uraufführung dieser Oper auf. Weitere Aufführungsdaten waren: 6. November 1829 (Jakob Friedrich Kick verzeichnet: *mit Beyfall*), 31. Dezember 1830, 15. Dezember 1831, 12. November 1840 und 15. Februar 1844.

1831 verbesserte sich die räumliche Situation: Das Protokoll über die Durchführung des ersten Konzerts der Saison 1831/32 vermerkt *Im Gast.Hof zur Krone den 20. 8er* [Oktober] 1831. *Im neugebauten Saale*. Wie auch noch heute bei etlichen „Konzertsaaeinweihungen“ gebräuchlich, erklang als erstes Musikstück die Ouvertüre zu Mozarts „Zauberflöte“.

In der Revolution 1848/49 ging die Zahl der Konzerte zurück, auf sieben in der Saison 48/49. Parallel dazu sank die Zahl der Musiker auf 24 bis 29 pro Konzert. Festzuhalten bleibt, dass Kick ein für eine kleine Stadt ambitioniertes Repertoire in den meist im vierzehntägigen Turnus durchgeführten Konzerten pflegte bei einer Saison, die sich in der Regel von Oktober bis März erstreckte.

Johann Georg Krauß, ein vergessener Ulmer Industriepionier

Zugleich ein Blick auf die Ulmer Energieprobleme
in der Mitte des 19. Jahrhunderts

Burckhard Pichon

Einleitung

Einer der bedeutendsten Ulmer Industriepioniere in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war zweifellos Philipp Jakob Wieland (1793-1873). Er war derjenige, der im Jahre 1828 die erste „moderne“ – das heißt: mechanisiert und arbeitsteilig produzierende – „Fabrik“ in Ulm gegründet hat, die heute noch existierenden Wieland-Werke. Weitere bedeutende Industriepioniere in dieser Zeit waren die beiden Ulmer Zementfabrikanten Gustav Leube (1808-1881) und Eduard Schwenk (1812-1869), ebenso der Hutfabrikant Friedrich Mayser (1808-1887) sowie die etwas jüngeren Conrad Dietrich Magirus (1824-1895) und die Gebrüder Wilhelm (1824-1887) und Albert (1832-1886) Eberhardt mit ihrer Pflugmaschinenfabrik¹.

Den Namen Johann Georg Krauß wird man in diesem Zusammenhang wohl seltener hören, wenn überhaupt². Er war zu seiner Zeit der begabteste Ulmer „Mechanicus“, ein gefragter Ratgeber bei allen technischen Problemen, vor allem, wenn es um Wasserkraft ging. Er war Gründer der in den 1840/50er Jahren größten Ulmer Maschinenfabrik – neben Wielands Betrieb –, vor allem aber 1856 Gründer der „Mechanischen Weberei Ulm“ (MWU), aus der dann die „Spinnerei und Weberei Ay“ hervorging, lange Zeit die größte Textilfabrik im Ulm/Neu-Ulmer Raum³. Aber selbst Albert Haug, der profundeste Kenner der Ulmer Technikgeschichte, musste nach seinen umfangreichen Recherchen feststellen, Krauß sei zwar „einer der vielen Ulmer Industriepioniere gewesen, aber wenig bekannt“⁴. Um 1860 zog er aus Ulm fort und geriet in Vergessenheit. Bis vor kurzem war nicht einmal sein Todesdatum bekannt.

¹ Der Werkzeugfabrikant Georg Ott (1853-1927) und der Fahrzeughersteller Karl Kässbohrer (1864-1922) kamen erst etwas später hinzu.

² Bei Frank *Raberg*: Biografisches Lexikon für Ulm und Neu Ulm, 1802-2009. Ulm 2010, sucht man seinen Namen vergeblich, weil man nach mündlicher Auskunft des Autors einfach „zu wenig über ihn weiß“.

³ Die Firma musste 1996 ihre Produktion einstellen. Die 1908 nach Plänen des renommierten Industriearchitekten Philipp Jakob Manz erbaute 10.000 m² große Werkhalle gibt heute noch eine Vorstellung von den Ausmaßen des Betriebs. Sie gehört seit 1997 der Stadt Senden und steht seit 2013 unter Denkmalschutz.

⁴ Albert *Haug*: Kulturlandschaft Illerkanal. Hundert Jahre Illerkanal-Verband 1910-2010. Ulm 2010. S. 28.

Die Ulmer Anfänge des Johann Georg Krauß (1829)

Im Gegensatz zu allen oben genannten Firmengründern war Krauß kein gebürtiger Ulmer und stammte auch nicht aus einer wohlhabenden Familie. Am 30. Oktober 1805 kam er in Gerhausen im damaligen Oberamt Blaubeuren zur Welt. Sein Vater Friederich Krauß war ein Tagelöhner aus Wipplingen⁵, und so war auch Johann Georg bis zu seiner Einbürgerung nach Ulm im Jahre 1833 Wippinger Gemeindebürger. Es ist unbekannt, wer es dem offenbar technisch begabten Johann Georg ermöglichte, in der Schweiz zum Maschinenbauer ausgebildet zu werden⁶. Durch diese „für damalige Zeiten einzigartige Ausbildung“⁷ entging Krauß der damals für einen Handwerker noch vorgeschriebenen zünftischen Lehre z. B. zum Schmied oder Schlosser. Andererseits bedeutete dies aber auch für den jungen Johann Georg, dass er in seiner württembergischen Heimat in keinem zünftischen Handwerk eine entsprechende Arbeitsstelle hätte finden können. Diese Situation änderte sich allerdings durch die seit dem 5. Mai 1828 in Württemberg geltende neue Gewerbeordnung⁸. Nach dieser durfte zwar weiterhin nur ein zünftischer Meister einen Gewerbebetrieb eröffnen (Art. 12). Anders war es aber bei der Gründung einer „Fabrik“. Die Konzession dafür konnte von der württembergischen Regierung erteilt werden, falls sich die Anlage von *dem gewöhnlichen handwerksmäßigen Betriebe desselben Gewerbes auf eine, die Fabrikation fördernde Weise unterscheidet* (Art. 119). Das bedeutete: Der Einsatz von Maschinen, von Energie zum Antrieb der Maschinen und arbeitsteilige Produktion waren die Voraussetzung für die Einstufung des Betriebs als „Fabrik“. Der „Fabrikant“ war dann der Zunft nicht unterworfen (Art. 121) und durfte – neben zünftischen Gesellen und Lehrlingen – auch andere *Arbeits-Gehülfen* beschäftigen (Art. 57).

Unter diesen Voraussetzungen kam Krauß spätestens im Jahre 1829 nach Ulm und wurde dort von Philipp Jakob Wieland zur Einrichtung seines Maschinenparks in dessen 1828 erworbener Bochslermühle eingestellt. Für Wieland erwies sich die Zusammenarbeit mit Krauß als wahrer „Glücksfall“⁹, ebenso wie umgekehrt auch für Krauß. Fortan sollten sich die Lebenswege der beiden Männer immer wieder kreuzen, sowohl geschäftlich als auch privat. Am Anfang war es Wieland, der Krauß den Start in Ulm ermöglichte, 30 Jahre später war es Krauß, von dem Wieland die Möglichkeit erhielt zur entscheidenden Expansion seiner Messingwerke in der Ulmer Oststadt und in Vöhringen.

Wie diese beiden Männer von so unterschiedlicher Herkunft, aber gleicher technischer Begabung und Begeisterung, aufeinandertrafen, lässt sich nicht mehr ermitteln. Möglicherweise geschah dies durch den Hinweis einer der mit Wieland

⁵ LKA Stuttgart KB 2130 Bd. 1 TR Gerhausen.

⁶ Seine Paten, *Anna Maria Johannes Krausen uxor*, wohl seine väterliche Großmutter, und *Ulrich Geiger, Schuster*, wahrscheinlich der Vater seiner Mutter Ursula Geiger, kamen dafür wohl weniger in Frage. *Ebda.*

⁷ *Haug* (wie Anm. 4) S. 28.

⁸ Allgemeine Gewerbeordnung für das Königreich Württemberg. In: Regierungsblatt für das Königreich Württemberg (1828) S. 237-290.

⁹ So die Einschätzung bei Wolfgang Dürrschnabel, dem langjährigen Leiter des Archivs der Wieland-Werke; *Wolfgang Dürrschnabel: Die Anfänge der Ulmer Messingindustrie im 19. Jahrhundert*. In: *Industriekultur in Ulm bis zum Zweiten Weltkrieg*. Hg. vom Zentrum für Allgemeine Wissenschaftliche Weiterbildung (ZAWITW). Ulm 2001. S. 9-43. Hier: S. 15.

befreundeten Schweizer Familien, z.B. durch die Familie Sulzer in Winterthur. Vielleicht hörte Wieland von ihm auch auf einer der vom württembergischen König Wilhelm I. eifrig geförderten Gewerbeausstellungen in Stuttgart, auf denen er in diesen Jahren seine Produkte präsentierte. Bei diesen Gelegenheiten wird er sich sicherlich nicht nur nach technischen Neuerungen erkundigt haben, sondern auch nach fähigen Mechanikern, die damit umgehen konnten.

In seinem Betrieb in der Ulmer Rosengasse stellte Wieland neben Handfeuerspritzen auch Eisen- und Messingdraht her, mit dem er 1823 auf der Stuttgarter Gewerbeausstellung reüssierte. Allerdings fehlte ihm in seinem Betrieb die für eine Erweiterung nötige Antriebsenergie, und das hieß zu dieser Zeit Wasserkraft. Deshalb erwarb er 1828 für den Preis von 6.000 Gulden die Bochslermühle mit einer Leistung von ca. 30 PS, die ehemalige Stadtsäge, die letzte Mühle am Ausgang der (großen) Blau in die Donau. In einem ‚Aktenstück‘ aus dem Jahre 1831 wird *die Einrichtung des 1828 gekauften Sägewerks „Unter den Fischern“* beschrieben: *mit 4 Wasserrädern, je einem Drehrad, Hammerrad, Polierrad und Walzenrad; geplant sei die Einrichtung eines Drehwerkes mit einem unterschlächtigen 2 Schuh¹⁰ breiten Wasserrad, einer Sägemühle mit 2 Gängen und einem 2 Schuh breiten unterschlächtigen Wasserrad und eines Messingwalzwerkes mit einem 5 Schuh breiten Wasserrad¹¹*. Dieses Drehwerk war die erste „englische“ Leitspindeldrehbank in ganz Württemberg¹². Mit ihrem absolut regelmäßigen Vortrieb konnten die einzelnen Werkstücke mit weitaus größerer Präzision hergestellt werden, als das mit einer handbetriebenen Drehmaschine möglich war¹³ (Abb. 1).

Mit Krauß verfügte Wieland dabei über einen einheimischen, in der Schweiz ausgebildeten Mechaniker mit den notwendigen Kenntnissen im Maschinenbau und ersparte sich so die teurere Einstellung eines Mechanikers aus dem Herstellungsland zur Installation und Wartung der Maschinen. Gleichzeitig war Krauß für Wieland auch noch im städtischen Auftrag tätig bei der Reparatur des Kohlenstadel-Brunnenwerks am nördlichen Stadtgraben, einem der Pumpwerke zur Wasserversorgung der Stadt. Wieland war auch weiterhin an seiner Mitarbeit interessiert: Zusammen mit drei anderen Ulmer Unternehmern hatte er eine Mühle in Söflingen erworben, und Krauß erhielt den Auftrag, sie auf den neuesten technischen Stand zu bringen und damit zu einer damals so genannten „Kunstmühle“ ausbauen.

Bei seiner Arbeit für Wieland bekam Krauß auch einen Einblick in die in Ulm nur begrenzt zur Verfügung stehende Antriebsenergie, nämlich die Wasserkraft, und gleichzeitig in die ständigen Streitigkeiten der anliegenden Müller untereinander, wenn es um deren Nutzung ging¹⁴. Als Energiequelle zum Antrieb von

¹⁰ 1 Fuß = 0,29 cm.

¹¹ *Wieland-Werke* (Hg.): Die Wieland-Werke Ulm von ihrer Gründung bis zum Jahre 1937. Ulm 1937. S. 25. Das Aktenstück ist beim Brand der Firma im Zweiten Weltkrieg verloren gegangen.

¹² Rudolf *Hirschmann*: Die Industrieentwicklung in Ulm seit dem Mittelalter. Köln 1926. S. 41.

¹³ Schaller zitiert zu dieser technische Neuerung eine Äußerung von Karl Marx: *So gelang es, die geometrischen Formen der einzelnen Maschinenteile mit einem Grad von Leichtigkeit, Genauigkeit und Raschheit zu produzieren, den keine gebäufte Erfahrung der Hand des geschicktesten Arbeiters verleihen konnte.* Peter *Schaller*: Die Industrialisierung der Stadt Ulm zwischen 1828/34 und 1875 (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 27). Ulm 1998. S. 231.

¹⁴ Wieland hatte zwar bereits 1824 eines der Wasserräder der Lochmühle zur Einrichtung eines Walzwerkes gepachtet, erhielt aber die Genehmigung zum Betrieb wegen des Einspruchs der anliegenden Müller erst

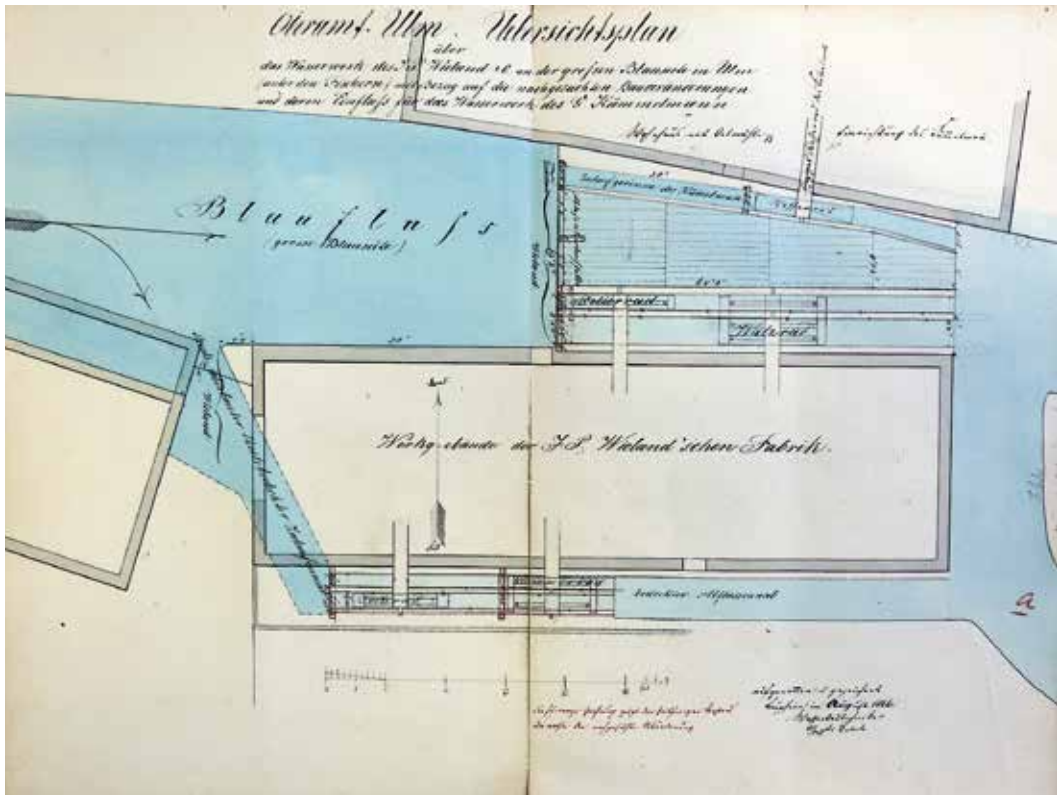


Abb. 1 - Der Plan aus dem Jahr 1866 zeigt die von Krauß eingerichteten vier Wasserräder von Wielands Bochslersmühle, die jeweils unterschiedlichen Arbeitsmaschinen zugeordnet sind: oben Polierrad und Walzrad, unten Drehrad und Hammerrad. StadtA Ulm B 660/01 Nr. 137 Qu. 53.

Mahlwerken, aber auch Drehbänken, Schleifsteinen, Bohrern, Hammerwerken, Pumpwerken und anderem mehr gab es in Ulm seit Jahrhunderten ausschließlich das Wasser der Blau¹⁵. Dieses war schon seit 1356 am Oberen Gscheid geteilt in die beiden Arme der Großen und der Kleinen Blau, die durch die Stadt hindurchflossen. Davon zweigte der Stadtgraben ab, der im Norden um die Stadt herum lief und dort die Pumpwerke zur Versorgung der städtischen Brunnen antrieb. Insgesamt versorgte das Wasser der Blau innerhalb der Stadt 96 Wasserräder mit

am 10. Jan. 1827. Anfang der 1830er Jahre beschwerten sich Ulmer Müller beim württembergischen König über die Modernisierung von Wielands Söflinger Mühle. Sie wurden allerdings von der Regierung beschieden, es sei ihnen *unbenommen, ebenfalls technische Verbesserungen zur Genehmigung vorzulegen*. Zitiert bei *Dürschmabel* (wie Anm. 9) S. 14.

¹⁵ Die Donau kam für die Einrichtung von Mühlenwerken nicht in Frage, da wegen der Unberechenbarkeit der Iller die Gefahr zu groß war, dass bei Hochwasser alle Einrichtungen hinweg gerissen würden. Bekannt sind nur zwei temporäre Versuche aus dem 19. Jahrhundert, beides schwimmende Flussmühlen: eine Zementmühle bei der Ziegellände auf Ulmer Seite und auf Neu-Ulmer Seite während der Festungsbauarbeiten die Trassmühle etwas unterhalb der heutigen Gänstorbrücke.

Energie, die sich auf 24 Wasserwerke verteilten¹⁶. Mehr war nicht möglich. Mehr wurden auch von der Stadt nicht mehr genehmigt. So wurde 1835 der Bau eines Stichkanals zum Antrieb des Mahlwerks einer Zuckerrübenfabrik abgelehnt, obwohl die Stadt beim Konkurs der Firma selber 5.000 Gulden verlor. Auch dem Konditor und Stadtrat Murschel wurde 1839 an der Metzsig-Blau ein bescheidenes Wasserrad für eine Schokoladenreibemaschine nicht genehmigt¹⁷.

Die begrenzte Wasserkraft der Blau war für die Stadt Ulm ein erheblicher Standortnachteil¹⁸. Als im Jahre 1862 die württembergische „Centralstelle für Handel und Gewerbe“¹⁹ das Energiepotenzial sämtlicher württembergischer Flüsse zusammenstellte, kam sie auf eine Gesamtmenge von 48.000 PS, von denen allerdings nur 37.000 PS in Anspruch genommen wurden, also nur etwa 75 %. Die Fils im Oberamt Geislingen wurde zum Beispiel mit potentiellen 850 PS berechnet, im Oberamt Göppingen kamen noch einmal 1.400 PS hinzu. Die Wasserkraft des Ulmer Flüsschens Blau nahm sich dagegen bescheiden aus und wurde nur gerade mit 350 PS veranschlagt. Im damals noch unabhängigen Söflingen war diese vorhandene Wasserkraft zu 90 % genutzt, in der Stadt Ulm zu 100%²⁰. Wer Energie brauchte zum Antrieb von Maschinen, benötigte Wasserkraft, und dafür gab es nur die Möglichkeit, eine der vorhandenen Mühlen zu besitzen, zu kaufen oder wenigstens eines der vorhandenen Wasserräder zu pachten²¹.

Von Krauß' Bedeutung für den Aufbau von Wielands „Fabrik“ in der Bochslermühle bekommen wir einen Eindruck durch das Zeugnis, das Wieland ihm im Jahre 1833 ausstellte, als Krauß seine Aufnahme in das Ulmer Bürgerrecht beantragte²². Wieland attestierte Krauß, er sei nicht nur *ein nüchternen, solider, braver Mann*, sondern vor allem ein herausragender Maschinist. Mit fast überschwänglichen Worten lobte Wieland seine Arbeitsleistung. Er bescheinigte Krauß, dass er *den Bau derjenigen Maschinen besorgte, durch welche es [ihm = Wieland] allein möglich wurde, [seinen] Geschäften eine grössere Ausdehnung zu geben*²³. Und wenn er dabei die Worte wählte, Krauß würde die ihm aufgetragenen Arbeiten *nicht blos zweckdienlich, sondern im wahren Sinne des Wortes meisterhaft ausführen*, dann spielte er darauf an, dass sein Mitarbeiter zwar weder eine zünftische Ausbildung genossen habe, geschweige denn einen

¹⁶ Albert Haug/Uwe Schmidt: Teichel, Pumpen, Brunnen. Ulmer Trinkwasser im Spiegel von sechs Jahrhunderten. Ulm 1998. S. 94.

¹⁷ Letztmals war dort unterhalb der Stadtmauer 1831 einer Schlosserei die Einrichtung eines neuen Mühlrads zum Betrieb einer Drehbank und einer Bohrmaschine genehmigt worden, aber auch nur unter der Auflage, dass das Mühlrad jedes Mal aus dem Wasser gezogen werden musste, wenn die Metzger des dortigen Schlachthofs ihre Abfälle über die Metzsig-Blau unterhalb der Herdrücke in die Donau leiten wollten.

¹⁸ Ab den 1840er Jahren kamen dazu noch die Beschränkungen durch die Anlagen der Bundesfestung, speziell durch die berühmten Rayonbestimmungen.

¹⁹ Ihr Präsident war lange Zeit Ferdinand von Steinbeis, seit 1871 Ulmer Ehrenbürger.

²⁰ Hermann Grees: Standort, Verkehr, Umwelt. In: Otto Borst (Hg): Wege in die Welt. Die Industrie im deutschen Südwesten seit Ausgang des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1989. S. 129-174. Hier: S. 141.

²¹ Einige Ulmer Unternehmer zogen daraus die Konsequenzen und verließen die Stadt, vorzugsweise nach Norden in eine Mühle an der Fils. Krauß und später Wieland wählten den anderen Weg nach Süden, um das reichhaltige Wasser der Iller zu nutzen.

²² StadtA Ulm B 121/51 Nr. 29 Unter-Nr. 30.

²³ Es fällt auf, dass in der Festschrift der Wieland-Werke vom April 1937, *Wieland-Werke* (wie Anm. 11), Krauß' wesentlicher Beitrag bei der Einrichtung von Wielands Messingfabrik mit keinem Wort erwähnt wird, ebenso wenig bei Hermann *Baumhauer*: Wieland. Geschichte einer Arbeitsheimat. Ulm 1991.

Meistertitel vorweisen könne, dass seine Fähigkeiten aber durchaus denen der zünftischen Meister vergleichbar seien. Für Wieland war ein nicht zünftischer Mitarbeiter wie Krauß auf jeden Fall wertvoller, denn was dieser konnte, das konnte zur damaligen Zeit sonst niemand in Ulm, vielleicht kaum jemand in ganz Württemberg. Wieland erinnerte nämlich gleichzeitig daran, dass *in alten Zeiten* in Perioden von Wirtschaftskrisen und Erwerbslosigkeit die Stadt *Leute mit vielen Kosten und vom Auslande* angeworben habe, *um neue Erwerbszweige in Ulm wieder einzuführen*. Mit diesem Hinweis mahnte Wieland, dass es besser sei, zur Installation und Wartung der störanfälligen Maschinen einheimische Arbeitskräfte zu beschäftigen. Häufig engagierten die Unternehmer nämlich mit den besseren ausländischen Maschinen gleichzeitig einen Mechaniker der Herstellerfirma²⁴, weil die Arbeitskräfte in Deutschland damit nicht umgehen konnten²⁵. Gleichzeitig ließ er damit durchblicken, dass wirtschaftlicher Fortschritt in der Stadt nur möglich sei durch fortschrittliche Produktionsweisen und damit verbunden den gezielten Einsatz von gut ausgebildeten Fachkräften²⁶. Damit hob er noch einmal die Ausnahmestellung von Krauß hervor, weil *von seinem Fache keiner hier ist*. Am Ende seines Zeugnisses kam Wieland zu folgendem Fazit über seinen Mitarbeiter Krauß: *Aus den angeführten Gründen und weil ich seine Leistungen zu genau kenne, und überzeugt bin, dass er der hiesigen Industrie von wesentlichem Nutzen, ja sozusagen eine wahre Wohlthat ist, halte ich es für meine Pflicht, ihn dem hochloeblichen Stadtrathe zur Aufnahme in hiesigen Bürger Verband nachdrücklichst zu empfehlen*²⁷.

Krauß' Antrag auf Aufnahme in das Ulmer Bürgerrecht (1833)

Krauß wohnte seit vier Jahren in Ulm, als er sich im Frühjahr 1833 entschloss, die Aufnahme in das Bürgerrecht der Stadt zu beantragen, verbunden mit dem Antrag zur Heiratserlaubnis²⁸. Die Annahme dieses Antrags war durchaus nicht selbstverständlich. Denn in der Phase einer immer noch andauernden wirtschaftlichen Flaute fürchtete die Stadt um die Arbeitsplätze ihrer Bürger durch

²⁴ Als Krauß 1863 eine Spinnerei in Ay einrichtete, orderte er dafür eine englische Dampfmaschine von Hicks & Son aus Bolton zusammen mit einem englischen Maschinisten. Seine Spinnmaschinen kamen von Parr, Curtis & Co in Manchester ebenfalls zusammen mit ihrem Obermeister, ebenso wie später die von Rieter & Co. aus Winterthur. Rudolf Lang: Von Arbeit, Fleiß und Ehr. Die Industrialisierung des Unteren Illertals. München 1993. S. 79.

²⁵ Wieland hatte beständig Ärger, sogar in seiner eigenen Belegschaft, weil man den Ideen für seine Neuerungen zu folgen nicht instande oder nicht bereit war.

²⁶ Am 10. Dez. 1832 beklagte sich Wieland bei der Stadt, dass schon acht Tage nach seiner Reparatur beim Brunnenwerk im Kohlenstadel *der neue Kurbelzapfen brach*. Schuld daran sei, *daß der Balier nicht einmal instande ist, die alten Brunnenwerke, mit denen er schon lange umgeht, ordnungsmäßig zu unterhalten*. Deshalb brachte Wieland ein Schloss an, das dem städtischen Aufseher den Zutritt verwehrte und garantieren sollte, dass das Werk nur *unter der Aufsicht eines fachkundigen Arbeiters* (möglicherweise war damit Krauß gemeint) stand. Die jetzigen mit der Beaufsichtigung Betrauten hätten *nicht einmal von der Behandlung der Maschinen, viel weniger von dem Bau der ganzen Wasserleitung einen richtigen Begriff*. Zitiert bei: Haug/Schmidt (wie Anm. 16) S. 94.

²⁷ StadtA Ulm B 122/51 Nr. 29 Unter-Nr. 30.

²⁸ *Ebda.* Der Antrag stammt vom 3. Juni 1833 und war verbunden mit dem Antrag auf Heiratserlaubnis. Beigelegt war ein Schriftstück von Krauß' Heimatgemeinde Wipplingen, die ihn aus ihrem Gemeindeverband entlassen musste und Auskunft über seine Vermögensverhältnisse gab. Eine Übersicht über die Vermögensverhältnisse seiner Verlobten ergänzte den Antrag, außerdem das schon erwähnte Zeugnis von Philipp Jakob Wieland.

den Zuzug Auswärtiger. Das ausführliche Ratsprotokoll einer Sitzung vom 25. September 1832 fasst diese Besorgnisse zusammen²⁹: *Es ist aber Thatsache, und sowohl durch Steuernachlässe als uneinbringliche Rückstände beweisbar, daß der größte Teil dieser Eingewanderten in kümmerlichen Umständen lebt, [...] daß kein Einziger von ihnen durch größere Unternehmungen den Übrigen Verdienst und Beschäftigung gegeben hat, daß überhaupt durch diese aufgezwungenen Individuen Handel, Industrie, Gewerbstätigkeit, Kunstfertigkeit in hiesiger Stadt nicht gehoben, wohl aber größere Nahrungslosigkeit und schnellere Verarmung durch sie veranlaßt worden sind, und die Armenanstalten auf eine je länger je furchtbarere Weise in Anspruch nehmen*³⁰.

Krauß kannte diese Befürchtungen und hob deshalb in seinem Antrag hervor: *Mit zünftigen Gewerben concurrirere ich nicht, da ich mich lediglich auf den Maschinenbau beschränke*³¹. Und Wieland betonte in seinem Zeugnis, dass Krauß nicht nur *niemandem die Concurrrenz vermehren, sondern einen neuen Industrie Zweig gründen, und manchem andern dadurch aufhelfen und nützen* werde. Er ging also davon aus, dass Krauß über kurz oder lang eine eigene Fabrik gründen und damit Arbeitsplätze schaffen werde. Der Antrag enthält allerdings einige Ungereimtheiten, die im Folgenden besprochen werden sollen.

Krauß begann mit einem Hinweis auf seine Ausbildung und seine Fähigkeiten: *Bei den Herren Bodmer und Danner in Zürich habe ich den Maschinenbau vollständig erlernt und in dieser Kunst diejenige Ausbildung erlangt, welche mich in den Stand setzt, jedes, auch compliziertere, Maschinen-Bau-Wesen auszuführen*³². Krauß nennt hier zwei Namen, offenbar von Züricher Maschinenbauern. Aber eine Firma eines Bodmer oder eines Danner hat es in Zürich gar nicht gegeben, geschweige denn, wie man zuweilen sogar liest, eine Firma „Bodmer & Danner“³³. Nach Auskunft des Staatsarchivs Zürich muss es sich bei Bodmer mit größter Wahrscheinlichkeit um Johann Georg Bodmer handeln, den genialen Schweizer Erfinder und Maschinenbauer³⁴. Ein Maschinenbauer Danner ist

²⁹ StadtA Ulm B 005/5 Nr. 028 RPr 1832 § 1386 vom 25. Sept. 1832.

³⁰ Nach dem Gesetz über das Gemeinde-Bürger- und Beisitz-Recht vom 15. April 1828 (Regierungsblatt für das Königreich Württemberg [1828] S. 197) hatte die Stadt nicht mehr die Möglichkeit, Bewerbungen um Aufnahme in das Bürgerrecht abzulehnen mit der Begründung, dass *bereits übersezte Gewerbe durch neue Bürgeraufnahmen nicht noch weiter vermehrt* werden sollten. In den vergangenen vier Jahren seien der Stadt mit bislang schon 132 Neubürgern dreimal so viele Neuaufnahmen *aufgedrungen* worden wie in einem vergleichbaren Zeitraum vorher. Die Folge sei eine maßlose *Übersetzung* in verschiedenen Handwerken. Deshalb hätten immer mehr Meister *aus Mangel an Arbeit das Handwerk ganz aufgeben müssen* und müssten sich als Fabrikarbeiter oder Tagelöhner ernähren. Von den 94 Schneidermeistern der Stadt (dazu noch 21 Witwen) hätten schon 21 ihren Betrieb aufgeben müssen, sechs müssten sogar *von den Armen Anstalten erhalten* werden. Inzwischen habe man weitere acht Schneidermeister aufnehmen müssen. Ähnlich sei es bei den Schuhmachermeistern. Im metallverarbeitenden Handwerk gab es diese Probleme allerdings weniger. StadtA Ulm B 005/5 Nr. 028 RPr 1832 § 1386 vom 25. Sept. 1832.

³¹ StadtA Ulm B 122/51 Nr. 29 Unter-Nr. 30. In der Tat hat es auch später gegen Krauß keine Einwände der einheimischen Schlosser- und Schmiedezünfte gegeben: Vgl. *Schaller* (wie Anm 13) S. 73.

³² StadtA Ulm B 122/51 Nr. 29 Unter-Nr. 30.

³³ *Haug* (wie Anm. 4) S. 28. *Schaller* (wie Anm. 13) S. 248, nennt es ein „weltbekanntes Züricher Maschinenbauunternehmen“.

³⁴ Geboren 1786 in Zürich, gestorben 1864 ebda. Nach einer Mechanikerlehre gründete er bereits 1807 mit 21 Jahren eine eigene mechanische Werkstätte. 1809 wurde er Leiter einer Textilmaschinenfabrik im ehemaligen badischen Kloster St. Blasien. 1822 war er kurzfristig wieder in Zürich, hielt sich aber dann in den 1820er und 1830er Jahren längere Zeit in England auf und entwickelte dort zahlreiche Patente, vorzugsweise für Werkzeug- und Textilmaschinen. Paul *Schoch-Bodmer*: Bodmer, Johann Georg. In: NDB 2 (1955), S. 361f. Hier: S. 362.

dagegen in Zürich nicht nachzuweisen. Eine mögliche Erklärung dafür könnte sein, dass es sich hier um eine Verschreibung des Namens handelt und in Wirklichkeit der Zeugschmied Hans Jakob Däniker (1766-1824) gemeint ist³⁵. Krauß hätte diesen Fehler seines Schreibers eigentlich bemerken müssen, bevor er seine Unterschrift unter so ein wichtiges Schriftstück setzte. Andererseits ist ihm aber nicht einmal aufgefallen, dass sein Schreiber den Namen seiner Braut fälschlich mit Katharina Keller notierte. Richtig wäre aber *Katharina Kerler* gewesen³⁶. Offen bleibt dabei außerdem die Frage, wer dem jungen Johann Georg Krauß, dem Sohn eines Tagelöhners, seine Ausbildung in der Schweiz bezahlt haben soll. Üblicherweise verlangte auch Bodmer ein Lehrgeld. In seinen Tagebüchern nennt er für 1824 während seines Aufenthalts in England die Summe von jährlich 600 englischen Pfund³⁷.

Ungewöhnlich ist auch, dass Krauß in seinem Antrag nur *von den Herren Bodmer und Danner in Zürich* sprach, ohne Nennung von Vornamen oder Berufsbezeichnung, so wie er auch die stadtbekanntesten Mitbewohner als die *Herren Feger, Zinger, Köpf und Wieland*³⁸ bezeichnet. Üblich war in amtlichen Dokumenten immer die Nennung des Titels oder der Berufsbezeichnung. Krauß selber wird in allen amtlichen Schreiben stets als *Mechanicus Krauß*³⁹ tituliert, später dann als *Maschinenfabrikant Krauß*. Die saloppe Namensnennung lässt darauf schließen, dass Krauß voraussetzen kann, dass deren Ruf auch bis nach Ulm gedrungen war, zumindest der Ruf Bodmers. Es ist davon auszugehen, dass Krauß selber die Geschichte von seinen Züricher „Lehrherren“ in Ulm schon häufig genug erzählt hatte, wenn man von ihm wissen wollte, wo und bei wem er als Wippinger Tagelöhnerssohn seine Kenntnisse und Fähigkeiten erworben habe. Andererseits wird aus der Formulierung deutlich, dass nur Johann Georg Bodmer gemeint sein konnte. Dieser war aber gar nicht in Zürich um die fragliche Zeit. Seit 1809 war er im badischen St. Blasien, und als er im Jahr 1822 von dort Abschied nahm, war er nur ganz kurzfristig in seiner Heimatstadt, bevor er 1823 für längere Jahre nach England ging. Dort hatte er zwar einige junge Schweizer Landsleute, Fabrikantensöhne, als Lehrjungen bei sich, aber keinen Herrn Krauß⁴⁰. Die Zeit zwischen 1820 und 1828 wären aber die Jahre, in denen Krauß' Lehrzeit angesetzt werden müsste. In seiner Biografie über Johann Georg Bodmer stellt Norbert Lang fest: „Erst in späterer Zeit nahm Bodmer auch Ausländer zu sich in die Lehre“⁴¹.

Es gibt immerhin indirekte Hinweise auf einen Kontakt zwischen Bodmer und Krauß. Als Krauß im Jahre 1865 gezwungen war, für die neu erbaute Spinnerei in Ay zusätzlich zur Wasserkraft eine Dampfmaschine einzusetzen, bestellte

³⁵ Dänikers Tochter wurde 1839 Bodmers Schwägerin zweiten Grades. Sein Schwiegersohn Johann Gottfried Reishauer (1791-1848) wurde der Namensgeber der heute noch im schweizerischen Wallisellen existierenden Werkzeugmaschinenfabrik, die freundlicherweise den Verfasser dieses Beitrags bei seinen Recherchen unterstützt hat. Als ihr Gründungsjahr gilt 1788.

³⁶ Der Ulmer Stadtpfleger schrieb ihren Namen in seiner Vermögensliste richtig. Namensverschreibungen waren nicht gerade selten zu dieser Zeit. *Schaller* (wie Anm. 13) S. 71 geht z. B. davon aus, dass mit einem Herrn Strauß in einem Stuttgarter Dokument nur Krauß gemeint sein kann.

³⁷ Norbert Lang: Johann Georg Bodmer (1786-1864). Maschinenbauer und Erfinder. Zürich 1987. S. 79.

³⁸ StadtA Ulm B 122/51 Nr. 29 Unter-Nr. 30.

³⁹ Seltener als *Mechaniker Krauß*.

⁴⁰ Lang (wie Anm. 37) S. 47.

⁴¹ *Ebda.*, S. 48.

er diese – für den stattlichen Preis von insgesamt 50.000 Gulden – bei der englischen Firma Hicks & Son in Bolton⁴². In Bolton bei Manchester, dem Zentrum der britischen Textilindustrie, hatte aber Bodmer seit den 1820er Jahren jahrelang gewirkt und viele Patente entwickelt. Hicks war ein persönlicher Bekannter Bodmers, mit dem er auch enge geschäftliche Kontakte unterhielt⁴³. Wie auch immer, nicht zu bestreiten ist die Tatsache, dass Krauß eine ungewöhnlich gute Ausbildung als Maschinenbauer genossen haben muss, die zu dieser Zeit nur im Ausland zu erwerben gewesen war. Außerdem lieferte er in Ulm von Anfang an so überzeugende Proben seines Könnens, dass es nicht zu Nachfragen nach seiner Lehrzeit kam.

Offenbar hatte Krauß seine Lehrzeit ohne einen formellen Abschluss beendet, wenigstens ohne entsprechende Nachweise. Denn in seinem Antrag auf Einbürgerung musste er zugeben: *Zeugnisse über meine Kenntniße, von Zürich aus, habe ich noch nicht bei Handen, ich glaube aber einen dießfälligen Zeit-Verlust vermeiden zu können, und voraussagen zu dürfen, daß Wohlloeblicher Stadtrath von meiner Tüchtigkeit in meinem Fache überzeugt sey, da ich sämtliche Gußwaren an unser städtischen Brunnenwerke modelliert [gestrichen: angefertigt] habe, welche als kunstgerecht und befriedigend anerkannt worden sind*⁴⁴. Merkwürdig ist, dass Krauß seinen Ausbildungsplatz in Zürich so ganz ohne eine schriftliche Bescheinigung verlassen hat und dass er es in den vergangenen vier Jahren nicht der Mühe wert hielt, dieses Versäumnis nachzuholen. Zwar stellt er in Aussicht, dass er diese Nachweise noch einholen könne, fürchtet aber einen *Zeit-Verlust*, ohne zu sagen, warum er es so eilig hat. Als Nachweis für seine Fähigkeiten, die gleichzeitig Beleg für die genannte Ausbildung sein sollen, gibt er die bislang geleistete Arbeit an, speziell an den städtischen Brunnenwerken als Mitarbeiter Wielands. Außerdem habe er *Herrn Wieland hier seine Metall-Dreherei samt Walzwerk und Wasserbau eingerichtet und gegenwärtig erbaue [er] die Maschinen in der Kunstmühle der Herren Feger, Zinger, Köpf und Wieland, zu Söflingen, was [er] für bekannt erachte*⁴⁵. Das überzeugte den Stadtrat. Im Protokoll der Beratung über seinen Antrag wird ausdrücklich vermerkt: *daß Kraus ein geschickter Maschinist ist, [und] dies bereits in hiesigem Brunnenwerk, wo er seinen Finger verlohrt, bewiesen*⁴⁶ hat.

Aus der Behandlung von Krauß' Antrag wird deutlich, dass dem Ulmer Stadtrat sehr daran gelegen war, Krauß ins Bürgerrecht aufzunehmen und damit diesen fähigen Maschinisten in der Stadt zu halten. Nicht nur, dass man ihm das Fehlen jeglicher Nachweise seiner Ausbildung durchgehen ließ, man gab sich auch zufrieden mit der saloppen Nennung seiner Lehrherren, ohne sich nach

⁴² Bayerisches Wirtschaftsarchiv München (zit. als BWA München) F 23/1. Krauß muss sehr an dieser englischen Dampfmaschine gelegen gewesen sein. Die eigentliche Maschine von Hicks kostete 12.000 Gulden. Der Dampfkessel von Kuhn in Stuttgart-Berg kostete 6.500 Gulden, ein weiterer Dampfkessel aus Köln noch einmal über 4.000 Gulden nebst Monteurkosten. Durch die Transportkosten, allein 2.500 Gulden von Bolton nach Senden, und Zölle in Höhe von 1.846,60 Gulden entstanden erhebliche Mehrkosten.

⁴³ *Lang* (wie Anm. 37) S. 51. Als man dann nach dem Brand der Spinnerei in Ay 1869 eine neue Dampfmaschine anschaffen musste, entschied man sich nicht wie die Ulmer Kollegen für ein Produkt von Kuhn in Stuttgart-Berg, sondern für ein Modell der Firma Sulzer im schweizerischen Winterthur, wahrscheinlich eines mit einer von Bodmer entwickelten Steuerung. *Ebda.*, S. 85.

⁴⁴ StadtA Ulm B 122/51 Nr. 29 Unter-Nr. 30.

⁴⁵ *Ebda.*

⁴⁶ StadtA Ulm B 005/5 Nr. 029 RPr 1833, § 850 vom 4. Juni 1833.

deren Existenz und Wirken genauer erkundigen zu wollen. Vor allem aber war man bestrebt, einen weiteren Hinderungsgrund aus dem Wege zu räumen: Krauß war nämlich eigentlich zu arm für eine Aufnahme in das Bürgerrecht. Damit ein mittelloser Neubürger nicht eines Tages der Armenfürsorge zur Last fiel, verlangte die Stadt neben der nicht geringen Aufnahmegebühr von 120 Gulden⁴⁷ auch den Nachweis eines Vermögens von wenigstens 1.000 Gulden⁴⁸. Krauß brachte aber mit knapper Not nur 500 Gulden zusammen, davon 300 Gulden Bargeld⁴⁹. Wieland legte noch 100 Gulden drauf, die Krauß von ihm – angeblich? – als ausstehenden Lohn noch zu erwarten habe. So kam er also auf 600 Gulden⁵⁰. Das Vermögen seiner Braut berechnete Krauß selber auf 350-400 Gulden, so dass beide nach Abzug der Aufnahmegebühr noch etwa 800 Gulden besessen hätten, was eigentlich zu wenig war. Der Ulmer Stadtpfleger schätzte aber das Vermögen der Braut sehr großzügig auf ebenfalls 500 Gulden⁵¹, und außerdem wurde der Braut die Aufnahmegebühr gänzlich erlassen und für Krauß selber mit dem Betrag von 100 Gulden gelinde modifiziert⁵². Das reichte dem Stadtrat.

Ein weiterer Beleg dafür, wie sehr Krauß' Aufnahme in das Bürgerrecht vom Stadtrat unterstützt wurde, bildet auch die Tatsache, dass man auf dessen Drängen einging, seinen Antrag so rasch wie möglich zu bewilligen. Am 3. Juni 1833 reichte Krauß ihn beim Ulmer Stadtrat ein. Schon am folgenden Tag stellte Stadtpfleger Nieß die Vermögensverhältnisse seiner Verlobten zusammen, und noch am selben Tag traf der Ulmer Stadtrat die Entscheidung, Krauß und seine Braut ins Bürgerrecht aufzunehmen und ihnen gleichzeitig die Heiraterlaubnis zu erteilen. Krauß' Verlobte war die 24-jährige Katharina Kerler, am 9. Februar 1809 in Ulm geboren. *Sie dient seit 10 Jahren bei Herrn Wieland zum goldenen Ochsen, zur Zufriedenheit ihrer Herrschaft*⁵³, gibt Krauß an. Sie war die Tochter des ehemaligen Ulmer Stadtsoldaten Johann Michael Kerler, im Stande eines Besitzers, der aber verstorben war. Wahrscheinlich war auch ihre Mutter Dorothea geb. Fröscher nicht mehr am Leben, denn in Frl. Kerlers Bürgerrechtsantrag wird ihr Vermögen vom Stadtpfleger als ihr eigenes bezeichnet⁵⁴. Schon am 2. Juli 1833 fand die Hochzeit statt. Der Grund für Krauß' Eile lag darin, dass seine Braut schwanger war. Sobald ihr dies klar wurde und sie sich ihrem Verlobten anvertraut hatte, unternahm dieser sofort alle Schritte, die notwendig waren für eine

⁴⁷ Raimund Waibel: Stadt und Verwaltung. Das Bild des Ulmer Gemeinwesens im 19. Jahrhundert. In: Hans Eugen Specker (Hg.): Ulm im 19. Jahrhundert. Aspekte aus dem Leben der Stadt (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation 7). Ulm 1990. S. 279-354. Hier: S. 286.

⁴⁸ *Ebda.*, S. 284.

⁴⁹ Das Zeugnis seiner Heimatgemeinde zählt auf: *An Liegenschaft: 0, an Kapital und anderen Ausständen: 0, an baarem Geld: 300 fl., an sonstiger Fabriß (mit Ausschluss der Kleider und des Leibweißzeugs): 200 fl., im Ganzen also: 500 fl.* StadtA Ulm B 122/51 Nr. 29 Unter-Nr. 30.

⁵⁰ Immerhin konnte er selbst für die ungünstigsten Perioden, nach bisheriger Erfahrung ein jährliches Einkommen von wenigstens 600 fl. angeben. *Ebda.*

⁵¹ Stadtpfleger Nieß taxierte den Wert von *AussteuerGegenständen, Pretiosen, Gold und Silber [...] nach einem beyläufigen Überschlag [auf] 242 f 48 kr*, dazu *Kleidungsstücke und Leibweißzeug mit dem Werth von 100 f*. Dazu kam ein Barvermögen in Höhe von etwa 160 Gulden. *Ebda.*

⁵² Krauß bat in seinem Antrag darum, *die Aufnahme-Gebühr für meine Braut aber gütigst zu moderieren*. Wieland ging noch einen Schritt weiter und schlug vor, *ihn und seine Braut taxfrei ins Bürger Recht aufzunehmen*. *Ebda.*

⁵³ *Ebda.*

⁵⁴ Ihre *Pretiosen, Gold und Silber* muss sie wohl geerbt haben, da sie ihren Verdienst für ihre Aussteuer verwendete. Ein Vermögen von insgesamt 500 Gulden war nicht wenig für die Tochter eines Stadtsoldaten. Offenbar war sie eine fleißige junge Frau, die gut hauszuhalten verstand.

bürgerlich standesgemäße Hochzeit und eine eheliche Geburt des Kindes. Noch ehe die Schwangerschaft seiner Verlobten offenkundig werden konnte, wollte er jedem möglichen Gerede den Boden entziehen. Sicherlich hatte er seine Braut als Hausmädchen im Elternhaus seines Arbeitgebers, nämlich in der Gastwirtschaft „Zum Goldenen Ochsen“, kennengelernt. Daher wollte er auf keinen Fall den Anschein aufkommen lassen, er habe diese fast familiäre Nähe⁵⁵ für unredliche Aktivitäten missbraucht. Denn die Dame des Hauses, *Barbara Wieland, Gold-Ochsen Wirths uxor*⁵⁶, hatte offenbar ihr Hausmädchen, das seit seinem vierzehnten Lebensjahr in ihrem Hause wohnte, in ihr Herz geschlossen: Als am 2. Januar 1834 Krauß' ältester Sohn Robert zur Welt kam, übernahm sie die Patenschaft⁵⁷. Und nicht nur für diesen Erstgeborenen übernahm sie die Patenschaft, sondern ebenso für sämtliche nachfolgenden zwölf Kinder des Ehepaars Krauß.

Krauß zog 1834 von der Büchsenstraße C 363⁵⁸ mit seiner jungen Familie in das Haus A 76, Unter der Metzger. Ab dem Folgejahr 1835 wird bis 1838 als seine Adresse der *Kupferhammer* angegeben, der zu dieser Zeit von Johannes Schwenk betrieben wurde, dem Vater des späteren Zementpioniers Eduard Schwenk. Inzwischen stellte sich in seiner Familie auch weiterer Nachwuchs ein: seine Tochter Barbara, nach ihrer Patin benannt, dann zwei Söhne, die kurz darauf wieder starben, und sein Sohn Albert (geb. 1838). Im Jahr 1840 wird im Kirchenbuch als Krauß' Adresse das Haus D 103 (Eckhaus Frauenstraße/Sammulungsgasse) genannt, für 1841 und 1842 das Haus C 393 (Am Frauengraben), zwischenzeitlich wohnte er im Haus C 61 in der Pfauengasse⁵⁹. Erst 1844 wurde die Spitalmühle, Vor dem Frauenthor 19, die Krauß bereits 1838 erworben hatte, der Wohnsitz der Familie mit ihren inzwischen fünf Kindern. Mathilde war die erste, die dort in diesem Jahr geboren wurde, später kamen bis 1853 außer zwei bald gestorbenen Kindern noch Pauline und Julia hinzu. Insgesamt überlebten von den dreizehn Kindern des Ehepaares Krauß also sechs nicht einmal das erste Lebensjahr⁶⁰.

Bei der Durchsicht der Adressbücher und Taufeinträge wird deutlich, dass Krauß in diesen Jahren häufig umgezogen ist⁶¹ und trotz seiner stetig wachsenden Familie und trotz seines wachsenden Wohlstands offenbar in eher bescheidenen

⁵⁵ Anzunehmen ist, dass Krauß häufig in der Gold-Ochsen-Brauerei – damals noch in der Donaustraße – verkehrte. Vielleicht bekam er dort auch zu günstigen Bedingungen sein Essen, vielleicht auch Quartier. Im Adressbuch von 1830 ist er noch nicht verzeichnet, obwohl er zu dieser Zeit nach dem Zeugnis von Wieland schon in Ulm war.

⁵⁶ LKA Stuttgart KB 1076 Bd. 6 TR Ulm. Barbara Wieland, im Familienkreis „Babe“ genannt (1808-1885), Philipp Jakob Wielands Cousine, heiratete 1827 seinen jüngeren Bruder Johann Jakob Wieland (1798-1859), der seinem Vater 1826 als Wirt der Gold-Ochsen-Brauerei gefolgt war. Unternehmensarchiv der Wieland-Werke AG Ulm WA 0360.

⁵⁷ *Ebda.* Aus irgendeinem Grunde übernahm bei dem Erstgeborenen neben Barbara Wieland noch *an deren Stelle Rosina Kerler, Soldatentochter*, die Patenschaft, wahrscheinlich Krauß' Schwägerin.

⁵⁸ Haus C 363 in der Büchsenstraße wird in der Wählerliste zur Landtagswahl des Jahres 1833 als sein Wohnsitz angegeben. StadtA Ulm B 001/3 Nr. 1.

⁵⁹ Entsprechender Eintrag im Adressbuch von 1845.

⁶⁰ Auf dem Meldebogen der Stadt Augsburg werden bei der Anmeldung von J. G. Krauß im Jahre 1878 seine zwei Söhne Robert und Albert sowie fünf verheiratete Töchter, Babette (Barbara) verwitwete Kraft, Laura Fritz, Mathilde Frieß, Pauline Abrell und Julia Nenning, mit aufgeführt. StadtA Augsburg, Meldebögen, Diarium 2066.

⁶¹ Ab 1859 wohnte Krauß in Ay, wo im gleichen Jahr seine Enkelin zur Welt kam, deren Eltern am 6. Okt. 1857 noch in Ulm geheiratet hatten. 1860 zog er nach Vöhringen, dort kamen zwischen 1863 und 1865

Verhältnissen lebte⁶². Man kann daraus schließen, dass es sein Hauptanliegen war, jeglichen Gewinn in die Entwicklung seiner Firma zu stecken.

Krauß' mechanische Werkstätten in der Ulmer Spitalmühle (1838)

Krauß hatte in den 1830er Jahren nicht nur mit seiner Familie seine Wohnung im „Kupferhammer“ des Johannes Schwenk, sondern er konnte auch die Wasserkraft eines der Wasserräder pachtweise für eine eigene kleine Werkstatt nutzen⁶³. Inzwischen war er in der Stadt als begabter „Mechanicus“ bekannt, sein Rat war gesucht. So zog ihn auch der junge, vielseitig engagierte Ulmer Apotheker Gustav Leube zurate bei seinen Plänen für die Gründung einer Zuckerrübenfabrik. Das großen Gewinn versprechende⁶⁴ Unternehmen war als Aktiengesellschaft mit einem für damalige Verhältnisse enorm hohen Kapital von 100.000 Gulden geplant. Da der Betrieb ohne Wasserkraft nur schwer laufen würde, hatte Leube sich schon bei verschiedenen Mühlenbesitzern umgesehen⁶⁵. Am Nachmittag des 30. März 1836 traf er sich mit Krauß an dem für die Fabrik vorgesehenen Platz und beriet *über die dortige Wasserkraft*. In seinem Tagebuch hielt Leube fest: *Krauß garantierte dafür, daß, wenn der Stadtrat zugebe, daß das Rad im Wasserbau verbessert werde und man den kleinen Kanal machen dürfte, wir vollkommene Wasserkraft bekommen*⁶⁶. Dieser Kanal wurde allerdings vom Stadtrat nicht genehmigt, was eigentlich vorauszusehen gewesen war. Als außerdem der Zuckerpreis wieder abstürzte und die Anlage drei Jahre nach ihrer Gründung 1839 wieder verkauft werden musste, hatten die Aktionäre dabei 98% ihres eingesetzten Kapitals verloren. Das Desaster dieser Zuckerfabrik schadete aber nicht dem Ruf des zu Rate gezogenen Mechanikus Krauß, vielleicht eher im Gegenteil. Seine Prognose hatte er nicht als Kaufmann, sondern als Techniker gegeben, und dass die Wasserkraft letzten Endes fehlte, hatte er nicht zu verantworten. Für ihn aber wird es ein weiterer Beweis gewesen sein, dass kein größerer Betrieb mehr ohne Wasserkraft auskam. Umso glücklicher konnte er sich schätzen, dass er selber zu dieser Zeit eine eigene Mühle in seinen Besitz bringen konnte.

Am 8. Juni 1838, fünf Jahre nach seiner Einbürgerung, erwarb Krauß die alte Ulmer Spitalmühle. Zur Reichsstadtzeit war sie die Mühle des Spitals gewesen, später war sie die Getreidemühle der Armee-Stiftungsverwaltung, 1826 und 1830 war sie laut Adressbuch im Besitz des Merzlers⁶⁷ Johannes Käßbohrer. Die Mühle wurde vom Stadtgraben gespeist, der – nach dem Betrieb der städtischen Wasserpumpen – anschließend noch zwei weitere Mühlen antrieb, ehe er in die Donau mündete. Die Leistung war bei einem Durchfluss von 500 Litern pro

drei weitere Enkelkinder zur Welt. Ab 1866 wohnte er in Pfersee bei Augsburg, wo das vierte Enkelkind geboren wurde.

⁶² Kein Vergleich zu den sehr repräsentativen Wohnhäusern, welche sich ab den 1860er Jahren die Fabrikanten Schwenk, Wieland, Leube, Ebner, Wechsler und andere errichten ließen.

⁶³ Aus dieser Zeit stammen auch die Schulden in Höhe von 748 Gulden, die der Drahtzieher Elias Holl im Jahre 1838 bei ihm hatte. *Schaller* (wie Anm. 13) S. 257f.

⁶⁴ Der Zuckerpreis war enorm gestiegen, nachdem der Einfuhrzoll auf holländischen Zucker drastisch erhöht worden war.

⁶⁵ Er besuchte Becks Papiermühle, eine Mühle in Söflingen und auch die Spitalmühle.

⁶⁶ Gustav *Leube*: Tagebuch, (8. Fortsetzung, S. 112). In: *Leube-Familien-Blätter*, Gartenau, Nr. 9 (1958). S. 239-252. Hier: S. 242.

⁶⁷ Kleinkrämer.

Sekunde entsprechend bescheiden⁶⁸, aber immerhin mögen es 6 PS gewesen sein, in Spitzenzeiten vielleicht sogar 11 PS. Die Mühle war zwei Jahre zuvor auch Leube angeboten worden, aber ihm war sie für 12.000 Gulden zu teuer gewesen⁶⁹.

Welchen Preis Krauß für die Mühle bezahlte, wissen wir nicht. Ihm ging es gar nicht um die Mühle, sondern um das Wasserrecht und um die dazu gehörenden Grundstücke⁷⁰. Wer das Geld für Ankauf und Umbau gab, ist nicht bekannt, es können daher nur Vermutungen angestellt werden. In einem Schreiben an das Ulmer Oberamt vom 23. Mai 1839 gibt Krauß an, dass er bislang *Verbindlichkeiten* für einen *bis jetzt nöthig gewordenen Fonds von 25.000 fl*⁷¹. eingegangen sei. Kreditinstitute gab es in diesen 1830er Jahren in Ulm noch nicht. Geld hatte man selber, oder man bekam es von der Verwandtschaft, von der angeheirateten Ehefrau und ihrer Familie, von befreundeten Geschäftsleuten, vielleicht noch von der Ulmer Hospitalstiftung. Aber Sicherheiten für einen Kredit, vielleicht ein größeres Grundstück, konnte Krauß nicht vorweisen. Es ist vermutet worden, dass Wieland seinem ehemaligen Mitarbeiter und Freund Krauß finanziell unter die Arme gegriffen haben könnte⁷². Das erscheint aber wenig wahrscheinlich. Wieland hatte selber für Ankauf und Einrichtung seiner Fabrik zahlreiche Kredite in Anspruch nehmen müssen⁷³. Er war bestrebt, diese Verpflichtungen möglichst rasch wieder loszuwerden, und innerhalb der nächsten zehn Jahre gelang ihm das auch⁷⁴. Als Kapitalgeber kam Wieland also weniger in Frage, höchstens als Fürsprecher. Immerhin hatten sich Krauß' Fähigkeiten bei der Ulmer Geschäftswelt inzwischen herumgesprochen. Von Gustav Leube war schon die Rede. Sein Schwiegervater, der Senator und Verwalter der Hospitalstiftung, Conrad Daniel von Dieterich, bekannt *als reichster Ulmer Bürger in der Zeit der Frühindustrialisierung*⁷⁵, griff ihm mehrfach finanziell unter die Arme. Er verlor dabei zwar einiges Kapital, aber nicht seinen Glauben an den wirtschaftlichen Fortschritt der Stadt⁷⁶. Vielleicht war er bereit zu einer Starthilfe für den inzwischen 33-jährigen, begabten Maschinenbauer Krauß⁷⁷. Auch an

⁶⁸ Zum Vergleich: Der Durchfluss der Blau wird aufgrund von amtlich gemessenen Durchschnittswerten mit insgesamt 3.200 Litern pro Sekunde angegeben, aufgeteilt in die 1.730 Liter der Großen Blau und die 1.470 Liter der kleinen Blau, vgl. *Haug/Schmidt* (wie Anm. 16) S. 90.

⁶⁹ Leube notierte am 29. März 1836 in sein Tagebuch: *Der Spitalmüller wollte für sein Anwesen 12.000 Gulden, darauf konnten wir uns nicht einlassen. Leube* (wie Anm. 66), S. 242. Die Tatsache, dass Wieland acht Jahre zuvor für seine wesentlich leistungsfähigere Bochslermühle nur die Hälfte des Preises bezahlt hatte, ist ein Hinweis darauf, wie sehr die Nachfrage nach Wasserkraft inzwischen gestiegen war.

⁷⁰ Dazu gehörten noch ein Gewürz- und ein Grasgarten. BWA München F 23/4.

⁷¹ StadtA Ulm B 666/10 Nr. 14 Aktenbund 1839/40 Qu. 9.

⁷² *Schaller* (wie Anm. 13) S. 253 und Anm. 415. Schaller vermutet, dass es Krauß „wahrscheinlich durch bessere Beziehungen gelang, anderweitig finanzielle Unterstützung zu erhalten“ und weist in einer Anmerkung dazu auf die „guten Beziehungen zwischen Krauß und Wieland“ hin.

⁷³ Vom Vorbesitzer der Mühle war ihm ein Kredit von 4.000 Gulden eingeräumt worden. Für die Einrichtung seines Maschinenparks bekam er einen weiteren Kredit von seinem Jugendfreund, dem schwerreichen Tabakfabrikanten Wechsler. Seit 1832 wurde er von seinen Stuttgarter Schwägern, den reichen Kaufleuten Kapff, unterstützt, die er allerdings dafür als Teilhaber aufnehmen musste.

⁷⁴ Vgl. *Dürschnabel* (wie Anm. 9) S. 14.

⁷⁵ *Schaller* (wie Anm. 13) S. 252.

⁷⁶ Dieterich hatte mit Krediten in Höhe von 40.000 Gulden der in Turbulenzen geratenen Zuckerrübenfabrik seines Schwiegersohns aus der wirtschaftlichen Klemme helfen wollen. Er war der einzige, der aus dem Desaster dieses Unternehmens einigermaßen unbeschadet herauskam, weil sein Kredit bei dem unvermeidlichen Verkauf der Firma (1839) gerade noch abgesichert war.

⁷⁷ Auch Schaller nimmt an, dass Dieterich außer für Leube „vermutlich [...] in weiteren Fällen als Kreditgeber für Industrieunternehmen“ fungierte. *Schaller* (wie Anm. 13) S. 257.

Wielands Jugendfreund Albrecht Friedrich Wechßler ist zu denken, der immer wieder befreundeten Kollegen mit Krediten aushalf und dessen Tabakmanufaktur teilweise enorme Gewinne abwarf⁷⁸. Die Patin von Krauß' Kindern gehörte als Ehefrau des Gold-Ochsen-Wirts zwar zu einer wohlhabenden Familie, aber über das Vermögen bestimmte natürlich ihr Ehemann.

Wie Krauß auch immer das Geld zum Kauf und zum Umbau der Spitalmühle aufbrachte, es bleibt die Tatsache, dass er im Gegensatz zu den eingangs genannten Ulmer Firmengründern aus dieser Zeit weder eigenes Vermögen besaß noch reiche Verwandte oder wohlhabende Paten. Er besaß lediglich seine Ausbildung und seine Fähigkeiten, und mit diesen baute er seine Werkstatt in kürzester Zeit zu einem der größten Ulmer Unternehmen aus. Schon fünf Jahre später gehörte er zum kleinen Kreis der 200 höchstbesteuerten Ulmer⁷⁹. Für Krauß war es sicherlich beruhigend zu wissen, dass für den Fall, dass ihm etwas zustoßen sollte oder auch sein Unternehmen schief gehen würde, wenigstens seine Kinder durch ihre wohlhabende Patin abgesichert waren. Für alle zwischen 1837 und 1850 geborenen acht Kinder hatte außerdem der Eisenhammerschmied Martin Woydt – sein Nachbar aus seiner Zeit in der Kupfermühle, mit dem er sich das Wasser geteilt hatte – die Patenschaft übernommen⁸⁰, zusammen mit Barbara Wieland. Die wohlhabenden und stadtbekanntesten Paten seiner Kinder sind ein weiteres Indiz für Krauß' sozialen Aufstieg in Ulm: Innerhalb von zehn Jahren war er also nicht nur wirtschaftlich, sondern auch gesellschaftlich „angekommen“ in der Stadt. Mit ziemlicher Sicherheit war er wie die meisten seiner Mitbürger Mitglied in einem der zu dieser Zeit außerordentlich populären bürgerlichen Vereine⁸¹. Allerdings fällt auf, dass Krauß im Gegensatz zu vielen anderen Ulmer Unternehmern, den so genannten „Industriebürgern“, sich nicht für die politischen Geschicke der Stadt engagierte. In den Listen der Mitglieder oder Kandidaten des Bürgerausschusses sucht man ihn genauso vergeblich wie unter den Mitgliedern oder Kandidaten des Gemeinderats⁸².

Ganz reibungslos verlief Krauß' Firmengründung allerdings nicht. Am 11. März 1839 hatte eine Kommission des Stadtrats sich persönlich über Krauß' Umbaupläne informiert. Das alte quadratische Mühlengebäude sollte abgerissen werden und stattdessen ein quer zum Wasserlauf liegendes zweistöckiges Ge-

⁷⁸ Schaller nennt für das Jahr 1806/07 bei einem Umsatz von 240.000 Gulden einen geschätzten Gewinn von 48.000 Gulden. Peter Schaller: Zur Wirtschaftsgeschichte Ulms. In: Specker (wie Anm. 47) S. 105-168. Hier S. 115.

⁷⁹ Im Jahre 1844 wird Krauß erstmals in der Liste der Ulmer Höchstbesteuerten geführt, ebenso 1851. Dies sind diejenigen Bürger, die bei den Wahlen zum württembergischen Landtag aufgrund ihres Vermögens direkt stimmberechtigt waren. StadtA Ulm B 001/3 Nr. 1.

⁸⁰ LKA Stuttgart KB 2130 Bd. 1 TR Gerhausen. Für die zuvor geborenen Kinder war es der Schuhmachermeister Johannes Grob gewesen.

⁸¹ Möglicherweise war Krauß Mitglied der „Kegelgesellschaft in Wassermanns Garten am Frauentor“. Wassermann war dort zu dieser Zeit Krauß' Nachbar, ihm gehörte die Sägmühle in der Unteren Bleiche. Weitere Teilnehmer der Gesellschaft waren Kaufmann Kiderlen, Kupferhammerbesitzer Eduard Schwenk und Tabakfabrikant Albrecht Friedrich Wechßler, die zu Krauß' Bekanntenkreis gehörten. Vielleicht ist Krauß einer der Herren, die um 1850 porträtiert worden sind, vgl. StadtA Ulm, F 4 Bildnisse Nr. 590. Das Bild ist abgedruckt bei Waibel (wie Anm. 47) S. 313.

⁸² Gustav Leube war 1855 Mitglied des Bürgerausschusses, Eduard Schwenk in den Jahren 1852 und 1856. Philipp Jakob Wieland war Mitglied des Bürgerausschusses im Jahr 1830, er kandidierte anschließend mehrfach erfolglos für den Gemeinderat (1831, 1837, 1843 und 1844), ehe er in den Jahren 1859 und 1863 noch einmal in den Bürgerausschuss gewählt wurde. Auch Krauß' spätere Mitaktionäre seiner Mechanischen Weberei waren fast alle zeitweise im Bürgerausschuss oder Gemeinderat, vgl. Anm. 154. StadtA Ulm, H Waibel Nr. 4f.

bäude von 88 Fuß Länge und 40 Fuß Breite⁸³ errichtet werden. Die beiden vorhandenen Wasserräder wurden ersetzt durch ein einziges, sicherlich modernes und damit leistungsfähigeres Wasserrad⁸⁴ mit Schaufeln von 5 ½ Fuß Breite. Dieses sollte 30 Fuß wasserabwärts verlegt werden. Damit wollte Kraus neben seinen beiden Getreide-Mahlgängen über eine entsprechende Transmission im hinteren Teil des Hauses die Maschinen seiner mechanischen Werkstätte antreiben. In einem *Stadtaugenscheins-Protokoll* wurde festgestellt, dass es dagegen weder ein *privatrechtliches* noch ein *polizeiliches Hindernis*⁸⁵ bestehe. Krauß fing also an zu bauen. Die offizielle Genehmigung zum Umbau hatte er gar nicht erst abgewartet, auch das Gutachten des Mühlen-Inspektors stand noch aus. Es konnte nicht ausbleiben, dass der unerlaubte Beginn der Bauarbeiten bekannt wurde. Ein Mitarbeiter des Oberamts erfuhr davon am 17. Mai *zufälliger Weise*⁸⁶ und verfügte sofort die Einstellung der Arbeiten (Abb. 2).

Das setzte Krauß in mancher Beziehung in *große Verlegenheit*, obwohl er es hätte voraussehen können. Am 23. Mai wandte er sich an das Oberamt: *Mein seither gemiethetes Local ist mir aufgesagt, und bin ich daher bis in August ohne Wohnung und ohne Werkstätte, wenn ich mein neues Haus nicht beziehen kann. Einstellungen, die ich auf bestimmte Zeit auszuführen mich verbindlich machte, würden mir abgenommen, da ich unter den obwaltenden Umständen solche nicht erledigen könnte.*

Der mir zur Ausführung meines Baus bis jetzt nöthig gewordene Fonds von 25.000 fl setzten mich gegen die Darleihen in Verbindlichkeiten, die ich unmöglich erfüllen könnte, wenn ich den Bau gänzlich einstellen, wegen Mangel an Werkstätte meine Arbeiter entlassen und somit ohne Verdienst seyn müßte. Krauß bat darum, ihm *wenigstens die Erlaubniß zur Fortsetzung [s]eines Hochbauwesens zu gestatten* und versicherte, *den Wasserbau, bis ein weiteres Gutachten erfolgt seyn wird, einzustellen*⁸⁷.

Am 28. Juni 1839 entschied die Kreisregierung⁸⁸, dass Krauß der Weiterbau gestattet wurde, allerdings unter der ausdrücklichen Bedingung, dass das *Wasser weder zum Nachtheil der oberhalb liegenden Werke geschwellt, noch in seinem freien Abfluß zum Schaden der unterhalb liegenden gehindert werden dürfe*⁸⁹. Inzwischen war am 29. Mai auch das Gutachten des aus Heidenheim angereisten Mühlen-Inspektors Sapper mit der Genehmigung des Umbaus eingetroffen. Der angrenzende Nachbar Kiderlen, Besitzer der Mühle in der Unteren Bleiche, hatte jetzt nicht nur mündlich, sondern am 10. Juni 1839 auch schriftlich erklären müssen: *Ich habe gegen diesen Wasserbau durchaus Nichts einzuwenden*⁹⁰. Mühleninspektor Sapper bekam die ausdrückliche Anweisung, genau zu kontrollieren, ob Krauß sich an die Vorschriften hielt⁹¹, und der Kreisregierung

⁸³ 1 Fuß = 0,29 Meter.

⁸⁴ Bis in die Neuzeit betrug die Energieausbeute eines Wasserrades gerade einmal 40%, durch die Erfindung des Ponceletrades (1825) kam man auf 60-70%. Erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts erreichte das Zuppingerad (1844) ebenso wie die Turbine einen Wirkungsgrad von etwa 80%.

⁸⁵ StadtA Ulm B 666/10 Nr. 14 Aktenbund 1839/40 Qu. 1.

⁸⁶ *Ebda.*, Qu. 6.

⁸⁷ *Ebda.*, Qu. 9.

⁸⁸ Da der Bau sich außerhalb der früheren Stadtmauern befand, war dafür die Kreisregierung zuständig.

⁸⁹ StadtA Ulm B 666/10 Nr. 14 Aktenbund 1839/40 Qu. 15½.

⁹⁰ *Ebda.*, Qu. 14.

⁹¹ Das tat er allerdings nicht, denn seine Leerfalle maß nicht 3 Fuß 2 Zoll, sondern nur 3 Fuß. Zur Korrektur wurde Krauß *unter Strafandrohung* eine dreiwöchige Frist eingeräumt. *Ebda.*, Qu. 17.

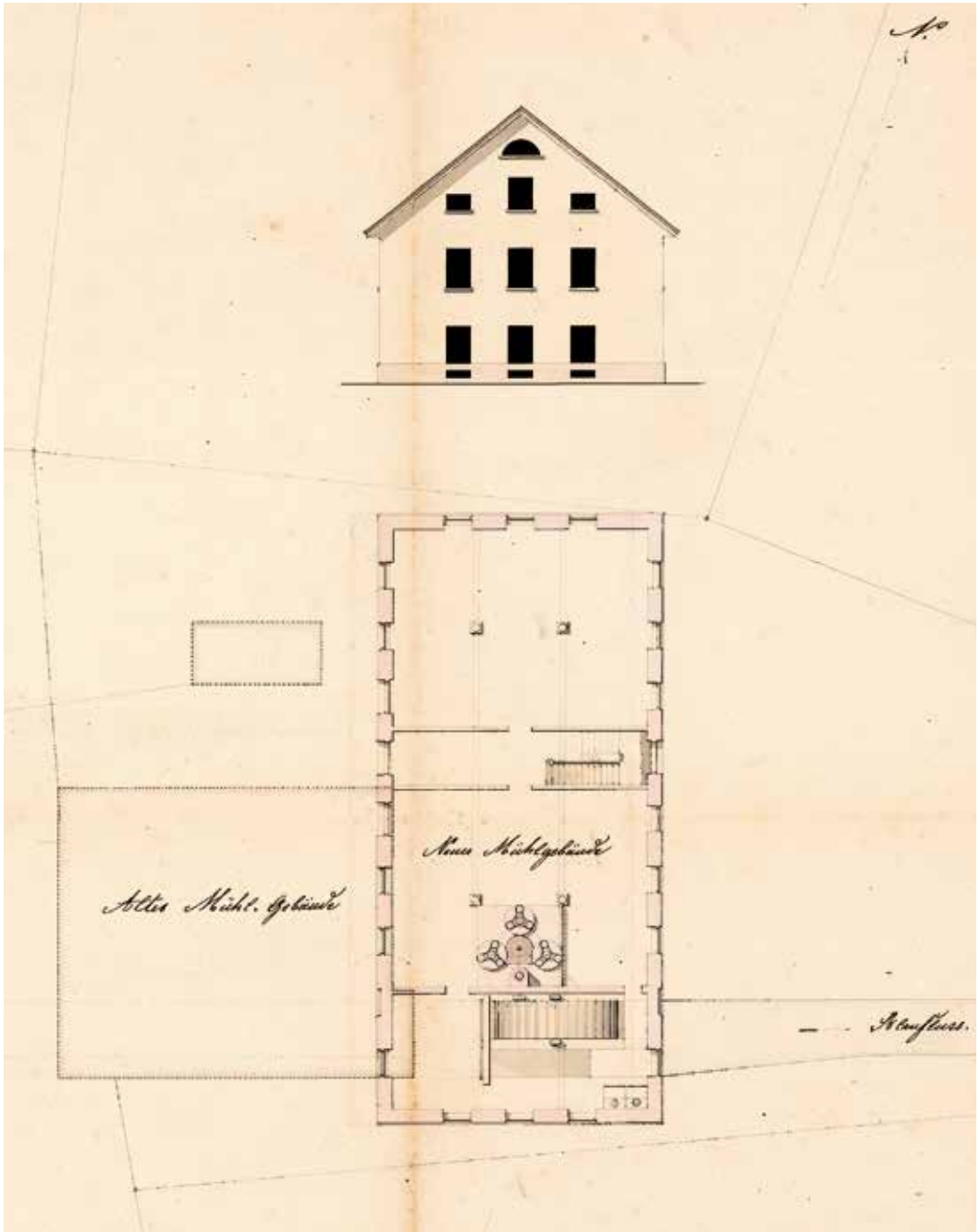


Abb. 2 - Krauß' Plan aus dem Jahr 1838 zeigt den Neubau der Spitalmühle, der jetzt quer zum Wasserlauf angeordnet ist. Das Wasserrad der Kunstmühle betreibt drei Mahlwerke. Im hinteren Teil des Gebäudes hatte Krauß seine mechanischen Werkstätten eingerichtet. StadtA Ulm B 666/10 Nr. 14 Aktenbund 1839/40 Qu. 7.

darüber Bericht zu erstatten. Krauß und der von ihm beauftragte Maurermeister wurden wegen des ohne Erlaubnis begonnenen Baus mit einer Strafe von je 15 Gulden belegt.

Innerhalb der nächsten zehn Jahre baute Krauß seine Maschinenfabrik zu dem neben Wielands Werkstätten größten Ulmer metallverarbeitenden Betrieb aus. Was er produzierte, erfahren wir aus einem Bericht, den er im Revolutionsjahr 1848 auf Nachfrage über die Handelskammer an die Frankfurter Nationalversammlung einreichte. Darin heißt es: *Auf die an mich gestellte Frage über Maschinenfabrication, habe ich zu erwiedern die Ehre, daß 1. bis jetzt nur eine Maschinenfabrik auf hiesigem Platze besteht⁹², welche durchschnittlich 20. – 25. Arbeiter beschäftigt, und wird dem Arbeiter 54 kr bis 1 f 40 kr Lohn p. Tag bezahlt. 2. werden in derselben producirt, besonders vollständige Einrichtungen für Kunstmühlen, Walzwerke, Sägmühlen, Transmissionen mit Wasserräder für Stau und andere Fabriken, Drehbänke, Pressen, Krabnen und dergleichen. Die Absatzwege sind, Württemberg, Bayern und Osterreich, nach letzterem Staate konnte aber wegen den hohen Zöllen bis jetzt nicht viel gemacht werden⁹³.*

Krauß' eigentliches Anliegen war, dass er einen *Zollschutz* von wenigstens 25% *auf alle Maschinentheile* für *dringend nothwendig* hielt, *denn nur dadurch ist es möglich, daß wir nicht stets durch engl., französische und schweizer Fabrikate überflügelt werden⁹⁴*. Vor allem aber forderte er den freien Warenverkehr nach Österreich⁹⁵. Dass der Aufschwung seiner Firma kein Selbstläufer war, zeigt das Schicksal des Söflinger Drahtzugbesitzers Elias Holl, der trotz seiner Verwandtschaft mit der Familie des wohlhabenden Gold-Ochsen-Besitzers Wieland im Jahre 1838 Außenstände von über 60.000 Gulden bei Schwenks Kupferhammer aufgehäuft hatte und vier Jahre später in Konkurs ging⁹⁶. Ebenso gelang es keinem der bei Wieland ausgebildeten Gebrüder Bertram, sich mit einer mechanischen Werkstätte in Ulm dauerhaft selbstständig zu machen, nicht zuletzt auch, weil sie die dafür unabdingbare Wasserkraft, eine eigene Mühle, nicht besaßen.

In den 1850er Jahren spielte Johann Georg Krauß eine bedeutende Rolle bei der Diskussion um die Neuordnung der Ulmer Wasserversorgung. Ziemlich marode waren die fünf Wasserwerke, die entlang der nördlichen Stadtmauer – angetrieben von dem in den Stadtgraben geleiteten Wasser der Blau – Grundwasser nach oben in höher gelegene Behälter pumpen⁹⁷, von wo aus es in die städtischen Brunnen und die angeschlossenen Haushalte weitergeleitet wurde.

⁹² Es ist nicht ganz nachzuvollziehen, warum Krauß hier neben anderen kleineren Firmen auch Wielands Betrieb unterschlägt, obwohl dieser zusätzlich zu seiner Drahtproduktion und seinem Walzwerk auch Feuerspritzen, Wasser- und Bierpumpen herstellte. Wahrscheinlich hielt er ihn im eigentlichen Wortsinn nicht für eine „Maschinenfabrik“, sondern für einen metallverarbeitenden Betrieb.

⁹³ StA Ludwigsburg E 170 Bü 733.

⁹⁴ Im Widerspruch dazu steht allerdings, dass Krauß die heimischen Betriebe für durchaus konkurrenzfähig hielt, da *Kräfte und Kenntnisse* genauso vorhanden, die Brennstoffkosten zwar teurer, die Arbeitslöhne aber billiger seien.

⁹⁵ Wahrscheinlich kalkulierte er darauf, dass sich seine Produkte mit Hilfe der „Ulmer Schachteln“ relativ kostengünstig auf dem Schiffsweg donauabwärts transportieren ließen. Die Schweiz, die zu dieser Zeit von der jungen Ulmer Zementindustrie, vor allem von Schwenk, gerade als Absatzmarkt entdeckt wurde, spielte in seinen Überlegungen keine Rolle.

⁹⁶ Schaller (wie Anm. 13) S. 257f.

⁹⁷ Der „Zundelturm“ beim Seelhaus-Brunnenwerk ist der letzte noch erhaltene „Wasserturm“ der früheren Wasserversorgung.

Vor allem aber waren die alten Holzrohre inzwischen verschlammte und derartig mürbe geworden, dass ein großer Teil des geförderten Wassers wieder verloren ging. Stadtbaumeister Thrän plädierte immer wieder vehement für eine umfassende Lösung. Die Stadt konnte sich dazu allerdings nicht durchringen, und wenn einmal ein Beschluss gefasst worden war, dann wurde die Ausführung jahrelang verzögert⁹⁸. Der Streit eskalierte so sehr, dass sich Thrän im Juni 1850 mit Hilfe der ‚Ulmer Zeitung‘ in einer vierseitigen Extra-Beilage an die Öffentlichkeit wandte⁹⁹. Darin warf er der Stadt als seinem Arbeitgeber schwere Versäumnisse vor. Diese gipfelten in der Feststellung, dass die städtische Wasserversorgung in ihrem derzeitigen Zustand nachgerade gesundheitsschädlich sei¹⁰⁰. Thrän kam zu dem Ergebnis, dass der Zustand der Werke *so destruiert sei, dass nach dem Urteil aller Sachverständigen eine Restauration unmöglich sei*¹⁰¹.

Anlass für Thräns öffentliche Kritik war, dass die Stadt alle Vorarbeiten, sogar die Bestellung neuer gusseiserner Rohre zurückgestellt und weitere Gutachten eingefordert hatte. Damit beauftragt wurde neben dem Münchner Stadtbaumeister Hoeß¹⁰² der Mechaniker Johann Georg Krauß. Jahre zuvor war er selber mit der Reparatur des Kohlenstadel-Brunnenwerks beschäftigt gewesen, und außerdem war er als Betreiber der Maschinenfabrik in der Spitalmühle über die Wasserführung des Stadtgrabens bestens im Bilde. Es war bekannt, dass er gegen Thrän für eine kleine Lösung plädierte, und entsprechend fiel auch sein Gutachten aus. Er zog sich damit den beißenden Spott Thräns zu. Dieser, der selber von Haus aus kein Mechaniker war, legte im März 1851 vor dem Ulmer Stadtrat dar, dass *Herr Hoeß und Herr Krauß den Zusammenhang sämtlicher Werke weder kennen noch begriffen haben*. Er behauptete, *dass deren Gutachten jede höhere mathematische Weise mangelt – ich will diese auch nicht erwarten – aber nur einigermaßen populäre Mathematik und Hydraulik, wie sie jedem Dorfmühlarzt eigen ist, hätte ich darin zu finden geglaubt*¹⁰³. Möglicherweise war Thräns Stellungnahme auch deswegen so giftig, weil er davon ausging, dass Krauß’ Gutachten nicht ganz uneigennützig war. Krauß hatte nämlich angeboten, *sämtliche Brunnenwerke zu restaurieren*¹⁰⁴. Sein Urteil war dementsprechend ganz im Sinne des Stadtrats ausgefallen¹⁰⁵. Mit einer deutlichen Spitze gegen Thrän wurde Krauß vom Stadtrat ausdrücklich dafür gelobt, er habe *in 8 Tagen mehr geleistet als 2 Architekten in einem halben Jahr*¹⁰⁶.

⁹⁸ Erst 1873 ging das zentrale städtische Wasserwerk in Betrieb, welches das aus dem Weiherbach gesammelte Wasser mithilfe einer Dampfmaschine in das über 40 Meter höher gelegene Hochreservoir auf dem Michelsberg pumpte.

⁹⁹ *Haug/Schmidt* (wie Anm. 16) S. 104.

¹⁰⁰ In Zeiten von Trockenheit, wenn die Energie der Pumpen zu schwach sei, werde nämlich dem städtischen Trinkwasser heimlich Wasser aus dem Stadtgraben zugeleitet. Und dieses sei hochgradig verseucht, zumal die Abortgruben der anliegenden Hausbesitzer nur einfach gemauert und damit alles andere als dicht waren, teilweise die Fäkalien sogar direkt in den Stadtbach gelangten. *Ebda.*

¹⁰¹ *Ebda.*

¹⁰² Manchmal auch Heß geschrieben, *Ebda.*, S. 100.

¹⁰³ *Ebda.*, S. 101.

¹⁰⁴ Das geht aus einem 1867 verfassten Bericht einer städtischen Commission hervor. *Ebda.*, S. 100.

¹⁰⁵ Auch Wieland wurde um eine Stellungnahme gebeten. Er kritisierte einerseits, dass Stadtbaumeister Thrän nur Angebote für einen Neubau der Anlage einholte, nicht aber für Reparaturen. Andererseits wiederholte Wieland seine schon 20 Jahre vorher erhobenen Vorwürfe an die Stadt, dass keine sachverständigen Maschinenwärter zur Beaufsichtigung angestellt wurden. *Es ist wirklich schaudererregend, wie mit diesen Maschinen umgegangen wird*. *Haug/Schmidt* (wie Anm. 16) S. 101.

¹⁰⁶ *Ebda.*, S. 102.



Abb. 3 - Krauß' Abdrückpumpe aus dem Wassermuseum im ehemaligen Seelhausbrunnenwerk (Foto: Burckhard Pichon).

Immerhin plädierte auch das Gutachten von Hoeß und Krauß für den Ersatz der hölzernen Rohre durch gusseiserne¹⁰⁷. So wurde es dann auch vom Stadtrat beschlossen, allerdings auch erst zwei Jahre später am 13. Juli 1853¹⁰⁸. Es dauerte bis zum 18. Oktober des Folgejahrs, dass die Arbeiten endlich begonnen wurden, die sich bis zum Ende des Jahres 1859 hinzogen. Wenn die neuen gusseisernen Röhren sich als dicht erwiesen, so hoffte man, müssten die Pumpen auch weniger Wasser fördern¹⁰⁹ und ihre Reparatur würde sich vielleicht erübrigen oder zumindest hinausschieben lassen. Zur Prüfung, ob die neuen Röhren dem Druck standhielten und wirklich dicht waren, stand der Stadt die Abpresspumpe zur Verfügung, die Johann Georg Krauß erfunden und in seiner Maschinenfabrik hergestellt hatte. Nach Albert Haug war diese Pumpe eine *raffinierte Konstruktion*¹¹⁰. Sie funktionierte *mit zwei ineinander verschachtelten Druckkolben. Der größere davon diente zum Füllen bis zum mittleren Drucken. Mit dem kleinen Kolben konnte man dann hohen Druck erzeugen. Die Pumpe war über einen langen Hebel handbetrieben*¹¹¹ (Abb. 3).

¹⁰⁷ *Ebda.*, S. 100.

¹⁰⁸ Eigentlich war das schon am 22. Feb. 1848 beschlossen worden, aber noch im Juli 1850 war bei einer Ulmer Firma die Lieferung von hölzernen Röhren in Auftrag gegeben worden. *Ebda.*, S. 116.

¹⁰⁹ Thrän hatte für das System der Holzröhren einen Wasserverlust zwischen geförderter und abgegebener Menge von 38 % errechnet. *Ebda.*, S. 104.

¹¹⁰ *Ebda.*, S. 118.

¹¹¹ *Ebda.*

¹¹² *Ebda.*

Dieses *Meisterstück*¹¹² hatte Krauß allerdings aus einem anderen Anlass erfunden, nämlich für die Druckprüfung bei Dampfmaschinen. Bei deren seit 1853 vorgeschriebenen Visitationen¹¹³ hatte sich Krauß' Abpresspumpe bestens bewährt, und nun kam sie bei den Ulmer Wasserrohren zum Einsatz. Ursprünglich wollte sie Krauß nur ausleihen, aber Stadtbaumeister Schmid, der Nachfolger Thräns, brachte ihn dazu, die Pumpe der Stadt für 200 Gulden zu verkaufen. Im Juli 1859 kam sie erstmals beim Kohlenstadel-Brunnenwerk zum Einsatz, und im August konnte man vermelden, dass keinerlei Wasserverlust festzustellen war¹¹⁴.

Dass Krauß' Betrieb auch zu größeren Unternehmungen fähig war, geht aus der Tatsache hervor, dass er sich anbot, die Reparatur der gesamten Ulmer Brunnenwerke zu übernehmen¹¹⁵. Er plädierte zwar aus diversen Gründen für den weiteren Einsatz von Wasserrädern. Für den Fall aber, dass sich die Stadt für den Einbau von Turbinen entscheiden sollte, machte er sich in seinem oben erwähnten Gutachten von 1850 anheischig, auch diese zu liefern. Nach Ansicht von Albert Haug hatte sich Krauß mit diesem Angebot allerdings *erheblich überschätzt*¹¹⁶. Als dann am 7. Februar 1860 der Stadtrat endlich doch noch die Anschaffung neuer Maschinen für das Neutor- und das Kohlenstadel-Brunnenwerk beschloss, war Krauß bei der Liste der anbietenden Firmen schon nicht mehr dabei. Er hatte bereits 1856 seinen ganzen Betrieb vollständig umgestellt und dort eine mechanische Baumwollweberei eingerichtet. 1859 war nach dem Verkauf der Spitalmühle an Wieland die gesamte Anlage ins bayerische Ay verlegt worden.

Krauß' mechanische Werkstätten wären vielleicht sogar zur Herstellung einer Dampfmaschine imstande gewesen, wie vermutet worden ist. Aber es ist fraglich, ob diese einzige jemals in Ulm hergestellte Dampfmaschine¹¹⁷ wirklich auf ihn zurückgeht. Er selbst gibt dafür keinerlei Hinweise¹¹⁸. Die Dampfmaschine, deren Installation der Gold-Ochsen-Wirt Wieland, der jüngere Bruder des Messingfabrikanten, im Jahre 1854 plante und 1858 in Betrieb nahm, stammte von der Maschinenbaufabrik Kuhn in Stuttgart-Berg¹¹⁹, ebenso wie die meisten Ulmer Dampfmaschinen aus dieser Zeit¹²⁰. Krauß selber bezog den Dampfkessel für seine Heißwasseraufbereitung im Jahre 1857 von der Augsburger Firma Joh. Maag¹²¹.

¹¹³ Es sollte damit der Gefahr von Verbrühungen, Verpuffungen oder gar Explosionen vorgebeugt werden.

¹¹⁴ Die Pumpe ist noch erhalten und wird heute ausgestellt im Ulmer Wasser-Museum im ehemaligen Seelhaus-Brunnenwerk in Ulm.

¹¹⁵ Vgl. *Haug/Schmidt* (wie Anm. 16) S. 100.

¹¹⁶ *Ebda.*, S. 102.

¹¹⁷ *Grees* (wie Anm. 20) S. 77.

¹¹⁸ Vgl. dazu Krauß' Aufstellung aus dem Jahre 1848. StA Ludwigsburg E 170 Bü 733.

¹¹⁹ Albert Gieseler, Mannheim (2009): Kraft- und Dampfmaschinen, URL: http://www.albert-gieseler.de/dampf_de/tables/ort-u0.shtml (Zugriff: 13.07.2018).

¹²⁰ So auch die ersten Ulmer Dampfmaschinen der Druckereien Nübling (1847 und 1863) und Ebner (1861 und 1862). Gieseler konnte dafür das Firmenarchiv Kuhn auswerten. *Ebda.*

¹²¹ Wahrscheinlich ist mit der von *Grees* erwähnten Dampfmaschine die Anlage des Ulmer Drechslermeisters Alexander in der Hafengasse gemeint, die dieser in eigener Regie nach dem Vorbild der von Weiß in Tuttingen hergestellten Maschine des Stärkefabrikanten Mack nachgebaut hatte. Die Maschine soll eine Leistung von 1,5 PS gehabt haben. Da die Rohre aber ganz unfachmännisch nicht geflanscht, sondern nur mit Kitt und Hanf befestigt waren, kam es Anfang Okt. 1853 zu einer Verpuffung, bei der zwar niemand verletzt wurde, die aber trotzdem für Aufsehen und Unruhe in der Bevölkerung sorgte. Vgl. StadtA Ulm B 121/72 Nr. 3/23 Qu. 7.

Krauß setzte auf Wasserkraft. Diese spielte in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Ulm immer noch die überragende Rolle bei der Energiegewinnung. Der Betrieb einer Dampfmaschine war trotz aller ihrer Vorteile zu teuer. Das lag neben den hohen Anschaffungskosten vor allem an den hohen Betriebskosten. Die Maschinen waren störanfällig, sie mussten also ständig von geschulten Mechanikern gewartet werden. Um ein PS Leistung zu erreichen, mussten in der Stunde etwa fünf kg Kohlen verfeuert werden. Die 30 PS starke Dampfmaschine der städtischen Wasserwerke verbrauchte zum Beispiel im Jahre 1875 bei einem 20-stündigen Betrieb etwa 30 Tonnen Kohle pro Tag¹²². Die hohen Kosten für den Transport des Brennmaterials schlugen erheblich zu Buche¹²³. Auch mit der Eröffnung der Eisenbahnstrecke änderte sich das nicht so rasch. Im Jahre 1859 gab es in Ulm erst acht Dampfmaschinen¹²⁴.

Krauß' Mechanische Weberei in Ulm (1856/57)

Krauß' Maschinenfabrik in der Spitalmühle arbeitete zwar durchaus erfolgreich, aber ihre bescheidene Wasserkraft stand jeder Erweiterung im Wege¹²⁵. Anzunehmen ist mit Haug, dass auch jetzt noch ein großer Teil der Produkte mit Handarbeit hergestellt wurden¹²⁶. Dem ehrgeizigen Krauß war klar, dass eine Expansion nur mit weiterer Wasserkraft möglich war. Aber der Wettstreit um die Energiequellen war groß: Die Zementpioniere Gustav Leube und Eduard Schwenk erwarben Wasserkraft an der Blau in Söflingen und Ehrenstein, Philipp Jakob Wieland kaufte zwei Mühlen in Herrlingen im Tal der Kleinen Lauter. Wesentlich wasserreicher war die Iller, wenn auch schwerer zu bändigen. Es gab aber ein System von zahlreichen Kanälen, welche vor allem auf der rechten, bayerischen Seite zahlreiche Wasserwerke antrieben. Zwei davon brachte Krauß im Laufe der Zeit mit kluger Voraussicht in seinen Besitz. Am 11. Dezember 1848 schloss er zum Preis von 14.352 Gulden¹²⁷ einen Vorvertrag ab für die Mühle im Mühlenwesen Hs. Nr. 3 im bayerischen Ay. Deren zwei Wasserräder trieben drei Mahlgänge und eine Säge¹²⁸ an, gespeist durch den bei Altenstadt von der Iller abzweigenden Mühlbach. Zunächst einmal betrieb Krauß die darin installierte Kunstmühle weiter und richtete statt der Säge eine mechanische Werkstatt ein. Ob er mit der Anlage bereits weiter reichende Pläne im Auge hatte, lässt sich nicht mehr nachweisen, erscheint aber wahrscheinlich.

Krauß war nicht entgangen, dass sich in vielen süddeutschen Städten – überall, wo genügend Wasserkraft zur Verfügung stand – eine erfolgreiche,

¹²² Einen dreitägigen Test hatte der Hersteller Kuhn aus Stuttgart persönlich durchgeführt, vgl. StadtA Ulm B 815/33 Nr. 2.

¹²³ Holz oder Torf waren keine wirklichen Alternativen, die bayrische Kohle war zu schwefelhaltig und rußte zu stark, die Kohle aus dem Saargebiet war zu teuer. Erst der Bezug von Ruhrkohle und ihr Transport auf dem Schifffsweg bis Plochingen erleichterte das Problem.

¹²⁴ Erst als in den 1860er Jahren die Frachttarife der Eisenbahn deutlich sanken, stieg ihre Zahl, im Jahr 1865 waren dann in Ulm schon 20 Dampfmaschinen in Betrieb, vgl. StadtA Ulm B 121/72 Nr. 4.

¹²⁵ Eine Modernisierung mit Turbinen hatte Krauß für den Stadtgraben in seinem Gutachten von 1850 abgelehnt, da sie gegen den mitgeführten Sand und Schlamm empfindlicher reagierten als Wasserräder. *Haug/Schmidt* (wie Anm. 16) S. 102

¹²⁶ *Ebda.*

¹²⁷ Reinhard Seitz: Vöhringen. Bilder und Miniaturen einer jungen Stadt. Weißenhorn. 2002. S. 37.

¹²⁸ Eugen Dillmann: Zur Erinnerung an das 50jährige Geschäftsjubiläum der Spinnerei und Weberei Ulm in Ay 1857-1907. Ulm 1907. S. 3.

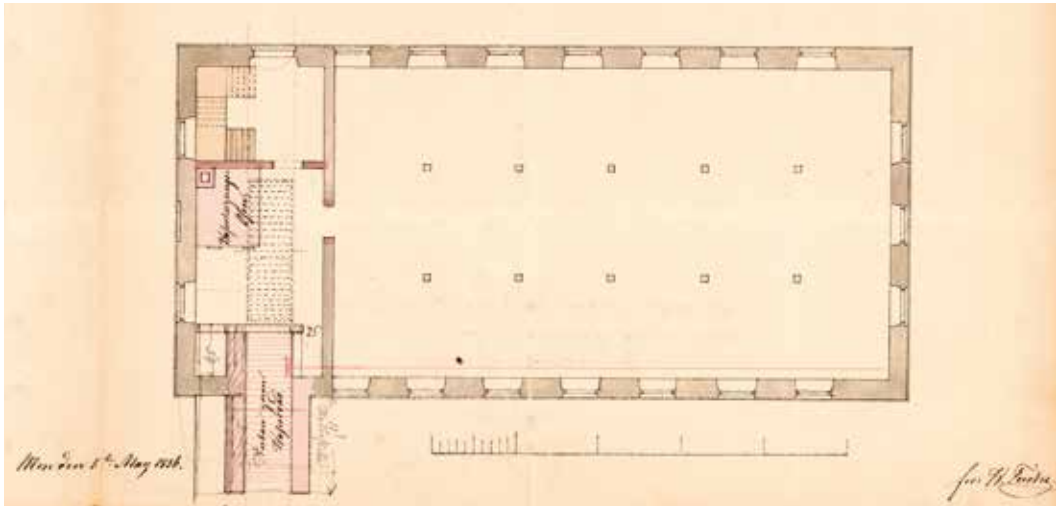


Abb. 4 - Im Jahr 1856 baute Krauß seine Mühle vollständig um: Die Trennwände wurden herausgerissen, um einen großen Arbeitssaal für seine mechanischen Webstühle zu schaffen. Die Kunstmühle wurde entfernt. Das Wasserrad wurde verlegt, um Platz für den Einbau eines Dampfkessels zu schaffen. StadtA Ulm B 666/10 Nr. 14 Aktenbund 1856-1872 Qu. 4.

moderne Textilindustrie entwickelte¹²⁹. In Augsburg wurde 1837 die „Mechanische Baumwoll-Spinnerei und Weberei Augsburg“ (SWA) als Aktiengesellschaft gegründet¹³⁰. In den 1850er Jahren gab es dort bereits rund zwanzig große Textilfabriken¹³¹. Begünstigt wurde hier die Entwicklung durch das Kapital von Bankiers¹³² und die reichlich vorhandene, in verschiedene Wasserkanäle abgeleitete Wasserkraft von Lech, Wertach und Singold, welche den Einsatz modernster Maschinen ermöglichte. In Ulm gab es dagegen weder investitionsbereite Bankiers noch ausreichende Wasserkraft. Trotzdem wagte Krauß im Jahre 1856 in seiner Spitalmühle einen völligen Neuanfang. Er gab seine Kunstmühle auf, riss die Trennwände heraus, die bislang die Getreidemühle von seiner mechanischen Werkstatt abgetrennt hatten, und verlegte außerdem das Treppenhaus von der Gebäudemitte in eine Ecke. Auf der nun zur Verfügung stehenden Gesamtfläche installierte er 60 Webstühle, *soviel als die Wasserkraft zu*

¹²⁹ Bereits 1809 hatte Johann Georg Bodmer im badischen St. Blasien eine englische „Mule Jenny“ nachgebaut. 1810 brachte Carl Bockshammer die erste englische Spinnmaschine nach Stuttgart.

¹³⁰ Ihr technischer Direktor wurde 1842 der wie Krauß aus einfachen Verhältnissen stammende Ludwig August Riedinger (1809-1879). Er gründete in Augsburg auch eine eigene Maschinenfabrik und eine Buntweberei. Richard *Loibl*/Karl Borromäus *Murr*: Staatliches Textil- und Industriemuseum Augsburg (tim) – Museumsführer. Augsburg 2010. S. 41.- Richard *Winkler*: Riedinger, Ludwig August. In: NDB 21 (2003), S. 572-573. Riedinger installierte 1864 für die Spinn- und Weberei Ulm in Ay ein Gaswerk zur Beleuchtung des Betriebs. BWA München F 23/1. Er war auch mit einem Aktienpaket von 20.000 Gulden an der Ulmer Firma beteiligt, wie aus einem Urteil des Landes-Oberhandelsgerichts Stuttgart vom Jahre 1872 hervorgeht. StadtA Senden, Archiv-Auszug aus 1881-1981, Weberei Ay.

¹³¹ Unter ihnen die 1836 entstandene Augsburger Kammgarnspinnerei (AKS), die Stadtbachspinnerei und die 1855 eröffnete Zwirnerei und Nähfadenfabrik Göggingen (ZNFG). Auch in anderen Städten im bayerischen Schwaben entstanden erfolgreiche Textilfabriken: 1839 in Kaufbeuren, 1852 in Kempten.

¹³² *Loibl*/*Murr* (wie Anm. 130) S. 42. Vor allem die Bankiersfamilie Froelich, Mitbegründer der Mechanischen Baumwoll-Spinnerei und Weberei Augsburg, sowie die Bankiersfamilien Schaezler und Schmid.

*bewegen vermochte*¹³³. Da seine eigenen Mittel dafür nicht ausreichten, nahm er mit dem Kaufmann Christian Bräuninger einen wohlhabenden Teilhaber mit in sein Geschäft¹³⁴ (Abb. 4).

Angesichts dieser Investitionen war Krauß umso mehr darauf angewiesen, bei dem bescheidenen Durchfluss von 500 Litern pro Sekunde um jeden Liter Wasser zum Antrieb seiner Fabrik zu geizen. Es konnte nicht ausbleiben, dass er damit in Streit geriet mit den Betreibern der benachbarten Mühlen, vor allem mit den Betreibern der wasseraufwärts gelegenen Anlage, dem Seelhausbrunnenwerk. Der Streit zwischen Krauß und seinen Mühlennachbarn aus dem Jahr 1857 gibt ein anschauliches Beispiel für die Energieknappheit Ulms in der Mitte des 19. Jahrhunderts und die daraus entstehenden Auseinandersetzungen¹³⁵.

Unmittelbar vor Krauß' Spitalmühle bog der Stadtbach nach Osten ab und betrieb nach der Spitalmühle noch ein Sägewerk in der Unteren Bleiche und eine Papiermühle¹³⁶. Weiter in südlicher Richtung der Donau zu zweigte der Säghofbach ab, der mit einem Durchfluss von lediglich etwa 50 Litern pro Sekunde¹³⁷ das Seelhausbrunnenwerk antrieb, das letzte und kleinste in der Reihe der fünf Ulmer Brunnenwerke. Mit seiner bescheidenen Wasserkraft schaffte das Werk gerade einmal drei Umdrehungen in der Minute¹³⁸ (Abb. 5).

Die Anlage war derartig marode, dass sie in der Liste der zu renovierenden Pumpwerke schon gar nicht mehr aufgeführt wurde. Für die städtische Wasserversorgung erschien sie verzichtbar und wurde deshalb im April 1855 zu einem Jahreszins von 125 Gulden verpachtet, der vordere Teil an eine Schleiferei, der hintere Teil an einen Zimmermeister für eine Säge¹³⁹.

Ihrem Nachbarn Krauß waren die beiden allerdings von Anfang an ein Dorn im Auge. Denn seit das alte Brunnenwerk wieder in Betrieb war, ging ihm Wasserkraft verloren, die er jetzt zum Antrieb seiner Webstühle noch dringender brauchte als vorher. Er versuchte daher, die derzeitigen Betreiber wieder hinaus-

¹³³ Ein Bericht der Kreisregierung des Donau-Kreises an das Innenministerium vom 6. Aug. 1857 gibt seine Aktivitäten mit folgenden Worten wieder: *Mechanicus Krauß hatte schon im vorigen Jahre seine in Ulm gelegene Kunstmühle in eine Baumwollweberei verwandelt, und darin etwa 60 mechanische Webstühle, soviel als die Wasserkraft zu bewegen vermochte, aufgestellt und in Betrieb gesetzt. Außer diesem Etablissement besaß er in Ay königlich bayerisches Landgericht Neu-Ulm 2. Stunden von hier entfernt, noch eine Kunstmühle mit einer bedeutenden Wasserkraft.* HStA Stuttgart E 146 Bü 6082 Nr. 4.

¹³⁴ Vereinzelt wird die Firma auch als „Krauß & Sohn“ bezeichnet, also Krauß' Sohn Robert als Teilhaber genannt. An anderer Stelle wird sie als „Baumwollspinnerei J. G. Krauss“ (nicht Weberei) und noch am 23. Nov. 1857 als „Mechanische Baumwollspinnerei Brauningerg“ oder am 8. Juli 1858 als „Brauningerg und Co“ bezeichnet.

¹³⁵ Streit zwischen den Mühlenbesitzern hatte angesichts der begrenzten Energiemenge der Blau eine lange Tradition in Ulm. Einer der Hauptbeteiligten war dabei die Stadt selber. Sie konnte trotz peinlich genauer Regelung der Nutzungsrechte in der Praxis kaum verhindern, dass die Müller immer wieder auf Kosten des Stadtgrabens mehr Wasser abzweigten, als ihnen rechtmäßig zustand, vgl. *Haug/Schmidt* (wie Anm. 16) S. 19. Umgekehrt leitete auch die Stadt für ihre Pumpwerke zur städtischen Wasserversorgung immer wieder mehr Wasser in den nördlichen Stadtgraben ab, als sie offiziell zugab. Jede Veränderung an einer Mühle wurde von den übrigen Anliegern argwöhnisch beobachtet und mit Eingaben und Beschwerden an den Stadtrat begleitet.

¹³⁶ Diese wurde später die Keimzelle des Werks der Pflugmaschinenfabrik Eberhardt in der Ulmer Oststadt.

¹³⁷ *Haug/Schmidt* (wie Anm 16) S. 90.

¹³⁸ *Ebda.* (Messungen vom Ende des 19. Jh.).

¹³⁹ Dieser hintere Teil war nur von der Rückseite des Brunnenwerks zugänglich, und zwar auf einem über den damals noch offenen Stadtbach verlegten hölzernen Steg. Die Stadt hatte die Verlegung des Stegs nur unter der Bedingung zugestanden, dass er auf Verlangen jederzeit wieder abgerissen werden musste. StadtA Ulm B 666/10 Nr. 13/1 Aktenbund 1854/1857 Qu. 12.

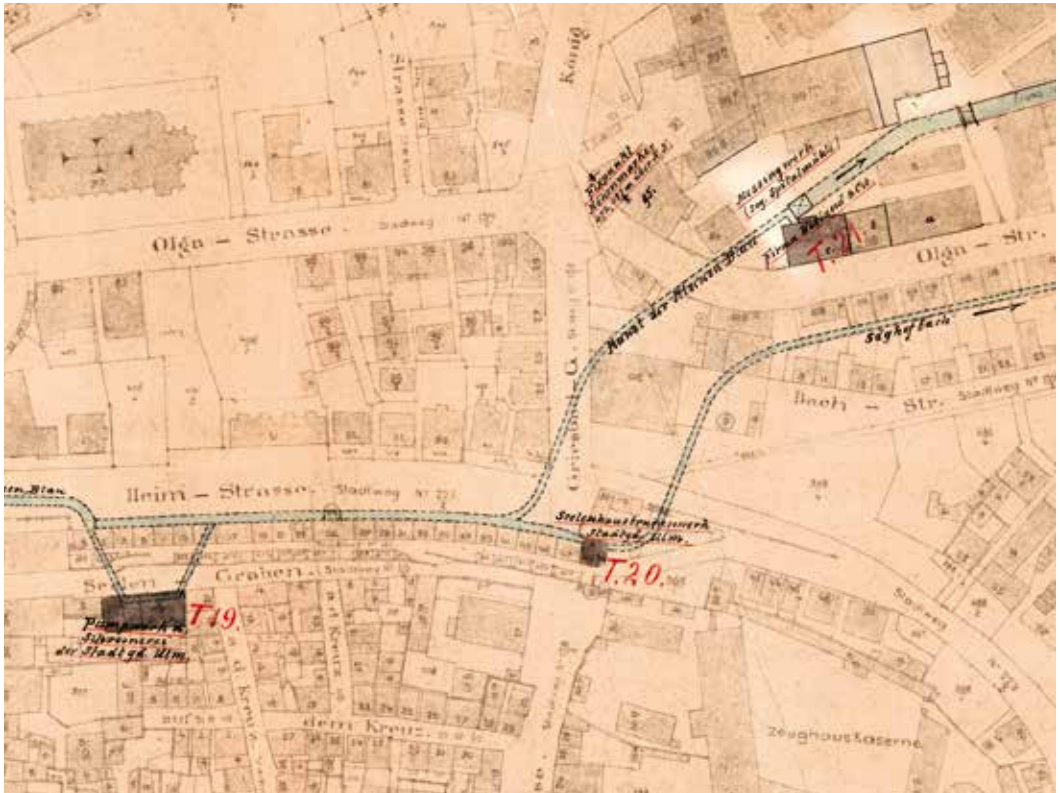


Abb. 5 - Die Karte aus dem Jahr 1905 zeigt den Verlauf des von der Kleinen Blau gespeisten Stadtbachs zur Spitalmühle von Krauß und später Wieland und die Abzweigung zum Seelhausbrunnenwerk. StadtA Ulm B 666/10 Nr. 14 Aktenbund 1905 Qu. 4.

zudrängen. Dies geht aus einem Schreiben der beiden Pächter an den Stadtrat vom 1. Februar 1857 hervor, in welchem sie um die Verlängerung des Pachtvertrags zu den bisherigen Konditionen baten und sich gleichzeitig über ihren Nachbarn beklagten¹⁴⁰. Diesem, der nach *Hundertern und Tausenden* nicht zu fragen habe, warfen sie vor, dass er ihnen aus *Brotneid* ihre Werkstatt nicht gönne. Der Pachtvertrag der beiden Handwerker wurde dann am 11. Februar 1857 doch verlängert, und zwar zu einem auf 200 Gulden erhöhten Zins¹⁴¹.

¹⁴⁰ In ihrem Schreiben heißt es: *Man hat uns geradezu ins Gesicht gesagt, daß wir unter keinen Umständen Pächter bleiben werden, daß man vielmehr uns so sehr steigern werde, daß wir den Pacht gar nicht mehr bestreiten können.* Das Schreiben fährt fort: *Diese Drohung ging von einer Seite aus, welche es uns zur Gewißheit macht, daß sie vollzogen werden wird, da dies allerdings Pachtliebhaber sind, die nach Hunderten und Tausenden Nichts zu fragen haben, und die es nicht über sich bringen können, daß wir – allerdings erst bis vor kurzer Zeit – unser Auskommen auf den Pachtobjecten mit Aufopferung alles Fleißes finden können.* Das jährliche Pachtgeld von 125 fl ist den Pachtobjecten mehr als angemessen und es kann nicht gesagt werden, daß der Pacht ein zu wohlfeiler sei. Die Rücksicht aber, daß aus *Brodneid*, oder aus *welch anderen Motiven der Pacht so sehr gesteigert wird, daß wir ihn nicht mehr bestreiten können, wird wohl der Rücksicht weichen müssen, daß wir ungeheure Kosten auf die Einrichtung verwendet haben und daß wir verloren wären, wenn uns der Pacht nicht verlängert würde.* StadtA Ulm B 666/10 Nr. 13/2 Qu. 8.

¹⁴¹ Die beiden Handwerker, welche die Sitzung des Stadtrats aufmerksam verfolgten, akzeptierten sofort den Aufschlag. *Ebda.*

Damit war der Streit um die Wasserkraft aber noch nicht zu Ende, denn im Herbst des Jahres beschwerte sich der andere Nachbar im Sägewerk in der Unteren Bleiche, dass ihm durch die Spitalmühle, inzwischen die Aktiengesellschaft der Mechanischen Baumwollweberei Ulm, Wasserkraft entzogen werde. Für die Gesellschaft rechtfertigte sich Krauß' Teilhaber Bräuninger vor dem Ulmer Stadtrat¹⁴²: *Seitdem nämlich in der ehemaligen Seelhausbrunnenstube eine Säag- u. Schleifmühle etabliert ist, die zum Betrieb weit mehr Wasser braucht als das vormalige Brunnenwerk daselbst nöthig hatte, musste nothwendig eine Unregelmäßigkeit in der Führung des Wasserstandes entstehen. Da wir das nach altem Recht uns zugehörige Wasser seit dem Bestehen der Schleif und Sägemühle nicht mehr erhalten, sind wir allerdings zeitweise genöthigt, das Wasser zu stauen, jedoch stauen wir nur, um den Wasserstand desselben herzustellen und um unser Werk nicht oft gänzlich still stehen lassen zu müssen*¹⁴³. Bräuninger hatte schon vorher beim Stadtrat eine stärkere Kontrolle des Brunnenwerks angemahnt. Als trotz eines entsprechenden Beschlusses vom 1. September des Vorjahrs nichts passierte, wandte er sich an das Ulmer Oberamt¹⁴⁴. Dieses folgte seiner Argumentation: Es setzte dem Stadtrat eine Frist von 14 Tagen und fügte die etwas bissige Bemerkung hinzu: *Es dürfte nicht auf Schwierigkeiten stoßen den Beschwerdegrund zu beseitigen*¹⁴⁵. Die Pächter des Seelhausbrunnenwerks hatten also tatsächlich die Wasserzufuhr manipuliert, Krauß' bzw. Bräuningers Beschwerden bestanden demnach zu Recht. Denn bei der Neuverpachtung im August 1861 nahm die Stadt die Schlüssel für die Wasserfallen des Brunnenwerks in eigene Verwahrung, *um dem Pächter der Seelhauswasserkraft die Möglichkeit zu entziehen, mehr Wasser auf sein Werk einzulassen, als ihm nach den bestehenden Rechtsverhältnissen [...] gebührt*¹⁴⁶.

Krauß hatte zu diesem Zeitpunkt im Herbst 1857 aber längst begonnen, seine gerade gegründete mechanische Baumwollweberei entscheidend zu erweitern und umzuorganisieren. Schon im Frühjahr des Jahres hatte er zusammen mit seinem Werkmeister Jakob Beck beim zuständigen Königlichen Landgericht Neu Ulm den Antrag gestellt, in seiner Mühle in Ay eine Baumwollweberei installieren zu dürfen. Da die Antragsteller aber keine bayerischen Staatsbürger waren, wurde in dem Bescheid vom 8. April 1857 von ihnen verlangt, innerhalb einer Frist von vier Wochen *einen von dem k. w. Ministerium ausgefertigten*

¹⁴² StadtA Ulm B 666/10 Nr. 14 Aktenbund 1856-1872 Qu. 13.

¹⁴³ *Ebda.*

¹⁴⁴ *Wir haben schon vor längerer Zeit beim hiesigen Stadtrath das Ersuchen gestellt, die Schließfallen bei der Säge- und Schleifmühle in vormaliger Brunnenstube so regulieren zu lassen, daß dem Pächter daselbst die Möglichkeit entzogen wird, mehr Wasser auf sein Werk zu lassen, als ihm nach Herkommen gehört und nach stadträthlichem Protokoll vom 1. Septbr. d. J. ist unserem Gesuch zu entsprechen auch beschlossen worden, allein die Ausführung dieses Beschlusses ist nur in unvollkommener und unrichtiger Weise vorgenommen worden. Wir finden uns jetzt umso mehr veranlaßt, Königl. Hochlöbliches Oberamt zu bitten, die Anordnung zu treffen, daß die fragliche Schließfalle, wie nöthig reguliert wird, als wir beim Stadtrathe jüngst Vorstellung gemacht haben, daß der angeführte stadträthliche Beschluß nur unvollkommen und ungenügend ausgeführt worden seye, diese Stelle aber dies in Abrede zieht und bitten daher, durch eine Commission an Ort und Stelle Augenschein von dem, Zustand der Schließfalle nehmen zu lassen, was sicher eine andere Regulierung zur Folge haben wird. *Ebda.**

¹⁴⁵ *Ebda.*

¹⁴⁶ StadtA Ulm B 660/0 Nr. 1 Beschreibung der Wasserbauanlage für das städtische Seelhausbrunnenwerk (T 20), S. 206. Angesichts der Trockenperiode zu Beginn der 1860er Jahre richtete die Stadt im Okt. 1863 dort doch wieder ein Pumpwerk zur Wasserversorgung der Stadt ein. Der neue Pächter Wieland wurde dadurch entschädigt, dass er die Pumpen dafür liefern durfte. Ab April 1875 wurde das Werk dann wieder verpachtet.

und von der k. bayerischen Gesandtschaft in Stuttgart beglaubigten Nachweis darüber beizubringen, daß im Königreich Württemberg bei der Zulassung behufs des Gewerbebetriebes kein Unterschied zwischen den bayerischen und den eigenen Staatsangehörigen gemacht werde¹⁴⁷. Das war natürlich nicht möglich, und das württembergische Innenministerium wies in seiner Antwort vom 27. April auch darauf hin, dass eben doch ein Unterschied zwischen in- und ausländischen Antragstellern gemacht werde¹⁴⁸. Bei einem Ausländer sei nämlich zu erwägen, *ob der beabsichtigte Gewerbebetrieb für das Publicum wünschenswert ist und nicht ohne ein solches Bedürfnis für die betreffenden inländischen Gewerbe eine nachtheilige Concurrenz herbeigeführt wird, was bei Inländern gesetzlich nicht vorgeschrieben ist*¹⁴⁹.

Für die in Ay aufzubauende Weberei wurde ein Kapitalbedarf von 200.000 Gulden errechnet. Da Krauß auch zusammen mit Bräuninger dieses Geld nicht hatte, entschloss er sich zur Gründung einer Aktiengesellschaft¹⁵⁰. Mitte der 1850er Jahre waren die Umstände dafür günstiger als in den vergangenen Jahren¹⁵¹. Überall im Land waren erfolgreiche mechanische Webereien gegründet worden. In Ulm kam noch hinzu, dass durch den Bau der Bundesfestung Monat für Monat beträchtliche Geldsummen von außerhalb in die Stadt strömten¹⁵², ebenso durch den Bau der Eisenbahnlinie und des Bahnhofs. Die neuen Transportmöglichkeiten machten außerdem den Bezug von Rohstoffen und den Absatz der Waren wesentlich billiger. Krauß hatte unter diesen Umständen seine Aktionäre bald zusammen. Die Gründungsmitglieder waren ausschließlich Ulmer Kaufleute, alle aus dem Kreis der Höchstbesteuerten. Kaufmann Christian Bräuninger, der Sohn des Kronenwirts in Laufen, bislang schon Teilhaber der Weberei, wurde ihr Geschäftsführer. Außerdem gehörten neben Werkmeister Jakob Beck noch Eisenwarenhändler Johannes Henner, der Sohn des Pfauenwirts, dazu, dann J. Heinrich Kraft, der Sohn des Kronenwirts in Fellbach¹⁵³, Christoph Laux, Ludwig (Louis) Leibinger, der Sohn des Pfeifenfabrikanten Martin Leibinger, und Johannes Sailer, Schwiegersohn des sogenannten Bauern-

¹⁴⁷ StadtA Ulm B 121/18 Nr. 20 Qu. 4.

¹⁴⁸ Nach § 94 der revidirten Instruktion zur Allgemeinen Gewerbeordnung. *Ebda.*

¹⁴⁹ *Ebda.*, Qu. 3.

¹⁵⁰ Ähnliche Unternehmen in dieser Größenordnung hatte es in den vergangenen Jahren in Ulm mehrfach gegeben. Sowohl das Kapital dazu war vorhanden gewesen, ebenso die Bereitschaft zur Zeichnung. Aber dann hatten zahlreiche Ulmer Geschäftsleute beim Fehlschlag der Unternehmen erhebliche Summen eingebüßt, letztmals fünf Jahre vorher bei der Auflösung der „Ulmer Dampfschiffahrts-Gesellschaft“. Die Gründung der Gesellschaft war begeistert begrüßt worden, aber der Einsatz des Ulmer Dampfschiffs war von einem Fehlschlag nach dem anderen begleitet. Die Aktionäre verloren 78 % ihres Einsatzes von zuletzt 300.000 Gulden. Schon im Jahre 1839 hatten die Aktionäre beim Zusammenbruch der Zuckerrübenfabrik einen Totalverlust von 100.000 Gulden hinnehmen müssen. Auch die „Ulmer Eisenbahngesellschaft“ vom Dez. 1835, an deren 2.335.200 Gulden Gesamtkapital Ulmer Geschäftsleute zu einem Drittel beteiligt waren, erfüllte nicht die Erwartungen. Die Gesellschaft musste wegen allzu großer Differenzen mit den Stuttgarter Aktionären wieder aufgelöst werden, noch bevor das Königreich Württemberg dann den Eisenbahnbau in staatliche Regie übernahm.

¹⁵¹ Im Allgemeinen werden die Jahre von 1850 bis 1873 als die Zeit des „take-off“ der industriellen Entwicklung in den deutschen Staaten angesehen.

¹⁵² Insgesamt flossen für den Bau der Bundesfestung zwischen 1842 und 1859 rund 16 Millionen Gulden nach Ulm und Neu-Ulm. Die monatlich ausgezahlte Lohnsumme betrug im Spitzenjahr 1846 fast 150.000 Gulden. *Schaller* (wie Anm. 13) S. 105f.

¹⁵³ Krauß' Tochter Barbara (Babette) hatte am 27. März 1856 in Fellbach Constantin Friedrich Herrmann Kraft geheiratet, Sohn von Johann Caspar Kraft.

müllers G. D. Wirth, dazu Henners Sohn, ein Gutsbesitzer. Krauß selber war technischer Direktor¹⁵⁴. Dafür erhielt er einen einjährigen Arbeitsvertrag, der ihm in *der mechanischen Baumwoll Weberei in Ulm & Ay*¹⁵⁵ jährlich 1.200 Gulden Gehalt zusicherte, dazu freie Wohnung in Ulm mit Benützung des Würz- und Grasgartens¹⁵⁶.

Am 14. April 1857¹⁵⁷ wurde die Gesellschaft gegründet. Das Stammkapital von 200.000 Gulden¹⁵⁸ sollte später auf 300.000 erweitert werden. Die neun Gründungsmitglieder hatten davon bislang 163.000 Gulden aufgebracht. Für die fehlenden 37.000 Gulden sollten bei Aktien zu je 1.000 Gulden weitere Aktionäre gewonnen werden. Zu diesem Zwecke wurde im Juni 1857 ein *Prospect für die Actienzeichnung einer mechanischen Baumwollweberei in Ulm*¹⁵⁹ herausgegeben. Darin wird auf die Erfolgsaussichten einer neuen Baumwollweberei hingewiesen. Auch die in jüngster Zeit gegründeten *große[n] Etablissements in dieser Branche* könnten nämlich die stetig zunehmende Nachfrage nicht decken. Ulm sei dabei als Produktionsstandort wegen der *geographischen Lage an der Donau und in der Mitte eines Netzes von Eisenbahnen* besonders günstig. Außerdem könne die Produktion bei *bereits vorhandenen vortrefflichen Maschinen, eingeschulten Arbeitern und Geschäftserfahrung* sofort beginnen. In *sichere Aussicht* gestellt wird den Aktionären ein *Reingewinn von jährlich wenigstens 10% [...], welcher sich aber bei eintretenden günstigen Conjunkturen namhaft erhöhen dürfte*¹⁶⁰. Geplant sei eine Erweiterung des Betriebs in eine Mühle im bayerischen Ay, der Firmensitz sollte in Ulm verbleiben. *Der landesherrlichen Concession, um deren Ertheilung bereits nachgesucht ist, wird täglich entgegengesehen*¹⁶¹. Diese Angabe war allerdings nicht ganz korrekt, denn der Antrag um *Genehmigung ihrer Statuten und Ertheilung der rechtlichen Persönlichkeit*¹⁶² stammte erst vom 20. Juli des Jahres. Am 5. August ging er bei der Kreisregierung des Donau-Kreises ein. Tags darauf wurde er mit einem ausführlichen, sehr wohlwollenden Bericht an das württembergische Innenministerium weitergeleitet¹⁶³. Darin hieß es: Am 1. Juli habe die Gesellschaft ihre *industrielle Thätigkeit* in Ulm aufge-

¹⁵⁴ Es fällt auf, dass im Gegensatz zu Krauß fast alle Aktionäre der Mechanischen Weberei Ulm sich auch politisch engagierten. Christian Bräuninger kandidierte 1853 und 1856 erfolglos für den Bürgerausschuss und wurde dann 1857 in den Gemeinderat gewählt. Werkmeister Jakob Beck war 1845 und 1864 Mitglied im Ulmer Bürgerausschuss, Johannes Henner war 1847 und 1855 Gemeinderatsmitglied, Johannes Kraft saß 1836 im Bürgerausschuss, fiel 1848 durch bei der Wahl zum Gemeinderat und wurde 1850 und 1860 wieder in den Bürgerausschuss gewählt, ebenso Kaufmann Johann Christian Laux im Jahre 1846. Kaufmann Ludwig Leibinger kandidierte viermal vergeblich für den Bürgerausschuss (1868, 1876, 1880 und 1881). StadtA Ulm H Waibel Nr. 4f.

¹⁵⁵ So in Krauß' Vertragsentwurf vom 11. Mai 1857. Im endgültigen Vertrag vom 14. Juni 1857 ist die Ortsangabe Ay weggelassen, zumal es die dortige Anlage noch gar nicht gab. BWA München F 23/4.

¹⁵⁶ *Ebda.* Für die Einrichtung der Weberei in Ay sollte er zusammen mit seinem Sohn Albert einmalig 500 Gulden bekommen. Bei der Verlängerung des Vertrags verlangte Krauß im März 1858 für jede Fahrt von Ulm nach Ay eine zusätzliche Kostenerstattung von 1,30 Gulden.

¹⁵⁷ *Haug* (wie Anm. 4) S. 29.

¹⁵⁸ Sie setzten sich zusammen aus den Kosten für die bestehende Anlage in der Ulmer Spitalmühle und den Neubau in Ay zu 100.000 Gulden, den Kosten für den Maschinenpark und die übrige Einrichtung zu 60.000 Gulden und für den laufenden Geschäftsbetrieb von 40.000 Gulden.

¹⁵⁹ StadtA Ulm B 121/80 Nr. 14/108.

¹⁶⁰ *Ebda.*

¹⁶¹ *Ebda.*

¹⁶² HStA Stuttgart E 146 Bü 6082 Nr. 1. Da der Firmensitz der Mechanischen Weberei Ulm in Ulm blieb, war für den Antrag das württembergische Innenministerium zuständig.

¹⁶³ *Ebda.*, Nr. 4.

nommen und mit der Einrichtung der Gebäude in Ay begonnen¹⁶⁴. Die noch fehlenden 37.000 Gulden würden *alsbald von hiesigen Kapitalisten gezeichnet*. Für die Zukunft sei geplant, in Ay insgesamt 500 Webstühle aufzustellen und dafür das Kapital auf 300.000 Gulden aufzustocken. Der Bericht schließt mit dem Urteil: *An der Rentabilität des Unternehmens kann nach den gegenwärtigen Markt- und Fabrikations-Verhältnissen dieses Artikels nicht wohl gezweifelt werden, und ebenso wenig an der Solidität desselben*. Am 14. Oktober 1857 genehmigte der württembergische König das Unternehmen¹⁶⁵.

Angesichts des eingesetzten Kapitals von 200.000 und der Ausmaße der Fabrikhalle kann man davon ausgehen, dass von Anfang an geplant war, die gesamte Produktion in der Mühle in Ay zu konzentrieren. Am 24. Dezember 1858 verkaufte Krauß diese Mühle an die Aktiengesellschaft für 40.000 Gulden. Trotzdem betrieb er in der Spitalmühle noch die Einrichtung einer Schlichtekocherei¹⁶⁶. Für die Einrichtung des Dampfkessels stellte er am 27. Juli 1857 zusammen mit einer ausführlichen Beschreibung des Kessels¹⁶⁷ über das Ulmer Oberamt den Antrag auf Genehmigung¹⁶⁸. Obwohl diese am 4. September vorlag, hatte Krauß, jetzt der technische Direktor des Betriebs, es mit der Einrichtung der Anlage nicht so eilig. Erst am 3. Februar 1858 meldete Bräuninger dem Oberamt, dass der Dampfkessel nun *vollständig nach den uns auferlegten Vorschriften aufgestellt*¹⁶⁹ sei und visitiert werden könne¹⁷⁰. Am 8. März 1858 folgte dann die Genehmigung des Innenministeriums¹⁷¹. Diese Schlichtekocherei wurde etwa ein Jahr lang zusammen mit Spulerei und Zettlerei in der Spitalmühle noch betrieben, auch wenn alle Webstühle in der Zwischenzeit schon nach Ay verlegt wor-

¹⁶⁴ Auch wenn die Betriebsgenehmigung noch gar nicht vorlag, erschien bereits Ende Mai 1857 im Allgemeinen Neu-Ulmer Anzeigebblatt für das In- und Ausland die Einladung an tüchtige Meister, sich am 2. Juni auf der Kraußschen Kunstmühle in Ay einzufinden, wo *Arbeiten für den Bau eines Fabrik-Gebäudes im Wege des Abstreichs im Accord* im Wert von etwa 4.000 Gulden vergeben würden. StadtA Senden, Archiv-Auszug aus 1881-1981, Weberei Ay.

¹⁶⁵ Die Genehmigung hatte sich noch um einige Wochen verzögert, da das Justizministerium vor der Zuerkennung des Status einer juristischen Persönlichkeit Einwände gegen bestimmte Formulierungen der Statuten erhoben hatte. Außerdem gab es Zweifel, ob die fälligen Einzahlungen zu den von den Mitgliedern gezeichneten Aktien auch wirklich getätigt worden seien, was aber umgehend richtiggestellt wurde. Bedingung der Genehmigung war, dass gleichzeitig eine Kranken- und Unterstützungskasse eingerichtet wurde. Diese musste von der Firma kostenlos verwaltet werden, die Einzahlungen dazu stammten ausschließlich von den Beschäftigten und wurden ihnen bei der Auszahlung des Lohns abgezogen. Einem Arbeiter mit einem 12-tägigen Verdienst bis fünf Gulden wurden sechs Kreuzer abgezogen, einem Meister das Doppelte.

¹⁶⁶ Schlichte ist eine Imprägnierflüssigkeit, die einen Faden vor dem Weben geschmeidiger und fester macht und verhindert, dass der Kettfaden durch die ständige Berührung mit dem Schussfaden brüchig wird und reißt.

¹⁶⁷ *Er hat 2 Atmosphären Überdruck und ist hergestellt von der Maschinen- und Röhrenfabrik Johannes Maag in Augsburg. Er soll mit Holz und Torf gebeizt werden und bei einer Länge von 15 Fuß (ca 4,30 Meter) und einem Durchmesser von 1,6 Fuß (ca 0,45 Meter) in der Stunde 130 Liter Wasser verbrauchen. Als Kamin soll der schon bestehende 50 Fuß (ca. 14,3 Meter) hohe und 1 Fuß (0,29 Meter) weite Kamin benützt werden.* Der Antrag hing 15 Tage am Rathaus aus, damit diejenigen, welche sich bei der beabsichtigten Anlage gefährdet glauben könnten, dagegen Einwände erheben konnten. StadtA Ulm B 121/72 Nr. 3-4 Nr. 3.

¹⁶⁸ *Ebda.*, Nr. 1.

¹⁶⁹ *Ebda.*, Nr. 11.

¹⁷⁰ Möhrlin bemängelte zwar, dass der *Abstand des Kesselgemäuers von den Wandungen des Kessellokals* etwas zu gering sei, hielt dies aber für ungefährlich. Am 20. Feb. 1858 gab er sein Placet und erhielt für seine Visitation von Bräuninger sechs Gulden. *Ebda.*

¹⁷¹ Etwas merkwürdig ist eine Quittung von Möhrlin über die Visitation der Anlage vom 16. Sept. 1860, obwohl zu diesem Zeitpunkt die Spitalmühle schon längst nicht mehr der Mechanischen Weberei Ulm gehörte. Ebenso merkwürdig ist dabei die Bezeichnung der Firma als „Krauß u. Söhne“ (vgl. Anm. 134).

den waren¹⁷². Im Jahr darauf wurde schließlich die Spitalmühle verkauft, für den Preis von 30.000 Gulden an Jakob Philipp Wieland¹⁷³. Krauß verließ mit seiner Familie Haus und Garten in der Spitalmühle und zog um nach Ay¹⁷⁴, bald darauf 1863 nach Vöhringen, schließlich 1866 nach Pfersee, von dort 1878 nach Augsburg und am Ende seines Lebens nach Friedberg bei Augsburg.

Der Betrieb der „Mechanischen Weberei Ulm“ in Ay lief vor allem zu Beginn der 1860 Jahre mit großem Gewinn¹⁷⁵. Trotzdem wurde Krauß nicht froh mit seiner Aktiengesellschaft. Vor die Wahl gestellt zwischen seiner Selbständigkeit als unabhängiger Besitzer einer auf absehbare Zeit wenig entwicklungsfähigen Maschinenfabrik und seinem Ehrgeiz, mit einem Wechsel ins boomende Textilgewerbe einen wirklich großen Betrieb auf die Beine zu stellen, hatte sein Ehrgeiz gesiegt. Doch sein Plan, in der Ayer Mühle neben der Weberei noch eine eigene mechanische Werkstätte zu betreiben, ging nicht auf. Von Anfang an gab es Streitereien, weil es hieß, dass er damit der Weberei Wasserkraft entziehe. Krauß ist nicht nur deshalb bei seinen Nachfolgern in keiner guten Erinnerung geblieben. Der spätere Direktor Eugen Dillmann beschreibt in der Festschrift zum 50-jährigen Bestehen das Wirken des Firmengründers Krauß mit den reichlich abfälligen Worten: „Dieser Herr war also der technische Leiter der Weberei und außerdem Pächter der Kunst- und Sägemühle und der mechanischen Werkstätte zu gleicher Zeit in **einer** Person“¹⁷⁶.

Als im Jahre 1859 der Betrieb ein Vierteljahr lang still stand¹⁷⁷, wurde allen Mitarbeitern gekündigt, auch Krauß, obwohl seine Kündigungsfrist als technischer Direktor im Gegensatz zur einmonatigen Kündigungsfrist der Arbeiter drei Monate betrug. Krauß war äußerst gekränkt durch diese Behandlung. In seinem Protestschreiben an den Verwaltungsrat vom 4. Juli 1859 erklärt er, dass er sich *ein für allemal verbitte wie ein Arbeiter behandelt zu werden*¹⁷⁸.

Anfang August 1861 trat Krauß' ältester Sohn Robert als kaufmännischer Direktor in die Firma ein¹⁷⁹. Er betrieb zunächst auf eigene Kosten den Bau eines Kanals, der beim heutigen Ayer Wehr abzweigt und für den Betrieb einer

¹⁷² Der Transport des Garns von Ulm nach Ay war wegen der Anlagen der Bundesfestung sehr umständlich: Durch Neu-Ulm gab es nach Süden nur den Weg durch das heute noch existierende Memminger Tor im Westen der Stadt. Der Durchbruch an der Memminger Straße erfolgte erst zum Ende des 19. Jahrhunderts.

¹⁷³ Nach den beengten Verhältnissen in der Bochslermühle hatte Wieland hier endlich den Platz, den er zur Entwicklung seines Betriebs brauchte, vor allem zum Lagern von Rohstoffen und Produkten. Für ihn wurde die Spitalmühle zur Keimzelle seines Werkes in der Ulmer Oststadt, das bis in die 1980er Jahre dort produzierte.

¹⁷⁴ Dort kam am 27. März 1859 sein erstes Enkelkind, Tochter seines ältesten Sohns Robert, zur Welt, gefolgt von zwei weiteren Enkelkindern im Sommer 1861 und Frühjahr 1863. Im Herbst 1863 und Dez. 1865 wurden die Kinder seiner Töchter Laura und Mathilde in Vöhringen geboren, der jüngste Sohn seines Sohns Robert kam dann im Nov. 1866 in Pfersee zur Welt.

¹⁷⁵ Der Rechenschaftsbericht vom 31. Dez. 1861 weist bei einem Umsatz von 264.313 Gulden einen Reingewinn von 48.500 Gulden auf. In den Folgejahren stieg der Gewinn über 69.115 auf 100.518 Gulden weiter an. StadtA Ulm B 121/80 Nr. 14/108. Durch die Erhöhung der Produktion von 28.000 Stück Tüchern auf 43.415 Stück konnten die Gestehungskosten pro Stück von 1,54 auf 1,29 Gulden gesenkt werden. BWA München F 23/5. Der Gewinneinbruch von 1864 war die Folge der Verteuerung von Baumwollgarn vor allem durch den amerikanischen Sezessionskrieg.

¹⁷⁶ Dillmann (wie Anm. 128) S. 4.

¹⁷⁷ Er musste wegen des Krieges von Frankreich und Sardinien gegen das Mitglied des Deutschen Bundes Österreich für militärische Zwecke zur Verfügung gestellt werden.

¹⁷⁸ BWA München F 23/4.

¹⁷⁹ Das Landes-Oberhandelsgericht Stuttgart nennt ihn in seinem Urteil von 1872 einen sehr *sachkundigen, umsichtigen und geschäftstüchtigen Dirigenten*. StadtA Senden, Archiv-Auszug aus 1881-1981, Weberei Ay.

mechanischen Spinnerei vorgesehen war. Im April 1862 erwarb die Mechanische Weberei Ulm diesen Kanal¹⁸⁰ für 33.000 Gulden und beschloss im Folgejahr, mit den bedeutenden Überschüssen der Weberei und einem Kredit von 100.000 Gulden diese Spinnerei aufzubauen¹⁸¹. Nach dem Verkauf seiner Ayer Mühle an die Mechanische Weberei Ulm hatte Krauß bereits am 29. Mai 1860 im Mühlenwesen Hs. Nr. 10 in Vöhringen für 27.000 Gulden eine Mühle mit fünf Gängen erworben. Er war damit Augsburger Geschäftsleuten zuvorgekommen, die dort eine Baumwollspinnerei hätten einrichten wollen. Er betrieb dort eine mechanische Werkstätte, war inzwischen auch wieder technischer Direktor der Mechanischen Weberei Ulm und bekam per Vertrag vom 1. Mai 1863 den Auftrag zur Einrichtung der gesamten Transmission im Neubau der Spinnerei. Hierüber kam es aber erneut zum Streit. Krauß zufolge war die Giebelseite, an der er seine Transmission aufhängen wollte, nicht so gebaut worden wie in den ihm vorgelegten Plänen. Für mögliche Schäden im Gemäuer lehnte er deshalb von vornherein die Verantwortung ab. Zur Überprüfung musste ein Stuttgarter Gutachter hinzugezogen werden. Dies führte dazu, *dass die beiden Krauss, Vater und Sohn [...] infolge von Differenzen mit dem Verwaltungsrat schon 1865 von ihren Stellungen zurücktreten*¹⁸² mussten. Am 9. Mai 1864 verkaufte Krauß auch seine Vöhringer Mühle, und zwar für den hohen Preis von 58.000 Gulden an Jakob Philipp Wieland¹⁸³. Dieser konnte deren Wasserkraft erheblich steigern und baute den Betrieb aus zu seinem heute noch existierenden Vöhringer Werk. Noch einmal trafen sich die beiden Ulmer Industriepioniere zur Zusammenarbeit. Wie 35 Jahre zuvor erstellte Krauß nun als *Fabrikmeister*¹⁸⁴, die Pläne für die Einrichtung von Wielands Vöhringer Messingfabrik.

Mit dem Verkauf seiner Vöhringer Mühle beendete Johann Georg Krauß seine Geschäftstätigkeit im Ulmer Raum. Der inzwischen Siebzigjährige gründete zusammen mit seinem Sohn Robert bei Augsburg die „Spinnerei und Weberei Pfersee“¹⁸⁵. Aber auch mit dieser Firma war ihm kein Glück mehr beschieden. Einen vierzehn Tage lang dauernden Textilarbeiterstreik konnte die Firma im August 1869 zwar noch überstehen¹⁸⁶, aber infolge des deutsch-französischen

¹⁸⁰ Die Wasserkraft lieferte allerdings nicht die von Krauß berechnete Energie, weil der Anstich ohne Wehr oder sonstige Stauvorrichtungen gebaut worden war, so dass er ständig verschlammte oder mit Kies zugeschüttet wurde. Ein nachträglich eingebautes Wehr musste wieder herausgerissen werden, da die Betriebsgenehmigung dafür fehlte. Man befürchtete nämlich eine Beeinträchtigung der Flößerei, die zu dieser Zeit immer noch eine große Rolle spielte. Der Einsatz einer 50.000 Gulden teuren Dampfmaschine war 1865 unumgänglich.

¹⁸¹ Wegen des Sezessionskriegs in den Vereinigten Staaten stieg der Baumwollpreis auf das Sechsfache, und der Gewinn der Weberei ging erheblich zurück.

¹⁸² *Dillmann* (wie Anm. 128) S. 7.

¹⁸³ *Lang* (wie Anm. 24) S. 136 hat vermutet, Wieland habe damit verhindern wollen, dass Krauß ihm dort mit einer eigenen Messingfabrik Konkurrenz bieten könne. Aber Krauß hatte zusammen mit seinem Sohn wohl schon andere Pläne, und zwar seine Weberei in Pfersee.

¹⁸⁴ *Seitz* (wie Anm. 124). S. 38.

¹⁸⁵ Am 30. April 1866 erhielt Robert Krauß vom Bezirksamt Augsburg die Genehmigung zum Bau und zum Betrieb einer Turbinenanlage von 27 PS. 1869 waren dort an 774 Webstühlen und 21.000 Spindeln 500 Arbeiter beschäftigt. Eugen *Dillmann*: Geschichte der Spinnerei und Weberei Pfersee AG. Manuskript 1934/35. S. 19. BWA München F 21/19.

¹⁸⁶ Claus-Peter *Clasen*: Streikgeschichten. Die Augsburger Textilarbeiterstreiks 1868-1934 (Studien zur Geschichte des bayerischen Schwaben 38). Augsburg 2008. S. 24-47.

Krieges geriet sie 1870 in ernste Schwierigkeiten¹⁸⁷. Nur die Hilfe des Augsburgers Fabrikanten Ludwig August Riedinger¹⁸⁸ ermöglichte vorübergehend den Weiterbetrieb. Infolge der Wirtschaftskrise ab 1876 geriet die Firma jedoch erneut in Schwierigkeiten¹⁸⁹. 1879 mussten Vater und Sohn Krauß endgültig Konkurs anmelden¹⁹⁰. Aus der Firma ging 1881 eine Aktiengesellschaft hervor, die 1884 auch die Spinnerei und Weberei Ulm übernahm. Die Nachfolger seiner Spinnerei und Weberei Ulm (SWU) behielten das Andenken ihres Firmengründers in keiner guten Erinnerung. In Ulm geriet er nach seinem Wegzug nach Pfersee in Vergessenheit. Auf dem Meldebogen von Augsburg war für den 20. April 1878 nur noch seine dortige Anmeldung zu ermitteln, aber keine Abmeldung und kein Sterbedatum. Doch ein Hinweis des Meldebogens auf die Hochzeit seiner jüngsten Tochter Julia mit dem Apotheker August Nenning in Friedberg bei Augsburg führte die Recherche des Verfassers schließlich auf die richtige Spur¹⁹¹. Dort verbrachten die Eheleute Krauß ihre letzten Lebensjahre. Am 1. Januar 1890 starb Krauß im hohen Alter von fast 85 Jahren und wurde auf dem Friedhof von St. Ulrich in Augsburg beerdigt¹⁹². Neben ihm wurde auch drei Jahre später seine Ehefrau Katharina bestattet.

¹⁸⁷ „Die beiden Krauß waren unternehmende Leute, doch ihr Werk stand finanziell auf recht schwachen Füßen, denn alles war auf Pump gekauft.“ *Dillmann* (wie Anm. 128) S. 19.

¹⁸⁸ *Ebda.*- *Dillmann*, Geschichte der Spinnerei (wie Anm. 185). Vgl. zu Riedinger auch Anm. 130.

¹⁸⁹ *Dillmann* wirft Krauß vor, dass er statt weiter zu expandieren seine Firma erst einmal hätte konsolidieren sollen. *Dillmann* (wie Anm. 128) S. 19.

¹⁹⁰ Bei der Versteigerung der Firma wurden Vater und Sohn Krauß von ihrem „Freund“ Gottlob Emanuel Stänglen, dem Leiter der Augsburger Filiale einer Stuttgarter Baumwollagentur, „kaltbütig abgeschüttelt“. *Dillmann* (wie Anm. 128) S. 20.

¹⁹¹ Archiv des Standesamts Friedberg (Bayern), Sterbeanzeige der *Privatiers Wittwe* Katharina Krauß vom 26. Aug. 1893.

¹⁹² Archiv Evangelisch-Lutherisches Kirchengemeindeamt Augsburg, Beerdigungsbuch St. Ulrich 1887-1895.

Hans Scholl und seine Frage nach verantwortbarem Glauben

Darstellung und Interpretation seiner Zeit in Ulm (1932-1943)¹

Wolfgang Schöllkopf

Vor-Satz

Am 6. März 2019 nahm ein Artikel in der Ulmer Tagespresse eine Münchner Debatte um ein Stück Zaun am dortigen Ostbahnhof auf. Ein Photo zeigt den Zaun, als dort am 23. Juli 1942 Sophie Scholl ihren Bruder Hans verabschiedete, sowie Alexander Schmorell und Willi Graf, die später zur Weißen Rose gehörten. Die Medizinstudenten zogen mit anderen als Sanitäter an die Ostfront. Der Ulmer Artikel enthält den Vorschlag, einen Teil des Zauns, der einer Baustelle weichen muss und in München noch keine Verwendung fand, nach Ulm zu transferieren: „Es ist erwiesen, dass bauliche Relikte historische Erinnerungen eher wachhalten als 1000 Worte. [...] Die Erinnerung an die Geschwister Scholl ist quasi Teil der Ulmer DNA und sollte gefördert werden – gerade in Zeiten populistischer Kampagnen, die die NS-Zeit vergessen machen wollen und gleichzeitig vergleichbare Verhältnisse für die Zukunft herbeiführen wollen“². Dieser

¹ Dieser Aufsatz ist die überarbeitete Form meines Probevortrags zur Habilitation durch die Evangelisch-Theologische Fakultät der Eberhard-Karls-Universität zu Tübingen am 21. Mai 2019. Dieses Erntedankfest einer jahrzehntelangen Forschungs- und Vortragstätigkeit in württembergischer Kirchengeschichte verdanke ich den Ordinarien für Kirchengeschichte dieser Fakultät, besonders Prof. Dr. Volker Henning Drecoll. Er hat dieses Habilitationsverfahren angeregt, begleitet und begutachtet. Auf seinen Vorschlag als Ephorus des Evangelischen Stifts Tübingen, an dem ich in Archiv und Bibliothek das historische Handwerk lernen und erproben konnte, sammelt meine Habilitationsschrift ‚Das Stift und die Stifter - Studien zur Geschichte des Evangelischen Stifts Tübingen in Historiographie und Prosopographie‘ die wissenschaftlichen Früchte zum Stift ein, das auch meine Studienstätte war. Für das Zweitgutachten zu dieser Habilitationsschrift und manche Ermutigung danke ich Prof. Dr. Volker Leppin, für Unterstützung und hilfreiche Resonanz Prof. Dr. Jürgen Kampmann. Das Habilitationsverfahren wurde vom Dekan der Fakultät, Prof. Dr. Michael Tilly geleitet und von der Geschäftsführerin des Dekanats, Frau Ursel Krüger-Keim präzise und verlässlich organisiert. Die Antrittsvorlesung fand am 3. Juli 2019 statt mit dem Thema „Aber nicht nur historisch! - Kirchliche Jubiläen in Württemberg als Zugänge zur Geschichte?!“

Der in diesem Aufsatz zum Ausdruck kommende Forschungsschwerpunkt in Ulm wäre ohne viele kundige, hilfreiche und auch freundschaftlich verbundene Personen, die sich hier der vielfältigen Stadtgeschichte unseres Wohnorts widmen, nicht möglich geworden. Sowohl ihnen, als auch den oben Genannten und meiner Familie gilt mein Dank, mehr, als in und für eine Fußnote passend.

² Art. ‚Zaun als Erinnerung an Weiße Rose‘. In: SWP. Ausgabe für Ulm vom 6. März 2019. S. 15. Die etwas vollmundige Bemerkung von der „Ulmer DNA“ wirft die Frage nach einer angemessenen Gedenkkultur auf, denn das vorschnelle Besitzergreifen der Widerstandsgeschichte und ihrer Akteure durch nachgeborene



Abb. 1 - Hans Scholl.
Bronze-Büste,
gestaltet von Otl Aicher 1993,
heute im Stadthaus Ulm
(StadtA Ulm).

„Wink mit dem Zaunpfahl“³ verbindet nicht nur die Erinnerungszeit mit der derzeitigen politischen Auseinandersetzung, sondern wirft auch die Frage nach dem Umgang mit dem Erinnerungsort und damit mit der Erinnerungskultur zur Widerstandsbewegung der Weißen Rose auf. Würde ein Stück Zaun, das vor Ort seinen authentischen Erinnerungswert hat, wenn die an ihm hängende Geschichte weitererzählt wird, bei einer Versetzung an einen anderen Ort nicht zu einer Art Reliquie? Wie steht es um die originalen Erinnerungsorte in Ulm?

Die Rezeption der Geschichte des deutschen Widerstandes in der Zeit des Nationalsozialismus gehört, nachdem der Vorwurf des Vaterlandsverrats überwunden war, zum festen Bestand der Nachkriegsgeschichte. Die Widerstandsgeschichte half, wieder Selbstbewusstsein und Gestaltungskraft zu erlangen. Dabei hat in dieser Erinnerungsgeschichte innerhalb der vielen und sehr unterschiedlich agierenden Gruppen des Widerstands die „Weiße Rose“ einen besonderen Platz, was mit der Jugendlichkeit der Akteure vielleicht sogar mehr zusammen hängt, als mit ihrem intellektuellen Ansatz. Wohl nimmt deshalb in der Rezeption auch Sophie Scholl den größeren Platz ein, obwohl historisch gesehen ihr älterer Bruder Hans der Kopf der Widerstandsbewegung und ihrer Flugblattredaktion war.

Generationen enthält ein positives Element in dem Interesse an der komplexer Geschichte vor Ort, aber zugleich steckt darin auch eine negativ wirkende Tendenz der vorschnellen Aneignung, die die Scham über die menschenverachtende Mehrheitspolitik und ihre zahlreichen Mitläufer überdeckt. Die Fremdheit, von der gleichzeitig eine Faszination ausgeht, ist auszuhalten. Vgl. zu dieser Diskussion Aleida Assmann: *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. München 2004 (2018).

³ Vgl. Lutz Röhrich: *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*. Bd. 5. Freiburg i. Br. 1991. S. 1761; verwendet im Sinne von: „überdeutlich auf etwas hinweisen“.

Im Folgenden soll deshalb die Entwicklungsgeschichte des Hans Scholl (Abb. 1), vom überzeugten Fahnleinführer in der Hitlerjugend zum ebenso überzeugten Widerständler, auf dem Hintergrund seiner Suche nach verantwortbarem Glauben, zusammen gesehen werden mit Erkenntnissen der territorialen Geschichte und Kirchengeschichte, hier bezogen auf seine Zeit in Um (1932-1943). Die biographischen Spuren vor Ort, dokumentiert in der Methodik der Mikrohistorie⁴, werden dabei, so die These, die Entdeckungen in Quellen und Literatur, sowie ihre Deutungen präzisieren und von jeweils aufgestellten Theorien zu einer lebensbezogenen, fundierten Interpretation führen.

Die neuere Forschung

Im Focus dieser Untersuchung stehen zwei neue Biographien zu Hans Scholl, die im Gedenkjahr seines hundertsten Geburtstags und der Erinnerung an seine Hinrichtung vor 75 Jahren 2018 erschienen sind. Die eine Biographie stammt aus der Feder des emeritierten Hamburger Pastors Robert M. Zoske⁵, geboren 1952, die andere verfasste der katholische Theologe und ausgewiesene Fachmann für Erinnerungskultur Jakob Knab⁶, geboren 1951. Beide Arbeiten fußen auf umfangreichen Vorstudien, die bei Knab vor allem das Umfeld der Weißen Rose behandeln⁷. Zoske erschloss in dem opus magnum seiner Hamburger Dissertation zahlreiche neu zugängliche Quellen aus der umfangreichen Sammlung des Instituts für Zeitgeschichte in München, die er umfassend kontextualisierte und interpretierte⁸. Ihnen zugeordnet sei in dieser Untersuchung noch eine Arbeit mit einem differenten Forschungsansatz der Historikerin und Journalistin Miriam Gebhardt, geboren 1962, die keine personenbezogene Biographie, sondern eine Darstellung der Gruppe der Weißen Rose vorgelegt hat⁹.

Selbstverständlich stehen auch diese neueren Untersuchungen in Bezug zu den seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs bereits erschienenen und in ihrer Zahl inzwischen unüberschaubaren Studien. Auf den Anfang sei ausdrücklich verwiesen, da er eine weite Wirkungsgeschichte schrieb: Nach den frühen Gedenkreden zur Erinnerung an die Geschwister Scholl und die Weiße Rose

⁴ Vgl. dafür beispielhaft Hans *Medick*: *Weben und Überleben in Laichingen 1650-1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte* (VMPIG 126). Göttingen ²1997 (1. Aufl. 1996). Hier: seine methodische Einleitung S. 13-37.

⁵ Robert M. *Zoske*: *Flamme sein! Hans Scholl und die Weiße Rose. Eine Biografie*. München 2018.

⁶ Jakob *Knab*: *Ich schweige nicht. Hans Scholl und die Weiße Rose*. Darmstadt 2018.

⁷ Detlef *Bald*/Jakob *Knab* (Hg.): „Die Stärkeren im Geiste“: Zum christlichen Widerstand der Weißen Rose, Essen 2012. Hier: Intus von Jakob Knab: „Eine Bibliothek, das ist ja eine Art Biographie“. Die religiösen Mentoren der Weißen Rose (S. 46-64); Weltanschauung und Widerstand - Hans Scholl und Oberst Graf Stauffenberg (S. 87-104); „Ja, wir glauben auch an den Sieg der Stärkeren, aber der Stärkeren im Geiste“. Religiöse Wende und Wurzeln der Sophie Scholl (S. 117-136); Die innere Vollendung der Person - Christoph Probst (S. 137-148); Hermann Probst - der Vater. Familiäre Wurzeln von Christoph Probst (S. 188-195).- Vgl. dazu auch Knabs Mitarbeit bei: Detlef *Bald* (Hg.): *Wider die Kriegsmaschinerie. Kriegserfahrungen und Motive des Widerstandes der „Weißen Rose“*. Essen 2005.

⁸ Robert M. *Zoske*: *Sehnsucht nach dem Lichte. Zur religiösen Entwicklung von Hans Scholl. Unveröffentlichte Gedichte, Briefe und Texte*. München 2014 (Zugleich: Philologische Dissertation an der Helmut-Schmidt-Hochschule der Bundeswehr Hamburg.).

⁹ Miriam *Gebhardt*: *Die Weiße Rose. Wie aus ganz normalen Deutschen Widerstandskämpfer wurden*. München 2017.

von Heinrich Mann¹⁰ und Romano Guardini¹¹ bereits 1945, und vor der Würdigung durch Ricarda Huch¹² aus dem Jahr 1948, verfasste Inge Scholl, später Inge Aicher-Scholl (1917-1998)¹³ persönliche Erinnerungen für die Familie, die die Grundlage bildeten für das 1952 erstmals erschienene und danach vielfach wieder aufgelegte Werk der ältesten Schwester über ihre Geschwister Hans und Sophie Scholl und die Weiße Rose¹⁴. Es ist keine Biographie aus wissenschaftlicher Methodik, sondern ein leidenschaftliches Gedenkbuch zur Erinnerung an ihre ermordeten Geschwister und ihr Erbe. Diese aus Scholls Sicht verständliche Konzentration auf Hans und Sophie sollte weitreichende Folgen haben, indem andere Beteiligte der Weißen Rose erst wieder beim Namen genannt werden mussten. Die Erlebnisschilderungen haben Inge Scholls Perspektive. Was dem Andenken ihrer Geschwister schaden oder ihre Botschaft verunklaren könnte, wurde von ihr ausgelassen. Sie veröffentlichte den Text der Flugblätter, der Gerichtsverhandlungen und einige Zeitzeugenberichte. Alle anderen Quellen vertraute die Gründerin der Ulmer Volkshochschule dem Archiv des Instituts für Zeitgeschichte in München an, insgesamt 799 Dokumentenbände, und ließ davon einiges vor Benützung schützen¹⁵. Mit diesem Vorgehen machte sie sich zur Verwalterin des wertvollen Erbes ihrer Geschwister. Damit einher ging eine exklusive Deutungshoheit, weshalb sie Miriam Gebhardt die „Lordsiegelwahrerin“¹⁶ nennt. Mit diesen Anfängen musste sich die nachfolgende Erforschung auseinandersetzen.

Was ist eine historische Biographie?

Nachdem die künstliche Isolierung einzelner historischer Heldengestalten in den Biographien der Romantik und des Historismus weitgehend überwunden ist, führt eine Biographie heute in die Zeitumstände einer Person ein, die Geschichte gestaltet und erlitten hat. Dabei sind die geistesgeschichtlichen und politischen, die sozialen und mentalen Faktoren entscheidend. Da wichtige Quellen biographischen Ursprungs sind und die Biographie für viele noch immer ein Zugang zur komplexen Geschichtswissenschaft ist, ist diese Art der Darstellung gerechtfertigt. Dabei hat der Autor oder die Autorin, soll die Biographie wissenschaftlichen Ansprüchen genügen, gegenüber der Leserin und dem Leser Rechenschaft über die zu Grunde liegende Hermeneutik und Methodik abzulegen, die auch die Differenzierung zwischen der historischen Faktizität und der Interpretation

¹⁰ Heinrich Mann: Über den Widerstand. In: Ausgewählte Werke. Bd. XIII, Essays. Bd. 3. Berlin 1962. S. 378-381. Vgl. Zoske, Sehnsucht (wie Anm. 8) S. 33-36. Diese Veröffentlichung der Deutschen Akademie der Künste in Ost-Berlin wirft zugleich das Thema der unterschiedlichen Rezeption und Gedenkkultur im Westen und Osten Deutschlands auf. Vgl. dazu Christian Ernst: Die Weiße Rose – eine deutsche Geschichte? Die öffentliche Erinnerung an den Widerstand in beziehungsgeschichtlicher Perspektive (Schriften des Maria Remarques-Archivs 34). Göttingen 2018.

¹¹ Romano Guardini: Die Waage des Daseins. Rede zum Gedächtnis von Sophie und Hans Scholl, Christoph Probst, Alexander Schmorell, Willi Graf und Prof. Dr. Huber, gehalten am 4. November 1945. Tübingen/Stuttgart 1945. Vgl. Zoske, Sehnsucht (wie Anm. 8) S. 29f.

¹² Zoske, Sehnsucht (wie Anm. 8) S. 27f.

¹³ Vgl. Frank Raberg: Biografisches Lexikon für Ulm und Neu-Ulm 1802–2009. Ostfildern 2010. S. 10f.-Christine Abele-Aicher (Hg.): Die sanfte Gewalt - Erinnerungen an Inge Aicher-Scholl. Ulm 2012.

¹⁴ Inge Aicher-Scholl: Die Weiße Rose, Frankfurt a. M. 1952 u. ö. (11. Aufl. 2005).

¹⁵ Vgl. Zoske, Sehnsucht (wie Anm. 8) S. 48-51.

¹⁶ Gebhardt, Weiße Rose (wie Anm. 9) S. 68.

ihrer Quellen mit einschließt. Zur dargestellten historischen Person bedarf es der Interesse leitenden Empathie genauso, wie einer respektvollen historischen Distanz. Die Zielsetzung einer wissenschaftlichen Biographie ist somit eben nicht erreicht, wenn sich das leitende Interesse des Verfassers und die Darstellung der historischen Persönlichkeit möglichst nahe, ja, zur Deckung kommen. Wenn dem so ist, sind von hier aus erste Fragen an die Biographien zu Hans Scholl von Zoske und Knab angebracht, denn der lutherische Theologe Zoske führt Hans Scholls innere Entwicklung im Kern auf Augustin, Luther und Kierkegaard zurück, während der katholische Theologe Knab den Haupteinfluss auf Hans Scholl dem Reformkatholizismus zuschreibt. Ist hier bei beiden der jeweilige Wunsch der Vater der Gedanken? Sind dies verständliche Verstehensvoraussetzungen, über deren Hermeneutik der mündige Leser aufgeklärt wird und sie so nachvollziehen kann, oder werden diese Thesen mit den historischen Fakten und ihren Quellen derart verbunden, dass sie selbst Faktizität beanspruchen?

Diese hermeneutischen Beobachtungen werden noch wesentlicher, wenn die biographische Arbeit ausdrücklich auch der religiösen Prägung, Entwicklung und Haltung des Dargestellten gilt. Da diese existentielle Mitte die historische Person und die des Autors ganz nahe zusammen bringt, bedarf es deshalb besonders der Leidenschaft wie ebenso der professionellen Distanz¹⁷.

Zur Sprache

Zu Beginn dieser Darstellung ist es angebracht, sich über die dabei verwendete Sprache Rechenschaft abzulegen, da die Zeit des Nationalsozialismus mit ihrer Okkupation von Sprache Macht ausübte und Menschen manipulierte. So sollen hier keine Abkürzungen aus dieser Zeit verwendet werden, die bewusst den Inhalt verschleiern, wie es Viktor Klemperer in seinem bewußt „LTI“ genannten Werk eindrücklich dargestellt hat¹⁸. Auch die bewusste Verharmlosung oder Technokratisierung von Sprache, wie sie Dolf Sternberger, Gerhard Storz und Wilhelm Emmanuel Süsskind in ihrem Werk „Aus dem Wörterbuch des Unmenschen“¹⁹ an sprechenden Beispielen aufgezeigt haben, soll beachtet werden. So ist es wenig durchdacht, wenn heute als Epochenbegriff dieser Zeit das nationalsozialistische „Dritte Reich“²⁰ verwendet wird, ohne die dahinter stehende endzeitliche Reichsidee, die das Heilige Römische Reich Karls des Großen und das Deutsche Reich Preußens zu Vorläufern hat, aufzudecken.

¹⁷ Vgl. zur Methodik der Kirchengeschichte Bernd *Jaspert*: Kirchengeschichte als Wissenschaft. Münster 2013.

¹⁸ Viktor *Klemperer*: LTI. Notizbuch eines Philologen. Stuttgart 2010. Das Werk ist erstmals 1947 erschienen, ab 1966 auch in Deutschland mit vielen weiteren Ausgaben. Die Abkürzung LTI steht für „lingua tertii imperii“ („die Sprache des ‚Dritten Reichs‘“).

¹⁹ Hamburg 1957; München 1962 u. ö. Beispiele für die Verharmlosung sind die Begriffe „Nationalsozialismus“ oder „Konzentrationslager“, die jeweils eine positive Konnotation auslösen. Ein Beispiel für die Technokratisierung ist der scheinbar neutrale Begriff „Durchführen“. Umso seltsamer ist festzustellen, dass Zoske ihn ganz unreflektiert verwendet. Vgl. *Zoske*, Flamme (wie Anm. 5) S. 31. Vgl. zum Thema auch Erhard *Eppler*: Kavalleriepfede beim Hornsignal. Die Krise der Politik im Spiegel der Sprache (edition suhrkamp 1788). Frankfurt a. M. 1992.

²⁰ Vgl. Cornelia *Schmitz-Berning*: Vokabular des Nationalsozialismus. Berlin 1998. S. 157–160.- Herrmann *Butzer*: Das „Dritte Reich“ im Dritten Reich. Der Topos „Drittes Reich“ in der nationalsozialistischen Ideologie und Staatslehre. In: Der Staat. Zeitschrift für Staatslehre und Verfassungsgeschichte, deutsches und europäisches Öffentliches Recht 42 (2003) S. 600–627.- Georg *Stötzel*: Zeitgeschichtliches Wörterbuch

So soll, zumal im protestantischen Kontext, das, wie Albrecht Goes sagen würde, „Wächteramt des Wortes“²¹ wirken, ganz im Sinne der hohen sprachlichen Sensibilität Hans Scholls.

Die Zeit von Hans Scholl in Ulm 1932-1943

Erstaunlicherweise spielt die Lebensphase Hans Scholls und seiner Familie in Ulm sowohl in der Biographie von Zoske als auch in der von Knab kaum eine Rolle. Das hat seinen Grund vor allem darin, dass beide auf je ihre Art keine Chronologie, sondern eine Biographie der inneren Entwicklung Hans Scholls aufzeigen wollen. Beides ist jedoch miteinander verbunden, bedenkt man die entwicklungspsychologischen Faktoren für Kinder, Jugendliche und Heranwachsende, für die örtliche Gegebenheiten und soziale Bezugfelder eine prägende Rolle spielen. Für konkrete Angaben vor Ort mit dem dafür notwendigen Gespür für Details verweisen beide Autoren auf die neueste Biographie zu Sophie Scholl der Historikerin und Journalistin Barbara Beuys, geboren 1943, von 2010²². Dies bezeugt, dass Biographien auch immer in einer Biographien-Geschichte stehen und der eigene Beitrag dazu auf dem fußt, was zuvor erarbeitet wurde.

Der Ort²³

Die ehemalige Reichsstadt Ulm an der Donau war in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts ein bedeutender Militär- und Industrie-Standort mit rund 60.000 Einwohnerinnen und Einwohnern. Auf diesem Hintergrund wurde sie schon früh von der nationalsozialistischen Bewegung dominiert. Die erreichte Mehrheit der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) bei den Gemeinderatswahlen nach der Machtergreifung Hitlers 1933 ermöglichte eine rasche Machtergreifung vor Ort. Dazu gehörte die Absetzung des liberalen Oberbürgermeisters Emil Schwammerberger²⁴ und die Einsetzung des fanatischen Parteigängers Wilhelm Dreher²⁵. Auf dem Oberen Eselsberg in Ulm wurde ein Schutzhaftlager eingerichtet. Die ortsansässige Industrie, vor allem im Bereich der Transportfahrzeuge, profitierte von den zunehmenden Kriegsvorbereitungen. Die bedeutende jüdische Gemeinde Ulms mit ca. 500 Mitgliedern erlitt immer mehr Schmähungen und Verfolgungen. Dennoch gestaltete sich das bürgerliche Alltagsleben bis Kriegsbeginn weitgehend ohne Einschränkungen, in Normalität vorgaukelnder, verharmlosender Routine.

der deutschen Gegenwartssprache. 2., erweit. u. aktual. Aufl. Hildesheim 2003. Sogar der Hochmeister der deutschen Sprache Walter Jens verwendet den Begriff „drittes Reich“ [sic!] nicht als Eigennamen gekennzeichnet. Vgl. Walter Jens: Lobrede auf mein Hamburg. In: Radius Almanach 1992/93. Stuttgart 1992. S. 5-11. Hier: besonders S. 9.

²¹ Albrecht Goes: Vertrauen in das Wort (1953). In: *Ders.*: Keine Stunde schwindet. Erzählungen, Betrachtungen, Gedichte. Berlin 1988. S. 148-153.

²² Barbara Beuys: Sophie Scholl. Biographie. München 2010.

²³ Vgl. zur Geschichte Ulms in der Zeit des Nationalsozialismus für das folgend Zusammengefasste: Der Stadtkreis Ulm. Amtliche Kreisbeschreibung. Hg. v. der Landesarchivdirektion in Verbindung mit der Stadt Ulm. Ulm 1977.- Hans Eugen Specker (Hg.): Ulm im Zweiten Weltkrieg. Eine Dokumentation über die Zerstörung des alten Ulm (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation 6). Ulm 1995.- Silvester Lechner: Das KZ Oberer Kuhberg und die NS-Zeit in der Region Ulm/Neu-Ulm. Stuttgart 1988.

²⁴ Vgl. Raberg (wie Anm. 13) S. 400-402.

²⁵ Vgl. *ebda.*, S. 70-72.

Die Familie

Die Familie Scholl kam 1932 nach Ulm, nachdem der Vater Robert Scholl (1891-1973)²⁶ als Bürgermeister im hohenlohischen Forchtenberg 1929 abgewählt worden war und Leiter der Handwerkskammer in Ludwigsburg, dem Ort seiner Ausbildung wurde. Als Wirtschaftsprüfer und Steuerberater übernahm er 1932 seine Tätigkeit für die Handelskammer Ulm. Die Mutter Magdalene Scholl, geborene Müller (1881-1958)²⁷, wurde als Diakonisse der Diakonissenanstalt Schwäbisch Hall zur Krankenschwester ausgebildet²⁸. Als Gemeindegewerkschwester kam sie schon einmal im Jahr 1910 an die evangelische Kirchengemeinde der Christuskirche in Söflingen nach Ulm. Dort machte später auch Sophie Scholl ihre Ausbildung zur Kindergärtnerin. Die Kinder der Familie waren in der Reihenfolge ihres Alters: Inge Scholl (1917-1998)²⁹, seit der Heirat mit dem Graphikdesigner Otl Aicher (1922-1991)³⁰ im Jahr 1952 Inge Aicher-Scholl; Hans Scholl (1918-1943); Elisabeth Scholl (geboren 1920), seit der Heirat mit dem Juristen Fritz Hartnagel (1917-2001)³¹, dem früheren Freund ihrer Schwester Sophie, im Jahr 1945 Elisabeth Hartnagel; Sophie Scholl (1921-1943); Werner Scholl (geboren 1922, vermisst an der Ostfront 1943). Bereits 1926, mit neun Monaten an einer Masernepidemie verstorben ist die jüngste der Geschwister Tilde Scholl. Zur Familie gehörte auch noch als Pflegekind Ernst Gruele (1914-1991), ein Sohn aus einer vorehelichen Beziehung Robert Scholls³².

Prägend für die Kinder war sowohl der politisch wache und zunehmend kritische Geist des Vaters ebenso, wie die tiefe Frömmigkeit und daraus folgende diakonische Tätigkeit der Mutter. Letztere „pietistisch“³³ zu nennen, kann zwar für Württemberg nie ganz falsch sein, wenn damit persönlicher, biblisch fundierter Glaube gemeint ist, jedoch treffen die mit diesem inzwischen sehr unscharfen Sammelbegriff verbundenen Konnotationen wie moralische Enge oder fundamentalistische Frömmigkeit auf die Mutter Scholl überhaupt nicht zu.

²⁶ Vgl. *Raberg* (wie Anm. 13) S. 385f.- *Zoske*, *Sehnsucht* (wie Anm. 8) S. 507-509.

²⁷ Vgl. *Raberg* (wie Anm. 13) S. 384f.- *Zoske*, *Sehnsucht* (wie Anm. 8) S. 509-514.- *Monika Lederle*: *Magdalene Scholl*. In: *Ulmer Frauenwege im 20. Jahrhundert*. Hg. v. ökumenischen Arbeitskreis Frauen. Ulm 2006. S. 16-27.

²⁸ *Zoske* bezeichnet Magdalene Scholl mehrfach als „Kaiserswerther Diakonisse“. *Zoske*, *Sehnsucht* (wie Anm. 8) S. 56, S. 509 und S. 513, was sehr missverständlich ist, gehörte die Diakonissenanstalt Schwäbisch Hall zwar zum Kaiserswerther Verband, doch bleibt das Mutterhaus die Identität der einzelnen Diakonisse.- Anders dagegen bei *Zoske*, *Flamme* (wie Anm. 5) S. 18f.- Noch unklarer heißt es bei *Gebhardt* (wie Anm. 9) S. 46, Magdalene Scholl „trat der evangelischen Diakonie [sic!] in Schwäbisch Hall bei“.

²⁹ Vgl. *Raberg* (wie Anm. 13) S. 10f.

³⁰ Vgl. *Raberg* (wie Anm. 13) S. 9f.- *Markus Rathgeb*: *Otl Aicher*. London 2007.

³¹ Vgl. *Raberg* (wie Anm. 13) S. 147f.- *Thomas Hartnagel*: *Sophie Scholl – Fritz Hartnagel*. Damit wir uns nicht verlieren. Briefwechsel 1937-1943. Frankfurt a. M. 2005.- *Hermann Vincke*: *Fritz Hartnagel*. Der Freund von Sophie Scholl. Zürich/Hamburg 2005.

³² Während *Zoske*, *Flamme* (wie Anm. 5) S. 14 und *Gebhardt* (wie Anm. 9) S. 51 noch unklar bleiben, hat *Knab* (wie Anm. 6) S. 20f. das Rätsel um Ernst Gruele geklärt mit Hilfe der Darstellung von *Manuel Aicher*: *Prägung, Rätsel und Geschenke*. In: *Christine Abele-Aicher* (Hg.): *Die sanfte Gewalt*. Erinnerung an Inge Aicher-Scholl. Ulm 2012. S. 104. Ernst Gruele stammte aus Forchtenberg, wo er eine Schlosserlehre absolvierte. 1934 zog er nach Ulm und verheiratete sich dort 1935 mit Elisabeth Schäfer. Er arbeitete bei der Firma Bosch.

³³ So z. B. *Zoske*, *Sehnsucht* (wie Anm. 8) S. 509 und S. 513.- *Ders.*, *Flamme* (wie Anm. 5) S. 143.- Vgl. auch *Beuys* (wie Anm. 22) S. 14. Zum Pietismus-Begriff vgl. *Wolfgang Schöllkopf*: *Fromm und fleißig! Fröhlich und frei? Die Schwaben und der Pietismus*. In: *Die Schwaben*. Katalog zur Großen Landesausstellung. Hg. vom Landesmuseum Württemberg. Stuttgart 2016. S. 283-293.

In den ersten Jahren ihrer Ulmer Zeit erlebte die Familie gemeinsam eine intensive Gemeinschaft, in der die Kinder behütet aufwuchsen und zu wacher Zeitgenossenschaft erzogen wurden. Dazu war ihre wirtschaftliche Situation mit Scholls gut gehender Kanzlei so lange sorgenfrei, bis der Vater wegen kritischer politischer Kommentare immer mehr unter Kontrolle geriet, schließlich seine Zulassung der Handelskammer Ulm verlor und 1942 mit Gefängnis bestraft wurde.

Auch die Nachkriegsgeschichte Ulms ist von Mitgliedern der Familie Scholl geprägt und gehört zur erwachenden und wachsenden Erinnerungskultur vor Ort. So wurde Robert Scholl, von der amerikanischen Militärregierung, zum Oberbürgermeister der Stadt nach dem Krieg eingesetzt und widmete seine Kraft dem Wiederaufbau der völlig zerstörten Stadt³⁴. Magdalene Scholl unterstützte dies mit diakonischen Hilfsprojekten wie der Bahnhofsmision als Anlaufstelle für Heimkehrer oder der von den Amerikanern ermöglichten Schulspeisung³⁵. Als Robert Scholl bei der ersten Wahl nach dem Krieg 1948 unterlag, was auch mit der von ihm angemahnten Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus zusammen hing, zogen die Eltern nach München-Waldperlach in die Nähe der Gräber ihrer Kinder Hans und Sophie. Ihre älteste Tochter Inge blieb in Ulm und leitete eine der ersten Volkshochschulen im Land mit dem Schwerpunkt der Friedenserziehung. Auch am Aufbau der Hochschule für Gestaltung war sie beteiligt.

Diese Präsenz von Familienangehörigen der Scholls beförderte die Entstehung einer örtlichen Erinnerungskultur, nachdem die auch in Ulm wirksame und für das Nachkriegsdeutschland typische Belastung der Widerstandsgeschichte als die eines nationalen Verrats überwunden war.

Bis heute halten maßgebliche Einrichtungen in Ulm die Erinnerung an das Vermächtnis der Familie Scholl wach, zu denen die Volkshochschule mit der Denkstätte Weiße Rose der Weiße Rose Stiftung München zählen, aber auch das Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg, die Denkstätte in der Martin-Luther-Kirche und das Stadtarchiv gehören.

Die Wohnorte

Es ist nicht nur der Erinnerungskultur vor Ort dienlich, sondern sagt auch etwas aus über den sozialen Status und das nachbarschaftliche Verhältnis der Familie, wenn die Wohnorte präzise festgehalten werden, zumal sich Häuser und ihr Umfeld durch die Zeiten stark verändern können. Zuerst wohnte die Familie Scholl ab 1932 am Ulmer Michelsberg in der Kernerstraße 29³⁶, zog jedoch schon 1933

³⁴ Vgl. *Raberg* (wie Anm. 13) S. 386.- *Ders.*, Ulm – Untergang und Neuanfang in doppelter Randlage. In: Karl *Moersch*/Reinhold *Weber* (Hg.): *Die Zeit nach dem Krieg: Städte im Wiederaufbau* (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs 37). Stuttgart 2007. S. 399-415.- Hellmut *Pflüger*: *Zusammenbruch und Wiedergeburt. Ulm und Neu-Ulm 1945-1950. Eine Dokumentation in Wort und Bild mit einem Text von Robert Scholl*. Ulm 1995.

³⁵ Vgl. *Raberg* (wie Anm. 13) S. 385.

³⁶ Die Straße wurde 1904 nach dem Dichter Justinus Kerner benannt. Vgl. Wolf-Henning *Petershagen*: *Ulms Straßennamen. Geschichte und Erklärung* (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation 15), Ulm 2017. S. 145. Bei *Gebhardt*, *Weiße Rose* (wie Anm. 9) S. 61 heißt sie „Kernstraße“! Überhaupt verrät der Umgang mit Namen einiges, entweder von Abschreibe-Traditionen oder Missachtung des ‚Kleinen‘ zugunsten scheinbar ‚Großem‘. Ganz unmöglich wird es im zitierten Werk dann, wenn



Abb. 2 - Im Haus Olgastraße Nr. 139 (ehemals Nr. 81) wohnte die Familie Scholl in den Jahren 1933-1938 im ersten Stock; heutiger Zustand (StadtA Ulm).



Abb. 3 - Im Haus Münsterplatz Nr. 33 wohnte die Familie Scholl in den Jahren 1938 bis 1943 im vierten Stock rechts. Historische Aufnahme der Totengedenkfeier im November 1933 (StadtA Ulm).

Richtung Innenstadt, in die Olgastraße 139³⁷ (Abb. 2) am Ulmer Innenstadtring. Beide Orte, im Villenviertel des Michelsbergs und am Rand der Altstadt, dokumentieren mit ihren vornehmen und großzügigen Wohnungen die privilegierte soziale Stellung der Familie. Die von den Nationalsozialisten 1937 allgemein verfügte Änderung von Straßennamen betraf die Familie Scholl ganz direkt, da die Olgastraße in Adolf-Hitler-Ring umbenannt wurde. Es ist kaum vorstellbar, dass Robert Scholl diesen Namen im Briefkopf seiner Kanzlei gedruckt wissen wollte. So zog die Familie ein Jahr vor Kriegsbeginn 1938 an den Münsterplatz ins Haus Münsterplatz 33³⁸ (Abb. 3), in dem sich im Erdgeschoss eine Bank und ein Laden der Württembergischen Metallwarenfabrik (WMF) befanden.

das erste Vernichtungslager der Nationalsozialisten auf der Schwäbischen Alb „Grafeneck“ (S. 183) statt Grafeneck heißt, oder der Märtyrer Pater Alfred Delp „Deip“ (S. 224) heißen muss.

³⁷ Heute: Hausnummer 139, damals: Nr. 81. 1864 wurde diese Straße zu Ehren der württembergischen Königin Olga (1822-1892) benannt. Vgl. *Petershagen* (wie Anm. 36) S. 168. Das heutige Ärztehaus trägt seit 2005 den Namen Geschwister-Scholl-Haus und zeigt im Eingangsbereich sowie auf seiner Homepage die Stationen der Geschichte des Hauses, das 1903 im Gründerzeitstil erbaut wurde und das bis zu ihrer Auswanderung 1939 auch die jüdische Familie Guggenheim bewohnt hat.

³⁸ Vgl. *Petershagen* (wie Anm. 36) S. 162f.- Sind die anderen zwei Wohnorte noch original erhalten, so wurde dieses großzügige Jugendstilhaus 1944 im Krieg zerstört, ein Jahr, nachdem das Leben seiner ehemaligen Bewohner Hans und Sophie Scholl zerstört worden war, die doch vor den Folgen des Krieges gewarnt hatten. Vor dem jetzigen Neubau an dieser Stelle erinnert eine Stele von Otl Aicher an seine früheren Bewohner.

Dieser Wohnort führte Hans Scholl und seinen Geschwistern nicht nur täglich das Münster vor Augen, sondern auch die zahlreichen militärischen Aufmärsche bei Tag und Nacht auf dem Münsterplatz, mit denen sich die Machthaber inszenierten. Dieses Erleben ist für das politische Erwachen der Jugendlichen sicher bedeutsam.

Die Schule und der Freundeskreis

Hans Scholl ging in Ulm auf das humanistische Gymnasium (heute: Humboldt-Gymnasium), in der Olgastraße unweit des zweiten Ulmer Wohnorts gelegen, zusammen mit der Knaben-Oberrealschule (heute: Kepler-Gymnasium). Es war damals die Elite-Schule des Ulmer Bildungsbürgertums. 1933 zählte es 363 Schüler und 16 Lehrer, „konservativ-nationalistisch, dabei aber erstaunlich naziresistent“³⁹. Noch 1936 waren davon nur zwei Mitglieder der Nationalsozialistischen Deutsche Arbeitspartei, der Schulleiter Walther Sontheimer gemäß seiner Funktion und der Zeichenlehrer Richard Aich gemäß seiner inneren Haltung⁴⁰. Ein Jahr später sollten es bereits sechs Lehrer mehr sein, darunter auch der evangelische Theologe Dr. Erwin Nestle, der sich später der Bekennenden Kirche anschloss⁴¹. Bei ihm hatte auch Hans Scholl Religionsunterricht und erhielt auf seine Frage nach verantwortbarem Glauben einen biblisch fundierten, dogmatisch liberalen Unterricht in Religion. Ganz anders war da der Nachfolger, Hermann Wild (1884-1962)⁴², der seinen theologischen und religionspädagogischen Schwerpunkt in der Christologie setzte und als Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei seine Schüler zu Demokraten zu erziehen suchte. Mit ähnlicher Haltung prägte der katholische Religionspädagoge Dr. Ulrich Stökle⁴³ seine Schüler. Ein Freiraum des kritischen Denkens entstand damals auch, typisch für die humanistischen Gymnasien, im altphilologischen Unterricht, etwa bei demokratischen Gedanken in Ciceros ‚De republica‘ oder im Vorrang des Gewissens vor der Staatsräson in Sophokles‘ ‚Antigone‘⁴⁴. Das steht zugleich für Hans Scholls Suche in existentieller Literatur der Klassik und Moderne nach der Freiheit des Denkens. Insgesamt prägten die kritischen oder gemäßigten Lehrer Hans Scholl und seine Mitschüler genauso, wie ihre Auseinandersetzung mit den überzeugten Parteigängern. Wesentlich für Hans Scholls weitere Entwicklung sollte der dort gewonnene Freundeskreis werden⁴⁵. Dazu gehörten in einer jüngeren Klasse die fünf Freunde Heinz A. Brenner, Heinrich Guter⁴⁶, Walter

³⁹ Michael Kuckenburger: Daraus erwuchs bei uns Opposition. Die „Ulmer Schülergruppe“ 1943 und ihr Gymnasium. In: Schwäbische Heimat 3 (2003) S. 334-339. Hier: S. 336. Kuckenburger konnte noch Interviews mit den überlebenden ehemaligen Schülern führen, thematisiert aber nicht den methodischen Umgang mit „oral history“. Vgl. dazu Gerhard Henke-Bockschatz (Hg.): Oral History (Geschichte lernen 76). Seelze 2000.

⁴⁰ Kuckenburger (wie Anm. 39) S. 336.

⁴¹ Vgl. Raberg (wie Anm. 13) S. 290f.

⁴² Vgl. Raberg (wie Anm. 13) S. 473f.- Heinrich Steimmeyer: Hermann Wild (1884-1962). Ein schwäbischer Theologe, Pädagoge und Politiker. In: UO 52 (2001) S. 180-256.

⁴³ Vgl. Raberg (wie Anm. 13) S. 425.

⁴⁴ Vgl. Kuckenburger (wie Anm. 39) S. 338.

⁴⁵ Vgl. Benedikt Pfister: „Den Nazis die Stirn bieten!“ Die Ulmer Abiturienten im Nationalsozialismus. Saarbrücken 2008.

⁴⁶ Heinrich Guter (1925-2015), gehörte zum Freundeskreis der Scholls. Vgl. „wir wollten das andere“ Ulmer Denkstätte Weiße Rose. Jugendliche im Umfeld der Weißen Rose. Hg. von der Ulmer Volkshochschule. Ulm 2000. S. 41.

Hetzel⁴⁷, Hans Hirzel und Franz J. Müller⁴⁸. Auf drei von ihnen, Guter, Hirzel und Müller, bezog sich die aufsehenerregende Bemerkung Freislers im zweiten Weiße-Rose-Prozess vom 19. April 1943: „Dem Volksgerichtshof fällt auf, dass aus *einer* Schulklasse drei Schüler in dieser Sache erscheinen und noch weitere erwähnt wurden! Da muss etwas nicht stimmen, was am Geiste dieser Klasse liegt und was der Senat nicht allein diesen Jungen zur Last legen kann. Man schämt sich, dass es eine solche Klasse eines deutschen humanistischen Gymnasiums gibt!“⁴⁹ Franz Müller⁵⁰ und Hans Hirzel⁵¹, zusammen mit seiner Schwester Susanne⁵², waren 1942/43 direkt in die Verbreitung der Flugblätter eingebunden, weshalb sie zu Haftstrafen verurteilt wurden. Heinz Brenner⁵³ schloss sich dem katholischen Widerstand an, schrieb gemeinsam mit Walter Hetzel die kritischen Hirtenbriefe und Predigten des Münsteraner Bischofs Clemens August Kardinal Graf von Galen⁵⁴ ab und verbreitete sie. Dies war für Hans Scholl ein Vorbild für die Flugblätter der Weißen Rose.

Die bündische Jugend und die Hitlerjugend

Hintergrund und Ereignisse der bündischen Jugendzeit Hans Scholls in Ulm sind gut erforscht und in der neueren Forschung ausführlich dargestellt⁵⁵.

Hans Scholl trat in seiner Begeisterung, zum Entsetzen seines Vaters, 1933 in die Hitlerjugend ein, wo er zum Fähnleinführer aufstieg. Seinen Einsatz für den nationalen Aufbruch Deutschlands teilte er mit sehr vielen und er war für seine Entwicklung zugleich ein wichtiger Schritt zur Ablösung von seinem dominanten Elternhaus. Ab 1935 jedoch engagierte er sich mehr in einer innerhalb der Hitlerjugend entstandenen bündischen Jugendgruppe, in der auch seine Freunde und sein Bruder Werner aktiv waren. Diese, aus der Jugend- und Singbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstandene Jugendorganisation war in Ulm ein Ableger der Stuttgarter Gruppe „Deutsche autonome Jungenschaft dj.1.11“⁵⁶. Sie suchte die Ideale von Jugend, Aufbruch, Elite und Volk in eine

⁴⁷ Walter Hetzel (1924–2019), katholischer Theologe und Psychotherapeut, langjähriger Leiter der ökumenischen Telefonseelsorge Ulm.

⁴⁸ Vgl. „wir wollten das andere“ (wie Anm. 46). Hier: S. 34–45.

⁴⁹ Zitiert nach Inge Scholl: *Die Weiße Rose*. Frankfurt a. M. ¹¹2005. S. 119.

⁵⁰ Franz J. Müller (1924–2015), Jurist, Gründer der Weiße-Rose-Stiftung München 1986. Vgl. „wir wollten das andere“ (wie Anm. 46) S. 36f.

⁵¹ Hans Hirzel (1924–2006), Journalist und Politiker. Vgl. „wir wollten das andere“ (wie Anm. 46) S. 37.

⁵² Susanne Hirzel (1921–2012), Musikpädagogin, Verfasserin einer verbreiteten Cello-Schule; sie schrieb Erinnerungen an die Zeit in Ulm. Vgl. Susanne *Hirzel*: *Vom Ja zum Nein. Eine schwäbische Jugend 1933 bis 1945*. Tübingen 2000.

⁵³ Heinz Brenner (1924–2008), Deserteur im Zweiten Weltkrieg 1944, Rechts- und Staatswissenschaftler, danach in der Industrie in der Schweiz tätig. Er verfasste Erinnerungen an die Zeit in Ulm: Heinz A. Brenner: *Dagegen*. Widerstand Ulmer Schüler gegen die deutsche Nazi-Diktatur. Leutkirch o. J. [1992].- Vgl. „wir wollten das andere“ (wie Anm. 46) S. 44f.

⁵⁴ Vgl. Max *Bierbaum*: *Nicht Lob, nicht Furcht. Das Leben des Kardinals von Galen nach unveröffentlichten Briefen und Dokumenten*. Münster 1955.

⁵⁵ Vgl. *Zoske*, *Sehnsucht* (wie Anm. 8) S. 53–112.- *Ders.*, *Flamme* (wie Anm. 5) S. 28–88.- *Knab* (wie Anm. 6) S. 29–62.- Auch aus Ulmer Perspektive ist eine Arbeit zur bündischen Jugend und ihrem familiären Umfeld erschienen: Hans-Joachim *Seidel*: *Hans Scholl und die Bündische Jugend. Die Freundschaft der Familien Scholl und Nägele*. Ulm 2017.

⁵⁶ *Zoske*, *Sehnsucht* (wie Anm. 8) S. 516.

Erlebnisebene einzubinden und pflegte ein elitäres Selbstbewusstsein. Nordische Fahrten weckten germanische Traumbilder. Zu Beginn ließen sich beide Jugendorganisationen noch miteinander verbinden, bis der totale Machtanspruch der Nationalsozialisten auch hier zu einer Gleichschaltung führte und die Ideale der bündischen Jugend für ihre politischen Zwecke missbrauchte. Hans Scholl, der diese Entwicklung zunehmend kritisch sah und sich innerlich distanzierte, hielt jedoch zur bündischen Jugend, in der er seine Ideale aufbewahrt und nicht verraten sah, die nun allerdings in Konflikt mit den Machthabern geriet. Sein Eintritt beim Militär beendete dieses Engagement, begann jedoch zugleich mit seiner bis dahin schwersten Krise: Am 10. November 1937 fand bei Familie Scholl eine Hausdurchsuchung der Geheimen Staatspolizei statt, die Beweise für Kontakte zur inzwischen verbotenen bündischen Jugend suchte und auch fand. In deren Folge wurden Inge und Werner Scholl in Ulm und auch Hans an seinem Dienort bei der Kavallerie in Stuttgart-Bad Cannstatt verhaftet. Bei Hans Scholl kam es zu Verhören im berüchtigten Gefängnis der Staatspolizei in Stuttgart, dem „Hotel Silber“⁵⁷ und zum Prozess 1938 mit zwei Anklagepunkten: Aktivitäten in der verbotenen bündischen Jugend und homosexuelle Kontakte zu Schutzbefohlenen nach dem berüchtigten Strafrechtsparagrafen 175 bzw. 174⁵⁸. Diese Anschuldigung fußte auf Aussagen des Kameraden Rolf Futterknecht und wurden von Hans Scholl auch zugegeben. Zwar schämte er sich einerseits dafür, seiner Eltern und seiner Kriminalisierung wegen, doch stand er andererseits zu dieser Erfahrung seiner sexuellen Entwicklung. Diese Tatsache wurde in den früheren Darstellungen gerne zeittypisch verschwiegen, um Hans Scholls Ansehen nicht ins Zwielicht geraten zu lassen. Erst Zoske widmet sich diesem Thema ausführlich und unvoreingenommen⁵⁹. Knab deutet Scholls homosexuellen Erfahrungen als pubertäre „Inversion“ in Gesellschaften junger Männer⁶⁰. Schnell erwähnt er dazu zahlreiche Namen der Freundinnen, um Hans Scholl vor falschen Festlegungen zu bewahren⁶¹. Die mehrfache und in vielen Bereichen belegte hohe Sensibilität Hans Scholls ließ ihn selbst auch zu diesen Erfahrungen stehen, deren Ächtung und Kriminalisierung ihn jedoch in eine tiefe Lebenskrise stürzten.

Die evangelische und die katholische Kirche

In seinen Suchbewegungen nach verantwortbarem Leben und Glauben nahm Hans Scholl auch gewohnt aufmerksam und scharfsinnig die Botschaft und Praxis

⁵⁷ Durch die „Initiative Lern- und Gedenkort Hotel Silber e. V.“ konnte in diesem Gebäude in Stuttgart vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg eine Ausstellung eingerichtet werden. Vgl. www.geschichts-ort-hotel-silber.de. In den dort ausgestellten Dokumenten ist auch der Brief Hans Scholls an seine Eltern vom 18. Dez. 1937 zu sehen, der von Verzweiflung und neuer Ermutigung erzählt. Vgl. Lesehilfen für Handschriften in der Ausstellung, Nr. 6.- Auch Zoske, Sehnsucht (wie Anm. 8) S. 71.- Vollständiger Text bei: Hans Scholl und Sophie Scholl - Briefe und Aufzeichnungen. Hg. v. Inge Jens. Frankfurt a. M. 1988 (Frankfurt a. M. 2005). S. 16f.

⁵⁸ Vgl. Ulrich Herrmann: Vom HJ-Führer zur Weißen Rose. Hans Scholl vor dem Stuttgarter Sondergericht 1937/38 (Materialien zur historischen Jugendforschung). Weinheim/Basel 2012.- Vgl. auch Hans-Georg Stümke: Homosexuelle in Deutschland. Eine politische Geschichte. München 1989.- Alexander Zinn: „Aus dem Volkskörper entfernt?“ Homosexuelle Männer im Nationalsozialismus. Frankfurt a. M. 2018.

⁵⁹ Vgl. Zoske, Sehnsucht (wie Anm. 8) S. 64-81 und S. 512-521.- Zoske, Flamme (wie Anm. 5) S. 77-88.

⁶⁰ Knab (wie Anm. 6) S. 52.

⁶¹ Ebd.

der christlichen Kirchen in Ulm wahr. Außergewöhnlich dabei ist, dass er, längst vor einem Zeitalter, das man ökumenisch nennen könnte, sowohl die evangelische Kirche, in der er die Prägungen durch seine Mutter, aber auch die Kritik seines Vaters wiederfand, als auch die katholische Kirche in seine Suchbewegungen mit einbezog⁶². Letzteres hatte seinen Grund zuerst in seiner Freundschaft und der seiner Geschwister zu Otl Aicher (1922-1991)⁶³, der in der katholischen Kirchengemeinde Mariä Himmelfahrt im katholischen Vorort Söflingen beheimatet war. Er und seine Freunde, zu denen auch sein Klassenkamerad Werner Scholl gehörte, sammelten sich im katholischen Jugendbund Quickborn, der sich, von Romano Guardini inspiriert, auf Auseinandersetzungen mit der Hitlerjugend einließ⁶⁴. Maßgeblich und richtungweisend wurden für die jungen Leute zwei katholische Geistliche: Franz Weiß (1892-1985)⁶⁵ und Adolf Eisele (1905-1978). Franz Weiß war 1922-24 schon einmal in Ulm als Vikar an der Georgskirche und kam 1932 wieder zurück als Stadtpfarrer in Söflingen. Seine deutliche Kritik am nationalsozialistischen Regime und seiner Menschenverachtung brachte ihm Verfolgung und Gefängnis ein, samt seiner Ausweisung aus Söflingen. Deshalb verstummte seine Kritik aber nicht, und 1951-1957 kehrte er als Stadtpfarrer an der Georgskirche noch einmal nach Ulm zurück.

Adolf Eisele war Pater beim Missionsorden der Weißen Brüder. 1941 gab er in Ulm im Katholischen Kaufmannsheim in der Glöcklerstraße einen freiwilligen Religionsunterricht, nachdem dies an den staatlichen Schulen nicht mehr möglich war. Dieser wurde stark frequentiert und sammelte eine mutige Gruppe, zu der auch Otl Aicher gehörte, die sich mit Fragen des gerechten und ungerechten Krieges anhand von Thomas von Aquin oder dem Bruch des Führereids auseinandersetzte⁶⁶.

Ein wesentlicher Kontakt Hans Scholls und seiner Familie aus der katholischen Kirche Ulms war zwar bekannt, wurde aber erst durch Zoskes Forschungen⁶⁷ in seiner Bedeutung erkannt, nämlich der zu dem Ulmer Künstler Wilhelm Geyer (1900-1968)⁶⁸. Das Werk Geyers ist von tiefer Religiosität geprägt und wurde 1937 von den Nationalsozialisten als ‚entartet‘ aus Museen und Galerien entfernt. Nach Jahren fruchtbaren Austausches über verantwortbaren Glauben und seinen Ausdruck in der Kunst, der seine Mitte im Christus-Zeugnis

⁶² Dabei ergaben sich aufmerksame Beobachtungen zu den Besonderheiten der beiden Konfessionen, etwa zur Art der Gottesdienste: „Gestern sind wir schon ganz früh, um dreiviertel vier aufgestanden, um zu der Osterliturgie in der Söflinger Kirche recht zu kommen. [...] So sehr ich das Bedürfnis nach dieser Art des Gottesdienstes habe, denn es ist wirklich Gottesdienst, und nicht ein Vortrag wie in der evangelischen Kirche, braucht es doch sicher eine Übung oder Gewohnheit, um ganz mitzuerleben und nicht abgelenkt zu werden von dem Schauspiel, das einem geboten wird.“ Sophie Scholl an Lisa Remppis, Ulm, Ostersonntag, 5. April 1942. In: Briefe und Aufzeichnungen (wie Anm. 57) S. 255.

⁶³ Vgl. *Raberg* (wie Anm. 13) S. 9f.- Eva Moser: Otl Aicher: Gestalter. Eine Biografie. Ostfildern 2011.- Aichers eigene Darstellung dieser Zeit. In: otl aicher, innenseiten des kriegs. Frankfurt a. M. 1985.

⁶⁴ Vgl. „wir wollten das andere“ (wie Anm. 46) S. 23f.

⁶⁵ Vgl. „wir wollten das andere“ S. 24.- *Raberg* (wie Anm. 13) S. 460.- Paul Kopf: Franz Weiß – für Deutschland und Christus. Stuttgart 1994.

⁶⁶ Heinz Brenner, einer der Teilnehmer und Vertrauter Eiseles, schrieb dazu: „Pater Eisele aus Sigmaringen, ausgebildet als Weißer Vater (Missionsorden) in Haigerloch, einige Zeit in England lebend, war ein jüngerer stattlicher Mann, hervorragend gebildet, rhetorisch sehr begabt und einer der wesentlichsten Menschen, die ich kennengelernt habe.“ In: Dagegen (wie Anm. 53) S. 12f.

⁶⁷ Vgl. *Zoske*, Sehnsucht (wie Anm. 8) S. 266-273 (Exkurs Wilhelm Geyer).

⁶⁸ Vgl. *Raberg* (wie Anm. 13) S. 119f.- Annette Jansen-Winkel (Hg.): Künstler zwischen den Zeiten – Wilhelm Geyer. Bd. 5. Eitorf 2000.- Rainer Zimmermann: Wilhelm Geyer – Leben und Werk des Malers

fand⁶⁹, führte das Schicksal Geyer und Hans und Sophie Scholl in München folgenswer zusammen. Die Geschwister überließen dem Freund unter der Woche das Atelier des Architekten Manfred Eyckemeyer, in dem sie heimlich ihre Flugblätter herstellten. Geyer arbeitete dort an seinem Zyklus der Kirchenfenster für Margrethausen (Albstadt). Regelmäßig trafen sie sich zu freundschaftlichen Gesprächen. Wegen dieser Mitwisserschaft wurde Geyer verhört und saß bis zu seinem Freispruch drei Monate in Haft mit ungewissem Ausgang. Seine Frau Clara Geyer verfasste nach Wilhelm Geyers Tod darüber einen Bericht, der Jahre später veröffentlicht wurde, mit dem Briefwechsel aus der Haft und einigen Zeichnungen Geyers⁷⁰. Hans Scholl malte der väterliche Freund Christus als die lebendige Mitte eines verantwortbaren Glaubens vor Augen.

Die Situation der evangelischen Kirche in Ulm in der Zeit des Nationalsozialismus ist gut erforscht⁷¹. Dadurch differenzieren sich Pauschalurteile, wie: „In der evangelischen Gemeinde in Ulm gab es wohl kaum Anstöße zu Nonkonformismus oder gar Dissidenz“⁷². Zwei Geistliche, die in engerer Beziehung zur Familie Scholl standen, waren Gustav Oehler (1891-1974)⁷³ und Otto Sauter (1883-1955)⁷⁴. Gustav Oehler war in der Zeit, als die Familie Scholl in der Olgastraße wohnte, nahe der Garnisonskirche, der für sie zuständige Gemeindepfarrer. Näherer Kontakt erwuchs aus der Zeit des Konfirmandenunterrichts mit Inge und Hans Scholl, der zur Konfirmation der beiden am 2. April 1933 führte. Grundlage für diesen Unterricht war das sogenannte württembergische Konfirmandenbüchlein, das seit 1699 schon aus einer Kompilation der Katechismen von Martin Luther und Johannes Brenz bestand⁷⁵. Entscheidend war für diese Altersgruppe der Dreizehn- und Vierzehnjährigen die Verbindung der Katechismus-Stoffe mit der Lehrpersönlichkeit als Zeuge eines verantwortbaren Glaubens in politisch schwieriger Zeit. Als Konfirmationsspruch, „Denkspruch“ genannt, für Hans Scholl wählte Gustav Oehler das Wort aus Psalm 73,23f.: „Dennoch bleibe ich stets an dir, denn du hältst mich bei deiner rechten Hand. Du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich am Ende mit Ehren an“⁷⁶.

(Die Kunst unserer Zeit 19). Berlin 1971 (mit Werkverzeichnis der Wandbilder und Glasmalereien).- Wolfgang *Schürle* (Hg.): Wilhelm Geyer 1900-1968. Die letzten Jahre. Pastelle und Aquarelle (Alb und Donau - Kunst und Kultur 16). Ulm 1998.

⁶⁹ Wilhelm *Geyer*: „Wir erkennen, dass die Bindung an Christus das erste ist“. In: *Zoske*, Sehnsucht (wie Anm. 8) S. 266.

⁷⁰ Clara *Geyer*: Wie Wilhelm Geyer die Folgen der Studentenrevolte [sic!] der Geschwister Scholl auf wunderbare Weise überwunden hat. Mit einer Hinführung durch Bernhard Hansler. Im Anhang Briefe und Skizzen des Künstlers aus seiner Haft. Für den Druck vorbereitet von Andrea Polonyi. In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 7 (1988) S. 191-216.

⁷¹ Vgl. Eberhard *Mayer*: Die evangelische Kirche in Ulm 1918-1945 (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 26). Ulm 1998.

⁷² Renate *Wild*: „Das ist für mich jetzt alles gleich“. Das ökumenische Vermächtnis der Weißen Rose. In: *Bald/Knab*, Stärkeren im Geiste (wie Anm. 7) S. 35-45. Hier: S. 40.

⁷³ Vgl. *Raberg* (wie Anm. 13) S. 300.- *Mayer* (wie Anm. 71) S. 512-15. Oehler, in Basel geboren, wo sein Vater Inspektor der Basler Mission war, kam 1921 als Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche und Garnisonspfarrer an der nachmaligen Pauluskirche nach Ulm und wechselte 1938 an die Heilandskirche in Stuttgart.

⁷⁴ Vgl. *Raberg* (wie Anm. 13) S. 348.- *Mayer* (wie Anm. 71) S. 519-21. Sauter kam 1927 als Stadtpfarrer an die Martin-Luther-Kirche nach Ulm, wo er 1928 die Einweihung der im Werkbundstil neu erbauten Kirche feiern konnte. 1939 wurde er Dekan und Münsterpfarrer.

⁷⁵ Vgl. Robert *Schuster*: Die pädagogischen Gesichtspunkte bei der Einführung der Konfirmation in Württemberg. In: BWKG 76 (1976) S. 116-129.

⁷⁶ Nach: Lutherbibel 1912, gleichlautend auch in Lutherbibel 2017.- Vgl. *Zoske*, Sehnsucht (wie Anm. 8) S. 72 (das Faksimile des Denkspruch-Kärtchens vgl. S. 747).

Oehler verband in seiner Person etwas, was auch Hans Scholl beschäftigte, nämlich deutschnationale Gesinnung und Kritik am herrschenden Nationalsozialismus. So wurde er einer der Initiatoren des sogenannten Ulmer Bekenntnistages am 22. April 1934, an dem die Landesbischöfe der intakten Landeskirchen Württemberg, Bayern und Hannover mit einem Gottesdienst im Ulmer Münster und einem Bekenntnistext sich gegen Vereinnahmung der Kirchen wehrten und gegen die religiösen Überhöhungen des Nationalsozialismus das christliche Bekenntnis als verantwortbaren Glauben setzten⁷⁷. Leider ist bisher keine Quelle bekannt, die über die Aufnahme dieses Ereignisses in der Familie Scholl Auskunft geben konnte.

Die zweite Bezugsperson, Stadtdekan Otto Sauter war öfter zu Besuch bei Familie Scholl, zumal Magdalene Scholl als Gemeindedienstfrau am Münster im Besuchsdienst engagiert war. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger Theodor Kappus, der das Pfarrkollegium durch seine Zustimmung zu den Deutschen Christen spaltete, stand Sauter diesen kritisch gegenüber. Seine theologische Haltung wurzelte in der Barmer Theologischen Erklärung mit ihrer Mitte in Christus, die weltliche Machthaber in ihre Schranken wies. Seine seelsorgerliche Begleitung der Ulmer Gemeinde erwies sich in der Bedrängnis und im Untergang, sowie im äußeren und inneren Wiederaufbau⁷⁸.

Neben diesen Kontakten ergab sich für Hans Scholl durch den Schulfreund Hans Hirzel und dessen Schwester Susanne ein kirchliches Zentrum eigener Art in Ulm, das er als Schutzraum für freie Gedanken erlebte. Der Vater, Ernst Hirzel (1891-1975)⁷⁹ war seit 1927 Pfarrer an der Martin-Luther-Kirche, in der er, gerade neu erbaut, am 13. Mai 1929 sein Idol, Albert Schweitzer, bei seinem ersten Ulm-Besuch begrüßen konnte! Wie Schweitzer, so war Hirzel ein musischer und künstlerischer Mensch, tief vom Humanismus geprägt, für den die Ethik im Mittelpunkt stand. So empfand er die braunen Machthaber und die Zustimmung zu ihnen als kulturelle Barbarei. Diese Haltung erinnert an die kulturkritische Argumentation im Flugblatt I der Weißen Rose vom Januar 1942, das so beginnt: *Nichts ist eines Kulturvolkes unwürdiger, als sich ohne Widerstand von einer verantwortungslosen und dunklen Trieben ergebenen Herscherclique „regieren“ zu lassen*⁸⁰. Pfarrer Hirzel öffnete sein Haus und seine Kirche für den kritisch denkenden Freundeskreis seiner Kinder. Im Januar 1943 wurde die Martin-Luther-Kirche zum freien Denkort auch noch zum sicheren Versteck für das Flugblatt V, das in München mit neuer Vervielfältigungstechnik mit einer Auflage von 2.000 Blatt hergestellt und vor seiner heimlichen Verteilung im Orgelkasten der Kirche versteckt und auf der Orgelempore kuvertiert und adressiert wurde. „Weil Hans [Hirzel] damals regelmäßig als Kantor tätig war, hatte er zur Empore Zutritt zum Orgelübten. Dies war ein Arbeitsplatz, bei dem

⁷⁷ Vgl. dazu: Der Ulmer Bekenntnistag von 1934. In: BWKG 108/09 (2008/09), mit folgenden Beiträgen: Manfred Gailus: Protestantismus und Nationalsozialismus. Eine kritische Bilanz aus der Sicht des Historikers (S. 265-284); Eberhard Mayer: Die Evangelische Kirche in Ulm am Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft (S. 285-296); Jürgen Kampmann: Der Ulmer Bekenntnistag von 1934 und seine Bedeutung für die Bekennende Kirche (S. 297-314).- Vgl. auch: Zoske, Sehnsucht (wie Anm. 8) S. 74.- Mayer (wie Anm. 71) S. 281-287.

⁷⁸ Vgl. dazu: Raberg (wie Anm. 13) S. 348.- Mayer (wie Anm. 71) S. 519-521.

⁷⁹ Vgl. Raberg (wie Anm. 13) S. 170f.- Mayer (wie Anm. 71) S. 497-499.

⁸⁰ Zitiert nach Knab (wie Anm. 6) S. 219 (Anhang: Die Flugblätter).

man vor Überraschungen absolut sicher war“⁸¹. Flugblatt V erklärt den Krieg für verloren und fordert deshalb zur Abkehr vom Unrechtsregime auf. *Zerreißt den Mantel der Gleichgültigkeit, den Ihr um euer Herz gelegt!* Erstmals wird hier auch über das Deutschland danach prophetisch nachgedacht: *Nur in großzügiger Zusammenarbeit der europäischen Völker kann der Boden geschaffen werden, auf welchem ein neuer Aufbau möglich sein wird. [...] Das kommende Deutschland kann nur föderalistisch sein. [...] Freiheit der Rede, Freiheit des Bekenntnisses, Schutz des einzelnen Bürgers vor der Willkür verbrecherischer Gewaltstaaten, das sind die Grundlagen des neuen Europa*⁸².

Hans Scholls Gedicht ‚Der Dom‘ von 1938

Stolz und frei steht der Dom,
doch tot und stumm
ohne rinnendes Leben,
wenn feiner Steine
heimliche eben
sich nicht mit dem Scheine
des Geistes dir fällt.
Der Dom ist ein herrliches Sehnen
alle Säulen zum Himmel sich dehnen
und jede Säule weist höher
zum nächsten sich heben
von Türmchen und Bogen und Säulen,
und nirgends bleibt ein Verweilen,
nur kühner die Streben
himmelwärts fliegen,
und steiler der Fenster Wölbungen stehn,
und spitzer weiten die Bögen
gleich betend gefalteten Händen
hinauf zu neuen Gewölben
die wieder in schwingenden Reigen
– im Strome des steigenden Flutens
der Säulen – nach Höheren zeigen.

Wie die Streben
ein Ruhn in uns zeugen,
immer ein Nächstes sie fordern,
sie zeigen ein Höheres schon
in ihrem steilen Vergehen
und führen das Aug
drängend zur Hh‘
und ruhen nicht eh‘
sie zum Gipfel des Doms
– zum Himmel das Scheinen geleitet.
(...)

und der Sonne Auferstehn
und Niedergehn wirken seinen Glanz –
sonst ist er allein –,
still in sich und leiderfllt,
seine Menschen sind entschwunden.
Die ihn jetzt bewundern
sind ihm ja so fern,
sie verstehn ihn nicht,
und ihr Angesicht
ohn‘ liebendes Empfinden
ihn mit Leid umhüllt.
– Nie mehr ist er jetzt gestillt –⁸³.

Das von Robert M. Zoske entdeckte Gedicht⁸⁴ des zwanzigjährigen Hans Scholl zeugt neben seiner Sprachkraft davon, dass er den Geist des gotischen Bauwerks tiefgehend erfasste. Wohl mit Absicht entfremdet er die Titulatur

⁸¹ *Hirzel* (wie Anm. 52) S. 155.- Vgl. auch Volker *Bleil*: Die Martin-Luther-Kirche in Ulm mit der Erinnerungssttte Weiße Rose. Ulm 2018. Seit 2010 ist im Treppenhaus zur Orgelempore der Kirche eine Erinnerungssttte eingerichtet.

⁸² Zitiert nach *Knab* (wie Anm. 6) S. 231 (Anhang: Die Flugblätter).

⁸³ Nach *Zoske*, *Sehnsucht* (wie Anm. 8) S. 627-631.

⁸⁴ Insgesamt entdeckte Zoske 37 Gedichte und einige Prosa-Texte, von denen mehrere Ulmer Bezüge haben, wie etwa „rlinger Tal“ (*Zoske*, *Sehnsucht* [wie Anm. 8] S. 599 und auch S. 257f.) und auch manches der Liebesgedichte; herausragend sind etwa „Thronender romanischer Christus“ (*ebda.*, S. 579f. und S. 244-246), oder der große Marien-Hymnus von 1938, ein Manuskript von 33 Seiten! (*ebda.*, S. 248-259 und S. 96).

des Ulmer Münsters, neben dem er jahrelang direkt wohnte, und nennt es „Dom“, wohl wissend, dass es sich dabei nicht um einen Bischofssitz, sondern um die Bürgerkirche einer Reichsstadt handelt.

Sein in Verben verdichtetes Beschreiben der gotischen Architektur schildert die Bewegung des Betrachters, den Türme, Säulen, Gewölbe und Spitzbögen geradezu in die Höhe ziehen. „Höhe, Maß und Licht“⁸⁵ sind die auf das Göttliche bezogenen Symbole der Gotik⁸⁶. Die Höhe zeigt den Himmel, das Maß steht für die ‚ordo‘, in der das Kleine und das Große ihren Platz nach der Schöpfungsordnung haben, und das Licht orientiert auf das Göttliche hin und macht den Stein lebendig. Irdische Materie und göttliches Licht erbauen die Betrachtenden und das Gotteshaus, „erbaut aus Stein und Licht“.

Eingefasst werden diese Gedanken von Scholl durch zwei zentrale und zeitkritische Bemerkungen vom Geist und den Menschen⁸⁷. Diese ekklesiologische Note führt vom gotischen Kirchengebäude zur Kirche aus Geist und Geisteszeugen. Die Kritik an einer maßlos gewordenen Zeit zeigen die verschwundenen Menschen an, die zur Zeit des antikirchlichen Nationalsozialismus den Gottesdienst nicht mehr mitfeiern, da eine neue Gottheit verehrt werden will. Ohne lebendige Menschen aber, die im „Dom“ den lebendigen Gott allein verehren, zieht der Geist aus, dessen Botschaft das Gotteshaus jedoch durch die Zeiten hindurch bewahrt.

„Homo viator“⁸⁸ – Lebenswege – Glaubenswege

Die Frage, welche Bedeutung der christliche Glaube für den Lebensweg Hans Scholls hat, wird in der Forschung zwar unterschiedlich akzentuiert, im allgemeinen aber nicht grundsätzlich bestritten. Dabei spiegeln die Einstellungen der Fachleute auch ihre jeweils eigene Haltung und die ihrer Zeit wider⁸⁹. Diese reichen von einem vorausgesetzten „Primat“⁹⁰ der Religion, bis zu einer Entmythologisierung mit einem Diskurs über unterschiedliche Vereinnahmungen. So beurteilt Miriam Gebhardt eine neueste Tendenz, nach der der „Heiligspredigung“⁹¹ und ihrer notwendig folgenden „Entmystifizierung“, das Bemühen folgt, die Aktivisten „als zutiefst gläubige Menschen zu interpretieren und sie

⁸⁵ Wolfgang Schöllkopf (Text)/Nadin Klier (Bilder): Das Ulmer Münster – Erbaut aus Stein und Licht. Ostfildern 2007. ²2015. S. 64.

⁸⁶ Vgl. auch Günther Binding: Was ist Gotik? Darmstadt 2000 (Sonderausgabe Darmstadt 2006).- Otto von Simson: Die gotische Kathedrale – Beiträge zu ihrer Entstehung und Bedeutung. Darmstadt 1972.- Zur theologischen Dimension auch Christoph Marksches: Gibt es eine „Theologie der gotischen Kathedrale“? Nochmals: Suger von Saint-Denis und Sankt Dionys vom Areopag (Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse). Heidelberg 1995.

⁸⁷ Dazwischen, hier ausgelassen, liegt eine Passage, in der im Bild einer Münsterbesteigung die Perspektive des mit zunehmender Höhe kleiner werdenden Ulms, das für das Alltagsleben steht, beschrieben wird. Zoske, Sehnsucht (wie Anm. 8) S. 630.

⁸⁸ Selbstbezeichnung von Hans Scholl aus einem Brief an Rose Nägele vom 25. Jan. 1942. In: IFZ München, 4.7. Bd. 50. Zit. nach Zoske, Flamme (wie Anm. 5) S. 148.

⁸⁹ Vgl. den forschungsgeschichtlichen Überblick in Zoske, Sehnsucht (wie Anm. 8) S. 27-51.- Knab (wie Anm. 6) S. 209-215.

⁹⁰ Zoske, Sehnsucht (wie Anm. 8) S. 27.

⁹¹ Der aus Rußland stammende Studienfreund Alexander Schmorell (1917-1943), als Mitverfasser an den ersten vier Flugblättern beteiligt, wurde am 13. Juli 1943 hingerichtet und 2012 von der russisch-orthodoxen Kirche heiliggesprochen. Vgl. Zoske, Sehnsucht (wie Anm. 8) S. 354 mit Anm. 287.

den jeweiligen christlichen Kirchen zuzuschlagen⁹². Sie sieht dies als „Versuche der Vereinnahmung im aktuellen Wettbewerb der christlichen Kirchen um ‚ihre‘ Märtyrer“⁹³. Vereinnahmung kann jedoch nicht nur biographisch oder hagiographisch, sondern auch ideengeschichtlich erfolgen. Zum Beispiel betont Robert M. Zoske zu Recht die große Bedeutung von Literatur unterschiedlicher Art für die Entwicklung des lesenden Hans Scholl⁹⁴. Allerdings werden diese Suchbewegungen oft nur auf den Buchbesitz oder einzelne Anstreichungen in seinen Büchern zurückgeführt, ohne dass es dezidierte Äußerungen Hans Scholls dazu gäbe, so etwa bei der Bedeutung der Reden über die Religion Schleiermachers⁹⁵. Die unterschiedlichen Deutungsschwerpunkte, die Zoske und Knab setzen, zeigen ihre eigene Prägung und widersprechen sich nicht. Die darin enthaltene Frage nach dem Ereignis oder Datum der Wende Hans Scholls, vom geerbten zum angeeigneten und verantworteten Glauben ist ein in der Kirchengeschichte immer wiederkehrender Topos, mit dem versucht wird, komplizierte existentielle Entscheidungswege samt äußeren Einflüssen auf einen Punkt zu verdichten. Und schließlich handelt es sich bei Hans Scholl um einen zwar durch Begabungen, familiäre Prägungen, sowie menschliche und literarische Begegnungen erstaunlich reif gewordene Persönlichkeit, aber eben auch um einen jungen Menschen, der keine 24 Jahre alt werden durfte und dem unfertige, fragmentarische Suchbewegungen und Persönlichkeitsbildungsprozesse zustehen⁹⁶. Sein oft zitiertes Wort vom „homo viator“ zeugt davon und darf auch in den Darstellungen ernst genommen werden. So können auch die hier gesammelten Spuren einer Ulmer Erinnerungskultur dabei helfen, das Thema seiner Lebens- und Glaubenswege zu erden.

⁹² Gebhardt (wie Anm. 9) S. 16 (alle Zitate).

⁹³ *Ebda.*, S. 195.

⁹⁴ Dazu stellt der Autor immer wieder prägende Bücher vor, die Hans Scholl beeinflusst haben, unter der These: „Die Koordination zur Steuerung seines Lebens gewann Scholl in hohem Maße durch Bücher“. Zoske, *Flamme* (wie Anm. 5) S. 137. So etwa schon früh, neben Remarques Anti-Kriegs Epos ‚Im Westen nichts Neues‘ das Werk des jüdischen Schriftstellers Schalom Asch ‚Von den Vätern‘ über das Ostjudentum und die Weisheit der Psalmen. Hier doch wieder etwas Ulm: Dieses verbotene Buch lieh Hans Scholl aus der Bibliothek des Israelitischen Lesevereins der Ulmer Synagoge aus, von dem er einen Leserausweis hatte! *Ebda.*, S. 37.

⁹⁵ Vgl. Zoske, *Sehnsucht* (wie Anm. 8) S. 151-153. Ausgehend vom Unendlichkeitsbegriff Schleiermachers deutet Zoske die umgangssprachliche Verwendung des Wortes „unendlich“ bei Hans Scholl auf Schleiermacher hin! („unendlich leid“, „unendlich schwer“, „unendlich lieb“, *ebda.*, S. 467). Ist das nicht so ähnlich, als würde man dem heute weit verbreiteten „wahnsinnig“ immer gleich eine psychiatrische Bedeutung zuschreiben?

⁹⁶ Vgl. Henning *Luther: Leben als Fragment: der Mythos von der Ganzheit*. In: *Wege zum Menschen*. Bd. 43. Göttingen 1991. S. 262-273.- *Ders.*: *Identität und Fragment: praktisch-theologische Überlegungen zur Unabschließbarkeit von Bildungsprozessen*. In: *Themen der praktischen Theologie (Theologia practica 20)*. München 1985. S. 317-338.

Von den Schwierigkeiten des Erinnerns

Zum Umgang mit NS-Unrecht im regionalen und lokalen Umfeld

Edwin Ernst Weber

Der Normalfall in der Geschichte ist nicht das Erinnern, sondern das Vergessen. Wie ein Gang durch die Geschichte von der griechischen Antike über das christliche Mittelalter bis in das 20. Jahrhundert hinein belegt, steht am Ende von Kriegen, Bürgerkriegen, Revolutionen und Umstürzen in aller Regel das in Friedensverträgen zwischen den bisherigen Konfliktparteien vertraglich besiegelte Vergessen der in den Auseinandersetzungen verübten Untaten, Gräueltaten und Verbrechen. *Alles sei in ewiger Vergessenheit begraben*, heißt es im Westfälischen Frieden von 1648, der den Dreißigjährigen Krieg mit seinem schier endlosen Schrecken beendet. Durch Setzung eines Schlusspunkts wird um des Friedens willen auf die Ahndung von vielerlei Unrecht verzichtet. Der Frieden soll nicht über Gebühr mit Gerechtigkeitsforderungen belastet werden, das Vergessen die Vergeltung des Übels und zumal die Rache verhindern¹.

Auch im Zusammenhang mit dem nationalsozialistischen Zivilisationsbruch und seinen unerhörten Verbrechen und Abgründen begegnen das Verlangen nach einem Schlussstrich und die Forderung, „es“ endlich gut zu sein zu lassen. Das Monströse des Geschehenen und die in der Weltgeschichte singuläre Dimension der Untaten und des Völkermords verbieten indessen jedes Vergessen – aus Respekt vor den Opfern wie auch aus der Verantwortung der Nachkommen der Täter². Nach einer Phase der kollektiven Verdrängung hat sich in Deutschland seit dem Ende der 1950er Jahre unendlich mühsam und schmerzhaft und begleitet von zahlreichen Kontroversen eine letztlich erfolgreiche Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit und eine im internationalen Vergleich durchaus bemerkenswerte „Erinnerungskultur“ entwickelt, die elementarer Bestandteil des gesellschaftlichen und demokratischen Selbstverständnisses des Landes und des Großteils seiner Bevölkerung ist³.

¹ Christian Meier: Das Gebot zu vergessen und die Unabweisbarkeit des Erinnerns. Vom öffentlichen Umgang mit schlimmer Vergangenheit. München 2010. S. 9-11 und S. 41-46.

² *Ebda.*, S. 49.

³ *Ebda.*, S. 50, S. 69, S. 74 und S. 80.

Grundlage und Voraussetzung für dieses kollektive und bewusste Erinnern ist indessen die Kenntnis des Geschehenen in seinen bedrückenden und furchtbaren Dimensionen. Dazu gehört auch die durchaus erschreckende Wahrnehmung, dass die Untaten des Nationalsozialismus sich nicht nur an fernen Schauplätzen abspielten, sondern auch in der eigenen Stadt und im eigenen Dorf und vielfach unter aktiver Mitwirkung von Nachbarn und Angehörigen eingessener Familien geschehen sind. Es dürfte wohl auch an der Kleinräumigkeit und Überschaubarkeit der kleinstädtischen und dörflichen Handlungsräume sowie an der sich vielfach in die Kinder- und Enkelgeneration der damaligen Akteure fortpflanzenden „biographischen Betroffenheit“ gelegen haben, dass die historiografische Auseinandersetzung mit der NS-Zeit vor Ort in Oberschwaben und Hohenzollern erst in den 1980er und 1990er Jahren einsetzte⁴. In den in den Nachkriegsjahrzehnten zu Ortschaften des heutigen Landkreises Sigmaringen erschienenen Ortsgeschichten und Heimatbüchern bleibt das „Dritte Reich“ nahezu durchgehend ausgeblendet⁵. Und noch im Jahr 1994 vermeldet das Heimatbuch von Heudorf bei Scheer Drainagearbeiten und den Bau eines Radfahrweges als die wesentlichen Ereignisse der Jahre von 1933 bis 1945 und sind die einzigen dort ausdrücklich als solche dokumentierten Verbrechen Diebstähle und eine „Schreckensherrschaft“ durch befreite polnische Zwangsarbeiter sowie die angebliche Erschießung deutscher Kriegsgefangener durch die französische Besatzungsmacht nach dem sog. „Umsturz“ Ende April 1945⁶. Und die 1993 veröffentlichte Ortsgeschichte von Kreenheinstetten verzichtet in ihrem dem „dunklen Kapitel“ des „Tausendjährigen Reiches auf dem Dorf“ gewidmeten Beitrag auf jede Namensnennung der NS-Aktiven und der auch hier vorhandenen Täter⁷.

Durchaus begleitet von Vorbehalten und auch Kontroversen wagte man seit den 1990er Jahren dann aber auch im Landkreis Sigmaringen den ehrlichen Blick in die Abgründe der nationalsozialistischen Gewalt- und Unrechtsherrschaft vor Ort: Angestoßen vom 20-jährigen Landkreisjubiläum und der zehnten Wiederkehr des Bezugs des ehemaligen Fürst-Carl-Landeskrankenhauses Sigmaringen durch das Landratsamt setzte sich 1993 der Kreisarchivar in einem Vortrag und einem Artikel mit der bis 1847 zurückreichenden Geschichte des früheren hohenzollerischen Zentralkrankenhauses unter Einschluss der NS-Zeit auseinander. Zeitgleich untersuchte der Psychiater Dr. Gabriel Richter die Rolle des Landeskrankenhauses bei der vom NS-Staat betriebenen Unfruchtbarmachung vorgeblich erbkranker Menschen in den 1930er Jahren sowie bei der Ermordung von 90 als „lebensunwert“ deklarierten Sigmaringer Psychiatriepatienten 1940/41 in den Tötungsanstalten Grafeneck und Hadamar⁸. Eine vom Kreis-

⁴ Edwin Ernst Weber: Opfer des Unrechts. Stigmatisierung, Verfolgung und Vernichtung von Gegnern durch die NS-Gewaltherrschaft an Fallbeispielen aus Oberschwaben. Stuttgart 2009. S. 8f.

⁵ Als Beispiele: Josef Mühlbach: Hausen am Andelsbach. Aus der Geschichte des Dorfes. Sigmaringen 1970.- Johannes Maier/Siegfried Krezdorn: Die Geschichte des Ortes Inneringen. Inneringen o. D. (1966).- Gustav Kempf: Das Gögginger Dorfbuch. Göggingen 1969.

⁶ Walter Bleicher: Chronik der Gemeinde Heudorf. Scheer 1994. S. 71 und S. 75.

⁷ Walter Knittel: „...ein dunkles Kapitel“. Das Tausendjährige Reich auf dem Dorf. In: Ders. (Red.): Im Schatten eines Denkmals. Geschichte und Geschichten des Geburtsortes von Abraham a Sancta Clara. Kreenheinstetten 793-1993. Leibertingen 1993. S. 204-216.

⁸ Edwin Ernst Weber: Vom Landesspital zum Landratsamt. Zur Geschichte des Sigmaringer Fürst-Carl-Landeskrankenhauses 1847-1979/1993. In: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 30/31 12 (1994/95) S. 211-239.- Gabriel Richter: Die psychiatrische Abteilung des Fürst-Carl-Landeskrankenhauses in Sig-

archiv im Foyer des Kreiskrankenhauses Sigmaringen gestaltete Dauerausstellung zur Geschichte des ehemaligen Landeskrankenhauses bezog in Absprache mit der Klinikleitung die Verbrechen an geistig behinderten und psychisch kranken Patienten ausdrücklich ein.

Gedenkjahr „50 Jahre Kriegsende 1945“ als Anstoß für Aufarbeitung

Nach aus archivalischen Quellen und der Befragung von damals noch lebenden Zeitzeugen erarbeiteten Ortsstudien zur NS-Zeit mit Namensnennungen von Opfern, NS-Aktiven und auch Tätern in den Heimatbüchern von Herdwangen-Schönach und Engelswies 1994⁹ gab 1995 das bundesweit begangene Gedenkjahr „50 Jahre Kriegsende 1945“ den Anstoß zu einer breitangelegten Auseinandersetzung mit Drittem Reich, Zweitem Weltkrieg und Besatzungszeit in den Städten und Dörfern des Landkreises Sigmaringen. Nach einer gut besuchten Vortragsreihe und einer intensiven Berichterstattung in der Lokalpresse mit zahlreichen Zeitzeugenschilderungen konnte das Kreisarchiv zum Jahresende 1995 den Sammelband „Von der Diktatur zur Besatzung“ herausgeben mit Fallstudien zu Sigmaringen, Saulgau, Pfullendorf, Meßkirch, Mengen, Gammertingen, Stetten a. k. M., Ostrach, Wald und Gutenstein¹⁰. Das Buch wurde zum ersten und bislang einzigen Bestseller der „Heimatkundlichen Schriftenreihe des Landkreises Sigmaringen“ mit drei inzwischen restlos vergriffenen Auflagen.

Neben dem Leid und den Opfern des Krieges und der Not und manchen Wirrnissen der Besatzungszeit dokumentierte das Buch erstmals die damals bekannten Verbrechen des Nationalsozialismus und ihre Opfer in der eigenen Heimat. Die Verfolgung von politischen Gegnern aus den Arbeiterparteien und von regimekritischen katholischen Priestern wurde ebenso öffentlich gemacht wie der vielfach unmenschliche Umgang mit ausländischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern und vor allem die furchtbare Ahndung von als Rassenchande kriminalisierten Liebesverhältnissen zwischen deutschen Frauen und zumeist osteuropäischen Männern in mehr als einem halben Dutzend Ortschaften des Landkreises. Zumal der „Fall“ von Franziska Schumann (1908-1983) aus Stetten am kalten Markt, die am 19. August 1941 als angebliche „Polendirne“ vor einer gaffenden Menge auf dem Rathausplatz ihres Dorfes kahl geschoren, mit einem Schild um den Hals durch das Dorf geführt wurde und anschließend dreieinhalb Jahre Gefängnis und KZ erleiden musste, wie auch jener des polnischen Zwangsarbeiters Jan Kobus (1913-1941), der für seine Liebesbeziehung zu einem von ihm schwangeren einheimischen Mädchen auf einem Bauernhof in Ruschweiler am 5. April 1941 vor den angetretenen NS-Formationen und zwangsweise versammelten Polen des Bezirks an der Mühlensteige bei Pfullen-

maringen im „Dritten Reich“. Leiden, Stigmatisierung, Sterilisation und Tötung angeblich unheilbar Kranker am Beispiel der Hohenzollerischen Lande. In: *Ebda.*, S. 241-282.

⁹ Edwin Ernst Weber: Herdwangen und Großschönach unter dem Hakenkreuz. In: Helga Schnabel-Schüle/Ders. (Red.): Herdwangen-Schönach. Heimatbuch zur Geschichte der Gemeinde und des nördlichen Linzgau. Herdwangen-Schönach 1994. S. 284-313.- Edwin Ernst Weber: Vom Wallfahrtsdorf zum Industriestandort. In: Ders. (Bearb.): Zwischen Wallfahrt, Armut und Liberalismus. Die Ortsgeschichte von Engelswies in dörflichen Selbstzeugnissen. Sigmaringen 1994. S. 35-84. Hier: S. 72-80.

¹⁰ Edwin Ernst Weber (Red.): Von der Diktatur zur Besatzung. Das Kriegsende 1945 im Gebiet des heutigen Landkreises Sigmaringen. Sigmaringen 1995.



Abb. 1 - Haarscherung von Franziska Schumann 1941 auf dem Rathausplatz von Stetten a. k. M. (KreisA Sigmaringen XI/17 Projektnachlass 50 Jahre Kriegsende 1945 Nr. 37).

dorf öffentlich erhängt wurde, große Anteilnahme weit über den Kreis der historisch Interessierten hervorriefen¹¹. Der Pfullendorfer Heimat- und Museumsverein ergänzte auf Anregung des Kreisarchivars seine im Frühjahr 1995 im Heimat- und Handwerksmuseum „Bindhaus“ gezeigte Ausstellung über „Pfullendorfs gefallene Soldaten“ um die während und unmittelbar nach dem Krieg in der Stadt ums Leben gekommenen ausländischen Kriegsgefangenen und Zivilarbeiter, darunter auch Jan Kobus sowie der 1943 durch Suizid umgekommene Zwangsarbeiter Wladislaw Zientek¹² (Abb. 1 und Abb. 2).

Wie allenthalben stand auch im Landkreis Sigmaringen am Beginn der historiografischen Aufarbeitung der NS-Zeit und der sich entwickelnden „Erinnerungskultur“ die Würdigung der Opfer sowie der Widerstandskämpfer. Der erste NS-Gegner, der im Landkreis Sigmaringen zu Ehren kam, war dabei der Hitler-Attentäter Claus Schenk Graf von Stauffenberg, der 1961 zum Namenspatron der seit 1957 neu errichteten Bundeswehr-Kaserne in Sigmaringen wurde. Wie eine an den Kommandeur der Sigmaringer Kaserne gerichtete Postkarte von 1983 offenbart, die Stauffenberg als *Landesverräter und Mordbuben* denunzierte, war die Würdigung der Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944 als Vorbilder für die zweite deutsche Demokratie und ihre Streitkräfte lange Zeit in Teilen der

¹¹ Erika Jeuck: Das Kriegsende 1945 in Stetten a. k. M. und auf dem Truppenübungsplatz Heuberg. In: Von der Diktatur zur Besetzung (wie Anm. 10), S. 197-211. Hier: S. 198f.- Edwin Ernst Weber: Das Kriegsende 1945 in der Stadt Pfullendorf und Umgebung. In: Von der Diktatur zur Besetzung (wie Anm. 10), S. 77-112. Hier: S. 83-84.

¹² KreisA Sigmaringen Acc. II – 2008/4 Nr. 32, Projektnachlass 50 Jahre Kriegsende 1945 (1995).



Abb. 2 - Gedenkstele für Jan Kobus auf dem alten Friedhof Pfullendorf
(KreisA Sigmaringen XI/17 Projektnachlass 50 Jahre Kriegsende 1945 Nr. 45).

Bevölkerung durchaus strittig¹³. Zwei Gedenkstätten für NS-Opfer, die Denkmale für die Häftlinge des KZ Heuberg von 1933 bei der Dreitrittenkapelle bei Stetten am kalten Markt sowie für die Opfer des auf dem Truppenübungsplatz Heuberg aus sog. *Wehrunwürdigen* aufgestellten Strafbataillons 999 auf dem benachbarten sog. „Russenfriedhof“, gingen auf Initiativen von außen in Gestalt des SPD-Landesverbandes von 1983 bzw. der Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes – Bund der Antifaschisten (VVN) von 1986 zurück und stießen in Teilen der Bevölkerung eher auf Vorbehalte¹⁴. Es dauerte in Stetten am kalten Markt nochmals 20 Jahre, bis mit dem vom Theater Lindenhof professionell

¹³ Edwin Ernst *Weber*: Dreierlei Protest. Reaktionen in Sigmaringen auf Wiederbewaffnung, Bundeswehr-Ansiedlung und Kasernen-Benennung nach Stauffenberg. In: Jakobus *Kaffanke* OSB/Thomas *Krause/Ders.* (Hg.): „Es lebe das ‚Geheime Deutschland‘. Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Person - Motivation - Rezeption. Berlin 2011. S. 161-180. Hier: S. 174.

¹⁴ Dienstregistratur Landratsamt Sigmaringen, Stabsbereich Kultur und Archiv Az. 365, Projektakte Denkmaltagsaktion „Stätten des Erinnerens“ (2005).- KreisA Sigmaringen XI/83 Sammlungsbestand Walter Sambil.



Abb. 3 - Die 1983 errichtete Gedenkstätte für die Opfer des KZ Heuberg bei Stetten a. k. M. (KreisA Sigmaringen).

in Drehbuch und Regie betreuten und von rund einhundert Laienschauspielern gestalteten Sommertheater und dem Stück „Der Luftikus – oder die Geheimaktion Natter“ 2007 eine ungeschminkte Auseinandersetzung mit den Abgründen des Nationalsozialismus möglich war, die sich auf dem Truppenübungsplatz und in der Garnisonsgemeinde auf besonders drastische Weise niedergeschlagen haben¹⁵ (Abb. 3 und Abb. 4).

Nach Jahren des Beschweigens und Verdrängens in den Nachkriegsjahren errichteten die damaligen Mariaberger Heime 1990 einen künstlerisch gestalteten Gedenkstein für ihre 1941 in der Tötungsanstalt Grafeneck ermordeten 61 behinderten Patienten und würdigten alle Opfer darauf auch namentlich. Das Denkmal ist seither alljährlich am Deportationstag der Schauplatz für eine Gedenkfeier¹⁶. Angestoßen von der katholischen Friedensbewegung Pax Christi setzte die katholische Kirchengemeinde 1992 auf dem Friedhof des Bad Saulgauer Teilorts Hochberg einen Gedenkstein zu Ehren des aus dem Ort stammenden Josef Ruf, der aus christlichem Pazifismus den Kriegsdienst und Fahneid auf Hitler verweigert hatte und deswegen am 10. Oktober 1940 mit 34 Jahren hingerichtet worden war¹⁷. Auch der aus Bachhaupten bei Ostrach

¹⁵ Dienstregistratur Landratsamt Sigmaringen, Stabsbereich Kultur und Archiv Az. 337, Sommertheater Stetten a. k. M.- KreisA Sigmaringen, Zeitgeschichtliche Sammlung - Stetten a. k. M.- Eine erste Aufarbeitung der Stettener Ortsgeschichte in der NS-Zeit bei: Klaus Hörter/Manfred Hensel: Chronik des Truppenübungsplatzes und der Garnison Heuberg bei Stetten am kalten Markt. Tübingen 1987.

¹⁶ Projektakte „Stätten des Erinnerns“ 2005 (wie Anm. 14).

¹⁷ *Ebda.*



Abb. 4 - Gedenkstein von 1986 für die Opfer des Strafbataillons 999 auf dem „Russenfriedhof“ des Truppenübungsplatzes Heuberg (KreisA Sigmaringen).

stammende Rechtsanwalt und Zentrumspolitiker Reinhold Frank, der für seine Beteiligung am Aufstand vom 20. Juli 1944 vom Volksgerichtshof wegen Hochverrats zum Tode verurteilt und am 23. Januar 1945 in Plötzensee hingerichtet worden war, erfuhr 1984 in seinem Heimatort mit einer Gedenktafel an der Kirche und einige Jahre später mit der Benennung der Realschule in Ostrach eine in der Bevölkerung offenkundig unstrittige Würdigung¹⁸.

Nachdem das Fürstenhaus Hohenzollern einige Jahre zuvor die Anbringung einer Gedenktafel am Alten Schloss noch abgelehnt hatte, beauftragte die Gemeinde Krauchenwies den Kreisarchivar 1996 mit der Erforschung des Aufenthalts der späteren Widerstandskämpferin Sophie Scholl im weiblichen Reichsarbeitsdienstlager in Schloss Krauchenwies 1941 und benannte 1997 ihre damalige Grund- und Hauptschule nach ihr. Die Gemeinde Krauchenwies sieht sich seither in besonderer Weise der Erinnerung an Sophie Scholl verpflichtet und veranstaltet immer wieder Vorträge, Lesungen und andere Kulturveranstaltungen zu ihrem Gedenken. Im Mai 2015 ist dann die Aufstellung eines Gedenksteins auf dem Schlossgelände unter Mitwirkung des Fürsten von Hohenzollern für niemanden mehr ein Problem¹⁹. Und auch die Gemeinde Herdwangen-Schönach

¹⁸ *Ebda.*- Heimatgeschichte Bachhaupten. Hg. v. *WIEDU-Club Bachhaupten*. Saulgau 1984. S. 65-69.

¹⁹ Projektakte „Stätten des Erinnerns“ (2005) (wie Anm. 14).- Edwin Ernst *Weber*: Sophie Scholl und das weibliche Reichsarbeitsdienstlager Krauchenwies. In: *Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte* 34 (1998) S. 207-224.- Dienstregistratur Landratsamt Sigmaringen, Stabsbereich Kultur und Archiv Az. 361, Akte Denkstättenkuratorium NS-Dokumentation Oberschwaben.

nahm die Würdigung des von den Nazis abgesetzten und verfolgten früheren Bürgermeisters, Zentrumspolitikers und Landtagsabgeordneten Otto Osterwald (1887-1967) durch den Kreisarchivar zunächst im Heimatbuch von 1994 und sodann in einem anschließend publizierten Vortrag 1997 zum Anlass für eine Straßenbenennung nach dem NS-Gegner und aufrechten Demokraten²⁰ (Abb. 5).

Ungleich schwieriger und strittiger bleibt demgegenüber die öffentliche Auseinandersetzung mit örtlichen Wortführern des Nationalsozialismus oder gar NS-Tätern. Nahezu überall, wo Vorträge, Veröffentlichungen oder Ausstellungen auf der Grundlage von Quellenforschungen und Zeitzeugenbefragungen die NS-Zeit vor Ort aufarbeiten, äußern Angehörige und Nachfahren von NS-Belasteten Einwände und Kritik gegen eine öffentliche Nennung ihrer Verwandten. Auch das Argument, dass ihre Vorfahren als „Personen der Zeitgeschichte“, als NS-Funktionsträger, Bürgermeister und Gemeinderäte, öffentlich in Erscheinung getreten und auch in der Presse gewürdigt worden seien, vermag die Vorbehalte nicht auszuräumen. Symptomatisch sind hier die Reaktionen auf den vom Kreisarchivar verfassten Beitrag zur NS-Zeit im 2002 veröffentlichten Heimatbuch von Sigmaringendorf²¹. Bereits im Vorfeld der Veröffentlichung hatte der Kreisarchivar auf Bitte von Bürgermeister und Vertretern des Gemeinderats einige drastische antisemitische Zitate gestrichen, die der Sigmaringendorfer Lehrer und NS-Propagandaredner Hans Hinger gemäß einem Zeitungsbericht in einer öffentlichen Ansprache zur *Judenfrage* bei einem Sprechabend der NSDAP-Ortsgruppe Sigmaringendorf im Dezember 1933 vorgetragen hatte. Mit Rücksicht auf den Gemeindefrieden und die frühere Ehrung Hingers als Ehrenbürger und Straßenpatron sollten Äußerungen wie die *von dem Juden, der es verstehe, jede Situation zu seinem Nutzen auszubeuten, unheilvolle Einflüsse [...] in der Politik, Kultur und Wissenschaft und nicht zuletzt bei unserer Jugend durch Schmutzliteratur, Kinos usw. ausübe und mitschuldig sei an all den völkermordenden Katastrophen der letzten Jahrzehnte*²², nicht im Heimatbuch erscheinen.

Für den Sohn von Hans Hinger war der Text auch in seiner entschärften Form nicht akzeptabel, und sein Vorwurf einer unberechtigten Diffamierung seines Vaters und dessen Familie konnte auch in einem vom Bürgermeister moderierten Vermittlungsgespräch zwischen ihm und dem Autor nicht beigelegt werden. Die zuvor herzliche Beziehung zwischen beiden war seither dauerhaft belastet. Während andere Leser den mutigen Umgang der Gemeinde mit den dunklen Seiten ihrer eigenen Geschichte lobten, bemängelte ein Leserbriefschreiber den groben Umgang des Heimatbuchs mit der Ehre von Ortsbewohnern und ganz konkret, dass der Ehrenbürger Hinger *zu Unrecht in die Horde der Verursacher des Holocaust eingereiht* werde. Die Gemeinde Sigmaringendorf sei es ihrem Ehrenbürger *schuldig, dass er nicht in dem Zwielflicht bleibt, in das ihn das Buch bringt*²³.

²⁰ Edwin Ernst Weber: Ein christlicher Demokrat in schwerer Zeit. Der badische Zentrumspolitiker, Landtagsabgeordnete und Herdwanger Bürgermeister Otto Osterwald (1887-1967). In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 116 (1998) S. 153-172.

²¹ Edwin Ernst Weber: Sigmaringendorf im Nationalsozialismus. In: *Ders.* (Hg.): Sigmaringendorf. Beiträge zur Geschichte eines hohenzollerischen Bauern- und Industrieortes. Sigmaringendorf 2002. S. 163-240. Hier: S. 181-182.

²² Hohenzollerische Volkszeitung Sigmaringen vom 5. Dez. 1933.

²³ Dienstregistratur Landratsamt Sigmaringen, Stabsbereich Kultur und Archiv, Az. 361, Akte Heimatgeschichte Sigmaringendorf.



Abb. 5 - Gedenkstätte von 1990 für die 1941 in Grafeneck ermordeten 61 behinderten Bewohner aus Marienberg (KreisA Sigmaringen).

Auf harte Kritik eines Sohnes stieß sodann auch die Darstellung von Karl Wurster im Heimatbuch. Dieser hatte als SA-Obersturmführer und Gruppenführer des Werkschutzes im Hüttenwerk Laucherthal polnische Zwangsarbeiter mit Schikanen und Schlägen misshandelt und dies nach dem Krieg als äußerst geringfügige Vergehen bagatellisiert und mit der Einforderung des vollen Arbeitseinsatzes gerechtfertigt. Für seinen grausamen Umgang mit den ausländischen Arbeitern war Wurster 1946 vom französischen Militärgericht Reutlingen zu einer fünfjährigen Gefängnisstrafe verurteilt worden²⁴. In einem Schreiben an den Sigmaringendorfer Bürgermeister beklagte sich der Sohn über die unsensible Nachverurteilung seines Vaters im Heimatbuch, welche die unschuldigen Nachfahren treffe, die jetzt vor dem Tribunal der Öffentlichkeit stünden. Eine seriöse Geschichtsschreibung vermeide die volle Namensnennung von Beteiligten, solange deren unmittelbaren Angehörigen noch lebten. Für das, was der Vater zu verantworten habe, sei er bestraft worden und habe zeitlebens darunter gelitten. Eine nochmalige Aufrechnung schade nur den Söhnen und Enkeln²⁵.

²⁴ Weber (wie Anm. 21) S. 204-205, S. 211, S. 213-214 und S. 222-223.- Ders.: Der „Ausländereinsatz“ am Fallbeispiel des Hüttenwerks Laucherthal 1940-1945. In: Weber (wie Anm. 4) S. 159-192. Hier: S. 159, S. 180-186 und S. 189f.

²⁵ Dienstregistratur (wie Anm. 23).

Denkmaltagsaktion 2005 und Schaffung von Erinnerungsorten

2005 war es wiederum ein Gedenkjahr – 60 Jahre Kriegsende 1945 –, das einen weiteren Anstoß zur Auseinandersetzung mit NS-Unrecht vor Ort und zur Schaffung weiterer Erinnerungsorte im Landkreis Sigmaringen gab. Am „Tag des offenen Denkmals“ am 11. September 2005 wurden insgesamt 21 „Stätten des Erinnerns an Gewaltherrschaft, Krieg und Vertreibung“ im Landkreis Sigmaringen der Öffentlichkeit durch Führungen und eine Broschüre vorgestellt²⁶. Darunter befanden sich zwölf Orte, die an NS-Unrecht und Widerstandskämpfer im Kreisgebiet erinnern: Das Gedenken galt Sophie Scholl in Krauchenwies, Reinhold Frank in Bachhaupten und Josef Ruf in Hochberg, den Opfern des KZ-Außenlagers Saulgau, des Konzentrationslagers Heuberg und der Todesmärsche von KZ-Häftlingen bei Ostrach, den ermordeten Behinderten und Kranken aus dem Fürst-Carl-Landeskrankenhaus Sigmaringen und der Heil- und Pflegeanstalt Mariaberg, den wegen ihrer Liebe zu deutschen Frauen ermordeten polnischen Zwangsarbeitern Jan Kobus in Pfullendorf und Mirtek Grabowski in Ruschweiler, ausländischen Zwangsarbeitern des Hüttenwerks Laucherthal auf dem Friedhof Sigmaringendorf und dem ermordeten US-Piloten Theodore Nielsen bei Bad Saulgau-Haid. Eine weitere Führung sollte in Stetten am kalten Markt der Erinnerung an Franziska Schumann und dem im KZ Mauthausen ums Leben gekommenen NS-Gegner Wilhelm Müller gelten, musste aber auf Bitte der Angehörigen von Franziska Schumann abgesagt werden, nachdem diese anonym angegriffen und beleidigt worden waren. Gleich gar nicht erst in die Gedenkaktion aufgenommen wurde mit dem sog. „Henkerwäldle“ ein Erinnerungsort an ein weiteres *Rassenschande*-Verbrechen in Kreenheinstetten, nachdem Ortsbewohner Vorbehalte gegen das Aufrühren der alten Sache geäußert hatten und der vorgesehene Führer daraufhin einen Rückzug machte²⁷.

Die Denkmaltagsinitiative gab den Anstoß für eine bewegende Gedenkaktion eines ganzen Dorfes in Ruschweiler bei Pfullendorf: Der Illmenseer Ortschronist Olaf Brandt rekonstruierte aus Zeitzeugenschilderungen die mehr als 60 Jahre im Dorf verdrängte Geschichte der 17-jährigen Anna Frirdich und des 24-jährigen Polen Mirtek Grabowski, denen ihre Liebe zueinander zum Verhängnis geworden war. Unter dem Vorwurf der *Rassenschande* wurde der Mann am 24. Juli 1941 unter den Augen von NS-Vertretern und den auch hier zwangsweise versammelten Ausländern der Umgebung an einem Birnbaum am Ortsrand von Ruschweiler aufgehängt und die junge Frau durch Urteil des Amtsgerichts Radolfzell eineinhalb Jahre in einem Jugendgefängnis und sodann im KZ Ravensbrück für ihr „Verbrechen“ inhaftiert. In den 1950/60er Jahren wurden ihre Anträge auf Aufhebung des Urteils und eine Entschädigung für das erlittene Unrecht von den bundesdeutschen Behörden abgelehnt, da das Verbot des Umgangs mit Ausländern ja nicht aus rassistischen, sondern aus militärischen Gründen erfolgt sei.

²⁶ Stätten des Erinnerns an Gewaltherrschaft, Krieg und Vertreibung im Landkreis Sigmaringen. Eine Aktion zum „Tag des offenen Denkmals“ am Sonntag, 11. Sept. 2005. Hg. vom Arbeitskreis Orts- und Regionalgeschichte im Kulturforum Landkreis Sigmaringen e.V. sowie Landratsamt Sigmaringen, Stabsbereich Kultur und Archiv. Sigmaringen 2005.

²⁷ KreisA Sigmaringen Acc. V - 2008/4 Nr. 43, Akte Tag des offenen Denkmals 2005: Stätten des Erinnerns an Gewaltherrschaft, Krieg und Vertreibung im Landkreis Sigmaringen (2005-2007).

Der Vorgang steht für den vielfach beschämenden Umgang von Bürokratie und Justiz mit NS-Opfern und ihren Hinterbliebenen in den Nachkriegsjahrzehnten, den die Forschung als „zweite Schuld“ bezeichnet²⁸. 2005 bildete sich auf Anstoß von Olaf Brandt in Ruschweiler eine Bürgerinitiative, die am „Tag des offenen Denkmals“ am Schauplatz des Verbrechens von 1941 einen großenteils über Eigenleistung und Spenden finanzierten Gedenkstein enthüllte. Ein Großteil der Dorfbevölkerung nahm zusammen mit den Pfarrern beider Konfessionen und dem Bürgermeister, vor allem aber der mittlerweile 82-jährigen Anna im Rollstuhl an der unter die Haut gehenden Gedenkfeier teil, zu der der Illmenseer Autor und Regisseur Jörg Ehni einen beeindruckenden Text als Inschrift auf dem Gedenkstein verfasst hatte: *Rede Stein, schweige nicht! Bring die Wahrheit ans Licht. [...] Erst wenn wir wagen, die Wahrheit zu sagen, werden wir leben und sie ertragen*²⁹.

Das Gedenkjahr und die Denkmaltagsaktion waren 2005 der Anstoß für die Schaffung von fünf neuen Erinnerungsstätten im Landkreis Sigmaringen: Gedenksteine entstanden so, wie erwähnt, am 11. September in Ruschweiler, am 22. April für den von einem fanatischen SS-Offizier ermordeten US-Piloten Theodore Nielsen bei Haid und am 8. Mai für die 43 Opfer des KZ-Außenlagers in Saulgau. Bereits am 8. April war in Pfullendorf an der Mordstätte von 1941 vom Künstler Gunther Demnig im Straßenbelag ein sog. „Stolperstein“ für Jan Kobus verlegt und in Anwesenheit des Bürgermeisters und zahlreicher Bürger enthüllt worden³⁰. 65 Jahre nach der ersten Deportation von Patienten des Sigmaringer Fürst-Carl-Landeskrankenhauses in den Tod nach Grafeneck errichteten der Landkreis und die Stadt Sigmaringen zusammen mit dem Kreiskrankenhaus Sigmaringen auf dem ehemaligen Klinikgelände einen vom Bildhauer Christoph Stauß unter dem Titel „Raubbrechen – Zerbrechen – Verbrechen“ künstlerisch gestalteten Stein zum Gedenken an die insgesamt 90 ermordeten geistig Behinderten und psychisch Kranken zwischen 19 und 83 Jahren aus ganz Hohenzollern und der Umgebung. In einer bewegenden Feier mit zahlreichen Teilnehmern entzündeten am 15. Dezember 2005 nach Ansprachen von Landrat und Kreisarchivar und einer ökumenischen Segnung durch die Stadtpfarrer beider Konfessionen Schüler des Hohenzollern-Gymnasiums Kerzen für alle namentlich genannten Mordopfer. Auf die Anbringung einer Namensliste am Denkmal nach Mariaberger Vorbild wurde nach dem Einspruch des Chefarztes der Psychiatrie-Abteilung des Krankenhauses verzichtet, der eine Bloßstellung der Angehörigen der getöteten psychisch kranken und geistig behinderten Menschen befürchtete. Tatsächlich erreichten Landrat und Kreisarchivar nach der in der Presse gewürdigten Übergabe des Gedenksteins teilweise bewegende Rückmeldungen von Angehörigen, die sich für die längst überfällige Stätte der Trauer und des Gedenkens für ihre ermordeten Verwandten bedankten³¹. 2019 wurden bei einer Erneuerung der Erläuterungstafel beim Gedenkstein in Absprache mit

²⁸ Meier (wie Anm. 1) S. 61.- Roland Müller: Der lange Schatten des Unrechts. Zum Umgang mit Verfolgten und Opfern des NS-Regimes nach 1945. In: Weber (wie Anm. 4) S. 291-306.

²⁹ Akte Tag des offenen Denkmals 2005 (wie Anm. 27).

³⁰ Dienstregistratur Landratsamt Sigmaringen, Stabsbereich Kultur und Archiv Az. 361, Akte 60 Jahre Kriegsende 1945 - Gedenkstätten (2005).

³¹ Ebd.



Abb. 6 - Künstlerisch gestalteter Gedenkstein von 2005 für die 90 ermordeten Patienten der Psychiatrieabteilung des Fürst-Carl-Landeskrankenhauses Sigmaringen (KreisA Sigmaringen).

der Landrätin, der Geschäftsführerin der SRH Kliniken Landkreis Sigmaringen und dem Chefarzt der Psychiatrischen Klinik über einen QR-Code die Namen, die Lebensdaten und die Herkunftsorte aller 90 Opfer der „Euthanasie“-Mordaktion aus dem ehemaligen Fürst-Carl-Landeskrankenhaus öffentlich gemacht (Abb. 6).

Ein ökumenischer Gedenkgottesdienst am 14. März 2006, dem 65. Jahrestag der zweiten Deportation von Sigmaringer Patienten in die Tötungsanstalt Hadamar, in der Krankenhauskapelle mit anschließendem Gang zur Gedenkstätte war der Ausgangspunkt für die seit 2010 jährlich am Internationalen Holocaust-Gedenktage in der Sigmaringer Krankenhauskapelle unter dem Patronat der Krankenhaus-Seelsorge und der Psychiatrischen Klinik begangene Gedenkfeier für die ermordeten Patienten wie auch die anderen NS-Opfer aus dem Landkreis Sigmaringen. Unter Mitwirkung von Schülern der Krankenpflegeschule und der Sigmaringer St. Georgs-Pfadfinder werden im zweiten Teil der Feier am Gedenkstein jeweils die Namen der ermordeten 90 Behinderten verlesen und wird auch der anderen NS-Opfer und Widerstandskämpfer aus dem Kreisgebiet gedacht.

Bewegend war es auch zu erleben, wie Bewohner des Annahauses, des Pflegeheims des Kreiskrankenhauses für Menschen mit chronischen psychischen Erkrankungen, nach 2005 alsbald eine unausgesprochene Patenschaft für den Gedenkstein übernahmen und immer wieder für frische Blumen am Erinnerungsort sorgten. Nach der Verlegung des Annahauses in einen Neubau in einem anderen Stadtbezirk übernahm die Mutter eines behinderten Jungen aus der Stadt dann ganz offiziell in Absprache mit dem Landratsamt, auf dessen Gelände sich der Gedenkstein befindet, dessen Pflege³².

³² *Ebda.*



Abb. 7 - Sieben Gräber von ausländischen Zwangsarbeitern auf dem Friedhof Sigmaringendorf (KreisA Sigmaringen).

Auf dem steinigen Weg zu einer würdigen „Erinnerungskultur“ gibt es nicht nur Fort-, sondern mitunter auch Rückschritte. Die Sigmaringendorfer Firma Zollern war mit dem Hüttenwerk Laucherthal eine Keimzelle der Industrialisierung im ländlichen Landkreis Sigmaringen. Im Zweiten Weltkrieg wurden hier zwischen 1940 und 1945 rund 1700 ausländische Kriegsgefangene, Zivil- und Zwangsarbeiter aus 16 verschiedenen Ländern in der Rüstungsproduktion eingesetzt. Vor allem die osteuropäischen Arbeiter waren aus rassistischen Motiven harten Arbeitsverhältnissen und in den am Ortsausgang von Laucherthal in Richtung Hitzkofen errichteten umzäunten Barackenlagern auch teilweise schlimmen Wohn- und Lebensbedingungen ausgesetzt. Die Anzahl der Arbeitsunfälle war hoch. Tatsächliche oder auch nur vermeintliche Widerständigkeit wurde mit drastischen Strafen bis hin zur Einweisung in Arbeitserziehungs- und Konzentrationslager geahndet. Es gab Selbstmordversuche von Verzweifelten. 18 Ausländer, darunter auch neun im Barackenlager geborene Kinder, kamen während des „Arbeitseinsatzes“ oder unmittelbar nach Kriegsende ums Leben. Sieben Gräber haben sich auf dem Friedhof von Sigmaringendorf erhalten. Neben diesen schlimmen Vorgängen dürfen aber auch die große Solidarität und Unterstützung vieler Arbeiter und Bewohner des politisch mehrheitlich den Arbeiterparteien nahestehenden Laucherthals für die Not und Mangel leidenden Ausländer nicht verschwiegen werden³³ (Abb. 7).

Eigentümer und Betriebsleitung des Unternehmens bekannten sich lange Zeit zu ihrer Verantwortung auch für diesen Teil der 300-jährigen Firmengeschichte. Mit Billigung der Inhaber Friedrich Wilhelm Fürst von Hohenzollern und Adolf Merckle engagierte sich die Firma Zollern frühzeitig finanziell in

³³ Weber (wie Anm. 24).

der Stiftungsinitiative der deutschen Wirtschaft zur Entschädigung ehemaliger Zwangsarbeiter. Unter dem Einfluss vor allem des langjährigen Personalchefs Claus R. Müller wurden ehemalige Zwangsarbeiter und ihre Angehörigen, die die Stätte ihrer Leiden, aber auch der erfahrenen Solidarität nochmal besuchen wollten, gastfreundlich aufgenommen. Dem Kreisarchivar wurde ganz selbstverständlich das Firmenarchiv für seine Recherchen zum „Ausländereinsatz“ im Hüttenwerk Laucherthal zunächst für das Sigmaringendorfer Heimatbuch 2002 und sodann für einen Tagungsbeitrag 2005 geöffnet. Umso enttäuschender war es vor diesem Hintergrund, dass das Unternehmen bei seiner 300-Jahr-Feier 2009 sich anstelle einer ehrlichen Aufarbeitung der langen Firmengeschichte mit ihren Höhen und Tiefen für eine Hochglanz-Veröffentlichung entschied, die die Vorgänge im Dritten Reich und den „Ausländereinsatz“ verkürzte und schönfärbte. Wichtige Geschäftsunterlagen aus der NS-Zeit waren angeblich versehentlich entsorgt worden. Der Vorschlag eines Denkmals für die Opfer des „Ausländereinsatzes“ am Standort der früheren Barackenlager stieß auf keine Gegenliebe³⁴.

Lobenswert war demgegenüber der Umgang der Stadt Sigmaringen mit einer dunklen Seite ihrer Geschichte: Nachdem der Kreisarchivar in einem Vortrag und einem Zeitschriftenaufsatz das Schicksal der jüdischen Unternehmerfamilie Frank, die in der NS-Zeit ausgegrenzt, ausgeplündert und aus ihrer Heimat verjagt worden war, aufgearbeitet hatte, entschied sich der Gemeinderat auf Antrag der SPD-Fraktion einstimmig, zur Erinnerung an die früheren Mitbürger und ihr bitteres Schicksal „Stolpersteine“ am einstigen Wohn- und Geschäftshaus der Franks durch den Künstler Gunther Demnig setzen zu lassen und zur damit verbundenen Gedenkfeier die noch lebende Tochter Lisa Heyman geb. Frank mit ihren Kindern in die alte Heimat einzuladen. Die „Stolperstein“-Verlegung am 16. Mai 2012 im Gehweg vor dem heutigen Finanzamt in der Karlstraße mit Beteiligung zahlreicher Bürger, der anschließende Empfang durch den Bürgermeister im Rathaus mit Eintrag in das „Goldene Buch“ der Stadt, der zweiwöchige Aufenthalt im Josefinenstift mit guter Betreuung und zahlreichen Besuchen alter Bekannter und nicht zuletzt die Einladung zu einem Gespräch mit den Abiturienten in das Hohenzollern-Gymnasium, aus dessen Vorgängereinrichtung die damals einzige jüdische Schülerin 1935 zwei Jahre vor dem Abitur weggemobbt worden war, bedeuteten der damals 94-jährigen alten Dame viel und erlaubten ihr ein Stück weit die Versöhnung mit ihrer noch immer unvergessenen Heimat³⁵.

Vernetzung der „Denkorte“ in Oberschwaben

Nachdem eine vom Sigmaringer Kreisarchivar im Auftrag seines Landkreises und der Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur im Oktober 2005 in Mariaberg organisierte Tagung „Opfer des Unrechts“ anhand von exemplarischen Fallbeispielen erstmals für Oberschwaben einen Gesamtblick

³⁴ Akte 60 Jahre Kriegsende 1945 - Gedenkstätten (wie Anm. 30).- *Weber* (wie Anm. 24) S. 192.- 300 Jahre. Zollern bewegt. Hg. von *ZOLLERN GmbH & Co KG* Sigmaringen. 2008. S. 87f.

³⁵ Edwin Ernst *Weber*: Geraubte Heimat. Zum bitteren Schicksal der jüdischen Familie Frank aus Sigmaringen in der NS-Zeit. In: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 46 (2010) S. 1-32.- Dienstregistratur Landratsamt Sigmaringen, Stabsbereich Kultur und Archiv Az. 361, Akte Persönlichkeiten – Familie Frank.

auf die vom Nationalsozialismus stigmatisierten und verfolgten Gruppen, von den politischen Gegnern, Juden und „Zigeunern“ über Menschen mit Behinderung und osteuropäischen Zwangsarbeitern bis zu widersetzlichen Pfarrern und Künstlern und „rassenschänderischen“ Frauen, unternommen hatte³⁶, kommt es seit 2011 zu einer Vernetzung der Gedenkstätten in der Region. Spiritus rector des mit dem Weingartener Studentenwerk Weiße Rose verknüpften Denkstättenkuratoriums NS-Dokumentation Oberschwaben war der langjährige Professor an der PH Weingarten und SPD-Politiker Wolfgang Marcus (1927-2016), der in Nazi-Deutschland und der DDR zwei Diktaturen am eigenen Leib erlebt hatte und dem die öffentliche Erinnerung an die Opfer von Gewalt- und Unrechtherrschaft ein geradezu missionarisches Anliegen bis kurz vor seinem Tod 2016 im Alter von fast 89 Jahren war. Seinem freundlich-bestimmten Drängen war es zu verdanken, dass bis 2014 75 Denkmale in den fünf oberschwäbischen Landkreisen und der Stadt Ulm in einem Oberschwäbischen Erinnerungsweg, fünf Landkreis-bezogenen Wegen sowie den vier Themenwegen „Graue Busse“, Zwangsarbeit, Jüdisches Oberschwaben und „Waches Gewissen“ miteinander verknüpft und in Broschüren sowie auf einer Internet-Homepage mit Kurzbeschreibungen veröffentlicht worden sind³⁷. Zu Gedenkmätern in Österreich und der Schweiz wurden grenzüberschreitend enge Kontakte geknüpft. Mit Hartnäckigkeit betrieb Wolfgang Marcus die Erforschung und Würdigung vergessener NS-Opfer in der Region. Seine besondere Hochachtung galt den von ihrem Gewissen geleiteten NS-Gegnern, so auch Sophie Scholl, Reinhold Frank und Josef Ruf, deren Erinnerungsorte in Krauchenwies, Bachhaupten und Hochberg mit zusätzlichen Gedenktafeln des Denkstättenkuratoriums ausgestattet wurden³⁸.

Im Landkreis Sigmaringen wurden bis 2014 insgesamt 15 „Denkmäler“ in das oberschwäbische Erinnerungsnetzwerk aufgenommen: Zu den zwölf Stätten, die bereits bei der Denkmaltagsaktion 2005 berücksichtigt worden waren, kamen noch das Denkmal für die „999er“ auf dem „Russenfriedhof“ des Truppenübungsplatzes Heuberg und die „Stolpersteine“ für die jüdische Familie in Sigmaringen hinzu. Durch das Engagement der Reservistenkameradschaft Oberer Linzgau um Frieder Kammerer wurde auf dem stillen Friedhof von Großschönach das Grab von Agnes von Haeften (1869-1945) „entdeckt“ und vor der drohenden Abräumung gerettet. Agnes von Haeften ist die Mutter von Hans-Bernd und Werner von Haeften, die am Aufstand des 20. Juli 1944 beteiligt und von den Nazis hingerichtet worden waren. Nach ihrem Freikommen aus der vom NS-Regime verhängten Sippenhaft kam Agnes von Haeften durch Vermittlung von Kurt Hahn, des Begründers der Schlossschule Salem, an den Bodensee, wo sie am 5. Dezember 1945 auf dem Hermannsberg gestorben ist und auf dem benachbarten Großschönacher Friedhof bestattet wurde. Nachdem die Asche der Brüder von Haeften nach ihrer Ermordung in alle Winde zerstreut worden

³⁶ Weber (wie Anm. 4).

³⁷ Die 2012 zunächst veröffentlichten drei Einzelbroschüren zur Stadt Ulm, dem Alb-Donau-Kreis und dem Landkreis Biberach, sodann zum Bodenseekreis und dem Landkreis Sigmaringen und schließlich zum Landkreis Ravensburg sowie ein 2014 erschienenes Ergänzungsheft wurden 2017 in einem umfangreichen Heft zusammengefasst: Denkmäler an oberschwäbischen Erinnerungswegen. Hg. vom Denkstättenkuratorium NS-Dokumentation Oberschwaben. Weingarten 2017.

³⁸ Akte Denkstättenkuratorium NS-Dokumentation Oberschwaben (wie Anm. 19).



Abb. 8 - Einweihung der Gedenktafel am Grab von Agnes von Haeften auf dem Friedhof Großschönach 2014 mit Prof. Dr. Wolfgang Marcus (KreisA Sigmaringen).

war, erinnert das Grab der Mutter zugleich an diese beiden mutigen Männer des Widerstandes gegen Hitler³⁹. Auch diese Gedenkstätte erhielt eine zusätzliche Hinweistafel des oberschwäbischen Denkstättenkuratoriums (Abb. 8).

Eine weitere Initiative von Wolfgang Marcus ist die „Galerie der Aufrechten“, die Männer und Frauen des Widerstandes, aber auch NS-Opfer bildnerisch dokumentiert. Der Landkreis Sigmaringen beteiligte sich an der mittlerweile mit zahlreichen Ausstellungen an vielen Orten in Deutschland bekannt gewordenen Kunstaktion mit bislang fünf Kunstaufträgen an einheimische Künstler, die Sophie Scholl, Reinhold Frank, Jan Kobus und Mirtek Grabowski, die jüdische Familie Frank sowie die 90 ermordeten Patienten des Sigmaringer Fürst-Carl-Landeskrankenhauses in bildnerischen Serien würdigen⁴⁰. In einer Ausstellung mit begleitendem Katalog in der Kreisgalerie Schloss Meßkirch sollen die Ergebnisse der künstlerischen Auseinandersetzung im Sommer 2020 als Beitrag zu einem dem „historischen Erinnern“ gewidmeten kreisweiten Kulturschwerpunkt der Öffentlichkeit vorgestellt werden (Abb. 9).

Dass die Konfrontation mit NS-Unrecht vor Ort keine für die Gegenwart unwichtige, rückwärtsgewandte Selbstbeschäftigung ist, sondern befreiende und heilende Wirkung für Opfer und Täter und deren Nachkommen wie auch die

³⁹ Denkorte an oberschwäbischen Erinnerungswegen (wie Anm. 37) S. 54-56.

⁴⁰ Die beauftragten Künstler waren Nikolaus Mohr (Sophie Scholl), Eckhard Froeschlin (Reinhold Frank), Roland Wilhelm Schmitt (Jan Kobus und Mirtek Grabowski), Bernhard Maier (jüdische Familie Frank) und Karolin Braeg (Opfer der „Euthanasie“-Morde aus dem Fürst-Carl-Landeskrankenhaus Sigmaringen).- Dienstregistratur Landratsamt Sigmaringen, Stabsbereich Kultur und Archiv Az. 341.42, Akte Kunstankäufe.



Abb. 9 - Radierung
von Eckhard Froeschlin
zum 1945 hingerichteten
Widerstandskämpfer
Reinhold Frank, 2017
(Kunstsammlung des
Landkreises Sigmaringen).

ganze, aus der unheilvollen Verdrängung erwachende Gesellschaft haben kann, belegen die geschilderten Beispiele der Ruschweiler Denkmaltags- und der Sigmaringer Stolpersteinaktion. Ähnlich unvergesslich bleibt dem Verfasser dieses Beitrags ein weiterer „Fall“, als sich im Januar 2014 drei junge Frauen mit der Bitte um Auskunft und Akteneinsicht an ihn wandten. In einer Veröffentlichung des Denkstättenkuratoriums waren sie auf das Schicksal von Jan Kobus gestoßen und vermuteten jetzt, dass sie seine Enkelinnen seien. Bei einem mehrstündigen Besuch an einem Freitagnachmittag im Kreisarchiv wurde in langen Gesprächen und bei der Lektüre von Unterlagen aus der Vermutung Gewissheit. Der Kreisarchivar erfuhr, dass die Großmutter der drei Frauen zu ihrer von Jan Kobus empfangenen und im Landgerichtsgefängnis Konstanz geborenen Tochter zeitweilig ein distanzierendes Verhältnis gehabt und ebenso wie die Mutter Fragen nach dem Vater bzw. Großvater von Tochter und Enkelinnen abweisend und unpräzise beschieden hatte. Erst nach dem Tod der Großmutter im November 2013 hätten Verwandte sie auf die heute auf dem Pfullendorfer Friedhof stehende Gedenkstele aufmerksam gemacht, die ein polnischer Steinmetz nach dem Krieg zur Erinnerung an Jan Kobus und das an ihm verübte Verbrechen gestaltet und mit einer dreisprachigen Inschrift in Polnisch, Deutsch und Französisch ausgestattet hatte, und seien sie über eine Veröffentlichung des Denkstättenkuratoriums ihrer ihnen bislang verschwiegenen Herkunft auf die Spur gekommen. Das Gespräch mit dem Archivar und die Einsicht in die Dokumente und insbesondere in die im Kreisarchiv verwahrte Amtsvormundschaftsakte zu ihrer – als vaterloses Kind bis zur Volljährigkeit vom Kreisjugendamt betreuten – Mutter waren für die jungen Frauen offenkundig befreiend⁴¹.

Auch der Großmutter der drei jungen Frauen war in den Nachkriegsjahren die beantragte Wiedergutmachung als Opfer des Nationalsozialismus für das an ihr verübte Unrecht von den Behörden verweigert worden – mit dem Argument, *weil die Kindesmutter keinerlei weltanschauliche oder politische Gründe [...] bewogen hatten, mit dem polnischen Kriegsgefangenen Jan Kobus, der später erhängt wurde, in Geschlechtsverkehr zu treten*⁴². Auf die „zweite Schuld“ wurde bereits hingewiesen.

Auch mehr als 70 Jahre nach dem Untergang der nationalsozialistischen Gewalt- und Unrechtsherrschaft bleibt die Auseinandersetzung mit ihrem schlimmen Erbe eine bleibende Aufgabe für unsere Gesellschaft. „Bewältigen“ lässt sich diese Vergangenheit nicht, die einzige Möglichkeit des Umgangs besteht wohl darin, sich ihr immer wieder aus- und sich mit ihr auseinanderzusetzen – durch Erinnerung⁴³. Erinnern bedeutet dabei zunächst aber Hinschauen auf das tatsächlich Geschehene auch in seinen schlimmen und unfassbaren Dimensionen. Ein vorschnelles Urteilen aus der sicheren und mitunter auch selbstgerechten Position des Nachgeborenen verbietet sich ebenso wie eine tagespolitische Instrumentalisierung der NS-Vergangenheit oder eine allzu rasche Forderung

⁴¹ Dienstregistratur Landratsamt Sigmaringen, Stabsbereich Kultur und Archiv Az. 044.35, Akte Archiv-Benutzungen 2013, 2014.

⁴² Akte 60 Jahre Kriegsende 1945 – Gedenkstätten (wie Anm. 34).- KreisA Sigmaringen II/1 Nr. 788, Amtsvormundschaftsakte Rosa Frey.

⁴³ Vgl. *Meier* (wie Anm. 1) S. 67.

nach symbolpolitischen Schritten und Aktionen. Letztlich geht es um „Erkenntnis statt Bekenntnis“⁴⁴, um die vor allen moralischen und politischen Urteilen und Bewertungen unabdingbare und vorrangige Aufarbeitung der tatsächlichen Geschehnisse und die differenzierte Auseinandersetzung mit den damaligen Akteuren, ihrem Handeln und ihren Motivationen⁴⁵.

Ein Anschauungsbeispiel der Risiken und Irrwege einer vorschnell im moralischen Urteil und tagespolitischen Ableitungen sich verfangenden Beschäftigung mit der Geschichte bot im Frühjahr 2017 die vor allem in Meßkirch und in Freiburg über die Presse geführte Kontroverse um den Freiburger Erzbischof Conrad Gröber und sein Verhalten im Nationalsozialismus mit der raschen Forderung nach postumer Aberkennung von Ehrenbürgerwürden und der Umbenennung von Straßen⁴⁶. Den Anstoß für die öffentliche Kontroverse gab ein Beitrag von Wolfgang Proske zu Erzbischof Gröber und seinem ambivalenten Verhalten im Nationalsozialismus in der verdienstvollen Biografien-Reihe „Täter, Helfer, Trittbrettfahrer“ zu NS-Belasteten aus Baden-Württemberg⁴⁷. Eine von der Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur in Zusammenarbeit mit den beiden Diözesangeschichtsvereinen Freiburg und Rottenburg-Stuttgart im November 2018 veranstaltete wissenschaftlichen Tagung in Meßkirch mit einer vergleichenden Betrachtung des Verhaltens und Handelns der Bischöfe Conrad Gröber⁴⁸ und Joannes Baptista Sproll im Nationalsozialismus und ihrer nachfolgenden Rezeption in Forschung und Öffentlichkeit bot ein sehr viel differenzierteres Bild der beiden Persönlichkeiten und gerade auch der Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten bei Conrad Gröber. Es bleibt mithin die unabdingbare Zumutung des genauen Hinsehens, der ebenso kritischen wie mitunter schmerzhaften Rekonstruktion des Geschehenen gerade auch in seinen Abgründen und Uneindeutigkeiten – auch wenn dies allzu rasche und einfache Deutungen und Urteile ausschließt oder zumindest erschwert.

⁴⁴ Vgl. Jens-Christian *Wagner*: Erkenntnis statt Bekenntnis. Plädoyer für eine zukunftsfähige gesellschaftliche Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen. In: Dietmar *Schiersner*/Christoph *Schmieder*/Edwin Ernst *Weber* (Hg.): Die Bischöfe Conrad Gröber und Joannes Baptista Sproll und der Nationalsozialismus. Historischer Kontext und historisches Erinnern (im Druck).

⁴⁵ Vgl. Ulrich *Herbert*: Der Nationalsozialismus als deutsche Vergangenheit und Gegenwart. Vortrag bei der Jahrestagung der Landesarbeitsgemeinschaft der Gedenkstätten und Gedenkstätteninitiativen in Baden-Württemberg am 6. April 2019 in Bad Urach. Der Freiburger Historiker spricht sich für einen Verzicht auf moralische und pädagogische Imperative, auf Abstrahierung und Anonymisierung beim Umgang mit den Opfern und auf Abstrahierung und Synthetisierung der NS-Geschichte aus. Stattdessen empfiehlt er eine Auseinandersetzung mit den einzelnen Opfern und den konkreten Vorgängen, vor allem aber einen „unspektakulären“ Umgang ohne Schielen nach Schlagzeilen und ohne tagespolitische Instrumentalisierung (freundliche Mitteilung von Doris Astrid Muth).

⁴⁶ Dienstregistratur Landratsamt Sigmaringen, Stabsbereich Kultur und Archiv Az. 361, Akte Persönlichkeiten - Conrad Gröber.

⁴⁷ Wolfgang *Proske*: Dr. Conrad Gröber - „Deutschrlich“ und „überreiche Register im Orgelwerk seiner Seele ...“. In: Täter, Helfer, Trittbrettfahrer. Bd. 6. NS-Belastete aus Südbaden. Gerstetten 2017. S. 104-136.

⁴⁸ 2020 ist die Veröffentlichung eines Tagungsbandes vorgesehen.

Spitalkirche Leutkirch

Fundstücke zu ihrer Widmung als Gedächtniskirche im Jahr 1948

Uwe Kai Jacobs

An Gedächtniskirchen herrscht im deutschen Kirchenbau seit der vorletzten Jahrhundertwende kein Mangel: *Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche* in Berlin, *Gedächtniskirche der Protestation* in Speyer und *Gedächtniskirche* in Stuttgart, um nur drei bekannte Beispiele aus jener Zeit herauszugreifen. Subjekt oder Objekt des Gedächtnisses sind dabei divergent. Teils geht es um ein Ereignis, teils um eine Person. Beides kann als typisch für Gedächtniskirchen gelten.

Einen weiteren Perspektivwechsel vollzieht die evangelische Gedächtniskirche in Leutkirch im Allgäu. Sie unterscheidet sich von den Widmungen der genannten Kirchengebäude¹ und ist dem Gedächtnis der Gefallenen beider Weltkriege aus der Pfarrgemeinde gewidmet. Dies würde die Kirche in Leutkirch nicht herausheben, sondern stellt sie in den breiten Rahmen der Erinnerungskultur im gottesdienstlichen Raum². Dazu gehören seit dem Mittelalter Grablegen und Epitaphien, aber auch die zu Votiv- und Dankeskirchen gewidmeten Gebäude aus jüngerer Zeit.

Das Gedenken an Kriegsgefallene im gottesdienstlichen Raum setzt im frühen 19. Jahrhundert ein. Problematische Formen der Erinnerung (*Mit Gott für Kaiser und Reich*) sind ebenso wenig ausgeblieben wie problematische Widmungen an Personen der Zeitgeschichte (Hindenburg-Gedächtniskirche in Stetten am kalten Markt, 1938). Widmungen stehen in Kontexten. Auch dies gilt für Leutkirch: Die Widmung erfolgte nach dem Zweiten Weltkrieg und war im Grunde eine Neubenennung einer vorhandenen Gottesdienststätte. Gleichwohl sind die näheren Umstände und Akzente im Falle Leutkirchs bemerkenswert.

¹ In Stuttgart ist die ursprüngliche Widmung das Gedächtnis an die verstorbene Gattin des Stifters der Kirche. Dem Gedächtnis ihres Stifters wurden zahlreiche Kirchenbauten gewidmet, teilweise im Nachhinein, so im Jahr 1903 die 1786 errichtete evangelische Karl-Friedrich-Gedächtniskirche in Karlsruhe-Mühlburg.

² Franziska Wilcken: Gefallenengedächtniskirchen und -kapellen in Deutschland 1918-1933. In: Kai Kappel u. a. (Hg.): *Moderne Kirchenbauten als Erinnerungsräume und Gedächtnisorte*. Regensburg 2010. S. 38-53.



Abb. 1 - Gedächtniskirche Leutkirch, 1964 (StadtA Leutkirch).

Spitalkirche

Die Spitalkirche in Leutkirch war und ist nicht „irgendeine“ Kirche. Sie hat in der windungsreichen und streitbeladenen Reformationsgeschichte Leutkirchs³ eine wichtige Rolle eingenommen. Entstanden vor etwa 600 Jahren, nämlich im Jahr 1418, als Teil des Hl. Geist-Spitals⁴ (heute Bauamt der Stadt), wurde sie zur Gemeindekirche der Evangelischen, als diese die mittelalterliche Stadtkirche, die Martinskirche, verlassen mussten und keine gottesdienstliche Versammlungsstätte hatten⁵. Nach langwierigen Verhandlungen wurde das Spitalkirchlein ab 1562 zum festen Domizil der evangelischen Gemeinde⁶, also zur evangelischen Stadtkirche, und zwar bis zum Bau der Dreifaltigkeitskirche im frühen 17. Jahrhundert. Letztere gilt übrigens als der erste evangelische Kirchenneubau zwischen Donau und Bodensee⁷.

Die Spitalkirche bildet kein selbstständiges Bauwerk, sondern umfasst das Erdgeschoss des mittelalterlichen Spitalgebäudes. Vergleichbare Baulösungen sind von weiteren oberschwäbischen Spitalbauten bekannt (Bad Waldsee, Biberach an der Riß). Um die Nutzung der Spitalkirche als einem zweiten gottesdienstlichen Raum der evangelischen Stadtpfarrei, also neben der Dreifaltigkeitskirche, gab es immer wieder Auseinandersetzungen⁸. Die bauliche Gestalt der Spitalkirche wurde von Renovierungen des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts mitgeprägt⁹. Der Kirchenraum steht im kommunalen Eigentum, ist aber der evangelischen Kirchengemeinde zur Nutzung überlassen.

Wiedereinweihung

Der Kirchenraum des Spitals stand 1948 zur Wiedereinweihung an. Sie wurde mit der Widmung an das Gedächtnis der evangelischen Gefallenen und Vermissten der evangelischen Stadtpfarrei Leutkirch verbunden: *GEDÄCHTNISKIRCHE*, wie in den Türsturz des Portals eingemeißelt wurde (Abb. 1). Die Namen der Soldaten mit ihren Lebensdaten wurden per Hand an eine hölzerne Balustrade geschrieben, die den Gemeindebereich vom Altarbereich trennt¹⁰ (Abb. 2).

Konkreter Anlass der Wiedereinweihung war, dass die Spitalkirche in der Zeit der NS-Herrschaft für die Deutschen Christen¹¹ beschlagnahmt worden war, was einen Rechtsstreit ausgelöst hatte. Der Kirchenstreit führte also zum

³ Rolf *Waldvogel*: Evangelische Dreifaltigkeitskirche in Leutkirch mit Gedächtniskirche. Lindenberg 2011. S. 4 und S. 44.- Manfred *Haaga*: Späte Reformation in der Reichsstadt Leutkirch. In: *Oberland* 28 (2017) S. 19-27.

⁴ Vergleichbare Spitalkirchen oder -kapellen gibt es in Württemberg beispielsweise in Bad Waldsee, Herrenberg, Schwäbisch Hall und Weil der Stadt.

⁵ Otto *Beck*: Stadtpfarrkirche St. Martin Leutkirch im Allgäu. Lindenberg 2007. S. 8.

⁶ *Landesdenkmalamt Baden-Württemberg* [Bearb.: Annegret *Kaiser*]: Denkmalpflegerischer Werteplan. Gesamtanlage Leutkirch im Allgäu. Stuttgart 2017. S. 161. Online unter: http://www.denkmalpflege-bw.de/.../denkmalpflegerische/...werteplan_leutkirch.pdf (Zugriff: 04.10.2018).- *Beck* (wie Anm. 5) S. 8.

⁷ Georg *Debio* [Begr.]: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Baden-Württemberg II: Regierungsbezirke Freiburg und Tübingen. München 1997. S. 418.- *Landesdenkmalamt* (wie Anm. 6) S. 146.- *Tourist-info Leutkirch/Evangelische Kirchengemeinde Leutkirch* (Hg.): Leutkirch und sein evangelisches Erbe. Ein Rundgang durch die Stadt. O. O. u. o. J. S. 2 und S. 6.

⁸ Willi *Eberle*: 400 Jahre Evangelische Gemeinde in Leutkirch (1546-1946). Leutkirch 1946. S. 25 und S. 30.

⁹ *Landesdenkmalamt* (wie Anm. 6) S. 146.- *Eberle* (wie Anm. 8) S. 25.

¹⁰ *Waldvogel* (wie Anm. 3) S. 45.

¹¹ *Eberle* (wie Anm. 8) S. 30.- *Waldvogel* (wie Anm. 3) S. 47.



Abb. 2 - Detailfoto (Rolf Waldvogel 2019).

Rechtsstreit. Der Prozess wurde zwar im Jahr 1937 in Ravensburg zugunsten der Kirchengemeinde entschieden¹². Das änderte aber nichts daran, dass die gottesdienstliche Nutzung unterbrochen blieb: Die Spitalkirche wurde von 1937 bis 1945 als kommunaler Lagerraum genutzt und so als Gottesdienststätte *unbrauchbar gemacht*¹³. Die Renovierung nach Kriegsende führte die Kirchengemeinde durch, und zwar auf eigene Kosten. Eine Zuschussbitte des Pfarramtes an die Stadt blieb erfolglos, wie sich aus dem Sitzungsprotokoll des Gemeinderates Leutkirch vom 11. Mai 1948 ergibt¹⁴.

Die Wiedereinweihung fand wenige Wochen später statt. Die Schwäbische Zeitung hat in ihren Ausgaben vom 29. Mai und 1. Juni 1948 ausführlich und anschaulich darüber berichtet¹⁵. Bevor diese Blätter aufgeschlagen werden, sei das Augenmerk auf den zeitgeschichtlichen Kontext gerichtet. Auch dafür werden die genannten Ausgaben der Schwäbischen Zeitung als Quelle herangezogen, und zwar die Amtlichen Bekanntmachungen.

Sie betreffen unter anderem die *Ausgabe von Lebensmitteln, die Verteilung von Brotmehl* und Anordnungen der Landesmilitärregierung von Württemberg-Hohenzollern zur Bezahlung laufender *Requisitionskosten*, wobei in Anbetracht

¹² Eberle (wie Anm. 8) S. 30. Das Amtsgericht Ravensburg führt keine Akten mehr aus dieser Zeit. Das zuständige StA Sigmaringen führt zum Vorgang keinen Eintrag.

¹³ SchwZ vom 29. Mai 1948 (in der Rubrik: Allgäuer Chronik - Leutkirch, Isny, Wurzach und bayerisches Nachbarland).

¹⁴ StadtA Leutkirch Bestand A, RPrw, Beschluss Nr. 1 zu § 15 der Tagesordnung des Gemeinderates vom 11. Mai 1948. Den entsprechenden Protokollauszug stellte Stadtarchivarin Nicola Siegloch dankenswerterweise zur Verfügung.

¹⁵ Stadtarchivarin Nicola Siegloch stellte sie dem Verfasser zur Verfügung.

der bevorstehenden Währungsreform mitgeteilt wurde, dass für Erstattungsanträge nunmehr Eile geboten sei. Die *Währungsreform* in der Trizone sollte nämlich am 20. Juni in Kraft treten.

Das Pfingstfest war gerade vorübergegangen. Es hatte, wie die Schwäbische Zeitung mitteilte, *eine freudige Überraschung gebracht, [...] als die beiden Kriegsgefangenen* [N. N.] *ganz unerwartet um Mitternacht aus russischer Gefangenschaft* [nach Hofs bei Leutkirch, der Verf.] *zurückkehrten*¹⁶.

Die personellen und materiellen Kriegsfolgen prägten demnach den Alltag in vielfältiger Weise. In dieser Situation erfolgte die gottesdienstliche Wiedereinweihung am 30. Mai 1948, und zugleich im Bewusstsein der über vierhundertjährigen Geschichte der evangelischen Gemeinde in Leutkirch. Die Festpredigt hielt kein Geringerer als Landesbischof Theophil Wurm, der *zur Zeit in der Nähe von Isny einen kurzen Urlaub verbringt*, wie die Presse mitteilte¹⁷. Der Landesbischof unterbrach also seinen Urlaub. Sein Predigttext war Apostelgeschichte 2,42-47¹⁸: *Sie hielten an der Lehre der Apostel fest und an der Gemeinschaft*.

Auch wenn dies keinen unmittelbaren Bezug zum Anlass des Gottesdienstes erlaubt, so ist eine politische Grundhaltung von Theophil Wurm bekannt; er *hatte Widerstand* [gezeigt] *gegen die Eingriffe des Staates in Ordnung und Glauben der Kirche*¹⁹ und Distanz gegenüber den „Deutschen Christen“ eingenommen²⁰ Wurm selbst hat dies immer wieder betont, auch in seinen Lebenserinnerungen: *Man hatte bei uns aufgeatmet, nachdem das Deutsche-Christen-Regiment verjagt war*²¹.

Die Wiedereinweihung der Spitalkirche als Gedächtniskirche lässt sich vor diesem Hintergrund intentional als ein in die ganze Stadt hineinwirkender Vorgang verstehen, zumal parallel der Vierte Allgäuer Kirchentag in Leutkirch stattfand²², worunter man sich ein regionales Kirchenfest im Gebiet Wangen-Isny-Leutkirch vorzustellen hat²³. Die Gedächtniskirche selbst sollte – als eine der ersten Kirchen im Lande überhaupt – öffentlich zugänglich bleiben: *In Zukunft wird die Gedächtniskirche zur Andacht täglich geöffnet, ein Brauch, der sich erst in wenigen evangelischen Gemeinden eingebürgert hat*²⁴. Eine offene Kirche. Die Widmung kann als programmatisch verstanden werden, ähnlich den Friedens- und Versöhnungskirchen des 20. Jahrhunderts.

Aber nicht allein der Landesbischof, der zudem Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland war, die gerade vor ihrer verfassungsgebenden Kirchenversammlung stand²⁵, verlieh dem Geschehen einen überregio-

¹⁶ SchwZ vom 29. Mai 1948.

¹⁷ SchwZ vom 29. Mai 1948.

¹⁸ SchwZ vom 1. Juni 1948.

¹⁹ W. Buder: Art. ‚Wurm, Theophil‘. In: EKL¹. Bd. III. Göttingen 1959. Sp. 1870f.

²⁰ Dominik Burkard: Der Katholizismus - Profiteur der nationalsozialistischen Kirchenpolitik? In: ZWLG 77 (2018) S. 305-353. Hier: S. 312f.

²¹ Theophil Wurm: Erinnerungen aus meinem Leben. Stuttgart 1953. S. 130 u. ö.

²² SchwZ vom 1. Juni 1948.

²³ Regionale „Kirchentage“ gab es auch im bayerischen Allgäu: In Kempten fand 1953 der *Allgäuer Katholikentag* statt.- Archiv des Bistums Augsburg, Generalvikariat, Ausgabe 1988/89. Nr. 258.

²⁴ SchwZ vom 29. Mai 1948. Wie so viele Kirchengebäude ist auch die Gedächtniskirche mittlerweile nicht mehr täglich, sondern nur zu Gottesdiensten geöffnet. Dasselbe gilt für die Dreifaltigkeitskirche. Über feste Öffnungszeiten wird nachgedacht. Evangelischer Gemeindebrief Leutkirch im Allgäu 115 (2018) 10. S. 3.

²⁵ Die verfassungsgebende Versammlung der Evangelischen Kirche in Deutschland vom 9. bis 13. Juli 1948 in Eisenach stand unter der Leitung von Landesbischof Theophil Wurm.

nalen Akzent, sondern auch Kultusminister Albert Sauer²⁶. Er sprach bei der Wiedereinweihung über das *gute Verhältnis zwischen Kirche und Staat sowie über die mannigfachen Aufgaben der christlichen Kirchen und beglückwünschte die Pfarrgemeinde zur Vollendung des Werkes*. Er äußerte schließlich die Hoffnung: *Möge diese Gedächtniskirche immer sein eine Heimstätte kirchlichen Lebens, ein Denkmal der Dankbarkeit und ein Wegweiser zur christlichen Besinnung*²⁷.

Wegweiser zur Besinnung: An dieser Stelle wird die politische Zielrichtung der Worte des Ministers deutlich. Die NS-Unterstützer, zu denen die „Deutschen Christen“ zählten²⁸, hatten mit dem damaligen Bürgermeister²⁹ die Nutzung des Raumes der Kirchengemeinde entzogen, *um diese Kirche als ihren Versammlungsmittelpunkt im Allgäu zu gewinnen*³⁰. Nun aber, nach 1945, stand neben dem wirtschaftlichen auch der gesellschaftliche Wiederaufbau an. Vielleicht ist die Anwesenheit des Kultusministers in diesen Kontext zu stellen, jedenfalls in den Kontext politisch-geistiger Kultur: Sauer war es gewesen, der im August 1947 in seiner Eigenschaft als Kultusminister die gemeinnützige Stiftung Gesellschaft Oberschwaben genehmigt hatte, in der übrigens auch der evangelische Stadtpfarrer von Leutkirch, Hilmar Schieber, aktiv mitwirkte³¹.

Insofern wird für das Frühjahr 1948 dasselbe gelten, was bereits zwei Jahre zuvor vom Stadtpfarramt anlässlich der Vierhundertjahrfeier der evangelischen Gemeinde in Leutkirch veröffentlicht worden war: *Dankbar empfinden wir heute die Rückkehr der Religion in die öffentliche Achtung, das freundliche Verhältnis der städtischen und staatlichen Behörden zur Kirche, die Rückkehr der religiösen Erziehung in die Schule, die Möglichkeit der Sonntagsheiligung, die steigende Geltung christlicher Grundsätze im öffentlichen Leben und ihre Geltendmachung auch für den Wiederaufbau unseres zerschlagenen Volkes*³².

Die Landesverfassung für Württemberg-Hohenzollern vom 20. Mai 1947³³ sollte diese Gedanken stützen. Die amtliche Verkündung *als Grundgesetz des Landes Württemberg-Hohenzollern* unterzeichneten die Regierungsmitglieder, darunter Albert Sauer. Im Abschnitt XIII *Die Religionsgemeinschaften* bestimmt die Landesverfassung: *Als Träger des sittlichen Lebens des Volkes wirken sie neben dem Staat* (Artikel 120 Satz 3).

In Abschnitt II bezeichnet die Verfassung *das Wesen und die Aufgabe des Staates*. *Dazu zählen das sittliche Zusammenleben der Menschen, die der Staat zu einem geordneten Gemeinwesen zusammen(fasst)*. Diese Ausrichtung auf eine sittliche Ordnung im christlichen Kontext, wie vor allem der Vorspruch der

²⁶ Der Katholik Albert Sauer (1902-1981) war CDU-Politiker, Nachkriegsoberbürgermeister von Ravensburg, wo Theophil Wurm von 1913-1920 als Pfarrer gewirkt hatte, und Kultusminister von Württemberg-Hohenzollern (1947-1952), also einer der Nachfolger von Theodor Heuss in dieser Funktion. § 67 Württembergisches Kirchengesetz vom 3. März 1924 bezeichnet das Ministerium als Ministerium für Kultus und Sport. Die Bezeichnungen haben mehrfach gewechselt.

²⁷ SchwZ vom 1. Juni 1948: Vierter Allgäuer Kirchentag.

²⁸ G. van Norden: Art. ‚Deutsche Christen‘. In: ELThG (2017) Sp. 1385-1387.- Klaus Scholder: Die Kirchen und das Dritte Reich. Bd. I. Frankfurt am Main u. a. 1977. S. 562.

²⁹ Waldvogel (wie Anm. 3) S. 47. Bürgermeister in Leutkirch war von 1934-1939 Fritz Ehrle.

³⁰ Eberle (wie Anm. 8) S. 30.

³¹ Elmar L. Kuhn: Die Gesellschaft Oberschwaben 1945-1949. S. 5 und S. 11f. Online unter <http://www.elmarkuhn.de> (Zugriff: 01.04.2019).

³² Eberle (wie Anm. 8) S. 30.

³³ RegBl. 1947. S. 1.

Verfassung erkennen lässt (Verfassungsgebung *im Vertrauen auf Gott*³⁴, *den allein gerechten Richter*), erhellt den Hintergrund für die Ministerworte im Festgottesdienst.

Fazit und offene Fragen

Rückwärts und vorwärts gewandte Überlegungen *Gedächtnis, Wegweiser zu christlicher Besinnung* prägten den Akt der Wiedereinweihung des Gottesdienstes. Die Vorgänge um dessen Widmung³⁵ als Gedächtniskirche zeigen zudem deutlich, mit welchem Selbstverständnis die evangelische Kirche handelte: als öffentliche Kirche³⁶, die das kollektive Erleben, die Trauer über die Kriegstoten, in den gottesdienstlichen Raum hinein und damit in den Zusammenhang der Verkündigung der biblischen Botschaft stellte³⁷. An den Namenstafeln der Gefallenen wird dies ebenfalls deutlich. Dort ist das Pauluswort (Röm 14,8) angeschrieben:

*Wir leben
Oder sterben,
So sind wir
Des Herrn.*

Ob die Widmung der politischen Gemeinde so ganz recht war, bleibt allerdings angesichts eines Beschlusses des Gemeinderats vom 11. Mai 1948 ein wenig fraglich; dieser lautete:

*Es bleibt der Evang. Kirchengemeinde unbenommen, die Spitalkirche künftig ‚Gedächtniskirche‘ zu nennen. Der Gemeinderat nimmt hievon [sic] Kenntnis, eine Stellungnahme hiezu [sic] erfolgt nicht*³⁸.

Man mag sich vorstellen, dass die Stimmungslage im Gemeinderat nicht einhellig war. Der etwas distanziert wirkende Beschluss erfolgte, wie das Protokoll festhält, *nach längerer Aussprache*. Zugleich erinnert das Sitzungsprotokoll daran, dass *die Spitalkirche städtisches Eigentum, aber zur Benützung der Evang. Kirchengemeinde überlassen [ist]. Die Eigentumsverhältnisse der Inneneinrichtung der Kirche konnten noch nicht einwandfrei geklärt werden*.

Dieser Bezug wird auf eine Problemlage hindeuten, vor allem aber der ausdrückliche Hinweis im Protokoll: *Beigeordneter Heinzelmann gibt hiezu [der Zuschussbitte] bekannt, daß sich der Evang. Kirchengemeinderat dieser Bitte nicht anschließt*.

³⁴ Präambel Verfassung für Württemberg-Baden vom 28. Nov. 1946.

³⁵ In kirchenrechtlicher Hinsicht wird es sich eher um eine Namensgebung als um eine Widmung handeln. Unter Widmung versteht man die Zweckbestimmung einer öffentlichen Sache. Vgl. Uwe Kai Jacobs: Kirchengebäude – Evangelisch. In: Heribert Hallermann u. a. [Hg.]: Lexikon für Kirchen- und Religionsrecht. Bd. 2. Paderborn (im Druck). Die Zweckbestimmung blieb im Falle Leutkirchs aber unverändert: Gottesdienstlicher Raum.

³⁶ Dazu heute: Präambel Evangelischer Kirchenvertrag Baden-Württemberg, GBl. für Baden-Württemberg 2008. S. 1. ABl. Landeskirche Württemberg 2007. S. 615.

³⁷ Die katholische Kirchengemeinde richtete 1956 die Marienkapelle bei der Stadtpfarrkirche St. Martin als Kriegsgräbergedächtniskapelle ein.

³⁸ StadtA Leutkirch Bestand A, RPr (wie Anm. 14).

Die Zuschussfrage zur Renovierung der Spitalkirche und ihre Benennung als Gedächtniskirche wurden in demselben Tagesordnungspunkt verhandelt. Die Motive der Akteure nennt das Protokoll erwartungsgemäß nicht. Die gewisse Reserviertheit der Gemeindevertretung wird im Kontrast zu einem anderen Beschluss besonders deutlich. § 14 des Protokolls der Ratssitzung hält fest: *Das Kath. und das Evang. Stadtpfarramt beabsichtigen, eine Schülerspeisung durchzuführen. Die Mittel werden von diesen zur Verfügung gestellt, die Durchführung sollte vom Bürgermeisteramt übernommen werden. Die Einführung wird vom Gemeinderat lebhaft begrüßt und einstimmig ergeht der Beschluss: Die Durchführung der Schulspeisung dem Bürgermeisteramt zu übertragen.*

Im Lichte dieser für das Vorhaben „Gedächtniskirche“ nicht ganz eindeutigen Stimmungslage in Gemeinderat und Kirchengemeinderat können die Ausführungen des Kultusministers als werbend für den politischen Neuanfang gewertet werden. Umso mehr verdient das facettenreiche Geschehen in Leutkirch vor gut siebenzig Jahren bleibende Erinnerung als Schlaglicht auf die Nachkriegsgeschichte Württembergs und die Mühen auf dem Weg des Neuanfangs. Dass jegliches Soldatengedenken – nicht nur in der Kirche - inzwischen als ambivalent empfunden wird, steht auf einem anderen Blatt. Gedenkkultur gelingt, wenn sie Wertüberzeugungen anspricht, die kollektiv geteilt werden. Das jedenfalls scheint in der Leutkircher Situation des Jahres 1948 der Fall gewesen zu sein.

Rezensionen

Eva Moser/Uwe Degreif: Kunst in Oberschwaben. Von den Pfahlbauten bis heute. Hg. von der Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur. Stuttgart: Belsler Verlag 2018; 252 S., 168 farbige Abb., 25,00 EUR

Ende 2018 präsentierte die Gesellschaft Oberschwaben mit ‚Kunst in Oberschwaben‘ den Auftakt zu einer Reihe, in der laut Geleitwort die „Grundzüge der regionalen Geschichte, zur Bildenden Kunst, zur Musik und zur Literatur in populär gehaltenen Überblicksdarstellungen [...] einem breiten Publikum [...] vermittelt werden sollen.“

Mit diesem ersten Band ist diese Absicht wohl gelungen. Zu danken ist dafür den beiden Autoren Eva Moser und Uwe Degreif, die diese Geschichte von 6.000 Jahren „Kunst in Oberschwaben“ schufen.

Eva Moser gelingt der Spagat, einen Überblick zu bieten, der wissenschaftlich fundiert ist, ohne wissenschaftlich langweilig zu sein. Die komplizierte Frage, was denn nun Oberschwaben sei und wo es liege, beantwortet sie durch einen historischen Exkurs. An dessen Ende steht die vielleicht ernüchternde Erkenntnis, dass „Oberschwaben“ ein Kampfbegriff aus dem 19. Jahrhundert ist. Erst als die Region zwischen Iller, Ulm und Bodensee von Württemberg annektiert wurde, entwickelte sich „geprägt von Stolz und Trotz gegen den württembergischen Zentralismus“ (S.11) die oberschwäbische Identität. Ganz deutlich zeigt Moser auch, dass es sich dabei vor allem um kulturelles Selbstverständnis handelt.

Wissenschaftlich korrekt definiert sie weiterhin den Unterschied zwischen „Kunst aus Oberschwaben“ und „Kunst in Oberschwaben“. Während erstere davon ausgeht, dass letztendendes „Blut und Boden“ die regionale Kunst bestimmen, verweist der aktuelle Titel auf die Vorstellung von Einflusszentren, die von außen einwirken.

Wenn das Kapitel der Anfänge mehr als 4.000 Jahre Geschichte von den Pfahlbauern, Kelten, Römern und Alemannen zusammenfasst, so hat es nicht zuletzt den Vorteil, dass die Dichte der Highlights bewusst wird. Angefangen bei einem der ältesten Räder der Welt, erfunden um 4.000 v. Chr. in Schussenried, über die keltische Großstadt Heuneburg, die schon der Grieche Herodot beschreibt, bis hin zu den Schätzen aus alamannischen Gräbern. Dem Problem Alemannen und Schwaben aber wird Moser zumindest in der Gegenwart nicht gerecht. Sie übersieht, dass sich im 19. Jahrhundert – analog zum Kampfbegriff „Oberschwaben“ – das „Alemannische“ in allen Spielarten als Abgrenzung gegen Württemberg entwickelt, das Schwaben für sich allein in Anspruch genommen hatte. Wenigstens bis 1700 aber wurden beide Begriffe simultan benutzt, wie etwa bei der Karte der „Alemannia Superior, sive Suebia“ des Christoph Hurter von 1645.

Die letzten 1.000 Jahre gliedern sich streng nach kunsthistorischen Begriffen von Romanik über Gotik, Renaissance, Barock, 19. Jahrhundert und Gegenwart. Selbstverständlich nimmt dabei das Barock mit mehreren Kapiteln einen Hauptteil ein, aber immerhin wird bewusst, dass Oberschwaben mehr zu bieten hat. Als kleine kunsthistorische Korrektur ist anzumerken, dass sich der Originalriss des zerstörten Ulmer Hochaltars heute nicht in der Staatsgalerie Stuttgart (S. 55) befindet, sondern im Landesmuseum Württemberg.

Wirklich aufschlussreich aber ist die Darstellung der Kunst im kulturhistorischen Zusammenhang, sodass Eva Moser damit auch eine populäre Kulturgeschichte Oberschwabens geschrieben hat.

Wenn sie allerdings den protestantischen Bildersturm mit der barocken Transformation gotischer Kirchen gleichsetzt, kann es sich nur um ihre persönliche Vorliebe für das Mittelalter handeln, denn der Bildersturm hinterließ Leere, wogegen das Barock neue Fülle schuf. Ebenfalls im Kapitel Barock ist anzumerken, dass die Vaganten im Neuen Schloss Tettngang (S. 148) insofern erklärt werden können, als es sich dabei nicht um echte Wohnsitzlose handelt, sondern um die Hofgesellschaft, die Vaganten spielt.

Mit der großen Zeitenwende des 19. Jahrhunderts bietet Eva Moser sicher auch für das gebildete Publikum einige Neuigkeiten: Zwar war Oberschwaben zur Provinz geworden, umso beeindruckender ist aber, dass die erfolgreichen Hofmaler in Stuttgart aus Oberschwaben stammten. Angefangen bei Johann Baptist Seele (1774-1814) aus Meßkirch, über Josef Anton Gegenbaur (1800-1876) aus Wangen, bis hin zu Johann Bernhard Neher (1806-1886) aus Biberach. Von dort stammt auch Anton Braith (1836-1905), der es mit seinen Tierbildern zum königlich bayerischen Professor brachte.

Mit der „Kunst in Oberschwaben im 20. Jahrhundert“ vermittelt Uwe Degreif weit mehr als die Darstellung der verschiedenen Ismen vom Impressionismus bis zum Konstruktivismus und zur Abstraktion. Zwar beschreibt auch er deren formale Eigenheiten, viel aufschlussreicher aber ist sein Einblick in die Gesetze des Kunstbetriebs. Ohne Publikum und potenzielle Käufer in einer Stadt, ohne Ausstellungsräume und ohne Werbung hatten es zeitgenössische Kunst und Künstler schwer. Mit Ausnahme von Ulm galt das bis in die Zeit des Nationalsozialismus für ganz Oberschwaben. Von 1933 bis 1944 aber hatten oberschwäbische Künstler durchaus Konjunktur mit ihrem „Blick auf das Nahe und Nächste [...] Heimat verengt sich auf das Ländliche und Bäuerliche“ (S. 210). Nur wenige wie Maria Caspar-Filser, Karl Caspar, Sepp Mahler und HAP Grieshaber verweigerten sich und mussten dafür Ausgrenzung und Diffamierung ertragen (S. 212). Ihre große Zeit kam nach dem Krieg.

Nach 1945 ändert sich der Blick auf die Kunst. Die internationale Tendenz der Abstraktion aber fasst in Oberschwaben nicht Fuß, weil die – schon betagten – Künstler bis 1970 auf dem Gegenständlichen und Figürlichen beharren. Als Motoren der Modernisierung erweisen sich jedoch die verschiedenen Kunstpreise wie etwa der „Oberschwäbische Kunstpreis“ und nicht zuletzt ab 1947 die städtische Galerie die „Fähre“ in Bad Saulgau. Existenzsichernd sind weiterhin Ankäufe des Regierungspräsidiums Tübingen, sowie der Aufbau einer eigenen Kunstsammlung der Oberschwäbischen Elektrizitätswerke OEW. Dazu kommt die „Künstler-selbsthilfeorganisation“ (S. 214) der Sezession Oberschwaben-Bodensee SOB, deren Präsident von 1951 bis 1969 Otto Dix – der damals prominenteste deutsche Maler – war.

Ab 1970 aber weist die Kunst in Richtung Internationalität. Die meisten Künstler definieren sich über Impulse aus New York, London und Berlin. „Die Mehrzahl der aus Oberschwaben stammenden Künstler lebt und arbeitet am Ende des Jahrhunderts außerhalb der Region. Die meisten in Berlin“ (S. 230). In der Nähe von Biberach aber lebt immer noch Wolfgang Laib, der 2015 den „Premium Imperiale“, die höchste internationale Auszeichnung überhaupt, erhielt.

Helga Müller-Schnepper

Wolf-Henning Petershagen: Ulm & Neu-Ulm. Kleine Stadtgeschichte. Regensburg: Pustet Verlag 2019; 192 S., zahlreiche Abb., brosch., 14,95 EUR

Schon der Anfang dieses konzentrierten und doch höchst informativen Bändchens zeigt die Meisterschaft des Autors Petershagen, der in langen Jahren als Journalist gelernt hat, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren und Zeilenvorgaben einzuhalten. Das erste Kapitel („Vom

Bärenhund zum Festungsziegel“) schlägt einen gewaltigen Bogen von der „subtropischen Fluss- und Seenlandschaft“, die „vor 21 bis 22 Mio. Jahren“ die Stelle bedeckte, wo heute Ulm und Neu-Ulm liegen, bis ins 19. und 20. Jahrhundert. In der warmen Urzeit entstehen die Gesteinslagen, die dann für den Münsterbau ebenso wie für die Bundesfestung und nicht zuletzt die Ulmer Zementindustrie verwendet werden.

In 15 klug portionierten Kapiteln entrollt der Autor die Geschichte, aber auch die Geschichten links und rechts der Donau. Schon im zweiten Kapitel („Kelten, Römer, Alamannen“) wird deutlich, dass sich die prähistorischen Funde gleichmäßig über das Gebiet beider Städte verteilen. Sowohl die keltischen Viereckschanzen wie die Siedlungen und Friedhöfe halten sich keineswegs an die heutigen Landesgrenzen, bis der römische Donau-Iller-Rhein-Limes „um das Jahr 300“ n. Chr. eine Grenze schuf: „Nördlich der Donau und westlich der Iller konnten sich nun die Alamannen frei ausbreiten.“ (S. 30)

Damit beginnt die Geschichte des alamannischen Ulms, das sich aus mehreren kleineren Siedlungen entwickelt. In dieser Epoche, die nur aus archäologischen Befunden erschlossen werden kann, diskutiert Petershagen präzise die verschiedenen Theorien, sowohl über die alamannischen Gräberfelder (z. B. am heutigen Hauptbahnhof) wie über die Pfarrkirche „ennet feld“ (S. 32-34). Und der Ortsname *Ulm* hat laut Petershagen nichts mit der Ulme zu tun, sondern bezeichnet einen „Wasserschwall, der entsteht, wenn zwei Fließgewässer aufeinander treffen“ (S. 36). Somit wäre es die Blaumündung, der die Siedlung ihren Namen verdankt!

Dabei zerlegt er so manche Ulmer Geschichtslegenden und ersetzt sie durch historische Realien, etwa wenn er darauf hinweist, dass die in der Zeit vor der Reformation „insgesamt 52 Altäre [...] das Münster zu einem knallbunten Erlebnisraum werden ließen“ (S. 70). Er hebt die Leistungen der Ulmer „Denker und Drucker“ im 15. Jahrhundert ebenso hervor wie er „Ulms mittelalterliche Wasserversorgung“ beschreibt.

Trotz der Knappheit seiner Darstellung nimmt er sich immer die Zeit für interessante Seitenwege: die Südamerika-Erfahrungen des Ulmer Konquistadors Nikolaus Federmann und die Umstände, die ihn zum Stellvertreter des „Statthalters von Venezuela, Ambrosius Dalfinger – ebenfalls ein Ulmer“ werden ließen (S. 78), sind eingebettet in die Handelsgeschichte Ulms im 15./16. Jahrhundert, die in der Mitte des 16. Jahrhunderts, mit der Reformation und der Verlagerung der Handelswege, ihre Wende zum Negativen erfährt (S. 79-88).

Bildungswesen und Fischerstechen, „Kleine Eiszeit“ und Kriegsgeschehen – Henning Petershagen schildert das vergangene Ulm mit präziser Anschaulichkeit. Und nach einem Sechstel des Buchs erreicht er die Moderne, die in Ulm mit dem Verlust der Reichsunmittelbarkeit, der bayerischen Inbesitznahme und der Teilung des Stadtgebiets verbunden ist: Neu-Ulm betritt die Bühne der Weltgeschichte („Neu-Ulms Embryonalstadium“)! Wo bisher die in dem Band geschilderten „Schopperplätze“ am rechten Donauufer dem Schiffsbau dienten, breitet sich nun eine junge bayerische Siedlung aus, die freilich durch die gigantische Festung intensiv mit der Mutterstadt verbunden blieb. Auch das 19./ 20. Jahrhundert der Doppelstadt wird gründlich und liebevoll dargestellt – von der Frühindustrialisierung und dem Eisenbahnbau bis zur Hochschule für Gestaltung und zum Theater in Ulm, wobei auch die Nazizeit und der Widerstand der ‚Weißen Rose‘ nicht ausgespart werden.

Dieses Bändchen füllt eine bisher spürbare Lücke, weil es Knappheit der Darstellung mit einem Maximum an gut lesbarer Information verbindet! Und: mit überwiegend farbigen, klug ausgewählten Abbildungen ist es hervorragend illustriert!

Ulrich Scheinhammer-Schmid

Wolf-Henning Petershagen: Ulms Straßennamen. Geschichte und Erklärung (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation 15). Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer 2017; 222 S., 86 Abb., 24,00 EUR

Seit einigen Jahrzehnten zeigt sich die Straßennamenforschung innerhalb der Stadtgeschichtsforschung als attraktives Forschungsfeld, das sich gerade hinsichtlich der Erinnerungs- und Gedächtnistheorien als fruchtbar erweist. In diesen Kontext ist vorliegender Band von Wolf-Henning Petershagen einzuordnen, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, Herkunft und Bedeutung von insgesamt rund 1.550 erfassten historischen und aktuellen Straßennamen Ulms zu erklären und dabei auch auf die sich häufig verändernden Straßenverläufe einzugehen. Im Vorwort räumt er dabei ein, dass eine lückenlose und fehlerfreie Aufarbeitung aufgrund der Quellenlage allerdings nicht möglich sei.

Nach einer kurzen „Gebrauchsanweisung“ (Kapitel 1) und einem Vorwort (Kapitel 2) folgen mit der „Stadtgeschichte im Spiegel der Straßennamen“ (Kapitel 3) und dem „Alphabetischen Register der Ulmer Straßennamen“ (Kapitel 4) die beiden Hauptkapitel des Bandes.

In Kapitel 3 gibt Petershagen zunächst einen informativen Überblick über die Stadtentwicklung Ulms, der dem Verständnis der nachfolgenden Unterkapitel dienlich ist, in denen er Ulms Stadtgeschichte anhand der Bedeutung und Veränderung der Straßennamen erklärt und dabei verschiedene „Stationen“ auf dem Weg zur modernen Straßenbenennung besonders in den Blick nimmt. Die ursprüngliche Funktion der Gassenbezeichnungen als Wegweiser und Orientierungshilfe zeigt sich auch im üblichen Vorgehen, die Gassen nach einzelnen Bewohnern oder Familien zu benennen, wie dies in Ulm seit dem 13. Jahrhundert überliefert ist. Hier zeigt Petershagen beispielsweise, dass der Name „Ulmergasse“ nichts mit der Stadt, sondern vielmehr mit einer Familie namens Ulmer zu tun hatte, die dort ansässig war.

Für die Ermittlung mittelalterlicher Gassennamen waren Petershagen zwei Steuerbücher aus den Jahren 1427 und 1499 besonders hilfreich, in denen Steuerbeamte sämtliche Gassen aufgelistet hatten, und die ihrerseits Aufschluss über die Stadtentwicklung des 15. Jahrhunderts geben. Wenngleich seit der Stadterweiterung von 1316 immer wieder Veränderungen in der Gassenstruktur der Ulmer Altstadt zu verzeichnen sind – etwa durch den Bau des Münsters – blieb diese zwischen 1600, als der Vogelschauplan Ulms gezeichnet wurde, und 1944/45 unverändert.

Die Einführung der Litera-Einteilung am Ende des 18. Jahrhunderts trägt Petershagen zufolge vor allem den napoleonischen Kriegen und den damit verbundenen Einquartierungen Rechnung, um damit auch Ortsfremden zu ermöglichen, sich in Ulm zu orientieren. Hier wurde die Stadt nach Augsburger Vorbild von der Verwaltung in vier Stadtviertel eingeteilt, die mit Buchstaben (Litera) versehen wurden, und die Häuser erhielten Hausnummern.

Die beiden „Großprojekte“ (S. 49) des 19. Jahrhunderts, der Bau der Eisenbahn und der Bau der Bundesfestung, wirkten sich nachhaltig auf die Stadtstruktur Ulms aus. Besonders durch letzteres Großprojekt entstanden neue Stadtviertel und damit auch Straßenzüge, die erstmals aufgrund eines Gemeinderatsbeschlusses benannt wurden; zwei der neuen Straßen wurden zu Ehren des württembergischen Königspaares Karlstraße und Olgastraße genannt, zwei weitere trugen anschließend die Namen des Ulmer Künstlers Jörg Syrlin d. Ä. und des 1626/27 in der Reichsstadt weilenden Astronomen Johannes Kepler.

In der Altstadt selbst vollzog sich ebenfalls eine Änderung in der Mitte des 19. Jahrhunderts: Es erfolgte eine Reformierung und Systematisierung der Straßennamen, bei der sämtliche Wege, die aus Ulm herausführten oder in Richtung der Festungstore verliefen, von „Gasse“ in „Straße“ umbenannt wurden. Außerdem erfolgte eine ganze Reihe von Umbenennungen innerstädtischer Gassen unter Bürgerbeteiligung. Die Litera-Einteilung blieb allerdings noch

bis zum Ende des 19. Jahrhunderts bestehen und wurde dann auf der Grundlage eines Gemeinderatsbeschlusses im Jahr 1893 zugunsten einer modernen Hausnummerierung aufgegeben.

Politische Straßennamen erhielt Ulm erstmals Mitte des 19. Jahrhunderts, als das württembergische Königspaar im Straßennetz verewigt wurde (vgl. oben). Zu Beginn des 20. Jahrhunderts beschloss der Gemeinderat schließlich, Straßen nach „bedeutenden Männern“ der Ulmer Stadtgeschichte zu benennen (S. 55), so dass 1922 etwa die „Einsteinstraße“ entstand. Während der Zeit des Nationalsozialismus erfolgte eine Intensivierung der „Politisierung und Ideologisierung der Straßennamen“ (S. 55) in Ulm, die deutschlandweit zu beobachten ist. Auch in Ulm wurden nun Straßen nach Adolf Hitler, Hermann Göring oder Wilhelm Murr, dem NSDAP-Reichsstatthalter in Württemberg, oder auch nach entscheidenden Schlachten aus dem Krieg 1870/71 benannt. Gleichzeitig entbrannten Diskussionen um den „Judenhof“, dessen Benennung auf das 15. Jahrhundert zurückging; im Jahr 1938 erfolgte die Umbenennung in „Golschenhof“.

In der Nachkriegszeit ist eine Rückbenennung der Straßen zu beobachten, die Petershagen als „die erste Reaktion auf den Missbrauch von Straßennamen durch die Nazis“ (S. 63) ausmacht. Außerdem zeigt sich im Straßennetz nun eine „Entpolitisierung“ (S. 63), die sich beispielsweise in der Namensgebung nach bekannten Märchen ausdrückte; am Kuhberg entstanden so der „Dornröschenweg“ oder der „Drosselbartweg“. Ab 1950 hielten schließlich verschiedene Themengruppen Einzug, in denen sich die deutsche, aber auch speziell die Ulmer Nachkriegsgeschichte ausdrückt. So wurden schwäbische Industrielle wie Bosch und Daimler, Dichter oder auch Ortsnamen aus der Heimat von Flüchtlingen und Vertriebenen, Opfer und Gegner des Nationalsozialismus und im Jahr 1999 Frauen aus der Ulmer Stadtgeschichte auf Straßenschildern verewigt.

Heute kommen die Vorschläge zur Benennung von Straßen zumeist aus der Verwaltung und der Kommunalpolitik, sollten verschiedene Faktoren berücksichtigen (Dopplungen sind zu vermeiden, ein Bezug zu Ulm oder einem Stadtteil sollte vorhanden sein usw.) und werden von kompetenten Stellen geprüft. Petershagen betont, dass die Einsetzung von Straßennamen nicht nur Stadtgeschichte und Stadtentwicklung repräsentieren, sondern auch Zeitgeschichte und Zeitgeist widerspiegeln. Er verweist auf die Entwicklung vom Wegweiser zum Denkmal und resümiert, dass „alle diese Faktoren wiederum [...] letztendlich die Straßennamen selber zu einem immateriellen Denkmal [erheben]“ (S. 16).

Der auf diesen überzeugenden Überblick über die Entwicklung der Ulmer Straßennamen folgende lexikalische Teil umfasst sämtliche erfasste Straßennamen, die alphabetisch sortiert und mit kurzen Erklärungen versehen sind. Wolf-Henning Petershagens Band ist aber nicht lediglich als Nachschlagewerk hinsichtlich der Straßennamen Ulms zu gebrauchen, es vermittelt auch profunde Kenntnisse über die Stadtentwicklung und Stadtgeschichte Ulms, die als Ausgangspunkt für weitere Forschungen im stadthistorischen Kontext dienen können. Der gut lesbare Band, der auf einer umfangreichen Quellen- und Literaturbasis beruht, wird außerdem ergänzt durch verschiedenes Material, das online über die Seite des Stadtarchivs Ulm einsehbar ist und als Download zur Verfügung steht. Hier finden sich verschiedene Tabellen, in denen die Entwicklung der Straßen von 1427 bis 1869 exakt aufgeschlüsselt ist.

Senta Herkle

Johannes Graf zu Königsegg/Horst Boxler: Königsegg. Orte und Spuren. 2 Bde. Königseggwald: Graf zu Königsegg/Bannholz: Boxler 2016; 1.261 S., zahlr. Abb., geb.

Horst Boxler: Königsegg. Vorträge und Forschungen 1993-2017. Nordhausen: Bautz 2017; 308 S., brosch., 30,00 EUR. Königsegg-Bulletin 1 (2016/17).

Königseggwald: Graf und Erbgraf zu Königsegg/Bannholz: Boxler 2017; 178 S., PDF-Datei

Das Haus Königsegg war im 18. Jahrhundert eines von sechs gräflichen Häusern in Oberschwaben, die sich in 13 bzw. 14 Linien geteilt hatten (Waldburg 5-6, Fugger 3, Königsegg 2). Die Königsegger waren wie die Waldburger aus der welfisch-staufischen Ministerialität hervorgegangen. In der Frühzeit benannten sich Familienangehörige nach unterschiedlichen Orten: Berg, Fronhofen, Reute und Tobel. 1251 ist erstmals ein Eberhard von Königsegg bezeugt. Um 1400 teilte sich das Haus in die Linien Königsegg, Königseggerberg und Hatzenthurm. Das Erbe der Linie Königseggerberg fiel nach deren Aussterben 1545 den Königseggern zu, die Hatzenthurmer wanderten nach Preußen aus und begründeten dort eine später protestantische Linie.

1355 hatten die Königsegger Aulendorf erworben. 1510 erhob sie der Kaiser in den Freiherrnstand, 1629 in den Grafenstand nach dem Kauf der Grafschaft Rothenfels im Allgäu von den Grafen von Montfort 1564. In einem Erbvertrag von 1588, endgültig vollzogen 1609, einigten sich die Brüder über die Trennung der Linien Aulendorf und Rothenfels. Die ältere Linie Rothenfels erbaute als neue Residenz das Schloss in Immenstadt, die jüngere Linie wählte statt der Burg Königsegg Aulendorf als Residenz. Der Umfang ihrer Herrschaften entsprach mit ca. 4.000 Untertanen der Herrschaften Königsegg und Aulendorf und ca. 6.000-7.000 Untertanen der Grafschaft Rothenfels in etwa der Größe der übrigen gräflichen Territorien in Oberschwaben mit meist 4.000-6.000 Untertanen, nur die Grafen von Montfort regierten Herrschaften mit etwa 12.000 Untertanen.

Rang und Ansehen der Familie über den regionalen Rahmen hinaus steigerten die Mitglieder, die höchste Ämter im Reich errangen, so aus der Linie Rothenfels Leopold Wilhelm als Reichsvizekanzler 1669-94, zwei Feldherren im 18. Jahrhundert und Max Friedrich als Kurfürst von Köln 1761-84, aus der Linie Aulendorf Karl Ferdinand als Statthalter der österreichischen Niederlande 1743-44. Regional als Landesherren des doch bescheidenen Territoriums beschränkt in ihren Möglichkeiten, eröffnete den Grafen von Königsegg-Aulendorf ihr Amt als Erblandvögte seit 1637 zusätzliche Einflussmöglichkeiten. Als Spitzenbeamte der österreichischen Landvogtei Oberschwaben konnten sie den anderen Herrschaften Oberschwabens, als Klientel alle abhängig von Österreich und stets von ihm bedroht, als Interessenvertreter der Großmacht Österreich gegenüberreten. Es war ja für den oberschwäbischen Adel oft nicht leicht, „Austriacus simul et Caesaris esse“, zugleich ein guter Parteigänger des Kaisers wie auch Österreichs zu sein.

Den Grafen von Königsegg-Rothenfels kam Österreich anders als den Grafen von Montfort entgegen, als sie in ähnlicher Höhe verschuldet wie zuvor die Grafen von Montfort ihre Zahlungsunfähigkeit bekennen mussten. Österreich übernahm 1803 die Grafschaft Rothenfels und überließ dem Grafen im Tausch Güter in Ungarn. Dort im 19. Jahrhundert wieder in Schwierigkeiten mussten sie diese Güter verkaufen und verloren ihr Vermögen in der Inflation nach dem 1. Weltkrieg.

Die Aulendorfer Linie hatte schon im frühen 18. Jahrhundert Güter in Ungarn ererbt und sich als ungarische Magnaten nach der Mediatisierung im 19. Jahrhundert meist dorthin zurückgezogen. Bedrängt durch den ungarischen Nationalismus gaben sie den ungarischen Besitz 1915 auf, bezogen Schloss Aulendorf, real aber bald Schloss Königseggwald als Residenz bis heute. 1941 musste Schloss Aulendorf veräußert werden. Nachkommen der Linie Rothenfels leben heute in Ungarn, der freiherrlichen preußischen Linie in Schweden.

Familiengeschichten der Häuser Montfort und Waldburg sind vor mehr als einem Jahrhundert erschienen. Neuere Gesamtdarstellungen oberschwäbischer Adelsfamilien fehlten bislang. Umso erfreulicher ist, dass der Neurologe Dr. Horst Boxler sich seit Jahrzehnten mit der Geschichte des Hauses Königsegg quasi als Hofhistoriograf befasst und 1993 und 2005 drei gewichtige Bände zur Familiengeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart publiziert hat, in denen er die geschilderten Grundlinien herausgearbeitet hat. Prof. Dr. Hans-Martin Maurer nannte das „monumentale opus“ eine „wissenschaftlich fundierte Darstellung“ und einen „respektablen Beitrag für die Geschichtsforschung unseres Landes“.

Nun hat er 2016 zusammen mit Johannes Graf von Königsegg-Aulendorf zwei weitere schwergewichtige Bände von 1.261 Seiten folgen lassen. Die familiengeschichtliche, personenbezogene Darstellung sollte durch „eine Geschichte der Residenzen und Besitzungen, aber auch der Spuren“ ergänzt werden, die die Königsegger hinterlassen haben. Der erste Band enthält alphabetisch gegliedert alle Orte, die zu den Königseggern in Bezug standen, also alle Orte ihrer Herrschaften in Oberschwaben, im Reich, in Österreich, in Preußen, Ungarn, Belgien etc., Behausungen im Lauf der Jahrhunderte, etwa in Schweden, ihre Wirkungsstätten, Studienorte, Schlachtfelder, wo Königsegger gekämpft hatten, aber auch Aufbewahrungsorte von Handschriften und Drucken aus ehemaligem gräflichen Besitz. „Es ist eine Reise durch fast ganz Europa und manchmal auch noch darüber hinaus“ (Boxler). Das reicht etwa von Addis Abeba, wo ein Rotenfelder Kaiser Menelik II. beriet, bis zu Zichyújfalu in Ungarn, wo ein Graf Zichy im 19. Jahrhundert eine Rotenfelderin ehelichte. Der Umfang dieses Teils schwillt beträchtlich an durch die Aufnahme all der Schlösser, aus denen Frauen stammten, die in die Familien Königsegg-Aulendorf und -Rotenfels eingeheiratet hatten. Das wird bisweilen sehr weitherzig interpretiert, wenn Akkon einen Artikel erhält, weil in der Stadt Heinrich Walpot von Bassenheim als erster Hochmeister des Deutschen Ordens 1198-1200 residierte. Mehr als 700 Jahre später heiratete eine Freiin von Waldbott-Bassenheim den Grafen von Königsegg-Aulendorf.

In einem eigenen Kapitel in Band 2 werden dagegen Orte und Spuren der Personen aufgeführt, die Mitglieder der in 13 „Häuser“ aufgesplitterten preußischen Linie geheiratet haben. Die jeweils beigefügten Fotos des gegenwärtigen Zustandes all dieser Gutshäuser vermitteln einen beklemmenden Eindruck vom Verfall dieser Baudenkmäler. Im Lauf der Arbeit an dem Werk aufgetauchte Nachträge von Orten im Allgäu, Bodenseegebiet, Rheinland, in Oberschwaben, Nordwürttemberg, Westfalen, Ostdeutschland, Österreich, Belgien, Frankreich, Spanien, Ungarn, in der Slowakei finden sich in Kapitel 8 in Band 2. „Sakrales und eine Kanone“, vor allem Glocken, wurden nicht unter den „Orten und Spuren“ in Kap. 1 und 8 verzeichnet, sondern in einem eigenen Kapitel 6 wiederum in alphabetischer Ortsfolge zusammengestellt.

Verdienstvoll ist das Inventar Königsegger Münzen und Medaillen mit guten Aufnahmen. Aufsätze widmen sich den Themen „Königsegg und die Musik“ und der Frage des Alters Immenstädter und Staufner Brauchtums. Veranlasst durch einen „magischen Augenblick“ ist ein großangelegtes „geographisches Kompendium“ entstanden, für das es kein Beispiel eines anderen Adelsgeschlechts gibt. Es führt am Beispiel dieser Familie vor Augen, wie viele Zeugnisse der und in diesem Falle ihrer Geschichte es in unserer Gegenwart gibt, man muss sie nur zu entziffern und zu sehen wissen. An diesem Exempel wird sichtbar, wie sich das Netzwerk des Adels über Europa gelegt hat und in der Überlagerung, in Konkurrenz und Zusammenwirken Europas Geschichte bestimmt hat.

Horst Boxler hat es bei den drei personenbezogenen und zwei ortsbezogenen Bänden nicht belassen. In zwei weiteren Publikationen dokumentiert er weitere Forschungen und neue Erkenntnisse als „work in progress“.

Der Band „Königsegg. Vorträge und Forschungen“ von 2017 bietet eine Sammlung seit 1993 erschienener „kleinerer Veröffentlichungen“ und „Texte, die ungedruckt blieben oder Gegenstand von Vorträgen wurden“. Die Hälfte dieses Bandes nimmt das Repertorium des Gräflich Königseggschen Archivs in Königseggwald mit Regesten der Urkunden von 1204-1713 ein. Dieses Repertorium wird ergänzt durch ein „Kompendium der Quellen und Regesten zur Geschichte des reichsgräflichen Hauses Königsegg“ mit einem Verzeichnis einschlägiger Archivbestände und Quellenpublikationen. Von den übrigen 16 Texten können nur die umfangreichsten erwähnt werden, es sind der Abriss der Hausgeschichte im Handbuch „Grafen und Herren“ der „Residenzenforschung“, „Miniaturen“ als Ergänzung der Familiengeschichte von 2005, der Beitrag über Königsegger „im Dienst von Kaiser und Kirche“ aus dem Werk „Adel im Wandel“ und „Zwischen Wien und Paris“ über die Mediatisierung der Grafen von Königsegg-Aulendorf, ein Vortrag, der kenntnisreich und wohl komponiert das Schicksal des Grafenhauses im Rahmen des dramatischen Umbruchs in Europa schildert.

Gleichzeitig begannen Graf und Erbgraf Königsegg zusammen mit Horst Boxler, „ein Jahrbuch über Familiennachrichten, allgemein interessierende, die Familie berührende Ereignisse, Königsegg'sche Nachträge und Miscellen und entsprechende Literatur herauszugeben.“ Das erste als PDF-Datei abrufbare „Königsegg-Bulletin“ erschien 2017. Er setzt ein, wieder reich illustriert, mit Familiennachrichten von Geburtstagen, Hochzeiten und Geburten der gräflichen Familien. An größeren Aufsätzen enthält es, teilweise von anderen Autoren, Texte über die Mission eines Königsegger Grafen im Auftrag Maximilians I. an die Pforte, das Freundschaftsbuch eines Königsegger 1604-19, die Loreto-Wallfahrt nach Bühl am Alpsee, zur Musik an Königsegger Höfen (Eberhard Fritz und Berthold Büchele), eine Würdigung von Prof. Peter Blickle und seines Buches über den Bauernkrieg, den nochmaligen Abdruck der Buchvorstellung „Orte und Spuren“ von Prof. Franz Quarthal, Nachträge zu diesem Band sowie am Schluss einige Hinweise auf Neuerscheinungen des Buchmarkts, darunter auch belletristische Werke.

Ein „work in progress“ fördert immer wieder neue Erkenntnisse und Korrekturen früherer Aussagen zutage. So begrüßenswert es ist, interessierte Leser der früheren Bücher über diese neuen Erkenntnisse zu informieren, so verliert man doch leicht den Überblick über all diese Korrekturen. Ich stelle deshalb hier die verschiedenen Ergänzungen und Aktualisierungen zusammen.

Corrigenda: Die Herren von Entringen, 1993

- Orte und Spuren, 2016: S. 1242-1243
- Königsegg-Bulletin, 2016/17: S. 162

Corrigenda Die Geschichte der Reichsgrafen zu Königsegg, 2005

- Reichsgrafen zu Königsegg, 2005: Beigelegtes Blatt
- Orte und Spuren, 2016: S. 1243-1244
- Königsegg-Bulletin 2016/17: S. 163-164

Corrigenda: Orte und Spuren, 2016

- Königsegg-Bulletin 2016/17: S. 165-167

Ergänzungen und Nachträge: Die Herren von Entringen, 1993

- Reichsgrafen zu Königsegg, Anhang, 2005: S. 915-1029
- Königsegg-Bulletin 2016/17: S. 120-121

Ergänzungen und Nachträge: Die Geschichte der Reichsgrafen zu Königsegg, 2005

- Orte und Spuren, 2016: S. 789-843
- Vorträge und Forschungen, 2017: S. 13-29
- Königsegg-Bulletin 2016/17: S. 74-75, 99, 113-114, 125-129, 143-144

Ergänzungen und Nachträge: Orte und Spuren, 2016

- Orte und Spuren, 2016: S. 989-1.101
- Vorträge und Forschungen, 2017: S. 285-294
- Königsegg-Bulletin, 2016/17: S. 62-73, 81-98, 100-112, 115-119, 122-124, 130-134, 137-142, 167-168

Stammtafeln

- Orte und Spuren, 2016: S. 1.133-1.171

Quellen und Literaturverzeichnis

- Orte und Spuren, 2016: S. 1.117-1.131
- Vorträge und Forschungen, 2017: S. 35-51.

Prof. Quarthal hat zu Recht darauf hingewiesen, dass jetzt „keine oberschwäbische Adelsfamilie über eine breitere und eingehendere Darstellung ihrer Geschichte verfügt als die Familie von Königsegg“. Angesichts der Bedeutung der Familie Königsegg sind die hier besprochenen Publikationen wichtige Beiträge zur oberschwäbischen Regionalgeschichte und damit für jeden daran Interessierten unverzichtbar. Das ist in erster Linie das Verdienst von Dr. Horst Boxler, über dessen Schaffenskraft man nur staunen kann. Was er vorlegt, könnte als das Lebenswerk eines Gelehrten betrachtet werden, aber er hat diese Werke neben seinem eigentlichen Beruf als Arzt geschaffen. Dabei ist zu bedenken, dass er außer seinen Forschungen über die Königsegger noch eine Fülle von Aufsätzen, Rezensionen, Vorträgen zu historischen, literarischen und medizinischen Themen publiziert hat. Der frühere Bürgermeister von Aulendorf, selbst Historiker, hat gewürdigt: „Er schreibt stilvoll und lesbar. Durch den manchmal etwas spröden Stoff hindurch klingt die ganz persönliche Stimme des Autors. Die Qualität des Werks besteht im gelungenen Zusammenklang von Stimme und Stoff des Historikers.“ Er scheut nicht, aus souveräner Kenntnis und reicher Lebenserfahrung geistreich formulierte Bezüge zur Gegenwart herzustellen. Aber nicht nur im Sprachlichen vermag er eine reichere Klaviatur zu bespielen als Fachhistoriker, er misst den Bildquellen gleiche Bedeutung wie den Textzeugen zu und kann so seine Texte reich bebildern, was die Fachkollegen noch oft verschmähen.

Dr. Boxler hätte keine so reiche Ernte einbringen können, hätte er nicht von Anfang an die Unterstützung des Hauses Königsegg gehabt und vor allem das gräfliche Archiv nutzen können. Stets war ihm das große Interesse der Familie an seinen Forschungen gewiss. So ging die Unterstützung über wohlwollende Förderung hinaus und mündete bei den letzten Publikationen in eine Mitautorschaft. Nur so war es auch möglich, dass die Familiengeschichte bis in die Gegenwart fortgeschrieben werden konnte. In Zeiten, in denen der Adel erneut kritisch wahrgenommen wird, muss die selbstbewusste Vermittlung seiner Geschichte klärend wirken und kann erst objektive Urteilsbildung ermöglichen. Und wenn der seinerzeitige Bürgermeister von Aulendorf als „conclusio“ der Königsegger Geschichte „die selbstbewusste Wertschätzung für das Eigene“ formulierte, dann bedarf gerade das in der heutigen allgemeinen gesellschaftspolitischen Diskussion der Förderung und Stärkung.

Wie könnte es weitergehen? Ein Desiderat wären vergleichbare Projekte anderer Adelsfamilien, was aber nur möglich ist, wenn deren Zugänglichkeit und Benutzbarkeit verbessert wird. Wir wissen mittlerweile viel über die Genealogie, über Biografien, Herrschaftserwerb und -verlust des hiesigen Adels, aber relativ wenig über die wirtschaftlichen und finanziellen Grundlagen, die Herrschafts-, Regierungs- und Verwaltungspraxis, das Leben an den kleinen Höfen und den Bildungshorizont. Nach Peter Blickle ist das „Haus der Organisationskern nicht nur für die Wirtschaft, sondern auch für Herrschaft [...] Wie die Häuser zueinander stehen und untereinander verbunden sind, prägt die Formen politischer Organisation. Davon

gibt es zwei, mehr nicht. Sind sie horizontal geordnet, entsteht daraus [...] Gemeinde.“ Sind sie vertikal geordnet, dann entsteht eine Hierarchie, „Herrschaft“. In den letzten Jahrzehnten hat sich die Forschung auf die Gemeinde konzentriert. Herrschaft haben in Oberschwaben Adel, Klöster, Reichsstädte und Österreich ausgeübt. Nach meinem Eindruck wissen wir über die konkrete Herrschaftspraxis des Adels immer noch am wenigsten.

Elmar L. Kubn

Rainer Brüning/Regina Keyler (Hg.): Lebensbilder aus Baden-Württemberg. Bd. XXV. Hg. im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2018; XIV, 490 S., 18 Abb., geb., 28,50 EUR

Der 25. Band der als ‚Schwäbische Lebensbilder‘ eröffneten Reihe der ‚Lebensbilder aus Baden-Württemberg‘ enthält insgesamt 18 interessante Biographien von Persönlichkeiten, die im Gebiet des heutigen Baden-Württemberg geboren wurden oder wichtige Abschnitte ihres Lebens verbracht haben. Die zeitliche Spannbreite erstreckt sich dabei vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Die Biographien verzichten auf Fußnoten, enthalten aber jeweils am Ende der Beiträge Hinweise auf die Quellen, die Literatur und gegebenenfalls Werke der dargestellten Personen. Der Band ist chronologisch aufgebaut und beginnt mit einem Beitrag von Kurt Andermann über Hans von Gemmingen zu Guttenberg (um 1400-1490), der hohe Ämter am Pfälzer Hof bekleidete und 1449 die Burg Guttenberg über dem Neckar erwarb. Helmut Neumaier befasst sich mit dem Lebensweg des Reichsritters Stefan Rüd von Bödigheim und Collenberg (ca. 1545-1593). Es folgt das von Ursula Erdt verfasste Lebensbild von Gertrud von Schenk-Castell (1636-1709), die über vier Jahrzehnte als Äbtissin das Kloster Urspring leitete. Hans-Helmut Dieterich zeigt, warum sich der Maler Johann Georg Heberlen (1652-1725) in seiner Heimatstadt Schwäbisch Gmünd gegen den städtischen Rat auflehnte. Markgräfin Karoline Luise von Baden (1723-1783), eine Sammlerin und Förderin der Wissenschaften, die schon an ihrem heimatlichen Hof als „Hessische Minerva“ galt, wird von Thorsten Huthwelker porträtiert. Mit dem Leben des letzten Abtes des Klosters Schuttern, Placidus Bacheberle (1745-1824), befasst sich Volker Rödel. Die Beziehung der aus dem westfälischen Münsterland stammenden Schriftstellerin Annette von Droste-Hülshoff zum Bodensee ist Gegenstand des Beitrags von Jens Kloster. Droste-Hülshoff verbrachte einige Jahre bei ihrer Schwester Jenny in Meersburg, wo sie wichtige Teile ihres Werkes verfasste und bei ihrem letzten Besuch starb. Hans Peter Müller schildert das bewegte Leben des Journalisten und demokratischen Politikers der Revolution von 1848/49 Adolph Weiser (1815-1863). Volker Stralmann beschreibt den Lebenslauf von Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg (1832-1913), der Fraktionsvorsitzender der Deutschen Reichspartei, Kolonialpolitiker sowie schließlich Statthalter in Elsass-Lothringen (1894-1907) war. Mit dem Reichstagspräsidenten und Reichskanzler Constantin Fehrenbach (1852-1926) folgt eine wichtige Politikerbiographie im Übergang vom Kaiserreich zur Weimarer Republik, die Peter Exner verfasst hat. Zu den prominenten Politikerpersönlichkeiten zählt auch der letzte Kanzler des Deutschen Kaiserreiches, Prinz Max von Baden (1867-1929). Konrad Krimm zeigt hier gerade auch weniger bekannte Aspekte seines Lebens auf. Mit dem General und späteren Pazifisten Berthold von Deimling (1853-1944) stellt Kurt Hochstuhl eine schillernde Persönlichkeit vor, die in ihrem Leben unerwartete und oft gegensätzliche Wendungen vollzogen hat. Sabine Liebig porträtiert die Lehrerin Febronie Rommel (1853-1927) die eine Kämpferin für die Verbesserung der Bildung und der Teilhabemöglichkeiten von Frauen, zugleich auch Mitgründerin des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins war. Illja Widmann widmet sich der aus Sindel-

lingen stammenden Minna Moscherosch Schmidt (1866-1961), die 1886 in die Vereinigten Staaten von Amerika auswanderte und dort eine erfolgreiche Geschäftsfrau auf dem Gebiet der Kostümkunde wurde. Mit der Verlegergattin Charlotte Herder (1872-1959), die sich im Ersten Weltkrieg in der Krankenpflege engagierte und zur Vorsteherin eines Lazarets wurde, befasst sich Christoph Strauß. Zwei südwestdeutsche Nachkriegspolitiker-Biographien folgen, zunächst die des Wirtschaftsministers und FDP-Politikers Eduard Leuze (1906-1973) von Michael Kitzing, sodann die des Karlsruher Oberbürgermeisters Günther Klotz (1911-1972) von René Gilbert, der vor allem dessen lange Amtszeit von 1952 bis 1970 in den Blick nimmt. Die von Regina Umland verfasste Biographie des in Mannheim gebürtigen Physikers, Raumfahrtexperten und Fernsehmoderatoren Heinz Haber (1913-1990) bildet den Abschluss des eindrucksvollen Bandes, der ein Gesamtverzeichnis aller Biographien der ‚Lebensbilder aus Baden-Württemberg‘ enthält.

Michael Wettengel

Folker Reichert/Alexander Rosenstock (Hg.): Die Welt des Felix Fabri (Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Ulm 25). Weißenhorn: Anton H. Konrad Verlag 2018; 296 S., 42 Farbabb., 17 s/w-Abb., geb., 39,80 EUR

Zur übersichtlichen Zahl der Ulmer, die es über die Stadtgrenzen hinaus zu Weltruhm gebracht haben, gehört Frater Felix Fabri, der schreibende Ordensbruder, der sich selbstbewusst FFF abkürzte. Dem 1437/38 in Zürich Geborenen, der seit 1468 in Ulm lebte, wo er 1474 formell dem Dominikanerorden beitrug und wo er 1502 starb, hat die Stadtbibliothek Ulm anlässlich ihres 500-jährigen Bestehens im September 2016 eine zweitägige wissenschaftliche Tagung gewidmet; schließlich besitzt sie die Handschriften, die Fabris Ruhm begründeten. Wie weit der über Ulm hinausreicht, beweist die Liste der Referenten, die unter anderem aus Frankreich, Finnland und den USA angereist waren. Ihre Beiträge sowie zwei weitere sind nun versammelt in dem reichhaltigen Band, den die Initiatoren der Tagung, Folker Reichert und Alexander Rosenstock, herausgegeben haben. Sein Anhang bietet die komplette Liste der Überlieferung und Edition der Werke Fabris, zusammengestellt von Jacob Klingner.

Wer war dieser Felix Fabri, der gebürtige Schweizer, der sich in seinen Schriften als glühender Schwabe outet? Bekannt wurde er vor allem durch drei seiner Werke: den ‚Traktat über die Stadt Ulm‘, die Beschreibung seiner Reisen ins Heilige Land (‚Evagatorium‘) und die ‚Sionpilger‘. So heißt seine Anleitung zu einer Pilgerfahrt im Geiste für Nonnen, denen eine physische Pilgerfahrt versagt war. Der ‚Traktat‘ (1488/89) ist für Ulm von höchster Bedeutung, bietet er doch die älteste Beschreibung der Stadt. Auch die ‚Sionpilger‘ sind eine wichtige Quelle für die Ulmer Stadtgeschichte, denn sie beginnen mit einem Gang durch sämtliche damals vorhandenen Klöster und Kapellen der Stadt samt Angabe der Wertigkeit des jeweils dort zu erzielenden Ablasses. Das ‚Evagatorium‘ hingegen ist Weltliteratur; als banaler Beweis dafür mag gelten, dass es Eingang gefunden hat in einen 1997 erschienenen Mystery-Roman (‚Die gestohlene Zunge‘). Was Fabri geschrieben hat, ist, von wenigen Ausnahmen vielleicht abgesehen, längst bekannt. Aber was steckt dahinter? Welche Weltsicht? Welche Motive und Ziele? Gibt es einen Roten Faden? Eine Botschaft? Ein Vermächtnis?

Zum letzten Punkt wird fündig, wer das Eingangs-Kapitel „Felix Fabris Ulm“ von Gudrun Litz liest. Sie setzt sich kritisch mit Fabris Schilderung der Stadt auseinander, die kurios bis abstrus wirkt, wo sie deren Anfänge aus der antiken Mythologie ableitet. Doch wo FFF das schildert, was er selbst erlebt und vor allem gesehen hat, wird sein Traktat zu einer zuverlässi-

gen und wertvollen Quelle. So profitiert die moderne Stadtarchäologie noch heute von seinen präzisen Angaben, vor denen auch Zweifler kapitulieren müssen.

Zu Felix Fabris Ulm gehörte die damalige Friedhofslandschaft, die er zumindest teilweise beschrieben hat. Was von den damaligen Gräbern und Grabmälern heute noch übrig und was davon bekannt ist, listet Harald Drös in einer detaillierten Aufstellung auf. Zu den nicht mehr vorhandenen, aber beschriebenen Grabplatten gehört die des Fraters Felix, auf der ein kopfloser Mönch abgebildet gewesen sein soll. Doch das entlarvt Drös als Irrtum.

Berühmt wurde Fabri als weitgereister Pilger. Das war freilich der geringste Anteil an seiner über drei Jahrzehnte währenden Tätigkeit als Geistlicher in Ulm. In erster Linie war er Seelsorger. Darüber hinaus bekleidete er das Amt des Lektors im Dominikaner-Kloster. Einen Blick auf seine seelsorgerische Tätigkeit eröffnet der (neu hinzugekommene) Beitrag von Britta-Juliane Kruse über „Felix Fabris Witwenbuch“, eine Handschrift, von der keine weiteren Abschriften bekannt sind. Eigentlich hätte es nur die Übersetzung eines Leitfadens werden sollen, den ein anderer Dominikaner auf Wunsch einer Witwe verfasst hatte, leider auf Latein, das sie nicht verstand. Doch Fabri übersetzte nicht nur, sondern, so schließt Kruse aus einer Anmerkung des Fraters, strukturierte und gliederte diese Schrift. In der Tat riecht es ganz nach Fabri, wenn der Text die Frauen zunächst in drei wertende Kategorien einordnet: die keuschen Jungfrauen, die keusch gewordenen Witwen und die sexuell aktiven Ehefrauen, die ihren Status durch Enthaltbarkeit verbessern konnten. Die Witwen wiederum unterteilte er in vier Klassen: erstens die nicht enthaltsamen, zweitens jene, die sich ein Ende ihrer unfreiwilligen Enthaltbarkeit herbeisehnen, drittens die „wahren“ Witwen, die mit ihrem Geschlechtsleben abgeschlossen haben und viertens die in selbstgewählter Armut lebenden, die den Nonnen und Beginen gleichen. Was Fabri den Witwen an Rigiditäten zumutete, hatte er nicht selbst ersonnen. Vielmehr entsprach es der damals herrschenden Lehre. Bemerkenswert ist freilich die Zielgruppe: vermögende Damen, die sich nach dem Ableben des Gatten idealerweise ins Kloster begeben und als Vorbilder für andere wirken. Das entsprach Fabris auch sonst unverhohlener Sympathie für das Patriziat, dem er selber entsprossen war.

Der Seelsorger Fabri hatte freilich mehr im Sinn, als Witwen auf den Pfad der Tugend zu nötigen. Das erhellt aus Kathyne Beebes Beitrag „Fabri und die Klosterreform des 15. Jahrhunderts“. Fabri war ein entschiedener Anhänger dieser Reform, die eine Rückkehr zu den ursprünglichen Klosterregeln forderte, welche durch Armut und Frömmigkeit gekennzeichnet waren. Darin glich er seinem Prior Ludwig Fuchs, der ihn vermutlich nach Ulm geholt hatte. Doch bei allem Sendungsbewusstsein waren beide keine dogmatischen Hardliner, sondern versuchten, ihre Reformziele durch vernunftbasierte Überzeugungsarbeit zu erreichen. Von äußerlichen Glaubensmanifestationen wie übertriebenem Fasten oder Mahnwachen, woraus die darin Eifernden Überlegenheitsgefühle sogen, hielt Fabri rein gar nichts. Ebenso unaufdringlich verfolgte er sein Ziel in seinen Schriften, in denen er die Erfahrungen seiner Pilgerreisen für unterschiedliche Zielgruppen verarbeitete, um sie „näher zu Gott zu bringen“, wie Beebe es ausdrückt. Die ‚Sionpilger‘ etwa boten ortsgebundenen Nonnen den Reiseführer für eine virtuelle Pilgerfahrt. Das lateinisch geschriebene ‚Evagatorium‘ wiederum, in dem er seine persönlichen Erfahrungen durch einen immensen Schatz an Buchwissen angereichert hatte, diente unter anderem der Bildung, aber auch der kurzweiligen Unterhaltung, seiner Novizen und Kollegen.

Dieses mittelalterliche Latein ist sowohl grammatikalisch, syntaktisch wie orthographisch äußerst unorthodox. Seine unkomplizierte Satzstellung rückt es in die Nähe der lebendigen romanischen Sprachen und erlaubt auch mäßigen Lateinern, seine Aussagen ohne allzu großes Kopferbrechen zu errahnen. Den Verfechtern des klassischen Lateins hingegen wie Konrad Dieterich Hassler verursachte es das kalte Grauen. Er war es, der Fabris ‚Evagatorium‘ 1843

in lateinischer Sprache herausgab – angeblich ohne es zu verändern, trotz aller Vorbehalte. Dass das nicht ganz der Wahrheit entspricht, offenbart Jean Meyers in seinem Aufsatz „Fabris Latein“, worin er Hasslers „Verbesserungen“ dokumentiert, Fabri voll und ganz rehabilitiert und jenes Latein, das vor der „Säuberung“ durch die Humanisten gepflogen wurde, für legitim erklärt.

Im Dienste der Predigt stand auch, was Fabri als Lesemeister seines Klosters leistete. Um ihr Ziel, die Klosterreform effektiver zu verfolgen, legten die Dominikaner Predigtsammlungen an, in denen auch die 28 überlieferten der unzähligen Predigten Fabris enthalten sind. Er selber wiederum erstellte alphabetische Sach- und Namenregister, die es erlaubten, sich in diesen Sammlungen schnell zurechtzufinden. Davon berichtet Bernd Breitenbruch in seinem Kapitel „Fabri, das Ulmer Dominikanerkloster und der Buchdruck“, das die Frühzeit dieses Gewerbes beleuchtet. Er mutmaßt, dass Fabri als Lesemeister auch an der Auswahl der Texte beteiligt war, welche die Dominikaner bei Johannes Zainer, dem ersten in Ulm angesiedelten Drucker, in Auftrag gaben.

Fabri könnte es auch gewesen sein, der die Schriften des 1366 in Ulm verstorbenen Dominikaners, des Mystikers Heinrich Seuse geordnet und 1482 in Druck gegeben hat. Doch daran sind Zweifel aufgetaucht, die Breitenbruch referiert. Diese Frage diskutiert auch Jacob Klingner in seinem Beitrag „Felix Fabri und Heinrich Seuse“, kommt dabei zu einem negativen Ergebnis, geht jedoch davon aus, dass Fabri eine inzwischen verloren gegangene Vita Seuses verfasst hat.

Fabri der Pilger steht im Mittelpunkt der Aufsätze von Ingrid Baumgärtner über „Felix Fabris Räume“ und von Stefan Schröder über „Kulturelle Fremdheit bei Felix Fabri“. Baumgärtner referiert den geographischen und kartographischen Wissensstand zu Fabris Zeit. Sie zeigt, wie dieses Wissen Fabris Weltbild geprägt hat, wie es neben seinen persönlichen Erfahrungen in sein ‚Evagatorium‘ mit eingeflossen ist und wie Ulm als sein Idealbild einer Stadt die Regelmäßigkeit dieses Kosmos widerspiegelt. Wie begegnet der Pilger Fabri den fremden Kulturen? Unterschiedlich, wie Schröder schildert. Einerseits geht der Frater mit dem Islam und dem Judentum scharf ins Gericht, um die Überlegenheit der eigenen christlichen Kultur zu unterstreichen. Das hindert ihn freilich nicht am freundlichen Umgang mit Angehörigen jener Religionen. Im Gegenteil: Wo er sich einen erzieherischen Effekt auf seine Leserschaft verspricht, lobt er ihre nachahmenswerten Tugenden wie die Reinlichkeit und Barmherzigkeit der Muslime. Wie Schröder weiter darlegt, war wesentliches Anliegen der Pilger die „imitatio Christi“ am historischen Ort des Heilsgeschehens, um mit den dort zu gewinnenden Ablässen das Seelenheil zu sichern.

Um diese Möglichkeit auch anderen zu eröffnen, denen eine solche Reise verwehrt war, gab es unterschiedliche Methoden. Während Fabri mit seinen ‚Sionpilgern‘ eine rein geistige Pilgerschaft ermöglichte, wählte sein Reisegefährte Maximin von Rappoltstein einen ganz anderen Weg, den Folker Reichert in seinem Beitrag „Mit Felix Fabri im Heiligen Land und auf dem Sinai“ schildert. Darin stellt er diesen elsässischen Adligen vor, der, um seinen Landsleuten die Orte des Heils quasi vor die Füße zu legen, einen halben Steinbruch vom Heiligen Land mit nach Hause brachte: einen Brocken vom Kalvarienberg, den Stein, worauf das Kreuz gelegen hatte, einen weiteren von der Geburtsgrötte in Bethlehem, einen von der Stelle der Himmelfahrt und so weiter. Damit bestückte er Gedenkstätten, welche die Orte der Passion nachbildeten.

Um Fabri den Schwaben und Ulmer geht es im letzten Beitrag, den Folker Reichert der ‚Descriptio Theutonie et Suevie‘ widmet. Zusammen mit dem ‚Traktat über die Stadt Ulm‘, den Reichert 2012 übersetzt hat, war sie als zwölfter und letzter Teil des ‚Evagatoriums‘ gedacht. Doch da bereits die vorausgegangenen elf Teile den Rahmen sprengten, koppelte Fabri den

zwölften ab und teilte ihn auf in den Ulmer Traktat und eben jene Beschreibung Deutschlands und Schwabens. Darin erweist sich der gebürtige Züricher als begeisterter Schwabe, was angesichts der damaligen blutigen Kriege zwischen Schwaben und Schweizern zunächst irritiert. Doch Zürich stand, da im Konflikt mit Schwyz, auf Seite der Schwaben, was Fabris Vater und Onkel mit dem Leben bezahlt hatten. Und so geriet Fabri zum schwäbischen Patrioten, der diesen Stamm über alle anderen erhob – was den Schwaben mangels einer Übersetzung bislang verborgen blieb. Doch Reicherts Schlusssatz lässt die Hoffnung keimen, dass sich das bald ändern könnte: „Es ist an der Zeit, der Descriptio mehr Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen und ihre für Fabri zentrale Bedeutung sichtbar zu machen.“ Wie könnte das besser geschehen als durch eine deutsche Version aus Reicherts Feder?

Wolf-Henning Petershagen

Helmut Gier (Hg.): Reisen und Reisende in Bayerisch-Schwaben und seinen Randgebieten in Oberbayern, Franken, Württemberg, Vorarlberg und Tirol. Bearb. von Johannes Mordstein und Barbara Rajkay. Weißenhorn: Anton H. Konrad Verlag 2015; 508 S., 95 meist farbige Abb., geb., 34,80 EUR

Reisen heute – das heißt hunderte- oder gar tausendemale „Klick“ auf dem Handy oder der (schon etwas altmodischen) Kamera. Und dann sitzt man zuhause vor dem Computer und fragt sich: „Wo war jetzt diese Baumgruppe gleich wieder?“ Oder: „Wer ist jetzt das da auf dem Foto? Klaus? Herbert? Oder war das dieser nette Mensch bei der Buspause?“ Einer Flut von Bildern steht nicht selten ein eklatantes Nichtwissen über das Dargestellte und den Gesamtzusammenhang der vielen, vielen farbigen Bilder gegenüber.

In früheren Zeiten war das umgekehrt: man brachte, sofern man nicht selbst zeichnete, kaum Bilder mit nach Hause, aber dafür zahlreiche schriftliche Aufzeichnungen, die den Reiseverlauf mit den wichtigsten Stationen, Gesprächspartnern und subjektiven Eindrücken auf Dauer festhielten. Im Gegensatz zu den immer rascheren Verfallsdaten heutiger Medienrevolutionen erweisen sich diese Notizen oder ausgearbeiteten Reiseberichte als überraschend dauerhaft und problemfrei die Jahrhunderte überbrückend.

Dabei waren nicht nur die sorgfältig vorausgeplanten Reiserouten ergiebig, sondern auch die ungeplanten Abstecher, wie das Beispiel des Orientalisten Hiob Ludolf zeigt, der 1654 den Prinzen Johann Ernst von Sachsen-Gotha auf dessen Kavaliertour begleitete. Da wir *befunden, daß die berühmte statt Ulm nicht weiter alß drey kleine meilen von dannen [von Günzburg entfernt] were, die personen und pferde annoch frisch und gesund, und das wettert rucken; so habe ich im nahmen gottes entschloßen, die reyse dahin gehen zu lassen* (S. 258). Der Abstecher erweist sich als lohnend: Die sächsischen Fremden begeistern sich nicht nur für *die vornehmsten kirchen, das zeughauß und die waßerkunst*, sondern finden auch *zween berühmte künstler* (einen Uhrmacher und einen Elfenbeinschnitzer) und unterhalten sich mit Martin Zeiller und Joseph Furttenschneider d. Ä. Mit dem letzteren diskutieren sie *allerhand architecturen*; auch ein Besuch *bey Herrn Weickmann* und in dessen „unlängst angefangene[r] kunstammer“ darf nicht fehlen, bevor die Reise weiter nach Giengen und Nördlingen führte.

So lieferten zahlreiche Reisende, die vom Mittelalter bis zur Neuzeit das Gebiet des heutigen Bayerisch Schwaben berührten oder durchquerten, bereits vor Jahren (1968 und 1972) reiches Material für zwei gewichtige Bände zum Thema „Reisen und Reisende in Bayerisch Schwaben“. Herausgegeben wurden sie von Pater Hildebrand Dussler, 1893 geboren und bis zu seinem Tod 1979 – mit Unterbrechungen – Benediktiner in Ettal. Er hat aber nicht

nur die ersten beiden Bände erarbeitet und wenige Jahre vor seinem Tod noch zum Druck gebracht – darüber hinaus hat er vielfältiges Material für einen dritten Band gesammelt und vorbereitet.

Diesen dritten, prachtvoll ausgestatteten Band haben nun Johannes Mordstein, Barbara Rajkay und Helmut Gier zusammen mit dem Weißenhorner Konrad-Verlag vorgelegt. Auch diese Ausgabe liefert nicht nur mit zahlreichen hervorragend reproduzierten Abbildungen ein anschauliches Bild Bayerisch Schwabens vom Spätmittelalter bis zum späten 18. Jahrhundert, sondern auch in den abgedruckten und umfassend kommentierten Berichten ein farbiges Panorama des Lebens in dieser Zeit. Ergänzt wird dieses „Konterfei“ Bayerisch-Schwabens und seiner Städte und Landschaften durch zahlreiche Porträts der agierenden oder erwähnten Personen, die interessante Vergleiche ermöglichen.

Die Wirkung der Texte liegt zum einen an den vielfältigen Gründen, die die vielen Reisenden von zuhause wegführten; sie ergibt sich aber auch aus den sehr unterschiedlichen Persönlichkeiten, die ihre Reiseindrücke während oder nach dem Unterwegssein aufgezeichnet haben. Zwar wird man den Band vorzugsweise mit Hilfe der ausgezeichneten Register als Fundgrube benutzen, um Personen oder Orte nachzuschlagen, er eignet sich aber auch als Lesebuch, in dem man höchst spannende Entdeckungen machen kann. Sie sind nicht zuletzt der subjektiven Sicht der Berichterstatter oder ihrer Gewährsleute geschuldet, so etwa wenn die Freiburger Ratskommission, die sich 1476 für einen Monat auf Dienstreise begibt (der früheste Bericht des Bands), in Augsburg lapidar konstatiert: *Item bißhar sind alle ämpter liederlich und nit nach gemeinem nucz; und hatten vil von iren ämptern ässen und truncken und richten wenig uß, wie wol sy viel zu samen kamen* (S. 35). Dass derartiges sich auch heutzutage problemlos von manchen politischen Treffen und Konferenzen sagen lässt, zeigt, wie nah uns das 15. Jahrhundert doch ist.

Unter den Berichtenden sind nicht zuletzt vier Ulmer Gewährsleute wie die Kaufleute Hans Ulrich Krafft (1550-1621) und Samuel Kiechel (1563-1619), der Ratsherr Hans von Schad (1575-1634) und der bereits genannte Architekt Joseph Furttentbach (1591-1667). Aber auch überregionale Berühmtheiten wie Michel Eyquem de Montaigne (1580), der Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz oder der Hallenser Pietist August Hermann Francke bewegen sich in dem Raum zwischen Lech und Iller bzw. zwischen den Alpen und dem Ries. Nicht nur bei Francke bietet der Band mehrere (hier drei) Versionen des Reiseberichts, die unterschiedliche Schlaglichter setzen (ähnlich die zwei Berichte der Katholiken Giovanni Botero bzw. Aegidius Albertinus 1596 bzw. 1612) und so die Reisedetails aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchten.

Nimmt man die Beiträge des Bands im Ganzen, so kann man aus ihnen auch eine Geschichte der Reisearten zusammenstellen. Der Ulmer Patrizier Samuel Kiechel etwa reist 1585 per Floß von Günzburg nach Ingolstadt und beschreibt anschaulich die buntgemischte Reisegesellschaft, die sich da auf dem Floß versammelt: *hatte nun allerley volckh uff dem selbigenn als wüdertäufer, Jesuiten, Martinisten [Lutheraner] und Papisten, auch allerley handwercksburst [Handwerksburschen] und frauen, wie sich dann allerley gesind versamlet* (S. 139). Bei ihm erfährt man auch, dass man das Floß verlassen (er will in Lauingen zu seinen Eltern) und später wieder einholen und in Höchstädt erneut zusteigen kann. Auf der Rückkehr von Venedig hat er dann im Allgäu große Probleme mit dem Hochwasser, das Brücken weggerissen und Wege ungangbar überschwemmt hat.

Andere Schwierigkeiten schildert der aus Jerusalem nach Schwaben gekommene Rabbiner Chajim Joseph David Asulai, der 1753 zu einer Sammeltour für die jüdische Gemeinden in Jerusalem und Hebron nach Europa aufgebrochen ist, die bis 1758 andauert. Er muss nicht nur feststellen, dass die jüdischen Gemeinden in Schwaben schon weitgehend angepasst sind,

was ihre Knausrigkeit angeht, er hat auch immer wieder Probleme, ein angemessenes Fahrzeug zu finden. So mutet ihm der Synagogendiener in Harburg einen Mistkarren für die Weiterfahrt zu, und er muss *eineinhalb Stunden zu Fuß* gehen, bis er eine brauchbare Kutsche findet (S. 428). Dieser aus dem Hebräischen übersetzte Beitrag ist darüber hinaus hochinteressant, weil er im Text und in den informativen Fußnoten den Grundsatz deutlich macht: „Das Judentum gehört nicht zu Deutschland!“. Hier fallen aufschlussreiche Schlaglichter auf die Schimäre einer „christlich-jüdischen Tradition“, die heute so gern von der Politik beschworen wird!

Nicht wenige Berichte informieren über den Alltag in früheren Jahrhunderten, zu dem auch Mordfälle und andere Verbrechen gehörten. So muss der Ulmer Hans von Schad einen Kriminalfall aufklären, bei dem der Graf Marx Wilhelm von Oettingen 1614 von den Nördlingen erschossen wurde. Vierzehn Tage lang, vom 27. Februar bis zum 15. März 1615, ermittelt der Ulmer Kriminalist in Bopfingen im Rahmen einer kaiserlichen Kommission, die im März 1616 fortgesetzt wird: *105 zeugen in zwölf tagen verhört, darauff von dem rath der statt Nördlingen ieder mit 100 Reichsthaler verehrt worden*. Es gibt auch einen Lokaltermin am Schauplatz des Mords, bevor der bevorstehende Krieg Schad zu zahlreichen militärischen Vorbereitungen nötigt.

Der Schwerpunkt der Berichte liegt freilich auf Augsburg, der glänzenden Fugger-Metropole; aber auch aus den anderen Regionen ließen sich noch viele anschauliche, schreckliche und heitere Geschichten zitieren. Selbst Augsburg erlebt bei manchen Reisenden sehr ungewohnte Transformationen: der englische Sekretär William Crowne war zwar 1636 wahrscheinlich gar nicht persönlich in Augsburg (dorthin reiste nur sein Herr, der Earl of Arundel, auf der Jagd nach kostbaren Gemälden), aber dafür fabuliert er in seinem gedruckten Reisebericht munter drauf los und phantasiert die Stadt am Lech zu einer Art himmlischem Jerusalem zurecht (mit Säulen „aus Jaspis“ im Rathaus und anderen höchst überraschenden Sehenswürdigkeiten wie Bildern von dem antiken Malers Apelles und dessen „Gesellen“ Michel Angelo) (S. 244). Die Herausgeber kennzeichnen diesen Bericht als einen „der kuriossten und konfusesten im Rahmen dieser Reiseberichtsammlung“ (S. 240).

Auch derartige Texte unterstreichen die Aktualität des scheinbar jahrhundertweit entfernten Bands: Fake-News sind keine Erfindung des 21. Jahrhunderts!

Ulrich Scheinhammer-Schmid

Staatgalerie Stuttgart/Elsbeth Wiemann (Hg.): *Der Meister von Meßkirch. Katholische Pracht in der Reformationszeit*. München: Hirmer-Verlag 2017; 384 S., 308 Farbb., geb., 45,00 EUR

Die Große Landesausstellung des Landes Baden-Württemberg zum Meister von Meßkirch (6. Dezember 2017 bis 2. April 2018) anlässlich des 500jährigen Reformationsjubiläums zeigte die „katholische Pracht“ als altgläubige Reaktion in Oberschwaben auf die Ausbreitung der Reformation. Elsbeth Wiemann arbeitet aus Werkzuschreibungen von knapp 200 Jahren souverän heraus, was als „Wirken und Werk“ des Meisters von Meßkirch als gesichert gelten kann. Ein süddeutscher Künstler des alten Glaubens mit hinreißend schönen, ausdrucksstarken Renaissance-Malereien der sakralen Kunst, das war der Meister von Meßkirch. Mit seinen oft in lichten Farben gemalten Werken hielt er am öffentlich praktizierten katholischen „Bildgebrauch“ fest, führte die sakrale Bildtradition „in betont prachtvoller Weise“ fort und verwendete auch „anachronistische Elemente“ (S. 42). Die ihm durch Stilkritik zugeschriebenen Werke entstanden zwischen 1520 (S. 114f.) und 1535/40 (S. 209ff.). Seinen Namen hat man in

fast 200 Jahren nicht sicher belegen können. Wirkungsfeld war die Gegend um Sigmaringen im westlichen Oberschwaben.

Der Meister von Meßkirch arbeitete eng angelehnt an den meist in Straßburg lebenden Hans Baldung Grien und den Nördlinger Hans Schäuffelein. Dass er in ihre Schule ging, kann allerdings nicht dokumentarisch belegt werden. Er kennt Werke der Ulmer Maler Bartholomäus Zeitblom, Jörg Stocker und Martin Schaffner. Und er kennt vom Blaubeurer Hochaltar die Malereien der Ulmer Maler Hans Schüchlin und Bartholomäus Zeitblom. Das Schaffen des Nürnbergers Albrecht Dürer ist ihm von Druckgrafiken bekannt. Zu seinen besten Zeiten in den 1530er Jahren muss der Meister von Meßkirch eine große Werkstatt beschäftigt haben. In der Stuttgarter Ausstellung wurden fast alle noch erhalten gebliebenen Werke des Künstlers gezeigt, die sich heute vor allem in der Staatsgalerie Stuttgart und in der Sammlung Würth in Schwäbisch Hall befinden.

Die wichtigsten Werke stammen ursprünglich vor allem aus der Kirche St. Martin und dem benachbarten Alten Zimmerischen Schloss in Meßkirch. In St. Martin standen 1538 der Hochaltar und zahlreiche Nebenaltäre des Meisters und seiner Werkstatt. Die Kirche war ein Renaissance-Neubau der Jahre 1526/27 bis etwa 1535 (S. 55). Qualitativ hervorzuheben ist die Dreikönigs-Mitteltafel des Meßkircher Hochaltars (1538 vollendet). Sie ist als einzige in St. Martin verblieben. Die dazu gehörigen Innenseitenflügel aus Karlsruhe zeigen vermitteln eheliche Eintracht des knienden Graf Gottfried Werner von Zimmern und der Gattin Appolonia von Henneberg. Die Wappen verweisen auf die 1538 von Kaiser Karl V. verliehene Erhebung der Freiherrn von Zimmern in den Grafenstand. Nach der Mediatisierung Meßkirchs im Jahr 1806 wurden der Meßkircher Altar wie viele Altäre der Spätgotik und Renaissance zerteilt. Einzelstücke wurden an „Altertumsliebhaber“ verkauft. Heute sind nur noch zwei Drittel der Renaissance-Altarausstattung von St. Martin erhalten, verstreut auf Europa und die USA.

2012 erwarb die Staatsgalerie Stuttgart den komplett erhaltenen Wildensteiner Altar. Er ist um 1536 zu datieren, also „in unmittelbarer zeitlicher Nähe“ (S. 132) zum Hochaltar und den Nebenaltären in St. Martin in Meßkirch. In den Bildmotiven orientiert sich der Maler an Druckgrafik der Zeit. In Bildkomposition und Farbwahl ist er dagegen frei und souverän. Wegen seiner relativ kleinen Abmessungen gilt das erstklassige Altärchen als ein Werk für die private Andacht etwa in der Schlosskapelle des Alten Zimmerischen Schlosses. In einem der Drehflügel knien zu beiden Seiten der Mitteltafel Graf Gottfried Werner von Zimmern und seine Ehefrau Appolonia von Henneberg. Auf der Mitteltafel schwebt Maria mit dem Kind in einer rosagoldenen Aureole auf einer Mondsichel und ist von einem Gewölk umgeben, in dem der Maler Maria durch vierzehn Heilige und einen Bettler umrahmt. Wiemann erklärt, durch den ikonischen Charakter der Mitteltafel und die zahlreichen goldenen Schmuckelemente besitze der Wildensteiner Altar „ein[en] durchaus retrospektive(n) Zug. Diesen wusste der Künstler aber auf höchst geistreiche Weise mit modernen Mitteln beim Bildaufbau und in der Figurenauffassung zu verbinden“ (S. 136).

Eine nur formale Analogie bewegt den Trierer Kunsthistoriker Andreas Tacke dazu, von drei Renaissance-Kirchen-Ausstattungen „mit europäischem Rang“ zu sprechen. So richtig das für Cölln (Berlin, Altäre komplett verloren gegangen) und den Markgrafen und Kurfürsten Joachim von Brandenburg sowie für Halle und den Erzbischof von Mainz Albrecht von Brandenburg sein mag, bleiben Zweifel, ob dies auch für die Renaissancekirche in Meßkirch zutrifft. In Cölln und in Halle war Lukas Cranach d. Ä. samt seiner Werkstatt tätig. Dass der Meister von Meßkirch ein Maler nicht nur von süddeutschem, sondern auch europäischem Rang war, müssten Kunsthistoriker im europäischen Vergleich nachweisen. Waren nicht die Werkstattarbeiten des Meisters von Meßkirch deutlich schwächer als die Werkstattarbeiten von Lukas Cranach d. Ä.?

Edwin Ernst Webers ausgezeichnete Beitrag hat den Titel „Der ‚Mäzen‘ des Meisters von Meßkirch. Graf Gottfried Werner von Zimmern (1484-1551) zwischen Reformation, Bauernkrieg und altgläubigem Bekenntnis“. Anfangs war die Beziehung von Gottfried Werner von Zimmern mit Appolonia von Henneberg eine ‚romantische‘ Liebesaffäre. Der junge Freiherr lernte sie im württembergischen Nürtingen im Gefolge des Herzogs Ulrich von Württemberg kennen, als sie zwölf war. Als sie 14 war, entführte er sie gegen den Willen der Eltern nach Meßkirch, aber mit Einverständnis von Herzog Ulrich und des älteren Bruders Johann Werner von Zimmern. Die beiden heirateten am 14. August 1511 in Meßkirch. Die Eltern der Braut missbilligten Entführung und Heirat, waren doch die von Henneberg seit 1310 gefürstete Grafen (S. 45) und die von Zimmern noch Freiherrn. Bis der Schwiegervater, der gefürstete Graf von Henneberg, 1521 der unerbetenen Ehe seiner Tochter zustimmte, vergingen zehn Jahre. Noch 1536 und 1538 ließ Graf Gottfried Werner mit seiner Gattin Appolonia von Henneberg eheliche Eintracht demonstrieren. Doch bereits 1539 verlässt Appolonia ihren Mann und zieht zu ihren Brüdern. Zwei Jahre später kehrt sie nach Meßkirch zurück. Nun lebt sie in unübersehbarer Distanz zu ihrem Ehemann, bis sie 1548 stirbt.

Über Graf Gottfried Werner von Zimmern berichtet in der berühmten, 1564-66 geschriebenen Zimmerischen Chronik sein Neffe Graf Christoph Froben von Zimmern. Edwin Ernst Weber nennt die Adelschronik ein „Weltbuch“. Graf Gottfried Werner werde darin als schillernde, ambivalente Persönlichkeit dargestellt. Gelobt würden seine familien- und herrschaftspolitischen Leistungen. Kritisiert werden würden seine charakterlichen Schwächen, nämlich seine Unbeherrschtheit im Zorn, seine Konkubinenwirtschaft und die Missachtung seiner Ehefrau, zudem eine Reihe von vermeintlichen Fehlentscheidungen als Familienoberhaupt und Herrschaftsinhaber, darunter der Verkauf von Herrschaftsrechten und Besitz ohne Not und schließlich eine Schuldenwirtschaft, die sich für die Erben als Nachteil erwiesen habe. Der Graf betrieb seine Affären seit dem Bauernkrieg von 1525 „heimlich“, zumal sich der reformatorische Zorn der Meßkircher, die den aufständischen Bauern die Stadt geöffnet haben, gegen unkeusche Menschen im Besonderen richtete. Nach der Niederwerfung der aufständischen Bauern mussten die Meßkircher mit einer Steuererhöhung von gut 25 Prozent ihrem Herrn für den Aufruhr büßen. Dieser nutzte die Schwächesituation der Meßkircher und der Bauern zum vorteilhaften Ausbau der herrschaftlichen Einnahmen.

Der Schlussteil der Ausstellung hatte den Titel „Reformatorsche Bildwelten“. Die Schärfe, in der die Glaubensspaltung stattfand, wurde allzu sehr abgemildert. Das gilt auch für die Auswahl der antipäpstlichen Holzschnitte. Da gibt es in der Polemik deutlich Radikaleres. Ein herausragendes Ausstellungsobjekt war der Gothaer Tafelaltar (um 1538) von Heinrich Füllmaurer und Umkreis mit 160 Tafeln! In jeder Tafel ist oben eine Kartusche mit Bibelziten angebracht. So wird Luthers Prinzip „alleine die Schrift“ im Wortsinn realisiert, denn Luther befürwortete Bilder als Lehrbilder zur Hl. Schrift. 157 Tafeln sind dem Leben Christi gewidmet, drei der Schöpfungsgeschichte. Auftraggeber war Herzog Ulrich von Württemberg im Jahr 1536. Der Altar war also anfangs ein Stuttgarter Altar. Zwei Jahre zuvor hatte Herzog Ulrich sein Territorium Württemberg zurückgewonnen und die Reformation eingeführt. Ihm war es wichtig, sich den Untertanen augenfällig als rechtgläubiger Lutheraner zu präsentieren.

Als Fazit bleibt festzuhalten: Eine kunstgeschichtlich hervorragende Ausstellung ist in ihrem Schlussteil ambivalent zu beurteilen. Man wird jedoch künftig an den differenzierten Urteilen von Elsbeth Wiemann nicht vorbeikommen, gerade weil eine Namenszuweisung an den Meister von Meßkirch vermieden wird.

Christof Rieber

Gudrun Litz/Susanne Schenk/Volker Leppin (Hg.): *Vielstimmige Reformation in den Jahren 1530-1548* (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation 16). Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2018; 248 S., 19 Abb., geb., 10,00 EUR

Die Gestaltung des Bucheinbandes ist in mehrfacher Hinsicht äußerst gelungen. So greift das Titelmotiv den Titel „Vielstimmigkeit“, den die Herausgeberin Susanne Schenk zusammen mit dem Autor des ersten Beitrags, Berndt Hamm, als Beschreibung der Geschehnisse für die Jahre nach der Einführung der Reformation 1531-1548 kreiert haben, in hervorragender Weise auf und setzt es in graphischer Gestaltung um. Innerhalb der Konturen des Münsterturms vermischen sich dabei wichtige Schlagwörter der Reformation, besonders die lutherischen Sola-Formulierungen aus dem Lateinischen und theologische Grundbegriffe aus den Ursprachen der Bibel, Hebräisch und Altgriechisch. So zentriert sich allein innerhalb dieser Gestaltung das Thema des Buches, eine städtische Reformation in ihrer Vielstimmigkeit, die sich innerhalb Ulms in einem Gegen-, Neben- und doch Miteinander vereinen ließ.

Grundlage für den 16. Band der Reihe Dokumentation der Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm war eine Wissenschaftliche Tagung, die zum Reformationsjubiläum 2017 im Mai in Ulm stattfand. Dabei knüpft dieser Band nicht nur an die Forschungen zur Einführung der Reformation in Ulm aus den 1980er Jahren an, sondern kann auch Dank der zwischenzeitlich fortgeschrittenen Verzeichnung der Reformationsakten im Ulmer Stadtarchiv einige Sachverhalte besser durchleuchten und kontextualisiert die Geschehnisse in einen größeren geographischen, politischen und frömmigkeitstheologischen Zusammenhang innerhalb des gesamten Südwestens. Endete der Ausstellungskatalog von 1981 über ‚Die Einführung der Reformation in Ulm‘ mehr oder weniger noch 1531, so werden in diesem nun vorliegenden Band die Geschehnisse ab diesem Zeitpunkt in den Mittelpunkt gestellt.

Zudem werden auch neuere Ansätze der theologischen als auch der geschichtswissenschaftlichen Forschung berücksichtigt. So rücken hier besonders sozialgeschichtliche und frömmigkeitstheologische Fragestellungen in den Vordergrund und werden angeblich klare Epochengrenzen problematisiert. Der erste Beitrag des Buches von Berndt Hamm bietet eine gelungene Einführung in die damalige Situation der Reichsstadt Ulm, indem er die Antriebskräfte der Reformation in ihrer Vielstimmigkeit aus verschiedenen Dimensionen wahrnimmt und rekonstruiert. Sabine Holtz zeigt im zweiten Beitrag dann die Rezeption der lutherischen Lehre im Südwesten auf, sowohl in ihrer politischen als auch sozialgeschichtlichen Dimension. Die geographische Vernetzung der Ulmer Theologen und Politiker in den 1530er und 1540er Jahren wird besonders durch den Beitrag Rainer Henrichs zum schweizerisch-oberdeutschen Netzwerk der Ulmer deutlich. Aber auch die Beiträge von Christoph Strohm, der die Straßburger Reformation und der Beziehungen zur oberdeutschen Theologie untersucht, Amy Burnett, die den Prozess der Reformation in Basel beschreibt, und die Untersuchung Stephen Buckwalters zur Augsburger Reformation helfen, die Prozesse der Ulmer Reformation nicht nur in einem größeren geographischen Zusammenhang zu begreifen, sondern vor allem auch Vergleiche der Ulmer Geschehnisse mit anderen städtischen Reformationsprozessen zu ziehen beziehungsweise deren Abhängigkeiten zu verstehen.

Nicht nur zeitlich erweitert wurde dieser Band – auch im Vergleich zur Wissenschaftlichen Tagung – um den Beitrag von Alejandro Zorzin, der die Beziehungen und Wirkungen des 1529 verstorbenen, vor allem in Konstanz aktiven Täufers Ludwig Häzler beschreibt. Die täuferische Vielfalt im Südwesten wird zuvor bereits von Astrid von Schlachta untersucht. Martin Kessler macht anhand einer Untersuchung einer anonymen Schrift und deren Rezeption in der Forschung deutlich, wie Vielstimmigkeit in der damaligen Zeit ihren Ausdruck fand: So

lässt er eine personale Zuschreibung seiner Quelle zugunsten einer kompilatorischen Summe offen, um dadurch der Mehrdimensionalität der theologischen Auseinandersetzungen gerecht werden zu können.

Die Ulmer Vielstimmigkeit kommt schließlich besonders in zwei Beiträgen zum Ausdruck: So untersucht Gudrun Litz das altgläubige Leben in Ulm, das auch nach der Einführung der Reformation nie erloschen war. Susanne Schenk zeigt in ihrem Beitrag anhand mehrerer Beispiele akribisch die Vielstimmigkeit hinsichtlich der Frömmigkeitstheologischen Differenzen innerhalb der Pfarerschaft im Gebiet der Reichstadt Ulm und den daraus resultierenden politischen Spannungen auf.

Abgeschlossen wird dieser Sammelband durch ein Resümee von Volker Leppin. Erwähnenswert sind auch die Personen- und Ortsregister und Verzeichnisse am Ende, die das Arbeiten mit dem Buch deutlich vereinfachen. Der Kaufpreis von 10 Euro lässt (fast) den wissenschaftlichen Gehalt des Buches in Fragen stellen. Dem ist jedoch absolut nicht so, schließt es doch endlich die große Lücke in der Forschung der Geschichte der Reichstadt nach der Einführung der Reformation bis zur Konfessionalisierung und sollte damit vielmehr als Kaufempfehlung für eine noch breitere Leserschaft dienen.

Lorenz Kohl

Anne Christina May: Schwörtage in der Frühen Neuzeit. Ursprünge, Erscheinungsformen und Interpretationen eines Rituals. Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2018; 302 S. mit 22 teils farbigen Abb., 39,00 EUR

Spätestens, seit die drei Städte Ulm, Esslingen und Reutlingen gemeinsam beantragt haben, ihre in die Reichsstadtzeit zurückweisende Schwörtags-Traditionen auf die UNESCO-Liste des immateriellen Kulturerbes setzen zu lassen, stellt sich die Frage: Was es hat mit dieser Tradition auf sich, die sich in Ulm seit 1949 wieder zum wichtigsten Feiertag der Stadt entwickelt hat und mittlerweile auch in Reutlingen und Esslingen zum städtischen Festkanon gehört?

Bisher gab es lediglich einige wenige lokale Untersuchungen dieses Phänomens. Nun aber hat die Historikerin Anne Christina May mit ihrer Dissertation ‚Schwörtage in der Frühen Neuzeit. Ursprünge, Erscheinungsformen und Interpretationen eines Rituals‘ einen Überblick über eine ganze Fülle von Schwörtagen in Städten Schwabens, des Elsass und der Schweiz vorgelegt. Sie hat damit eine Forschungslücke geschlossen, die bislang allenfalls deswegen nicht bemerkt worden war, weil sich außer in Ulm, Reutlingen und Esslingen niemand übermäßig für das Thema Schwörtag interessiert hatte. Aus diesem Grund konnte die Autorin sich auch nur in ganz wenigen Fällen auf bereits vorhandene Untersuchungen stützen. In den übrigen musste sie archivalische Knochenarbeit leisten bezüglich aller möglichen Städte, die auf eine Schwörtags-tradition zurückblicken können wie etwa Augsburg, Aalen, Biberach, Buchau, Buchhorn (Friedrichshafen), Dinkelsbühl, Esslingen, Giengen/Brenz, Heilbronn, Isny, Kaufbeuren, Kempten, Konstanz, Leutkirch, Lindau, Memmingen, Nördlingen, Reutlingen, Ravensburg, Schwäbisch Gmünd, Ulm, Überlingen, Wangen i. A. und Weil der Stadt, Zürich, Luzern, Basel, Straßburg und weitere mehr.

Warum spielt der Schwörtag – in Ulm heißt er heute Schwörmontag – dort und mittlerweile auch in Reutlingen und Esslingen heute wieder eine solch zentrale Rolle im städtischen Festgeschehen, während er in den meisten Städten mit ähnlicher Tradition längst vergessen ist? Ausgehend von dieser Frage untersucht die Autorin die gemeinsamen Wurzeln, die in der mittelalterlichen *coniuratio* liegen. Diese Schwureinigung hielt die divergierenden Elemente

der Stadtgesellschaft zusammen durch einen Eid auf die Stadtverfassung (Schwörbrief), der jährlich nach Wahl einer neuen Stadtregierung erneuert wurde. Dies geschah zunächst auf Augenhöhe aller Beteiligten. Das aber änderte sich in der Frühen Neuzeit mit der Herausbildung von Obrigkeit und Untertanen, so dass der gegenseitige horizontale Loyalitäts-Eid mehr und mehr zur vertikalen Huldigung verkam. War dies für Ulm bereits bekannt, so zeigt die Autorin, dass dies eine allgemeine Entwicklung war.

Freilich gab es neben solchen Gemeinsamkeiten eine Fülle unterschiedlicher Praktiken und Erscheinungsformen, was den Rahmen, den Ablauf, den Ort und das dem Schwörakt folgende Feiern betrifft. So unterscheidet May drei Typen von Schwörbriefen: Freiheitsbriefe, die in der Erlangung der städtischen Freiheit wurzeln (Kaufbeuren, Biberach und Basel), Regimentsordnungen, welche die neuen Machtverhältnisse nach einer Revolte regeln (Straßburg, Ulm und Zürich), und die damit eng verwandten Friedensbriefe, die aber keine Regimentsordnungen enthalten (Luzern, Esslingen, Reutlingen und Schwäbisch Gmünd).

Wo wurde der Schwur vollzogen? In keiner der untersuchten Städte außer Kaufbeuren war dies in oder vor dem Rathaus, so hat die Autorin herausgefunden, sondern stets „an einem Ort der stadtbürgerlichen Kultur“ (S. 79), sei er profan wie die dazu genutzten Schwörhäuser oder, wie in den meisten Städten, kirchlich. Stets aber befand sich der Ort des Schwurs im ältesten Bezirk der Stadt, ihrer Keimzelle.

Wer hat wem was geschworen? Die Akteure waren auf der einen Seite das Stadtr Regiment, auf der anderen Seite die Bürgerschaft. Die war allerdings auf deren männlichen Teil begrenzt, der in manchen Städten das volle Bürgerrecht besitzen musste, in anderen nicht. Aus dem Rahmen fiel Schwäbisch Gmünd, wo, wie die Autorin herausgefunden hat, auch Witwen mitwirkten, so sie das Bürgerrecht ihrer Männer übernommen hatten. Auf die Teilnahme von Juden hat May keine Hinweise gefunden, eher im Gegenteil wie in Nördlingen, wo am Schwörtag 1573 den Bürgern verboten worden sein soll, mit Juden Handel zu treiben. Eine Zäsur erfuhren die Schwörtage in 26 schwäbischen Reichsstädten mit bis dahin zünftischer Verfassung, als Kaiser Karl V. die Macht der Zünfte brach, weil sie der Reformation Vorschub geleistet hatten. Nur Reutlingen und das katholische Überlingen blieben davon verschont. Für Ulm bedeutete das zunächst auch das Ende des Schwörtages, den sich die Ulmer aber nach zehn jährigem Ringen wieder ertrotzen – wenn auch mit umgekehrten Vorzeichen: Die Macht lag nun in Händen des Patriziats. Auch die anderen Reichsstädte durften ihre Schwörtage behalten.

An ihre Grenzen gerieten die Schwörtage allerdings in den Zeiten der Aufklärung und des Aufbegehrens der Bürger gegen die überkommenen verkrusteten Machtstrukturen. Begünstigt durch die längst vollzogene Abkehr von der mittelalterlichen Schwurgemeinschaft wurde die Sinnfrage laut: Was soll ein solcher Eid in Anbetracht eines für immer gültigen Amtseides der jeweiligen Obrigkeit? Wird dadurch gar der Eid entweiht? Während manche Städte wie Gien-gen an der Brenz und Kempten ihren Schwörtag von sich aus abschafften, hielten andere daran fest. Den Protest der Bürger zeigt die Autorin am Beispiel jener auf, welche die Obrigkeit mit der Drohung erpressten, nicht am obligatorischen Aufmarsch zum Schwörakt teilzunehmen, um auf diese Weise ihre individuellen Interessen durchzusetzen.

Einen besonderen Schwerpunkt legt die Autorin auf die Bedeutung des Rituals, das sich im Lauf der Jahrhunderte um den jeweiligen Schwörakt entwickelt hatte. Dabei ist sie auf ein außergewöhnlich wertvolles, bislang unentdecktes Dokument gestoßen: 1739 hatte der Rat von Dinkelsbühl die Kollegen in Esslingen, Reutlingen und Ulm um eine Beschreibung gebeten, wie der Schwörtag bei ihnen gehalten würde. Alle drei Städte haben geantwortet, so dass für sie eine offizielle Beschreibung des jeweiligen Schwörtags um die Mitte des 18. Jahrhunderts vorliegt.

Das jährlich wiederkehrende Ritual mit dem sich darum herum entwickelnden Festgefüge wurde zu einem zentralen Ereignis im jeweiligen Festkalender, mit dem sich die Bür-

ger identifizierten. Diese „städtische Identität“ erklärt etwa im Falle Ulm das Überleben des Schwörtages über den Zeitpunkt hinaus, als infolge der Mediatisierung die Reichsstädte ihre Verfassungen, also die Schwörbriefe, verloren und damit auch den Gegenstand des jährlichen Bürgereides. Allerdings darf nicht übersehen werden, dass die Identifizierung mit dem Fest nicht zwangsläufig die Identifizierung mit dessen Kern, dem Schwörakt, bedeutete. Dass der offenbar nicht allen Bewohnern Anlass zur Identifikation bot, zeigte sich zumindest in Ulm schon im 16. Jahrhundert. War es zunächst unentschuldigtes Fehlen und Desinteresse an der Zeremonie, was der Obrigkeit Anlass zu Ermahnungen gab, so nahm die Unordnung während der Schwörfeier in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts signifikant zu. Maßgeblich dazu beigetragen hat der Alkohol. Dessen Konsum vor Beginn des Schwöraktes wurde daher 1707 strikt verboten und der Schwörakt von bislang 12 Uhr um zwei Stunden vorverlegt, weil das Alkoholverbot sonst gescheitert wäre. Das andere große Problem war der Lärm, in dem der Schwörakt unterzugehen drohte, verursacht von weiblichen Mitgliedern der städtischen Unterschichten, Kindern, Jugendlichen und maßgeblich auch von den Zünften.

War dieses Chaos Ausdruck eines nicht formulierten Protestes? Schließlich lag ein Teil der Bedeutung des Rituals darin, dass sich im streng nach Rangordnung geregelten Defilieren zum Schwörakt die ganze (männliche) Stadtgesellschaft widerspiegelte, was deren untere Ränge frustriert haben dürfte. Wie auch immer: Diese Unordnung, Indikator für ein ausgeprägtes Desinteresse und Indiz für mangelnde Identifikation, harret noch einer gesonderten Vertiefung, sofern die Schriftquellen eine solche überhaupt zulassen.

Jedenfalls hat Anne Christine May mit ihrer wertvollen Arbeit den Anstoß für weitere Forschungen zum Thema Schwörtag gegeben. Und die werden vielleicht eines Tages auch die Frage beantworten, ob die Ulmer sich an ihrem Schwörtag als besondere Trunkenbolde und Chaoten hervorgetan haben oder ob dieses Phänomen auch in anderen Städten mit Schwörtags-Tradition zu beobachten ist.

Wolf-Henning Petershagen

Dominik Gerd Sieber: Der konfessionelle Gottesacker. Katholische und protestantische Sepulkalkultur in den oberschwäbischen Reichsstädten in der Frühen Neuzeit (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen 214). Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2018; 474 S., zahl. Abb., geb., 47,00 EUR

Dieses Werk entstand als historische Dissertation bei Prof. Dr. Anton Schindling in Tübingen. Sein Autor, inzwischen Archivar der Erzdiözese Freiburg an ihrer Außenstelle Sigmaringen, konnte als Historiker im Rahmen des interdisziplinären Graduiertenkollegs „Religiöses Wissen im vormodernen Europa (800-1800). Transfers und Transformationen – Wege zur Wissenschaftsgesellschaft der Moderne“ seinen Forschungsbeitrag zur Sepulkalkultur der frühen Neuzeit erarbeiten. Regional geht es um die kleinen und größeren oberschwäbischen Reichsstädte, deren reiche Urkundenüberlieferung Sieber fleißig und zielgenau auswertet. Dabei werden bayrische und württembergische Besonderheiten im Gebiet Schwabens und des Allgäus deutlich, zu denen zuerst die konfessionellen Ausprägungen gehören. Dass diese aber zur Zeit der Reformation, zumindest nicht monokausal für die grundlegenden Veränderungen in der Sepulkalkultur, vom Kirchhof im Zentrum zum Gottesacker vor den Stadtmauern, bestimmend waren, ist die überraschende Erkenntnis der gründlichen Arbeit. Insgesamt werden elf Städte genau untersucht, darunter die bikonfessionellen Biberach und Ravensburg, die evangelisch gewordenen Isny, Kaufbeuren, Kempten, Leutkirch, Lindau, und Memmingen, die katholisch gebliebenen Überlingen und Wangen, dazu das für die

Reformation dominante Ulm, aber auch Landstädte wie Füssen. Somit stehen umfangreiche Vergleiche zur Verfügung, die der Autor für Klärungen gegenüber der bisherigen Forschung nutzt.

Der erste Themenbereich dafür ist die allgemeine Verlegung der Friedhöfe aus den Innenstädten vor die Stadtmauern zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Diese hatte vor allem medizinische, seuchenpolizeiliche und Platz-Gründe und wurde erst dann von dem völlig neuen Verständnis der Bestattung durch die reformatorischen Bewegungen eingeholt. Nun war die Nähe der Beisetzung zu heilbringenden Reliquien und himmelwärts führenden Heiligen nicht mehr notwendig, das Fegefeuer einfach abgeschafft, das doch so viele fromme Werke für die Verstorbenen befeuerte! Die Beisetzung war kein gutes Werk für den Toten mehr, wie Gebete und Totenmessen, sondern tröstete und mahnte ausschließlich die Lebenden. Sieber stellt verständlich die theologischen Unterschiede zwischen den radikalen Reformierten und dem liberaleren Luther, sowie den vermittelnden Oberdeutschen dar. Allein den Reformierten pauschal den Glauben an die platonische Unsterblichkeit der Seele zuzuordnen, ist etwas holzschnittartig, obwohl sie beide in die Moderne führen (S. 238).

Ein folgender und die ganze Arbeit durchziehender Themenbereich ist die Architektur der neuen Gottesacker vor den Toren der Stadt. Selbstverständlich musste auch hier die dem alle gleich machenden Tod folgende Bestattung die ungleichen sozialen Stellungen der verschiedenen Stände widerspiegeln. So entstanden, wie auch schon auf den innerstädtischen Kirchhöfen, nun jedoch noch deutlicher unterschiedliche Grabtraditionen. Die privilegierteren von ihnen waren in den in die Friedhofsmauer eingebauten Nischen und Kapellen, die einfacheren auf dem freien Feld. Erstere Campo-Santo-Anlagen zu nennen, möchte der Autor, der diese Bestattungskultur ganz genau untersucht, nur für die nach römischem Vorbild gegründeten und mit römischer Erde geweihten gelten lassen (S. 96-100 und S. 231).

Ein weiteres Themenfeld geht nun doch auf den direkten Einfluss der neu entstandenen Konfessionen zurück, nämlich die Frage der ikonographischen Grabgestaltung, die für die reformatorischen Gebiete eine inhaltliche Konsequenz aus dem Bilderverbot darstellte. Am radikalsten waren wieder die Reformierten, die jegliche Symbolik am Grab ablehnten, so dass der Grabhügel genügen musste. Ein (geweihtes!) Grabkreuz blieb nur bei den Katholiken, da es zur falschen Fürbitte für die Verstorbenen verführen konnte. Es entstanden Tafeln, Säulen und Grabsteine. Dass diese wiederum den sozialen Stand des darunter Bestatteten überdeutlich mach(t)en, in dieser Befürchtung der Reformierten gibt ihnen die Geschichte und auch unsere Gegenwart Recht! Um dies zu verdeutlichen, bezieht der Autor hier die eidgenössische Schweiz und das Beispiel Zürich mit ein.

Anstelle von todesnahen Ritualen trat bei den Protestanten die Leichenpredigt, die der biographischen Erinnerung an den Verstorbenen genauso, wie der Verkündigung des Evangeliums gegen den Tod in der Auferstehung Jesu Christi und der Mahnung an die noch Lebenden diente und eine große kulturelle und literarische Blüte entfaltete. Die gedruckten Leichenpredigten stellen in ihrer hohen Zahl eine wichtige Quellengattung dar. Auch sie spiegelt, wie die Grabgestaltung, den sozialen Stand des Verstorbenen. Vor menschlichen Lobreden wurde allerdings von Anfang an gewarnt, wie in der Ulmer Kirchenordnung von 1562: *niemandts loben, schelten [...] sondern zu trost der Lebendigen* (S. 333). Mit der Orientierung an den Lebenden entfielen jedoch auch Bräuche, die zugleich eine seelsorgerliche Dimension in der Trauerarbeit hatten. Diese wurde durch neue Texte in Gebeten und Liturgien ersetzt. Dass jedoch die evangelische Leichenpredigt den katholischen Leichenschmaus zu ersetzen versuchte, steht nicht nur für die Sinnenfeindschaft der Protestanten, sondern nahm den Abschied Nehmenden auch eine Station auf dem Rückweg ins Leben.

Mit diesen zentralen Themenbereichen zwischen Tod und Leben in einer ständischen Gesellschaft erarbeitet der Autor quellen- und erkenntnisreich einen wesentlichen Umbruch der frühen Neuzeit, sagt doch der Totenkult viel über die Gesellschaft der Lebenden aus. Trotz vieler erforschter örtlicher Details verliert er die großen Linien nicht aus dem Auge und klärt die Voraussetzungen und die Thesen seiner wissenschaftlichen Sicht. Zuweilen benützt der verständlich formulierende Autor Begriffe der akademischen Laborsprache, etwa bei den „extramuralen Friedhöfen“ (S. 353), oder, besonders schön, als „bipolare Jenseitstopographie“ der Protestanten (S. 236), will heißen, dass nur noch Himmel und Hölle übrig bleiben, wobei bei genauerem Hinsehen nur ein Topos wirklich belegt ist. Tabellen und Register erschließen das reichhaltige Werk und ermöglichen örtliche Spurensuchen. Sogar eine vergleichende Graphik zu den reichsstädtischen Friedhöfen um 1600 im Vergleich der protestantischen und der katholischen Variante ist beigegeben. Diese erfordert, will man die Unterschiede entdecken, genaues Hinsehen. Dies hat der Autor dieser beachtlichen und beachtenswerten Arbeit getan!

Wolfgang Schöllkopf

Christine Absmeier/Matthias Asche/Márta Fata/Annemarie Röder/Anton Schindling (Hg.) *unter Mitarbeit von Patrick Schiele*: Religiös motivierte Migrationen zwischen dem östlichen Europa und dem deutschen Südwesten vom 16. bis zum 19. Jahrhundert (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen 219). Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2018; XIV + 334 S., 31 Abb., 5 Tab., 6 Diagr., geb., 34,00 EUR

Dass religiös motivierte Migration den deutschen Südwesten und seine konfessionelle Landschaft weitgehend geprägt hat, ist kein Geheimnis: Die Historie von Orten wie Pinache, Perouse oder Dürrenz bezeugen die durch das den verfolgten Waldensern bzw. Hugenotten angebotene Asyl entstandene Zuwanderung, während die weit bekannten Auswanderungsgeschichten der Ulmer Schachtel oder der Salzburger Exulanten sowie die Weiterwanderung bestimmter Gruppen, wie die der Schwenkfelder nach Nordamerika, die konfessionelle und demografische Vielfältigkeit sowie die Multidirektionalität dieser Migrationsbewegungen zeigen.

Die Herausgeber des aus einer im Jahr 2014 in Stuttgart abgehaltenen Tagung herausgewachsenen Sammelbandes nehmen es sich vor, einen Überblick der oft komplizierten und nicht linearen Migrationsbewegungen sowie ihrer Protagonisten über einen langen Zeitraum anzubieten. Sie tun es durch 15 Aufsätze, die von einer Einführung von Mark Häberlein und von einer Schlussbetrachtung von Otfried Czaika umrahmt werden. Die übrigen Beiträge sind in zwei große Themenblöcke eingeordnet: Der erste Teil enthält Aufsätze einerseits zum Thema Immigration in den deutschen Südwesten, andererseits zur Emigration aus dem deutschen Südwesten. Im Mittelpunkt des deutlich kürzeren zweiten Teils finden sich Beiträge zur Bildungsgeschichte. Der deutsche Südwesten wird durch die Herausgeber als Territorien des heutigen Baden-Württembergs sowie Gebiete „des alten deutschen Sprachraums einschließlich des Elsass und der Schweiz – ein politisch und religiös äußerst vielgestaltiger Kulturraum“ (S. IX) – gedeutet. Das östliche Europa wird ebenfalls breit definiert: Die geografischen Fokusse der Texte reichen von Slowenien und Kroatien bis zu Preußisch-Litauen und dem Südkaukasus. Darüber hinaus werden weitere geografische Dimensionen, vor allem die transatlantische (Weiter-)Migration, immer wieder angesprochen.

Im ersten Teil, zum Thema Immigration in den deutschen Südwesten, befinden sich zum Teil Aufsätze, die einen Überblick über bereits gut erforschte Themen bieten, darunter der Beitrag France Martin Dolinars über Slowenen und Kroaten in Württemberg im 16. Jahr-

hundert und Jan-Andrea Bernhards Betrachtung ungarischer Glaubensflüchtlinge (besonders der früheren evangelischen Galeerensklaven) in schweizerischen Territorien sowie ihrer europaweiten Vernetzungen während der „Trauerdekade“ der erneuten Protestantenvorfolgung zwischen 1671 und 1681. Renate-Karoline Adler lenkt die Aufmerksamkeit auf die Gründungsgeschichte von Freudenstadt (1599) und auf die Rolle, die die Einwanderung österreichischer Exulanten dabei spielte. Die religiöse Vielfalt zeigend rundet der Beitrag von Carsten Kohlmann über die Ansiedlungen osteuropäischer Juden im deutschen Südwesten aus dem 17. und 18. Jahrhundert diesen Teil ab.

Aus den Beiträgen wird klar, dass die Mitglieder der adeligen bzw. akademischen Elite, deren Peregrinationen in den deutschen Südwesten nicht zuletzt die zahlreichen Stipendien an den Universitäten in Tübingen und in Heidelberg ermöglichten, und deren Mitglieder in großer Anzahl (immer wieder) in ihre Heimat zurückkehrten, eine wichtige und einflussreiche Sondergruppe innerhalb der im Fokus stehenden Migrationsbewegungen bildeten.

Zwei weiteren Gruppen wird zudem im Band besonderes Augenmerk geschenkt: Die Täufer und ihre komplizierte Migrationsgeschichte, die sich durch Verfolgung und später durch vereinzelte Beispiele der Duldung ebenfalls als multidirektional beschreiben lässt, werden u. a. durch Astrid von Schlachta dargestellt. Auch der für den deutschen Südwesten typische Pietismus und die damit verbundenen Auswanderungswellen werden nicht außer Acht gelassen: Vor allem in den Beiträgen von Dietmar Neutatz über protestantische Kolonisten im Russischen Reich und von Annemarie Röder über die religiösen Aspekte bei der Migration württembergischer Pietisten in den Kaukasus im frühen 19. Jahrhundert stehen sie im Mittelpunkt.

Im zweiten, sich mit Bildungsgeschichte befassenden Teil des Bandes bedecken die folgenden vier Beiträge ebenfalls eine beträchtliche geografische Breite: Neben zwei Aufsätzen mit Ungarnbezug (András Szabó, János Heltai) steht eine Studie über Personalverbindungen der Tübinger Universität zum östlichen Europa (Sabine Holtz) sowie eine weitere Studie über die Bedeutung reformierter Schulen der Alten Eidgenossenschaft in Polen-Litauen (Kęstutis Daugirdas). Diese Beiträge bleiben überwiegend bei Themen wie Statistiken oder Prosopographien von Professoren und Studenten, die in letzter Zeit auch in den wissenschaftlichen Kreisen des östlichen Europa zunehmend erforscht wurden – siehe dazu besonders das mehrbändige Großprojekt unter der Herausgeberschaft von Zoltán Csepregi bzw. Botond Kertész über evangelisch-lutherische Pfarrer in Ungarn seit der Reformationszeit (*Evangélikus lelkészek Magyarországon – ELEM*, Budapest 2013ff.).

Eine, die Methodologien fachübergreifend betreffende Problematik begleitet die Mehrheit der Beiträge, die bereits in der Einführung angesprochen wird: Die Tatsache, dass religiöse Motivationen bei der Migration, wenn überhaupt, von anderen Wanderungsmotiven – wie pekuniären oder mit Arbeitsperspektiven verbundenen – nur schwer zu unterscheiden sind. Diese dauernd angesprochene Frage wird am offensichtlichsten in der Betrachtung des Umgangs mit Salzburger Emigranten im deutschen Südwesten in Bezug auf religiöse und ökonomische Motive von Eberhard Fritz behandelt.

Neben zahlreichen Überblicken finden sich auch Fallbeispiele mit vielen Details – zu dieser Kategorie gehört unter anderen Matthias Asches Beitrag über die Kolonisten, die als Teil der Hohenzollerschen Migrationspolitik Preußisch-Litauen im 18. Jahrhundert besiedelten. Die Schwankungen zwischen Unterdrückung und Akzeptanz, die im Umgang mit religiöser Pluralität in zahlreichen unterschiedlichen Situationen zu erkennen sind, werden in Márta Fatas Studie am Beispiel der Religionspolitik gegenüber evangelischen Einwanderern im Banat und im ungarischen Komitat Tolna im frühen 18. Jahrhundert in großem Detail dokumentiert.

Auch wenn sich die Beiträge voneinander methodisch sowie qualitativ stark unterscheiden, erfüllt der Band seine Ziele auf mindestens vier Ebenen:

1. In klarer Ablehnung der bislang dominanten konfessionellen, hagiografisch tendierenden Erforschung von religiösen Migrationsbewegungen werden die Themen durch professionelle historische Migrationsforschung und Netzwerkanalysen aufgearbeitet.
2. Bei fast allen Beiträgen wird die anfängliche Hypothese, dass religiöse Motive bei der Auswanderung sehr oft nur eine von vielen Gründen darstellen, getestet und die Motivationen in ihrer Komplexität dargestellt. Auch dadurch zeigen die Beiträge ihre wissenschaftliche und historisch orientierte Fundierung.
3. Die Schwankungen zwischen Willkommenskultur und Verfolgung mit allen möglichen Stufen dazwischen in den offiziellen Haltungen und in der Gesetzgebung imperialer sowie territorialer Herrscher gegenüber religiös motivierter Migration wird ausgelegt.
4. Die bemerkenswerte konfessionelle Vielfalt der Migranten wird sichtbar dargestellt.

Diese umfassenden, jedoch differenzierten Bilder bilden die Stärke dieses Buches, welches besser bekannte Migrationsbewegungen und bisher deutlich weniger erforschte Gruppen nebeneinandersetzt und dadurch – trotz einiger Lücken – quasi als Kompendium fungiert. Zugleich liefert es aber zum Teil auch neue Forschungserkenntnisse und Aspekte, auch wenn zahlreiche Aufsätze, die sich mit der Frühen Neuzeit beschäftigen (darunter diejenigen von Dolinar, Adler oder Fritz), eher zusammenfassend wirken und keine besonderen neuen Erkenntnisse anbieten. Ein Orts- und ein Personenregister erleichtern die Recherche im Band, von dem Studenten, Lehrende, aber auch das für Geschichte und Kirchengeschichte interessierte breitere Publikum profitieren können. Zudem liefert die Sammlung für Wissenschaftler wichtige Impulse, die für die weitere Erforschung dieses komplexen Themenfeldes hoffentlich als Anregung dienen.

Angela und Luka Ilić

Friedrich R. Wollmershäuser (Hg.): Auswanderungen aus dem Königreich Württemberg vor 1850. Auswanderer und Abwesende aus dem Königreich Württemberg und seinen Nachbarregionen, 1785-1815 (Emigrants from the Kingdom of Württemberg before 1850. Emigrants and absentees from the Kingdom of Württemberg and surrounding regions, 1785-1815). 2 Bde. Deutsch/Englisch. Bd. 1: Auswanderer und Abwesende aus dem Königreich Württemberg und seinen Nachbarregionen, 1785-1815. Bd. 2: Auswanderer und Abwesende aus dem Königreich Württemberg und seinen Nachbarregionen, 1816-1835. Ubstadt-Weiher: Verlag Regionalkultur 2017; Bd. 1: 724 S., geb., 79,90 EUR; Bd. 2: 864 S., geb., 89,90 EUR

Mindestens 400.000 Württembergerinnen und Württemberger wanderten allein in den Jahren zwischen 1815 und 1871 aus. Während die württembergische Regierung noch im 18. Jahrhundert der Auswanderung restriktiv gegenüber stand und diese zwischen 1807 und 1815 sogar verboten war, wurde sie unter König Wilhelm I. wieder zugelassen, und nun unterstützten Staat und Gemeinden die Emigration von Auswanderungswilligen sogar. Einen frühen Höhepunkt der Auswanderung bildete die durch Ernteauffälle infolge einer globalen Klimakatastrophe ausgelöste schwere Hungerkrise von 1816/17. Allein zwischen Januar und Juli 1817 wanderten 17.200 Württembergerinnen und Württemberger aus; bei einer Bevölkerung von 1.396.000 Menschen machte dies 1,2 % in einem halben Jahr aus. Ursachen der Auswanderung waren die prekären wirtschaftlichen Verhältnisse großer Teile der Bevölkerung, die in Krisenzeiten extreme Armut, Hunger und Verschuldung mit sich brachten. Daneben konnten auch politische Gründe oder die Einberufung in den Militärdienst in Kriegszeiten zu einer Auswanderung führen. Dabei entwickelte sich Nordamerika im

19. Jahrhundert zum bevorzugten Zielland der Auswanderer, während es zuvor noch Osteuropa gewesen war.

Auf der Grundlage einer jahrelangen akribischen Auswertung von Bekanntmachungen über Auswanderer und Abwesende im Schwäbischen Merkur, der Schwäbischen Chronik (Kronik) und den Beilagen zu diesen Zeitungen werden in den vorliegenden beiden voluminösen Bänden insgesamt 73.351 Namen nachgewiesen. Beide Bände umfassen die Auswanderung aus Württemberg zwischen 1785 und 1835 und gehen weit über bisherige einschlägige Veröffentlichungen hinaus. Auch die im Internet bereitgestellten Datenbanken enthalten in der Regel nur die Personen, die unter förmlicher Aufgabe des Staatsbürgerrechts weggezogen sind. Die beiden Bände berücksichtigen dagegen Nachweise aus amtlichen und privaten Bekanntmachungen über stattgefundene Auswanderungen, Vorladungen abwesender Wehrpflichtiger oder flüchtiger Soldaten, Aufforderungen an Personen mit unbekanntem Verbleib, Vorladungen abwesender Personen und Anzeigen von Auswanderern über die geplante Versteigerung ihres Vermögens und Abschiedsgrüße an Freunde.

Die in den beiden Bänden enthaltenen Personenangaben sind alphabetisch nach Familiennamen geordnet und beinhalten neben Namen, Vornamen, Alter und Beruf auch weitere Angaben zur betreffenden Person und den Familienmitgliedern, eine kurze Darstellung des Sachverhalts, den letzten Wohnort, den Geburtsort, das ausschreibende Amt, die Art der Anzeige sowie Quellenangaben. Die Darstellung des Sachverhalts, Angaben zur Person und der Beruf sind nur in englischer Sprache aufgeführt, die Vorworte dagegen sind in englischer und deutscher Sprache verfasst. Umfangreiche Ortsregister erschließen die Bände zusätzlich, die außerdem noch Hinweise auf Veröffentlichungen und Datenbanken enthalten. Mit diesem zweibändigen Werk liegt eine grundlegende Neuerscheinung vor, die insbesondere für die genealogische und familiengeschichtliche Forschung unverzichtbar ist. Der Verfasser verdient für diese große Leistung hohe Anerkennung.

Michael Wettengel

Wolfgang Ott/Ulrich Scheinhammer-Schmid (Hg.): Hexen, Herren, Heilige. Die geistige Welt des Prämonstratensers Sebastian Sailer (1714-1777) (Kataloge und Schriften des Weißenhorner Heimatmuseums 6). Weißenhorn: Heimat- und Museumsverein 2018; 478 S., zahl. Abb., geb., 35,00 EUR

Der stattliche und schöne Band sammelt die Beiträge zu einem Sebastian-Sailer-Symposium anlässlich seines 300. Geburtstags, veranstaltet von Museumsverein und Stadt Weißenhorn am 11. Oktober 2014. Die Einleitung legt die Absicht der Herausgeber dar, nämlich die notwendige Aufklärungsarbeit für den aufgeklärten und aufklärenden Prämonstratenser mit seinen besonderen Begabungen zu leisten, dessen Lebenswerk in einer Flut von verharmlosenden Anekdoten und unbesehen abgeschriebenen Halb Wahrheiten, bis hinein in seriöse Lexika-Artikel wie Killys Literaturlexikon, unterzugehen drohte. Nun aber ist der aktuelle Stand der Forschung zu Sebastian Sailer und seiner Zeit gediegen festgeschrieben, bis sich zu einigen Themen die wissenschaftliche Forschung wieder weiter bewegt. Der Band ist dem Weißenhorner Verlegerehepaar Konrad gewidmet, als dankbare Anerkennung für ihren Einsatz für die „Literatur, Kunst und Kultur Oberschwabens, nicht zuletzt der Werke Sebastian Sailers“ (S. 7).

Die Beiträge im Einzelnen: Der Kenner der oberschwäbischen Klostersgeschichte Wilfried Schöntag stellt Sailers kreativen Anteil an der Verehrung des Heiligen Tiberius im Kloster Obermarchtal dar, samt einer brisanten Verbindung zum dortigen Hexenkult ab 1745. Sailers

Vita des besonderen römischen Heiligen von 1746 zeigt seine außergewöhnliche Bedeutung vor Ort auf, die auch die Besonderheit einer Geschäftsbeziehung mit dem Heiligen enthält, der wie ein „Rentamt“ oder wie eine „Spar- und Leihkasse“ agierte! (S. 33 und S. 40) Das *nec sancta devotio sine praemio* (S. 40) erinnert an das nicht nur antike „do ut des“. In diesem Beitrag werden somit schon zwei der drei Titelgruppen bearbeitet: Heilige und Hexen. Anschließend bearbeitet einer der Herausgeber als Spezialist für Sailers Oratorien, Ulrich Scheinhammer-Schmid, seine Passionsspiele, die eigenartigerweise von Textvorlagen aus dem norddeutschen Protestantismus beeinflusst sind, besonders von der Brockes-Passion, die auch Bach als Vorlage diente. Da hatte der Pater der Prämonstratenser keine Berührung-ängste. Und die Linien werden ausgezogen bis zu Goethes ‚Werther‘. Der Autor räumt auch mit einer viel zu weit verbreiteten Fehlmeldung auf, als habe Sailer auf Schwäbisch gepredigt. Er, der den Dialekt schätzte, erforschte und in seinen Theaterstücken und Gedichten verwendete, wollte kein „Bauer unter Chorrock und Stola“ sein, denn dafür war ihm „das Evangelium zu edel“ (S. 124). Heutigen künstlichen Dialektpredigern sei’s ins Stammbuch geschrieben! Danach deutet Stefan Bayer Sailers Latein und das darin zum Ausdruck kommende Selbstverständnis. Das Sprachgenie genoss keine universitäre Ausbildung, sondern die ordens-eigene der Klosterschule mit jedoch beachtlichem Niveau. Dazu passend folgt ein umfangreicher Beitrag zum klösterlichen Theaterschaffen von der Theologin und Mathematikerin Manuela Oberst. Diese Zusammenfassung für Obermarchtal fußt auf ihrer umfangreichen Arbeit für alle oberschwäbischen Klöster. Allein der Marchtaler Dramenbestand umfasst heute noch 450 Titel, allesamt lateinisch mit wenigen deutschen Einsprengseln, zur Darstellung der Heilsgeschichte und moralischen Erziehung der Zuschauer und auch der Schauspieler, die zum größten Teil Klosterschüler waren. Die Untersuchung schließt auch die moderne theatralische Bühnentechnik samt Wind- und Regenmaschinen, sowie die aufwändige Ausstattung in Kulissen und Kostümen mit ein. So konnten auch die des Lateinischen nicht mächtigen Zuschauer durch die Inszenierung dem Geschehen folgen. Angehängt sind, von Klaus Treutlein bearbeitet, zwei beispielhafte Zwischenspiele mit Aristoteles-Szenen, die Bezug nehmen auf das damals erforschte Phänomen der Elektrizität und so den griechischen Philosophen gar mit einer Luftpumpe in Verbindung bringen! Es folgt der umfangreichste Beitrag von Torsten Mario Augenstein, der einen weiten musikwissenschaftlichen Weg beschreitet, bis er wieder in der Musik der oberschwäbischen Klöster zu Sailers Zeiten ankommt und zahlreiche Beispiele vorführt. Auch hier ergeben sich überraschende Beziehungen zu norddeutschen Traditionen, etwa eines Matthias Claudius. Als Epoche ordnet der Autor diese Werke nicht mehr dem Barock, sondern der Empfindsamkeit zu, als „Kategorie der Spätaufklärung“ (S. 271). Ob „*finis musicae*“ mit „Endzweck der Musik“ sinnvoll wiedergegeben ist, darf nachgefragt werden, da damit die Musik verzweckt scheint.

Es folgen noch zwei Beiträge aus der Weißenhorner Jubiläums-Ausstellung: Ulrich Scheinhammer-Schmid stellt Sailers Predigt zur Einweihung der Klosterkirche Birnau von 1750 vor. Und Matthias Kunze widmet sich dem Themenbereich Sailer und die Kunst aufgrund der Betrachtungen in seinen Erbauungsbüchern. Dabei werden besonders Beziehungen zu dem Künstler Franz Martin Kuen, einem Vetter Sailers deutlich. Und dies leitet zugleich ins nächste Weißenhorner Jubiläumsjahr über, dem 300. Geburtstag Kuens 2019. Schließlich enthält der Band weite Teile der Biographie Sebastian Sailers von Moritz Johner vom Beginn des 20. Jahrhunderts in der Bearbeitung durch Karl Josef Merk. Die heute noch aussagekräftigen Kapitel, teilweise auf der Grundlage inzwischen nicht mehr vorhandener Quellen, wurden von Ulrich Scheinhammer-Schmid aufwändig verifiziert und kommentiert. Einen besonderen Charme entwickeln die angehängten ‚Rappulare‘, Sailers Hausregeln für Dienstboten, die er seinen akribischen Buchhaltungen über Einnahmen und Ausgaben beifügte. Diese dokumentieren,

mit welchen umfangreichen ökonomischen Tätigkeiten und Risiken ein Ortspfarrer damals befasst sein musste und zeigen zugleich noch einmal Sailers sprachliche Originalität in den lebenskundlichen Sinnsprüchen.

Der Band ist erschlossen durch eine Auswahlbibliographie und ein Personenregister. Er löst ein, was er sich vorgenommen hat, indem er ein tiefgehendes, differenziertes und kontextualisiertes Bild des Prämonstratensers demonstriert, mit den vielen originellen Begabungen des Weißenhorners und Obermarchtalers Sebastian Sailer.

Wolfgang Schöllkopf

Nicole Bickhoff/Wolfgang Mährle/Eberhard Merk (Bearb.): Romantiker auf dem Lichtenstein. Lebenswelten Herzog Wilhelms von Urach (1810-1869). Begleitbuch zur Ausstellung (Sonderveröffentlichungen des Landesarchivs Baden-Württemberg). Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2018, 276 S., zahlr. farb. Abb., 22,00 EUR

Anlässlich des 175-jährigen Jubiläums des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins befasste sich eine Ausstellung des Hauptstaatsarchivs Stuttgart und des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins vom 8. Juni bis 12. Oktober 2018 mit dessen Gründungsvorsitzenden. Graf Wilhelm von Württemberg, seit 1867 Herzog von Urach (1810-1869), ist in weiten Kreisen vor allem als Bauherr des Schlosses Lichtenstein am historischen Ort im neugotischen Stil bekannt geworden. Zu Recht wurde „Württembergs letzter Ritter“ dabei als Romantiker charakterisiert und der Romantik auch in einem Symposium des Arbeitskreises für Landes- und Ortsgeschichte in Stuttgart besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Als langjähriger Gouverneur der Bundesfestung Ulm (1857-1867) war Graf Wilhelm aber auch Ulm besonders verbunden. In der Donaustadt erfreute sich Graf Wilhelm großer Beliebtheit in der Bürgerschaft; er wurde Mitglied des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben und 1865 sogar Gründungsmitglied und Vorsitzender des Vereins für Mathematik und Naturwissenschaften in Ulm. Als 1864 sein Sohn Wilhelm in Monaco zur Welt gekommen war, antwortete Graf Wilhelm auf die Glückwünsche der bürgerlichen Kollegien Ulms: „Mein Sohn, wengleich in fernem Lande geboren, soll's sich zur Ehre rechnen, ein guter Ulmer genannt zu werden.“

Nach einem Vorwort gibt Wolfgang Mährle in dem Eröffnungsvortrag einen Überblick über das Leben des vielseitig begabten Grafen. Dieser wurde als Sohn Herzog Wilhelms von Württemberg (1761-1830) in einer Ehe mit Wilhelmine von Tunderfeld-Rhodus (1777-1822) geboren, die als nicht standesgemäß galt. Dies hatte zur Folge, dass Herzog Wilhelm für sich und seine Kinder auf die Thronfolge verzichten musste und die Kinder den Titel „Graf“ bzw. „Gräfin von Württemberg“ trugen. Graf Wilhelm mochte sich damit Zeit seines Lebens nicht abfinden, und es war für ihn eine Genugtuung, dass er 1867, wenige Jahre vor seinem Tod, von König Karl von Württemberg zum „Herzog von Urach Graf von Württemberg“ erhoben und damit ein neues fürstliches Haus begründet wurde. In der militärischen Laufbahn brachte es Graf Wilhelm bis zum General der Infanterie, und er tat sich auch durch militärtechnische Innovationen hervor. Seine Eheverbindungen mit Theodolinde de Beauharnais Prinzessin von Leuchtenberg (1814-1857) und Florestine von Monaco (1833-1897) waren glanzvoll und unterstrichen seinen Anspruch auf fürstlichen Rang. Graf Wilhelm hatte auch ausgeprägte naturwissenschaftliche, kunsthistorische und archäologische Interessen sowie eine rege Sammelleidenschaft. Er entdeckte Versteinerungen, die nach ihm benannt wurden, und erhielt für seine Verdienste um die Wissenschaft und die Kunst 1845 die Ehrendoktorwürde der Universität Tübingen. Er pflegte ein breites gesellschaftliches Engagement, unterhielt einen

Schriftwechsel mit Schriftstellern, war Gründungsvorsitzender, Initiator und Mitglied von wissenschaftlichen und geselligen Vereinen.

Im folgenden Beitrag von Eberhard Merk wird die Entstehung des Hauses Urach nachvollzogen und dabei insbesondere den Verhandlungen um die Standeserhöhung unter König Karl große Aufmerksamkeit gewidmet. Auch die weitere Entwicklung bis zum Ersten Weltkrieg wird kurz skizziert. Mit der Familie der ersten Ehefrau von Graf Wilhelm, Prinzessin Theodolinde von Leuchtenberg, befasst sich Johannes Moosdiele-Hitzler. Das Haus Leuchtenberg war durch die Ehe zwischen dem Stiefsohn Napoleons, Eugène de Beauharnais, und Auguste Amalie, Tochter des bayerischen Königs Maximilian I. Joseph, entstanden. Thomas Blanchy widmet sich in seinem Beitrag der fürstlichen Hochzeit von Florestine Grimaldi und Graf Wilhelm am 15./16. Februar 1863 in Monaco. Die Eheschließung wird dabei als Teil der Politik des Fürsten Charles III. gedeutet, Monaco in das monarchische Europa zu integrieren. Das konservative politische Engagement Graf Wilhelms während und nach der Revolution von 1848/49 war bislang wenig bekannt und wird von Wolfgang Mährle beleuchtet. Graf Wilhelms Engagement in Kunst und Wissenschaft bildet den Gegenstand der nachfolgenden Ausführungen von Nicole Bickhoff, die dabei auch seine Ausbildung im Fellenberg'schen Institut in Hofwil im Kanton Bern berücksichtigt und Wilhelms Rolle als Bewahrer des kulturellen Erbes und Vorsitzender von wissenschaftlichen Vereinen Aufmerksamkeit schenkt. Rolf Bidlingmaier stellt danach die Entstehung des Schlosses Lichtenstein als romantisches Idealbild einer Burg vor, das von den ersten Ideen und Vorentwürfen bis zur Realisierung nachvollzogen wird. Mit der Oper „Lichtenstein“ von Peter von Lindpaintner, die 1846 in Stuttgart uraufgeführt wurde, beschäftigt sich der Beitrag von Peter Schiffer.

An die durchweg qualitätvollen und neue Aspekte zu Tage fördernden Aufsätze schließt sich der Katalogteil an. Er enthält nach der Stammtafel des Hauses Württemberg und einer Übersicht von Wilhelms Lebensstationen vier Abschnitte:

1. „Adelige Lebenslinien. Wilhelm und seine Familie“
2. „Artillerist, Waffenkonstrukteur, Gouverneur. Wilhelms militärische Laufbahn“
3. „Rastlos tätig in Kunst, Wissenschaft und Politik. Interessen und gesellschaftliches Engagement“
4. „Zu Stein gewordene Literatur: Das „Märchenschloss“ Lichtenstein“.

Zu loben sind die zahlreichen, in ausgezeichneter Qualität wiedergegebenen farbigen Abbildungen und die vielen geschickt gewählten und kenntnisreich kommentierten Quellen. Den Herausgebern ist ein grundlegender Band zu einer bemerkenswerten Persönlichkeit der württembergischen Geschichte hervorragend gelungen.

Michael Wettengel

Wolfgang Mährle/Nicole Bickhoff (Hg.): *Armee im Untergang. Württemberg und der Feldzug Napoleons gegen Russland* (Sonderveröffentlichungen des Landesarchivs Baden-Württemberg). Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2017; 276 S., eine Faltkarte, zahlr. farb. Abb., 30,00 EUR

„Majestät haben keine Armee mehr!“ war die Antwort von Generalmajor Karl von Kerner auf die Frage von König Friedrich von Württemberg, warum er die Armee verlassen habe. Der gescheiterte Russlandfeldzug Napoleons von 1812 hatte auch für das Kontingent von fast 16.000 württembergischen Soldaten, die der Grande Armée angehörten, katastrophale Auswirkungen. Nur etwa 1.000 von ihnen überlebten den Krieg und kehrten in ihre schwäbische

Heimat zurück. Die Erinnerung an die kriegerischen Ereignisse und den Rückzug aus Russland wurde von den Kriegsveteranen mitgeprägt, und zahlreiche Darstellungen, Bildnisse, Medaillen und Denkmäler zeugen davon.

Die württembergische Beteiligung am Feldzug Napoleons gegen Russland war auch Thema einer Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg und einer Tagung des Arbeitskreises für Landes- und Ortsgeschichte im Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine am 25./26. Oktober 2012. Der vorliegende, ansprechend gestaltete Band enthält zunächst die Beiträge dieser Tagung. Nach einem einleitenden Überblick über die Thematik durch Wolfgang Mährle, der den Russlandfeldzug von 1812 als einen württembergischen Erinnerungsort charakterisiert, folgt unter der Überschrift „Vom Bündnispartner zum Kriegsgegner“ ein Beitrag von Erich Pelzer über die Entwicklung des politischen Konflikts zwischen Napoleon und Zar Alexander. Mit dem württembergischen Offizierskorps, den Militärreformen und seinem Schicksal im Russlandfeldzug befasst sich der Beitrag von Joachim Brüser, an den sich ein Porträt des russischen Generals Eugen von Württemberg von Denis Sdvižkov anschließt. Eine von Helmuth Mojem verfasste Biografie des Flugpioniers Franz Leppich aus dem fränkischen Müdesheim geht auch auf dessen Tübinger Ballon-Projekt und auf sein ähnliches Vorhaben in Moskau ein, wobei ein Zusammenhang mit dem Brand Moskaus wohl in das Reich der Legende verwiesen werden kann. Wolfgang Mährle bietet sodann eine Bestandsaufnahme der Selbstzeugnisse württembergischer Feldzugsteilnehmer und widmet sich anschließend der Bilddokumentation Christian Wilhelm von Faber du Faur über den Feldzug.

An die durchweg vorzüglichen Beiträge des Aufsatzteils schließt sich der Katalogteil an, welcher der Chronologie folgend in sechs Abschnitte gegliedert ist: „Der Weg in den Krieg: Württemberg und die französisch-russischen Beziehungen von 1807 bis 1812“, „Der Verlauf des französisch-russischen Krieges 1812“, „Mit Napoleon im Krieg: Soldatenalltag in der Grande Armée des Jahres 1812“, „Im Angesicht des Feindes: Die Württemberger im Gefechtseinsatz“, „Zwischen Hoffnung und Entsetzen: Die Wahrnehmung des Krieges in Württemberg“ und „Nach dem Krieg: Kriegsfolgen und historische Erinnerung“. Die in hervorragender Qualität wiedergegebenen, oft ganzseitigen Farbbilder, die zum Teil auch transkribierten Briefe und die geschickte Auswahl der Exponate, durch die diese mit dem Schicksal von einzelnen Kriegsteilnehmern verknüpft sind und sich durch die Ausstellung verfolgen lassen, vermitteln einen unmittelbaren, lebendigen Eindruck des Kriegsgeschehens und des Feldzugs. Besonders eindrucksvoll ist unter anderem auch die Darstellung der Kriegsergebnisse in der württembergischen Presse, wo „Fake News“ über die angeblichen Erfolge der napoleonischen Armee selbst dann noch verbreitet wurden, als sich das Scheitern des Feldzugs abzeichnete. Der rundum gelungene Band ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Napoleonischen Kriege.

Michael Wettengel

Rainer Loose: Die Centralstelle des Württembergischen landwirtschaftlichen Vereins. Die Erneuerung von Landwirtschaft und Gewerben unter König Wilhelm I. von Württemberg (1817-1848) (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B: Forschungen 221). Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2018; XLVI + 529 S., 4 Farb-, 24 s/w-Abb., 45,00 EUR

Als König Wilhelm I. von Württemberg am 30. Januar 1816 die Thronfolge antrat, befand sich sein Königreich in einer schweren Krise. Katastrophale Wetterverschlechterungen und

Missernten, vermutlich ausgelöst durch den Ausbruch des Vulkans Tambora in Indonesien, hatten auch in Württemberg zu einer Hungersnot und einem steilen Anstieg der Lebensmittelpreise geführt. Der neue König und seine Frau Katharina widmeten sich mit großer Energie der Bewältigung der Krise. Sie initiierten zunächst eine Reihe von Maßnahmen, die der Linderung der unmittelbaren Not dienten, wie die Festsetzung von Höchstpreisen, die Erfassung und Kontrolle von Grundnahrungsmitteln, der Ankauf von Getreide, sowie die Errichtung eines landesweiten Wohltätigkeitsvereins und von Suppenanstalten. Das Herrscherpaar brachte darüber hinaus ein Bündel von Reformen auf den Weg, die auf eine langfristige Verbesserung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse zielten, so beispielsweise die Gründung der Württembergischen Landessparkasse 1818, des landwirtschaftlichen Vereins 1817 und der landwirtschaftlichen Unterrichts-, Versuchs- und Musteranstalt 1818. Auch die Veranstaltung des Landwirtschaftlichen Festes in Cannstatt, die Aufhebung der Leibeigenschaft und des Lehensverbands gehörten dazu.

Den Kernbereich der Reformen König Wilhelms bildete dabei die Verbesserung und Intensivierung der württembergischen Landwirtschaft, deren Schwächen sich bei der Krise gezeigt hatten. Der Gründung des Württembergischen landwirtschaftlichen Vereins kam daher eine Schlüsselfunktion in der Reformagenda zu. Seine Aufgabe war die Förderung von neuen Methoden der Landwirtschaft, die Einführung neuer Geräte und Feldfrüchte sowie deren Vermittlung an die Landwirte. Die Centralstelle des Vereins diente als Leitungsorgan für die landwirtschaftlichen Vereine im Land und zugleich als staatliche Anstalt.

Mit der Arbeit dieser Centralstelle und des Vereins befasst sich die verdienstvolle Arbeit von Rainer Loose. Nach der Darstellung von Gründung, Gliederung und Entwicklung des landwirtschaftlichen Vereins und seiner Centralstelle werden ihre Kommunikationsorgane und Einrichtungen vorgestellt. Ausführlich werden die Partikularvereine, die Spezialvereine und die Gauversammlungen untersucht. Da die Centralstelle alleine für die Erneuerung von Landwirtschaft und Gewerbe zuständig sein wollte, kam es zu Konflikten mit „oppositionellen“ landwirtschaftlichen Versammlungen und Vereinen, zu nennen ist hier insbesondere der Oberschwäbische landwirtschaftliche Verein des Ulmer Oberjustizprokurators Andreas Wiest, der sich hartnäckig für die Abschaffung der Grundlasten einsetzte. Gegenüber dem Handels- und Gewerbeverein konnte die Centralstelle zwar erreichen, dass dieser ihr angegliedert wurde, doch führte dies bald zu Forderungen der gewerblichen Wirtschaft nach besserer Interessenvertretung, denen 1830 durch die Gründung der „Gesellschaft für Beförderung der Gewerbe in Württemberg“, dem späteren Gewerbeverein, stattgegeben wurde.

Breiten Raum widmet der Verfasser den Bemühungen um die Erneuerung von Landwirtschaft und Viehzucht, den Anfängen des Land- und forstwirtschaftlichen Instituts Hohenheim und der Modernisierung landwirtschaftlicher Gewerbe, wobei auch die Versuche der Bewältigung der Leinwandkrise untersucht werden. Die anderen Aufgaben von Centralstelle und Verein, wie die Armenversorgung durch Ackerbau, die Kulturlandgewinnung und Binnenkolonisation, die Landesverbesserung und Dorfverschönerung sowie die landwirtschaftlichen Feste, hier insbesondere das Cannstatter Fest, finden ebenso Berücksichtigung wie die Publizistik des Vereins und dessen Präsenz auf wissenschaftlichen Versammlungen.

Das Fazit des akribisch erarbeiteten Bandes ist ambivalent: Bei allem Engagement des Vereins blieb ihm eine nachhaltige Modernisierung der württembergischen Landwirtschaft versagt. Die Grundlastenablösung erfolgte letztlich erst durch die Revolution von 1848/49 und die Zwitterstellung zwischen Vereinsleitung und Staatsanstalt war für das Wirken der Centralstelle eher hinderlich. Zu groß war die Distanz zwischen Vereinsvorständen und Bauern. So resümiert der Verfasser: „Ein Wandel trat erst ein, als aufgeklärte, gebildete rationale Landwir-

te die Tätigkeit der Centralstelle sowie der ihr unterstellten Bezirksvereine hinterfragten und als unbefriedigend empfanden und mit den Landesversammlungen württembergischer Land- und Forstwirte ein Gegengewicht schufen [...]“ (S. 470). Rainer Loose wirft in seinem sehr gelungenen und lesenswerten Band damit auch neues Licht auf die Reformpolitik im Königreich Württemberg unter Wilhelm I., nicht nur, was die Landwirtschaft anbelangt: „Die einseitig hofnahe Darstellung“ in Jubiläumsschriften und offiziellen Statistiken habe, so Loose, die Wirklichkeit „verzeichnet“ (S. 471). Die sehr empfehlenswerte Neuerscheinung enthält Anhänge mit den Mitgliedern der Centralstelle, den Vorständen und Mitgliederzahlen der landwirtschaftlichen Bezirksvereine bis 1848, den Mitgliedern des Württembergischen landwirtschaftlichen Vereins, den Namen der „oppositionellen landwirtschaftlichen Vereine“, zeitgenössische Maße und Gewichte, ein Glossar sowie ein Orts- und Personenregister.

Michael Wettengel

Gad Arnsberg: „... über die Notwendigkeit einer deutschen Republik.“ Die württembergische Militär- und Zivilverschwörung 1831–1833 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B: Forschungen 211). Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2017; LXVI + 447 S., 10 Abb., geb., 42,00 EUR

Die französische Julirevolution von 1830 hatte tiefgreifende Auswirkungen: In Italien und Polen ereigneten sich Aufstände, in den südlichen Niederlanden wurde das Königreich Belgien ausgerufen. Auch in mehreren Staaten des Deutschen Bundes kam es zu politischen Kundgebungen und offenen Unruhen. Im Königreich Hannover, im Königreich Sachsen, im Herzogtum Braunschweig und im Kurfürstentum Hessen wurden nach heftigen Protesten neue Verfassungen erlassen. In den süddeutschen Verfassungsstaaten gründeten Mitglieder der liberal-demokratischen Oppositionsbewegung den länderübergreifenden Press- und Vaterlandsverein und organisierten Massenversammlungen, am bekanntesten war das Hambacher Fest von 1832. Die darauf folgenden Repressionen der süddeutschen Regierungen und des Deutschen Bundes überzeugten radikale Teile der Opposition davon, dass nur ein gewaltsamer Umsturz und die Einführung der republikanischen Staatsform zu einer Verbesserung der politischen Verhältnisse führen könnten. Einen Schwerpunkt hatten die im Geheimen operierenden radikalen Oppositionellen in den hessischen Staaten und der Stadt Frankfurt. Die Verschwörungen mündeten in den sogenannten Frankfurter Wachensturm vom 3. April 1833, bei dem eine Gruppe zumeist studentischer Revolutionäre durch den Überfall auf die Frankfurter Wachen eine allgemeine Revolution auslösen wollte. Der Versuch eines gewaltsamen Aufstands wurde jedoch vom Militär vollständig niedergeschlagen, nachdem schon im Vorfeld die Pläne dazu bekannt geworden waren.

Die Frankfurter Verschwörer besaßen auch Verbindungen nach Württemberg, wo Kreise um den Leutnant Ernst Ludwig Koseritz, den Feldwebel Samuel Lehr, den Buchhändler Friedrich Gottlob Franckh und den Handlungsdienner Georg David Hardegg einen Aufstand planten. Bemerkenswert war hier, dass nicht nur Zivilisten, sondern vor allem Angehörige des Militärs an den Aufstandsplänen beteiligt waren und mit Koseritz eine leitende Rolle hatten. Auch in der Ulmer Garnison gab es einen Anhänger der Verschwörung. Durch einen Militärputsch sollten revolutionäre Bauern und Bürger bewaffnet und der württembergische König gefangengenommen werden. Auch von auswärtigen Mächten, von Frankreich und der polnischen Exilararmee, erhoffte man sich Beistand. Das Ziel war die Errichtung einer demokratischen Republik, von der die Lösung auch der sozialen Probleme im Lande erwartet wurde. Auch in Württemberg wurde die Verschwörung frühzeitig aufgedeckt. Nach dem Scheitern des

Wachensturms gab Koseritz die Aufstandspläne auf und stellte sich den Behörden. Im Zuge umfangreicher Untersuchungen wurde der württembergische Verschwörerkreis inhaftiert. Koseritz und Lehr wurden zunächst wegen Hochverrats zum Tod verurteilt, dann aber vom König begnadigt und nach Amerika verbannt.

Bislang existierte keine umfassende Darstellung der revolutionären Oppositionsbewegung im Königreich Württemberg im Vormärz. Wo sie Erwähnung fand, wurde sie in der Regel knapp abgehandelt und ihre Bedeutung gering eingeschätzt. Mit der vorliegenden Arbeit von Gad Arnsberg wird die Verschwörung von Koseritz und Franckh im Königreich Württemberg im Umfeld der französischen Julirevolution erstmals detailliert auf der Grundlage umfassender Quellenstudien untersucht. Die unterschiedlichen, nicht selten divergierenden Aktivitäten und gesellschaftlich-politischen Weltbilder der Revolutionäre werden eingehend herausgearbeitet. Arnsberg bettet die Vorgänge in Württemberg kenntnisreich in den breiten Kontext der europäischen Revolutionsbewegungen des frühen 19. Jahrhunderts ein und weist dabei die vielfältigen Bezüge und Verbindungen zwischen Akteuren im radikal-demokratischen Milieu nach. Das Verhältnis zwischen diesen revolutionären Protagonisten und den Liberalen in Württemberg ist ebenfalls Gegenstand der Darstellung. Die Arbeit leistet damit einen Beitrag zur Geschichte der liberal-demokratischen Bewegung in Württemberg im Vormärz.

Der Verfasser hat die archivalischen und die gedruckten Quellen gründlich ausgewertet und sich auch mit der Forschungsliteratur intensiv auseinandergesetzt. Allerdings wird nicht immer der neuste Forschungsstand präsentiert. So wurde insbesondere die neuere Fachliteratur zu den Vorgängen in den 1830er Jahren nur lückenhaft rezipiert. Für den Verfasser, einem Schüler von Walter Grab, ist die Verschwörung von Koseritz und Franckh Teil der deutschen Demokratiegeschichte. Arnsberg schätzt die Erfolgsaussichten der Verschwörer positiv ein, denn er wählt als Vergleichsfolie süd- und osteuropäische Staaten, in denen ein starkes Bürgertum noch fehlte und die politischen Mitwirkungsmöglichkeiten schwach waren. Dort existierte die Tradition des Militäraufstands zur Durchsetzung gesellschaftlicher Veränderungen, mit dem die Verschwörung von Koseritz und Franckh als Sonderform einer „liberalen Revolution“ vergleichbar gewesen sei. Vor diesem Hintergrund hätten die von den württembergischen Verschwörern verfolgten Pläne einer revolutionären Kettenreaktion durchaus Erfolgsaussichten besessen.

Der Rezensent bekennt, dass er diese optimistische Einschätzung der Erfolgsaussichten der Pläne von Koseritz und Franckh nicht teilt. Wie in der Arbeit selbst dargelegt, beruhte die Verschwörung auf gravierenden Fehleinschätzungen hinsichtlich der Stärke der revolutionären Kräfte und einer fehlenden realistischen Lageeinschätzung bei vielen Beteiligten. In Württemberg herrschte keine revolutionäre Stimmung, die zu einem Umsturz der politischen Ordnung hätte führen können. Selbst zahlreiche Vertreter der liberalen Opposition waren vehemente Gegner eines republikanischen Umsturzes. Und auch bei einem – sehr unwahrscheinlichen – Erfolg einer republikanischen Bewegung in einem Staat hätten die Großmächte des Deutschen Bundes dem rasch ein Ende gesetzt.

Diese kritischen Anmerkungen sollen dem Wert dieser quellengesättigten Arbeit jedoch keinen Abbruch tun, die die Vorgänge in Württemberg und die Bezüge zu anderen Staaten im Gefolge der Julirevolution akribisch aufgearbeitet hat. Arnsberg hat die personellen Netzungen und den Ideentransfer zwischen den europäischen Republikanern, zu denen auch die württembergischen Verschwörer gehörten, eindrucksvoll nachgewiesen. Die Vorgänge in Württemberg wurden damit in einen größeren Zusammenhang gestellt, so dass diese Neuerscheinung nicht nur für die Landesgeschichte bedeutsam ist. Mit dieser grundlegenden Arbeit wird ein wichtiger Beitrag zur Entwicklung der politischen Bewegungen im Vormärz und zu den revolutionären Vorgängen in den 1830er Jahren geliefert.

Michael Wettengel

Christof Rieber: Albert Einstein. Biografie eines Nonkonformisten. Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2018; 240 S., 37 Abb., Übersichtstafeln, geb., 24,90 EUR

In seiner biografischen Abhandlung mit lokalgeschichtlichen Bezügen zu Ulm, der Geburtsstadt Albert Einsteins, spannt Christof Rieber einen Bogen über das Leben und Wirken des berühmtesten Sohns der Stadt. Das übergeordnete Leitbild stellen die immer wieder aufzufindenden Belege für Einsteins Nonkonformismus dar. Anhand von zahlreichen Quellen, darunter eine Vielzahl von neuerschlossenen Fundstücken, skizziert der Autor den Werdegang Einsteins von seiner schwäbischen Heimatregion über die Zwischenstationen u. a. in der Schweiz, Prag, Berlin bis hin zu seiner letzten Wirkungsstätte in Princeton. Ein eigenes Kapitel widmet Rieber Einsteins Verhältnis zu Frauen. Unter anderem wird die Beziehung zu seiner ersten Ehefrau, Mileva Mari, im Spannungsfeld mit dem beginnenden Verhältnis mit seiner Cousine Elsa Einstein dargestellt und anhand von Briefen belegt. Der Autor zeichnet ein Bild von Einstein als unangepasstes Genie. Diese Grundthese zieht sich kontinuierlich durch alle Kapitel des Werkes. Anhand zahlreicher Belegstücke verdeutlicht Rieber weiterhin die bei Einstein stets vorhandene Skepsis zu autoritären Systemen, unabhängig von ihrer tatsächlichen Staatsform. Einsteins Weigerung nach dem Zweiten Weltkrieg, Ehrungen in Deutschland anzunehmen, findet ebenso Erwähnung wie die Hetzjagd des Senators McCarthy in den USA der Nachkriegszeit. Der Nonkonformismus wird aber nicht nur auf seine politische Sichtweise oder wissenschaftliche Arbeit reduziert, sondern bezieht sich auch auf Einsteins Privatleben.

Die Kapitel des Buches folgen dabei der Chronologie, beginnend mit seiner Geburt im Jahre 1879 bis zu seinem Tode 1955. Jeder Teilabschnitt steht unter einem bestimmten Schwerpunktthema. Exemplarisch seien an dieser Stelle das Kapitel 9 (1919-1923: „Internationaler Star und Hassobjekt der Antisemiten“) und das Kapitel 10 („Repräsentant der Republik und Widerstand gegen das NS-Regime“) genannt. Jedes Unterkapitel vertieft das jeweilige Leitthema und stellt – wenn möglich – immer wieder Bezüge zu Einsteins Geburtsstadt Ulm her. Dieser Umstand ist für die lokale Forschung sehr wichtig und hilfreich, da die familiengeschichtlichen Bezüge des Nobelpreisträgers in nahezu allen bisherigen Abhandlungen, auch in Standardwerken wie z. B. Fölsings oder Isaacsons Biografien, eine Randnotiz bleiben. In den bisherigen Betrachtungen wurde zwar immer die direkte Vorfahrenschaft angeschnitten, der Familienverband blieb jedoch Randnotiz. Rieber gelingt es, basierend auf jahrelangen Forschungen zum „Engländer“, ein am Weinhof gelegenes Geschäftshaus, eine Familienskizze zu entwickeln. Das Gebäude war von besonderer Bedeutung, da es die Bettfedernfabrik beherbergte, an der Albert Einsteins Vater zeitweise Teilhaber war, dort auch seine Großeltern wohnten und es sich längere Zeit im Besitz der Familie Einstein befunden hat. Das Haus steht bis heute.

Mehrere Familienmitglieder, wie August Einstein und Kosman Dreyfuss, werden in den Fokus gestellt. Rieber zeigt auch auf, dass die Lebensverhältnisse innerhalb des Familienverbundes sehr unterschiedlich waren und kein einheitliches Statusbild existierte. Wichtige Fundgruben für Riebers Arbeit waren die durch das Einstein Papers Project frei zugänglich gewordenen Briefe Einsteins, die dabei helfen, das Bild vom Verhältnis zwischen Ulm und Einstein zu aktualisieren. So wird etwa berichtet, dass Einstein im Jahre 1923 zusammen mit seinem Vetter Paul Moos eine Besteigung des Ulmer Münsterturms vorgenommen hatte.

Durch die Verknüpfung von Lokalgeschichte und biografischen Aspekten schlägt der Autor eine Brücke zwischen bekannten Details aus dem Leben Einsteins und seinen wissenschaftlichen Errungenschaften hin zu neuen Forschungsergebnissen. Damit legt er einen wichtigen Beitrag zur Einsteinforschung vor und weitet den Blick auf die familiären Einflüsse auf das Leben des Nobelpreisträgers.

Ingo Bergmann

Uwe Degreif (Hg.): Jakob Bräckle 1897-1987. Biberach: Biberacher Verlagsdruckerei 2018; 359 S. mit 320 farbigen Abb., 49,80 EUR

Die Beschäftigung mit dem oberschwäbischen Maler Jakob Bräckle (1897-1987) begleitet die 23-jährige Berufstätigkeit von Uwe Degreif am Museum Biberach. In höchst ungewöhnlicher und bemerkenswerter Weise setzen je eine Monografie zu diesem Künstler den Anfangs- und Endpunkt seiner kuratorischen Tätigkeit in diesem Museum. Mehr per Zufall kam Degreif seinerzeit ins Oberschwäbische, um im Auftrag der Stadt Biberach zum 100. Geburtstag des Künstlers 1997 maßgeblich die Aufarbeitung seines Gesamtwerks vorzunehmen. Jetzt rund 20 Jahre später legt er eine weitere Monografie zum Künstler vor, deren Inhalt und Präsentation Degreif vollständig selbst verantwortet.

Beide Monografien wurden von Übersichtsausstellungen begleitet. 2019 folgte auf die Präsentation im Museum Biberach (10. November 2018 – 22. April 2019) eine Anschlussstation in der Städtischen Galerie Böblingen (5. Mai – 7. Juli 2019).

Die jüngst vorgelegte Monografie fußt auf der kunsthistorischen Werkanalyse von 1999. Der Vergleich beider Fassungen zeigt aufschlussreiche Unterschiede und erlaubt die Einschätzung, dass der aktuelle Band als ein Weiterdenken über das Oeuvre Bräckles verstanden werden will. Auf insgesamt 359 Seiten werden Leben und Werk des Künstlers ausgebreitet. Degreif hält an der 1999 ausgearbeiteten Einteilung in vier chronologisch aufeinander folgende Phasen fest. Jede wird gründlich untersucht und in Bezug zum Gesamtwerk gesetzt.

Im Unterschied zur Monografie von 1999 leitet nun eine Zusammenfassung jede werkgeschichtliche Phase ein und gibt dem Leser eine erste, knappe Übersicht. In sprachlich und inhaltlich geschickter Art und Weise verflucht Degreif seine eigenen Beobachtungen mit Aussagen und Einschätzungen früherer Bearbeiter und Bearbeiterinnen und erschließt das Werk damit aus verschiedenen Perspektiven. In beiden Monografien spricht aus dem Text viel Empathie mit Bräckle, aber zugleich das erklärte Bemühen um objektive Distanz. Dies wird vor allem in dem zentralen Kapitel deutlich, das sich mit Bräckles Beziehung zum Nationalsozialismus befasst. Auch hier greift Degreif auf seine sorgfältigen Untersuchungen von 1999 zurück. Was heute angesichts der Provenienzforschung Standard geworden ist, war damals eine Pioniertat, die Degreifs kunsthistorische Weitsicht und klare Positionierung als Geschichtswissenschaftler unter Beweis stellt. Mit großer Gründlichkeit analysiert Degreif Bräckles Verhalten zwischen 1933 und 1945, ordnet es einerseits vor dem Hintergrund persönlich-biografischer und andererseits zeitgeschichtlicher Umstände in Oberschwaben ein. Er untersucht die Rezeption der Werke ebenso wie Bräckles Ausstellungstätigkeiten während dieser Jahre. Sein besonderes Augenmerk gilt vor allem der Frage, welche Bildmotive der Künstler in dieser Zeit aufgreift und wie diese möglicherweise in den nationalsozialistischen Bilderkanon passen. Der Einleitungssatz Degreifs zum Kapitel „Das dritte Reich“ erinnert daran, dass diese Phase in Bräckles Vita nicht ausgeklammert werden darf, zumal der Künstler offiziell als „in geringem Maße“ belastet eingestuft wurde.

Die aktuelle Monografie hat den Charakter einer Hommage. Dies wird im Schlussteil deutlich. Er versammelt Texte und Bilder von fünf Künstlern und einem Schriftsteller, die der Museumsmann um einen Kommentar gebeten hat. Aus allen Beiträgen spricht eine große Wertschätzung gegenüber der individuellen Leistung Bräckles sowie der Tatsache, dass das Werk Ausdruck eines ganzheitlichen Verständnisses von Mensch und Natur ist.

Im Vorwort zur Monografie erläutert der Verfasser die Kriterien seiner Bilderauswahl: Neben bekannten Werken wurden zahlreiche neu aufgefundene Werke aus Privatbesitz abgebildet. Insgesamt ermöglichen Ablauf und Anordnung der Bilder eine ausgezeichnete Übersicht über Bräckles Entwicklung und Motive. Im Bildteil kommt Degreifs Vertrautheit

mit dem Werk und sein tiefes Verständnis für dessen Kunst zum Tragen. Neben stimmungsvollen dialogischen Anordnungen gibt es jahreszeitliche Sequenzen, die den jährlichen Ablauf in der Landwirtschaft mit ihren wiederkehrenden Tätigkeiten vom Frühling über den Sommer bis in den tief verschneiten Winter vor Augen stellen. Der Bildteil ist farblich sorgfältig austariert und bringt den teilweise melancholischen Grundton der Werke gut zur Geltung.

Ein besonderes Element in der aktuellen Monografie ist die Gegenüberstellung einzelner Werke mit thematisch passenden Gedichten von Maria Müller-Gögler (1900-1987), Maria Breig (1920-2018), Maria Menz (1903-1996), Elisabeth Rupp (1888-1972) und anderen. Leider bleibt uns Degreif ein Hinweis auf deren Biografie, künstlerische Leistung und geografischen Bezug zu Bräckle schuldig. Ein kurzer Blick in die entsprechenden Beiträge in Wikipedia eröffnet, dass beispielsweise der Schriftsteller Martin Walser die von ihm geförderte Maria Breig als Mittelpunkt der „oberschwäbischen Marien-Heiligen der Literatur“ bezeichnet hat, der er Maria Müller-Gögler und Maria Menz hinzuzählt.

Wer also genau hinschaut, bemerkt, dass – ganz nebenbei – eine schwäbische Gedichtanthologie Teil dieser Monografie ist. Wer Uwe Degreif kennt, hätte darauf kommen können, dass jedes Detail wohlüberlegt und mit Tiefsinn ausgewählt ist. Degreif breitet hier sein gewachsenes Wissen um die kulturellen Besonderheiten Oberschwabens aus – seien sie literarischer oder auch bildnerischer Art – und eröffnet den Bildern Bräckles weitere poetische Deutungsebenen.

Die Rezeption Bräckles in der Öffentlichkeit ist zweigeteilt. Während das breite Publikum bis heute in erster Linie die Werke mit bäuerlichem Einschlag schätzt, geben Museumsleute und Künstler wie Wolfgang Laib oder Georg Winter dem abstrakten Spätwerk den Vorzug. In seiner neuen Monografie positioniert sich Degreif ebenfalls eindeutig: Galt die Intention der ersten Monografie vor allem dem Anspruch, das Werk Bräckles in der Breite vorzustellen und zu analysieren, ist der zweite Band von der Vorstellung getragen, Bräckle habe einen zielgerichteten Weg in die Abstraktion verfolgt. Degreif betitelt entsprechend seinen einführenden Essay mit: „Der weite Weg zu ‚meiner einfachen Landschaft Winterreute‘“ und zitiert Jakob Bräckle: „Meine heutige Arbeit ist nur eine Weiterentwicklung, die mich zur letzten Einfachheit führen möge.“ (S. 22) Abstraktion ist hier als Hinwendung zur Essenz der „Natur in ihrer Tiefe“ gemeint (S. 23) und nicht als künstlerische, nicht-gegenständliche Haltung. Die Wahl der Titelmotive in der frühen und der aktuellen Monografie könnte diese veränderte Haltung Degreifs zum Werk Bräckles nicht besser zum Ausdruck bringen: Während das Cover der Ausgabe von 1999 das stimmungsvolle Bild zweier „Heinzen“, also auf Holzgestelle aufgeschichteter Heuhaufen, zielt, besteht der Umschlag der aktuellen Monografie aus einer über die ganze Breite geführten abstrakten Landschaft in Grüntönen. Rätselhaft bleibt allerdings, warum auf der Buchrückseite ein kleines bäuerliches Erntebild in die farbige Fläche eingeklinkt wurde.

Was kann einem künstlerischen Werk Besseres passieren, als einen Bearbeiter wie Uwe Degreif zu finden. Über die beiden Monografien hinaus hat er sich auch um den physischen Nachlass Bräckles gekümmert. Auf seine Initiative wurde 2002 das Atelier Bräckles mitsamt Mobiliar, Bildern und volkstümlichen Hinterglasbildern in das Museum Biberach transferiert, wo es nun besichtigt werden kann. 2014 kam Bräckles Nachlass in das Museum Biberach und ist seitdem für die Nachwelt gesichert. Und für die Zukunft, so hat der scheidende Museumsman der Rezensentin verraten, hat Degreif noch einige Ideen, um das Werk Bräckles weiterhin in der Öffentlichkeit präsent zu halten.

Eva-Marina Froitzheim

Ingo Bergmann: 1938. Das Novemberpogrom in Ulm – seine Vorgeschichte und Folgen. Ulm/Münster: Verlag Klemm + Oelschläger 2018; 80 S., zahlr. Abb., brosch., 16,80 EUR

Anlässlich des 80. Jahrestags der Reichspogromnacht in Deutschland im Jahr 2018 blickt Ingo Bergmann mit seinem Buch ‚1938. Das Novemberpogrom in Ulm‘ auf die damaligen Geschehnisse vor Ort. Wie er in einem späten Kapitel des Buches aufzeigt, reiht er sich damit in eine Geschichte der Aufarbeitung ein, die – nach langem Schweigen – in Ulm 1958 begann, wo Bergmann „eine erste Korrektur im städtischen Umgang“ mit der Schuld konstatiert (S. 63). Ein folgender wichtiger Schritt war dann, dass Ulm 1961 als erste Stadt in Baden-Württemberg eine umfassende Dokumentation über das Schicksal ihrer jüdischen Mitbürger veröffentlichte (S. 64). Weitere Meilensteine in diesem Prozess waren die Errichtung des Dokumentationszentrums Oberer Kuhberg und die von der Stadt anlässlich des 50. Jahrestags des Novemberpogroms ausgesprochene Einladung an die überlebenden Opfer oder an Nachkommen von Ermordeten. Diese ersten Besuche lösten einen vorsichtigen Annäherungsprozess der beiden Seiten aus (S. 66), von denen die Berichte von Nachkommen Ulmer Opfer am Ende des Buches zeugen (S. 70-74).

Der Inhalt von Bergmanns Buch gliedert sich in drei Teile. Im Mittelpunkt stehen die Geschehnisse des Jahres 1938, sowie die Zeit danach und davor. Dabei schlägt der Autor einen weiten Bogen und beginnt seine Darstellung mit der neuzeitlichen jüdischen Gemeinde, die sich nach einer langen Zeit der Diskriminierung am Ende des 19. Jahrhunderts wieder erfolgreich in Ulm ansiedeln konnte (S. 7). Bis zu den 1890er Jahren war die Entwicklung positiv, kehrte sich dann jedoch um (S. 7-13) – der Antisemitismus wuchs. Als Reaktion darauf wanderte zwischen 1933 und 1937 ein Viertel der Juden aus Ulm aus (S. 18).

Im folgenden Kapitel ordnet Bergmann die Ulmer Entwicklungen zunächst in den nationalen und internationalen Kontext ein und zeigt etwa auf, wie die Appeasement-Politik die zunehmende Verfolgung der jüdischen Bevölkerung begünstigte (S. 18). Besonders früh traf es die osteuropäischen Juden, die bereits 1938 aus Deutschland und aus Ulm vertrieben wurden (S. 22-26).

Anschließend wendet sich das Buch der Pogromnacht zu, beleuchtet ihre Vorgeschichte (S. 26) und stellt ihren Verlauf einerseits auf nationaler Ebene, andererseits in Ulm dar. Dabei macht Bergmann deutlich, dass die Gewaltakte in Deutschland zentral ausgelöst wurden, die Täter in Ulm aber Einheimische waren. Im Zentrum steht dabei die SA-Standarte 120, die maßgeblich für die Zerstörung der Synagoge und die brutalen Attacken gegen jüdische Bürger verantwortlich war (S. 27). Widerstand wagten in Ulm, genauso wie anderswo, nur einzelne Menschen zu leisten (S. 31). Im Zusammenhang mit den Ausschreitungen wurden die ersten Juden der Stadt in das Konzentrationslager Dachau verschleppt (S. 31), wo bereits wenige Wochen später das erste Ulmer Todesopfer zu beklagen war (S. 32). Kurz darauf folgte mit der formellen Auflösung der jüdischen Gemeinschaft (S. 35) ihr faktisches Ende. Diese Entwicklungen vernichteten letzte Hoffnungen auf eine Besserung der Lage für die jüdische Bevölkerung und sorgten für eine starke Fluchtbewegung auch aus Ulm, die aber durch die oft restriktive Aufnahmepolitik anderer Länder gebremst wurde. Die Kindertransporte, durch die mehr als 15.500 Kinder und Jugendliche gerettet wurden, waren hier eine Ausnahme (S. 39-42). Diejenigen, denen die Flucht gelang, konnten zwar Leib und Leben retten, waren aber meist durch die Ereignisse traumatisiert und durch die Sorge um Angehörige belastet (S. 44). Eine weitere andere Überlebensebene war der Gang in den Untergrund. Diese Strategie war in Deutschland nur selten erfolgreich, da es im Gegensatz zu anderen Ländern nur in absoluten Ausnahmefällen Unterstützung von der nicht-jüdischen Bevölkerung gab. Für Ulm konnte Bergmann keine solche Rettungsaktion dokumentieren (S. 47).

Nach dem Pogrom folgte eine Verschärfung der Ausgrenzung aus allen Bereichen des Lebens, die öffentliche Kennzeichnung mit dem gelben Stern, immer ungenierterer staatlich sanktionierter Raub jüdischen Eigentums und „stetige Hetze“ (S. 48). Entsprechend verschlechterte sich die psychische Situation der jüdischen Bevölkerung, Suizide nahmen zu (S. 52). Als „großen Schritt auf dem Weg“ zu deren Ermordung bezeichnet Bergmann ihre Ende April 1939 einsetzende Ghettoisierung (S. 53). Die Deportationen in die osteuropäischen Todeslager begannen dann Mitte Oktober 1941, im November dieses Jahres traf es die ersten Ulmer Opfer (S. 55). Nur wenige von ihnen überlebten und noch weniger von ihnen kehrten in die ehemalige Heimatstadt zurück. Verbindung bestand oft nur über die Justiz, wenn jüdische Opfer in oft zähen Prozessen versuchten, Eigentum oder zumindest eine Entschädigung zu erhalten. Auch gegen Täter wurde ermittelt, wobei vor allem deren heterogenes Profil auffiel (S. 59). Gegen die Ulmer Angeklagten wurden meist milde Strafen verhängt und nur einer von ihnen zeigte Reue für die begangenen Taten (S. 61f).

Ein wenig verwirrend an der Struktur des Buches ist, dass sich die eingangs erwähnte Dreiteilung der historischen Periode nicht in der Kapitelstruktur niederschlägt. An einzelnen Stellen verbirgt sich auch mehr als die Überschrift ahnen lässt: Das Kapitel „Abriss der Synagoge“ (S. 35) beschreibt die faktische Vernichtung jüdischen Lebens in Ulm durch die Zerstörung des Gotteshauses und die formelle Auflösung der Gemeinde. Nichtsdestotrotz beschreibt Bergmann gut lesbar und faktenreich die Ulmer Geschichte, ohne die Anbindung an nationale und internationale Entwicklungen zu vergessen. Zahlreiche Abbildungen und Quellentexte machen die Schilderungen anschaulich und lassen auch die Opfer selbst zu Wort kommen. Mit den Zeugnissen ihrer Nachfahren, die deutlich machen, wie präsent für sie die Geschehnisse heute noch sind, wird zugleich die Forderung, das Vergangene „ruhen zu lassen“, ad absurdum geführt.

Markus Stadtrecher

Joachim Lenk: Klein-Amerika links und rechts der Donau. US-Soldaten in Schwaben von 1950 bis heute. Münsingen: Wolfgang Wiedemann Verlag 2017; 256 S., mehr als 750 Fotos, Abbildungen und Lagepläne, 39,80 EUR

In einer überaus reichhaltig illustrierten Chronik beschreibt der Journalist und Oberstleutnant der Reserve den Aufenthalt amerikanischer Truppenverbände in Ulm (1951-1965) und Neu-Ulm (1951-1991) und die damit verbundenen Standorte, Gebäude und Depots in Schwaighofen, Merklingen und Leipheim. Der Autor gibt freimütig zu, Hobbyhistoriker zu sein, und er verhehlt seine Praxis als Presseoffizier nicht, denn so sind die Besuche ranghoher amerikanischer und deutscher Offiziere gut dokumentiert. Im Rückblick wird erst erkennbar, in welchem Ausmaß gerade Neu-Ulm von der Anwesenheit dieser Truppen geprägt wurde. Bereits die Tatsache, dass die Stationierung in ehemaligen Kasernenbauten einher ging mit einem Neubauprogramm für Wohnungen für Familien und Soldaten, zeugte von Anfang an für eine Planung eines langfristigen Aufenthalts. Gleichzeitig wurde durch diesen Neubau die Inanspruchnahme von anderen Wohnungen vermieden. Gerade in einer Zeit, als Wohnraum noch durch Bomben zerstört war und großer Andrang von Flüchtlingen herrschte, hätte eine Beanspruchung von Wohnraum für amerikanische Truppen und ihre Familien zu erheblich stärkeren Vorbehalten gegenüber den Neuankömmlingen geführt. Dennoch wurden Wohnungen und Häuser für Zwecke der Besatzungstruppen in Anspruch genommen und erst im Jahre 1956 wurden die letzten der 400 beschlagnahmten Wohnungen freigegeben.

Lenk zeigt anhand von Zeitungsberichten und Archivalien die Entwicklung durch und für die Neuankömmlinge. Bestand zu Beginn des Berichtszeitraums ein Fraternalisierungsverbot für die Soldaten, so wurde bald danach auf einen freundschaftlichen und offenen Umgang Wert gelegt. Erfreulich ist an der Darstellung, dass die unerfreulichen Begleitumstände des Aufenthaltes der zahlreichen Soldaten nicht beschönigt werden. Trotz aller Bemühungen zog die Schwäbische Donau Zeitung im November 1961 eine Bilanz, die 1971 nichts an Aktualität verloren hatte. „Seitdem die Amerikaner hier wohnen und ihren Dienst tun, haben sie Waisenhäuser unterstützt und Taxi-Fahrer überfallen, sie haben unzählige Kinder mit ganzen Bergen von Süßigkeiten und Spielsachen zu Weihnachten erfreut und Frauen auf offener Straße belästigt, sie haben nicht gezögert, ihre technische Hilfsleistung beim Wiederaufbau beider Donaustädte einzusetzen und sich in Wirtshäusern mit Gästen und Polizisten geprügelt, sie haben großzügig Geld- und Sachwerte gespendet, wann immer sie darum angegangen wurden, und sind in den Geschäften ihre Rechnungen schuldig geblieben – kurz, seitdem Amerikaner hier sind, haben sie sich als Menschen wie du und ich erwiesen“ (S. 50f.).

Bei allen unerfreulichen Erscheinungen ist nach der Schilderung Lenks immerhin beachtlich, wie stark sich die amerikanischen Truppen im Zusammenwirken mit den zivilen Dienststellen bemüht haben, Konsequenzen aus den Vorkommnissen zu ziehen und Wiederholungen zu vermeiden. Als 1958 eine Truppeneinheit in die USA zurückkehrte, spendete sie die Mittel für den Einbau eines Kirchenfensters im Ulmer Münster. Hans-Gottfried von Stockhausen, der auch andere Fenster des Südschiffs gestaltete, schuf aus diesen Mitteln das ‚Freiheitsfenster‘. Wenn auch eine kleine Tafel unter dem Fenster hieran erinnert, wäre es doch zu wünschen, wenn die für das Münster Verantwortlichen etwas mehr dafür täten, diese nicht selbstverständliche Geste gerade Besuchern erlebbar zu machen.

Der Aufbau der Bundeswehr führte zu Veränderungen, in deren Rahmen die Amerikaner den Standort in Ulm aufgaben und sich auf Neu-Ulm beschränkten. Wenn in diesem Zusammenhang für die Kaserne am Mähringer Weg wieder die alte Bezeichnung nach einem umstrittenen ehemaligen General ausgegraben wurde, so belegt dies, dass im damaligen Ulm und ihrer Stadtspitze viele nichts gelernt hatten. Eine vernünftige Namensgebung zu damaliger Zeit hätte es verhindert, dass nicht erst bei der nunmehrigen Bebauung des Areals der Name beseitigt werden muß. Lenks Darstellung zeigt, dass seit Ankunft der Amerikaner deutsche Zivilisten wirtschaftliche Vorteile aus der neuen Entwicklung gezogen haben. Der wirtschaftliche Wagemut, den einer zeigte, der ein Fotoatelier für Privataufnahmen der Soldaten und ihrer Familien eröffnete (S. 34f.) oder den einer bewies, der die Küchenleitung in den verschiedenen Lokalisationen übernahm, nutzte ihnen in den nächsten Jahren sehr und machte sie zu geschätzten Mitgliedern der Wirtschaft der Region. An ihre Wurzeln erinnert zu haben, ist ein Verdienst der Veröffentlichung.

Als durch den Vietnam-Krieg und die damit einher gehende Politisierung die Einstellung zur Anwesenheit der US-Truppen sich ändert, hat dies auch Einfluß auf das Verhältnis zu den Truppenverbänden in Neu-Ulm. Zu dieser Zeit kann nach langen Verhandlungen eine Entlastungsstraße zwischen den Kasernengebieten Wiley Nord und Wiley Süd gebaut werden, die Südtangente. Besonders schwierig wird die Situation, als 1981 bekannt wird, dass in Neu-Ulm und zugehörigen Plätzen im Rahmen der Nachrüstung gegen Aufrüstungsbemühungen des Warschauer Paktes Mittelstreckenraketen des Modells Pershing II stationiert werden. Bundesweit wird Neu-Ulm bekannt, als im Oktober 1983 eine Menschenkette von Stuttgart nach Neu-Ulm gebildet wird, mit der gegen die Stationierung der Raketen demonstriert wird. Als die Raketen nach einem Vertrag mit dem Warschauer Pakt ab Herbst 1988 wieder abgezogen werden, dauert es nicht mehr lange, bis die US-Truppen Neu-Ulm verlassen. In dieser Zeit war es für Neu-Ulm überaus hilfreich, dass der örtliche Bundestagsabgeordnete Dr. Theo Waigel

(CSU) zwischenzeitlich Bundesminister der Finanzen geworden war. Über ihn kommen die jeweils neuesten Nachrichten direkt aus Bonn nach Neu-Ulm. In enger Zusammenarbeit aller Beteiligten werden Vorbereitungen für die Zeit nach dem Abzug der Truppen getroffen, der Abzug soll Ende Mai 1991 erfolgt sein. Die Stadt Neu-Ulm möchte möglichst alle freierwerbenden Liegenschaften kaufen, im Zusammenspiel zwischen Freistaat Bayern, Neu-Ulm und dem Bundesfinanzminister kann dies weitgehend erreicht werden. Beim Abzug der Truppen zeigt es sich, welche verhältnismäßig geringen wirtschaftlichen Abhängigkeiten zwischen den Truppen und dem zivilen Umfeld bestanden. Die Truppen waren weitgehend Selbstversorger, sodass kein bemerkenswerter wirtschaftlicher Schaden entstand. Nachteile hatten die Zivilangestellten, die teilweise seit langen Jahren für die Truppen gearbeitet hatten, und die Vermieter, die über lange Zeit solvente Mietverhältnisse verloren. Für die Stadt Neu-Ulm ergaben sich unverhofft und in kurzer Zeit Möglichkeiten einer Ausweitung nach Süden. Die Ansiedlung einer Fachhochschule, die mit der Ulmer Universität und der Ulmer Fachhochschule das Konzept der Wissenschaftsstadt ergänzte, und die Bebauung einer großen Fläche für Wohnungen sind in dem Band gut dokumentiert.

Eine Mittelstadt im engen Korsett von Kasernen konnte sich in die Zukunft entwickeln. Für dieses Konzept steht Theo Waigel und zu Recht eröffnet sein Vorwort den Band. Wie der Verfasser die Umgestaltung von Neu-Ulms Süden beschreibt, widmet er sich auch der Umwandlung der Liegenschaften in Schwaighofen, Leipheim und bei Merklingen. Die Oberbürgermeisterin von Neu-Ulm, Dr. Beate Merk, hat die Benennung des Gebietes zwischen Kernstadt und Ludwigsfeld als Wiley als eine bleibende Erinnerung an den 40 Jahre andauernden Aufenthalt der US-Truppen bezeichnet, dadurch möge diese Episode in der Geschichte Neu-Ulms bewahrt werden, das vorliegende Buch liefert dafür die Tatsachen und die Bilder. Auch der ehemalige Wasserturm in rot-weiß erinnert daran, möge noch lange die Statik des Turms gesichert werden und die Stadt „ihn alle 20 Jahre neu anstreichen“ (S. 165).

Ulrich-Dieter Oppitz

Verzeichnis der Abkürzungen

A	=	Archiv
Abb.	=	Abbildung
ADB	=	Allgemeine Deutsche Biographie
Anm.	=	Anmerkung
ArvW	=	Archiv der Grafen Reuttner von Weyl Achstetten
Bd., Bde.	=	Band, Bände
bes.	=	besonders
BHTh	=	Beiträge zur Historischen Theologie
BNP	=	Bibliothèque Nationale de France Paris
BSB	=	Bayerische Staatsbibliothek München
BWA	=	Bayerisches Wirtschaftsarchiv München
BWKG	=	Blätter für württembergische Kirchengeschichte
CR	=	Corpus Reformatorum Philippi Melancthonis Opera quae supersunt omnia. Halle 1834ff
DI	=	Die deutschen Inschriften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, http://www.inschriften.net
DKV	=	Deutscher Kunstverlag
DRW	=	Deutsches Rechtswörterbuch. Online-Ausgabe der Heidelberger Akademie der Wissenschaften unter http://drw-www.adw.uni-heidelberg.de
DWb	=	Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. 33 Bde. 1854-1971 (ND München 1984). Online-Ausgabe unter http://dwb.uni-trier.de/de
DWG	=	Darstellungen aus der Württ. Geschichte, hg. von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte
ders./dies.	=	derselbe/dieselbe(n)
ebda.	=	ebenda
EKL	=	Evangelisches Kirchenlexikon
ELThG	=	Evangelisches Lexikon für Theologie und Gemeinde
erg., erw.	=	ergänzt(e), erweitert(e)
ev./Ev.	=	evangelisch
f.	=	folgende (eine Seite)
fl./fl.	=	Gulden
fol.	=	folio
FSGA	=	Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe
GBL	=	Gesetzblatt
ggf.	=	gegebenenfalls
GLA	=	Generallandesarchiv
GNM	=	Germanisches Nationalmuseum Nürnberg
h	=	Heller
HAB	=	Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel
HABW	=	Historischer Atlas von Baden-Württemberg
Hg., hg.	=	Herausgeber, herausgegeben
HRG	=	Handwörterbuch für Rechtsgeschichte
HStA	=	Hauptstaatsarchiv
Hz.	=	Herzog

Verzeichnis der Abkürzungen

HZ	=	Historische Zeitschrift
HZ.B	=	– Beihefte
IFZ	=	Institut für Zeitgeschichte München – Berlin
Jg.	=	Jahrgang
Jh.	=	Jahrhundert
KB	=	Kreisbeschreibung
KiBü	=	Kirchenbücher
kr.	=	Kreuzer
Kr.	=	Kreis
KreisA	=	Kreisarchiv
LAD	=	Landesamt für Denkmalpflege
lb	=	Pfund
LB	=	Das Land Baden-Württemberg, Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden
LCI	=	Lexikon für Christliche Ikonographie
LexMA	=	Lexikon des Mittelalters
Lit.	=	Literatur
LKA	=	Landeskirchliches Archiv
Lkr.	=	Landkreis
Ltr.	=	Liter
MBW	=	Melanchthons Melanchthons Briefwechsel. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften hg. von Heinz Scheible und Christine Mundhenk. Stuttgart-Bad Cannstatt 1977ff.
MBW.R	=	Melanchthons Melanchthons Briefwechsel. Regesten
MGG	=	Musik in Geschichte und Gegenwart
MGH	=	Monumenta Germaniae Historica
– SS	=	– Scriptoros (in folio)
– SS rer. Germ.	=	– Scriptoros rerum germanicarum in usum scholarum separatim editi
– SS rer. Germ. N. S.	=	– Scriptoros rerum Germanicarum, Nova series
ND	=	Nachdruck
NDB	=	Neue Deutsche Biographie
N. F.	=	Neue Folge
N. R.	=	Neue Reihe
Nr.	=	Nummer
OA	=	Oberamt
OAB	=	Oberamtsbeschreibung
Qu.	=	Quadrangel
QFRG	=	Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte
QFWKG	=	Quellen und Forschungen zur Württembergischen Kirchengeschichte
RDK	=	Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte
RPr	=	Ratsprotokoll(e)
RTA	=	Reichstagsakten
ß	=	Schilling
S.	=	Seite
SBPK	=	Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin
SchwZ	=	Schwäbische Zeitung
SMHR	=	Spätmittelalter, Humanismus, Reformation/Studies in the Late Middle Ages, Humanism and the Reformation
Sp.	=	Spalte
StadtA	=	Stadtarchiv
StA	=	Staatsarchiv

StadtB	=	Stadtbibliothek
SUB	=	Staats- und Universitätsbibliothek
SuR.NR	=	Spätmittelalter und Reformation. Neue Reihe
SWP	=	Südwest Presse
TRE	=	Theologische Realenzyklopädie
UB	=	Urkundenbuch/Universitätsbibliothek
Ulmische Blätter	=	Ulmische Blätter für heimatliche Geschichte, Kunst und Denkmalpflege. Monatsbeilage zum Ulmer Tagblatt
UUB	=	Ulmer Urkundenbuch
UO	=	Ulm und Oberschwaben
u. ö.	=	und öfter
VD 16	=	Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts. 25 Bde. Stuttgart 1983-2000
Vgl.	=	vergleiche
VKfgL	=	Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg
∗VL	=	Verfasserlexikon. Die deutsche Literatur des Mittelalters (2. Aufl.)
VL Hum	=	Deutscher Humanismus. 1480-1520. Verfasserlexikon
VMPIG	=	Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte
VSWG	=	Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte
VSWG.B	=	– Beihefte
WA	=	Dr. Martin Luthers Werke. Abteilung 1: Schriften. Weimar 1883ff.
WA.B	=	Dr. Martin Luthers Werke. Abteilung 4: Briefwechsel. Weimar 1930ff.
Weyermann I	=	Albrecht <i>Weyermann</i> : Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und andern merkwürdigen Personen aus Ulm. Ulm 1798.
Weyermann II	=	Albrecht <i>Weyermann</i> : Neue historisch-biographisch-artistische Nachrichten von Gelehrten und Künstlern. Ulm 1829.
WGQu	=	Württembergische Geschichtsquellen, hg. von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte
WLB	=	Württembergische Landesbibliothek Stuttgart
WLM	=	Württembergisches Landesmuseum Stuttgart
WUB	=	Württembergisches Urkundenbuch
WVjh	=	Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte
Z.	=	Zeile
ZDVKW	=	Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft
ZfdPh	=	Zeitschrift für deutsche Philologie
ZGO	=	Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins
Zit.	=	zitiert
ZHF	=	Zeitschrift für Historische Forschung
ZHVS	=	Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben
ZRG.KA	=	Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kanonistische Abteilung
ZWLg	=	Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte

Abbildungsnachweise

Albinus, Hans-Joachim: S. 201

Archiv der Grafen Reuttner von Weyl Achstetten: S. 299

Badisches Landesmuseum Karlsruhe: S. 51

Bayerisches Nationalmuseum München: S. 26 (Foto: Walter Haberland)

Bayerische Staatsbibliothek München: S. 147, 155, 161, 164, 166, 229, 237

Boosen, Monika: Das Heilig-Kreuz-Münster in Schwäbisch Gmünd.

Schwäbisch Gmünd 1999, S. 9: S. 38 (Foto: Johannes Schüle)

Bünz, Enno (Leipzig): S. 21, 37, 44, 45, 46, 48, 49

Caspar, Max/List, Martha/Hamel, Jürgen (Hg.): Bibliographia Kepleriana. 2 Bde.

München ²1971/1998: S. 180 (Bd. 1 Nr. 79), 186, 200 (links; Bd. 1 Nr. 39)

Duhamel du Monceau, Henri Louis/Fourcroy de Ramecourt,

Charles René/Gallon, Jean-Gaffin: Die Kunst Mauer- und Dachziegel zu streichen.

Königsberg/Mietau: S. 87

Eckstein, Claudia (Bamberg): S. 63, 65, 70, 71, 73, 88, 91, 103, 104 (rechts)

Ernst, Max: Vereinsnachrichten. In: UO 29 (1934) S. 108-113: S. 193

Ev. Gesamtkirchengemeinde Geislingen: S. 55 (Foto: Anton Brandl)

Ev. Gesamtkirchengemeinde Ulm: S. 22, 29, 31, 39, 40, 41, 210

(alle Fotos: Stadtarchiv Ulm)

Ev. Pfarrkirche St. Michael in Blankenloch: S. 50 (Foto: Kurt Andermann)

Hauptstaatsarchiv Stuttgart: S. 89, 96

Historisches Museum Blumenstein und Gasthaus zu Wirthen, Solothurn: S. 110, 111, 117

(alle Fotos: Jens Kremb)

<http://members.kabsi.at/seeau/Encyclopaedia/LinienMuetter/Familie-Altenau.htm>: S. 222

Institut für Stadtgeschichte Frankfurt a. M.: S. 53

Kath. Kirchengemeinde St. Michael zu den Wengen Ulm: S. 56 (Foto: Stadtarchiv Ulm)

Kepler, Johannes: Neujahrsgebe oder Vom Sechseckigen Schnee. Berlin 1943:

S. 200 (rechts)

Koepf, Hans: Das Ulmer Rathaus. Ulm 1981: S. 144 (Beschriftung: Dorothea Mengele)

Kreisarchiv Sigmaringen: S. 394, 395, 396, 397, 399, 402, 403, 406

Kuhn, Elmar L.: S. 220

Kunstsammlung des Landkreises Sigmaringen: S. 407

Kunstsammlungen der Fürsten zu Waldburg-Wolfegg, Schloss Wolfegg: S. 230

Lirer, Thomas: Schwabische Chronik. Ulm 1486: S. 233

Maximilian Museum Augsburg, Kunstsammlungen und Museen Augsburg: S. 116

Münsterbauamt Ulm: S. 86 (Foto: Claudia Eckstein)

Museum Biberach: S. 312, 315, 318, 322, 327, 331

Museum der Stadt Füssen: S. 114 (Foto: Thomas Riedmiller)

Museum Humpis-Quartier Ravensburg: S. 125 (Foto: Jens Kremb)

- Museum Ulm: S. 23 und S. 28 (Depositum Ev. Gesamtkirchengemeinde Ulm;
Foto: Bernd Kegler), 60, 62 (Foto: Stadtarchiv Ulm), 67 (Foto: Claudia Eckstein),
150, 158, 162 (rechts), S. 182
- Oberösterreichisches Landesmuseum Linz: S. 177
- Pfarrkirche Tettngang-Hiltensweiler: S. 213 (Foto: Dr. Rolf Hauser)
Photo-Atelier Viktoria Ulm: S. 69 (aus: Pflüger, Hellmut: Ulm. Das alte Stadtbild
in Fotos 1860-1963. Neu-Ulm ²1963. Abb. 78)
Pichon, Burckhard (Neu-Ulm): S. 359
Privatbesitz: S. 35 (Foto: Stadtarchiv Ulm), 277, 301 (beide Aufnahmen: Gräflisch Reuttner
von Weyl'sche Verwaltung Achstetten), 309 (Foto: Barbara Treu)
- Ravensburg, Rathaus: S. 112, 118, 122 (alle Fotos: Jens Kremb)
- Salzburg Museum (ehem. Carolino Augusteum): S. 221
Schloss Mooßham/Lungau: S. 223
St. Stephan Lindau: S. 225 (Foto: Elmar L. Kuhn)
Staatsgalerie Stuttgart: S. 74
Stadt Ulm, Abteilung Gebäudemanagement: S. 136 (Bearb.: Dorothea Mengele), 138
Stadtarchiv – Haus der Stadtgeschichte Ulm: S. 11, 34, 68, 75, 92, 93 (aus: Schefold,
Max/Pflüger, Hellmut: Ulm. Das Bild der Stadt in alten Ansichten [Forschungen
zur Geschichte der Stadt Ulm 7]. Weißhorn 1967. B 27), 104 (links), 139, 140, 149,
152, 156, 159, 162 (links), 163, 167, 168, 171, 173, 184, 190, 192, 195, 204, 206, 208,
247, 249, 255, 344, 356, 362, 364, 380, 381
Stadtarchiv Leutkirch: S. 411
Stadtbibliothek Ulm: S. 27 (Foto: Stadtarchiv Ulm)
Stadthaus Ulm: S. 373 (Foto: Stadtarchiv Ulm)
Stiftskirche St. Peter in Salzburg: S. 218 (Foto: Salzburger Landesarchiv)
Strauss, Heinz Artur/Strauss-Kloebe, Sigrid: Die Astrologie des Johannes Kepler.
Fellbach 21981: S. 199
Suckrau, Detlef (Unna): S. 181
- Waldvogel, Rolf (Leutkirch): S. 413
Wikimedia: S. 153
Wikipedia: S. 43 (Foto: Rainer Lippert)

Autoren und Mitarbeiter

- Albinus, Hans-Joachim, Ministerialrat, Stuttgart
Appenzeller, Bernhard, Bibliothekar i. R., Wernau
- Bergmann, Ingo, M. A., Historiker und Politologe, Ulm
Brunecker, Frank, Historiker, Leiter des Museums Biberach, Biberach
Bünz, Enno, Prof. Dr., Historisches Seminar, Lehrstuhl für Sächsische
und Vergleichende Landesgeschichte, Universität Leipzig
- Eckstein, Claudia, M. A., Wiss. Mitarbeiterin am Institut für Archäologische
Wissenschaften, Denkmalwissenschaften und Kunstgeschichte,
Universität Bamberg
- Froitzheim, Eva-Marina, Dr., Kuratorin im Kunstmuseum Stuttgart
- Herkle, Senta, Dr., Akademische Rätin, Historisches Institut, Abteilung
Landesgeschichte, Universität Stuttgart
- Ilić, Angela, Dr., Wiss. Mitarbeiterin am Institut für deutsche Kultur und Geschichte
Südosteuropas e. V. an der Ludwig-Maximilians-Universität München
- Ilić, Luka, Dr. theol., Ev. Pfarrer, Balzheim an der Iller
- Jacobs, Uwe Kai, Prof. Dr., Ev. Oberkirchenrat, Karlsruhe
Jammerthal, Tobias, Dr. theol., Vikar in der Ev. Kirchengemeinde Großseelheim
- Kohl, Lorenz, Vikar in der Ev. Kirchengemeinde Bönnigheim
Kuhn, Elmar L., Dr. h. c., Historiker, Meersburg
Kreml, Jens, Dr., Kunsthistoriker, Tischler, Bad Honnef
- Litz, Gudrun, Dr., Historikerin, Stadtarchiv Ulm, Ulm
- Mengele, Dorothea, Kunsthistorikerin, Regensburg
Müller-Schnepper, Helga, Dr., Museumsberatung, Kulturmanagement, Immenstaad
- Neyer, Silja, Kunsthistorikerin, Bad Wurzach
- Oppitz, Ulrich-Dieter, Dr., Rechtsanwalt, Neu-Ulm
- Petershagen, Wolf-Henning, Dr., Historiker, Ulm
Pichon, Burkhard, Gymnasiallehrer i. R., Neu-Ulm
- Rieber, Christof, Dr., Historiker, Ulm
Riedlbauer, Jörg, Dr., Kulturdezernent der Stadt Biberach, Biberach
- Schaefer, Viktoria, Dr. med., Augsburg
Scheinhammer-Schmid, Ulrich, Dr., Historiker, Neu-Ulm
Schöllkopf, Wolfgang, PD Dr., Theologe und Kirchenhistoriker, Ulm
Stadtrecher, Markus, Dr., Fachbereichsleiter Politik-Gesellschaft-Umwelt,
Männerakademie Ulmer Volkshochschule, Ulm
- Suckrau, Detlef, Studiendirektor i. R., Unna
- Treu, Barbara, Stadtarchivarin i. R., Konstanz
- Weber, Edwin Ernst, Dr., Historiker, Stabsbereichsleiter Kultur und Archiv
Landkreis Sigmaringen, Sigmaringen
Wettengel, Michael, Prof. Dr., Leiter des Stadtarchivs Ulm, Ulm
Winckelmann, Hans-Joachim, Prof. Dr. Dr., Universität Ulm

Personenregister

Bernhard Appenzeller

Im Personenregister sind alle Personen erfasst, die im Text, in den Bildunterschriften und in den Fußnoten vorkommen. Nicht berücksichtigt werden Personennamen in den Literaturangaben. Personen in den Anmerkungen sind mit * gekennzeichnet.

- Abraham (bibl. Gestalt) 209
Abrell, Pauline (geb. Krauß) 351
Adelung, Johann Christoph 258
Äskulap 178
Aich, Richard 382
Aicher, Otl 373, 378, 381*, 385
Aicher-Scholl, Inge 375, 378f., 384, 386
Albrecht (Familie) 120*
Albrecht, Herzog von Preußen 133*
Alembert, Jean-Baptiste le Rond d' 339
Alexander (Drechsler) 360*
Alfons X., König von Aragonien 179*
Alt (Familie) 223
Alt, Salome 212, 222-223
Altemps (Familie) 222
Amsdorff, Nikolaus von 132*
Andreae, Jakob 132*
Anhalt
- Georg III. 133*
Anton von Montfort 228, 232, 242
Antonius (Heiliger) 31
Appenzeller, Gotthold 108
Aquin, Thomas von 385
Aragonien
- Alfons X. 179*
Archimedes 178
Aristides 169f
Arzet, Andreas 228-244
Arzet, Augustin 232
Asch, Schalom 390*
Augustinus, Aurelius 376
Avicenna 253
- Bacchini, Annemarie 60*
Bach, Max 93
Bachmeyer, Wolfgang 178, 180, 195*
Baden
- Karl Friedrich 336
- Philipp 51
Bader, Hans 78
Bähr, Adam 121
Baglivi, Giorgio 248
Bagnato, Antonia (geb. Zelling) 297
- Bagnato, Franz Anton 273, 288, 294, 296-300
Bagnato, Johann Caspar 296, 299
Bagnato, Johann Nepomuk 273, 297, 300
Bagnato, Josef Anton 296, 300
Bailer, Andreas 175*
Balzert, Monika 175*
Banzenmacher, Martin 81, 95
Barbara (Heilige) 31
Barczyk, Michael 321
Bauer, Carl 143
Bauer, Georg 249
Baumiller, Philip 274
Bayern
- Ernst 182f.
- Karoline 329
- Maximilian I. 196*
Bayler, Monica 293
Beatus Albrecht von Ramstein 276
Beck (Papiermühle) 352*
Beck, Jakob 365-367*
Beethoven, Ludwig van 335, 339
Behr, Jean (Johann) 274, 308
Bek, Leonhard von 293f.
Benjamin (Heiliger) 20
Benz, Karl Josef 57
Berblinger, Albrecht Ludwig 207
Bernegger, Matthias 178*, 194, 208
Bernward, Bischof von Hildesheim 20f.
Bertram (Mechaniker) 357
Bertuch, Friedrich Justin 339
Besserer (Familie) 15
Besserer, Bernhard 131
Beuys, Barbara 377
Beyer, August von 141
Bitz (Pfarrer) 275
Blarer (Komtur) 273
Blarer, Ambrosius 129, 131
Blum, Richard 9*, 22*
Bockshammer, Carl 362*
Bodmer, Johann Georg 347-349, 362*

- Böblinger, Matthäus 81*
Böckh (Rektor) 335
Boerlin-Brodbeck, Yvonne 296
Boetius, Sebastian 133*
Bohn, Johannes 248
Bonet, Théophile 248, 253
Boockmann, Hartmut 9, 33, 54
Bopp, August 332
Bopp, Christian 334f.
Bopp, Johann Michael 334f.
Borromeo, Carlo 215, 224
Borromeo, Federico 215
Borromeo, Hortensia vgl. Hohenems
Braeg, Karolin 406*
Bräuning, Christian 363, 365-368
Brahe, Tycho de 179f., 188*, 191, 198, 207
Brandis, Eberhard von 13
Brandis, Heinrich von 13, 30
Brandt, Olaf 400f.
Brassicanus, Johannes 128f.
Braun, Hans 183
Bredelin, Georg Anton 336
Bregenz, Gebhard von 19
Brehm, Anne-Christine 9*, 62, 79
Breitling, Stefan 61*, 66*
Brenner, Heinz A. 382f., 385*
Brenz, Johannes 130, 132*, 386
Briggs, Henry 178*
Brück, Gregor 131*
Bruschius, Caspar 240
Bucelin, Gabriel 212, 217, 240
Bucer, Martin 129, 131f.
Bückler, Johannes 316, 320
Bühlmann, Rudolf 119*
Bürger, Gottfried August 339
Bugenhagen, Johannes 132*
Burckhardt, August 278
Burg, Hans von 108
Burgkmair, Hans 139

Caius Marius 170
Caius Verres 170
Camillus, Marcus Furius 145, 154f., 157, 160
Caravaggio 214
Caspar, Karl 205f.
Caspar, Max 194, 205f.
Caspar-Filser, Maria 205
Castell, Anna vgl. Reitnau
Cervantes Saavedra, Miguel de 339
Cherubini, Luigi 339
Chinchon (Gräfin) 266
Christian III., König von Dänemark 133*
Christian Moritz von Königsegg-Rothenfels 281, 305
Chytraeus, David 133*
Cicero, Marcus Tullius 138, 165, 171f., 339, 382
Clementi, Muzio 332
Condeer vgl. Jung, Joseph Anton
Conrad von Einbeck 48
Coriolanus, Gaius Marcius 145
Corvinus, Antonius 132*
Cox, Georg 271
Cramer, J. Ulrich 325f.
Crocco, Carmine 316
Cruciger, Caspar 132*
Crusius, Martin 240

Dänemark
- Christian III. 133*
Däniker, Hans Jakob 348
Dalberg, Karl Theodor von 285
Dannecker, Johann Heinrich 338*
Danzi, Franz 337
Daun, Leopold Josef 281
David (bibl. Gestalt) 145
Davinci (Komponist) 326
Delliker, Beath 119*
Delp, Alfred 381*
Demnig, Gunther 401, 404
Desell, Iacob 117f.
Deucher, Johann Heinrich 119*
Dieterich, Conrad Daniel von 353
Dieterich, Michael 92
Diether von Handschuchsheim 46
Dietrich von Isenberg 36f.
Dietrich, Veit 133*
Dillmann, Eugen 369, 371*
Dirr, Friedrich 141
Doll (Musikdirektor) 325f., 328, 330
Dollinger, Johann Jacob 338
Drecoll, Volker Henning 372*
Dreher, Wilhelm 377
Dürer, Albrecht 141, 151, 153, 203
Dürschnabel, Wolfgang 342*
Durandus, Wilhelm 36, 57
Dyck, Walter Ritter von 194

Eber, Paul 132*
Eberhard II., Graf von Württemberg 13
Eberhard von Brandis 13
Eberhardt, Albert 341, 363*
Eberhardt, Wilhelm 341, 363*
Eberle, Margot 204-207
Ebner (Druckerei) 352*, 360*
Ehinger (Familie) 31, 33
Ehinger, Elsbeth vgl. Krafft

- Ehinger, Hans (gen. Habfast) 31*, 57*
 Ehinger, Hartmann 56f.
 Ehni, Jörg 401
 Ehrle, Fritz 415*
 Einbeck, Conrad von 48
 Einstein, Albert 209f.
 Eisele, Adolf 385
 Elasar (Reb=Herr) 23
 Endres (Kanzleiverwalter) 275
 Engelberg, Burkhard 80
 Eptingen, Johann Baptist Ferdinand
 Sebastian von 300
 Eptingen, Maria Viktoria Claudia
 von vgl. Reuttner von Weyl
 Ernst von Bayern, Kurfürst von Köln
 182f.
 Ernst von Montfort 242
 Essig (Steinmetz) 51
 Eyckemeyer, Manfred 386
- Fabri, Felix 17, 32-34, 36f., 39f, 47, 50,
 57, 59, 61
 Fäsch, Johann Rudolf 286
 Faulhaber, Johann Matthäus 81, 83,
 96, 98
 Faulhaber, Johannes 81, 95f., 178,
 183, 185f.
 Federlin, Carl Wilhelm Christian 189f.
 Feger 348f.
 Felgenhauer, Paul 185
 Ferdinand II., Röm.-dt. Kaiser 179f.,
 195, 206
 Feuerstein, Michael 121
 Feuerstein, Valentin Peter 210
 Fiderle, Sebastian 309
 Filz (Komponist) 326
 Fischer, Josef Ludwig 25
 Fischer, Sebastian 75, 334
 Fleischling, Manuel 265
 Forcart, Dietrich 278
 Forstmeister, Karl Franz von 271-274
 Fouquet, Gerhard 109
 Fracastoro, Girolamo 248, 250
 Franc, Johannes 245-268
 Franc, Veronica 245, 267
 Franck, Sebastian 131*f.
 Frank (Familie) 404, 406
 Frank, Lisa vgl. Heyman
 Frank, Reinhold 397, 400, 405-407
 Frankreich
 - Ludwig XV. 283
 - Ludwig XVI. 291
 - Marie Antoinette 291
 - Napoleon I. 271, 307
 Franz I., Röm.-dt. Kaiser 283, 286
- Franz II., Röm.-dt. Kaiser 285
 Franz Fidel Anton von Zeil-Wurzach
 272-275
 Franz Xaver von Montfort 226
 Franziska von Montfort 232
 Franziskus von Montfort 242
 Frecht, Martin 128*, 130-134*
 Freisler, Roland 383
 Freuler (Familie) 276
 Frey, Johann Michael 75f.
 Freyberg (Familie) 292, 303
 Freyberg, Georg Adam von 297
 Freyberg, Hans Adam von 297
 Freyberg, Hans Georg von 297
 Freyberg, Philipp Adam von 297
 Freyberg, Regina von 297
 Freyberg, Sabina von 297
 Freyberg-Eisenberg, Anton von 302
 Freyberg-Eisenberg, Mauritia von vgl.
 Reuttner von Weyl
 Frick, Elias 27, 42, 78
 Fridmann, Sebastian 309
 Friedrich I., König von Württemberg
 285, 300
 Friedrich II., König von Preußen 328
 Friedrich Wilhelm von Hohenzollern 403
 Frieß, Mathilde (geb. Krauß) 351, 369*
 Firdich, Anna 400f.
 Frisch, Christian 194
 Fritz, Eberhard 269*, 271
 Fritz, Laura (geb. Krauß) 351*, 369*
 Froelich (Bankier) 362*
 Froer, Veit Martin Peter 208f.
 Fröscher, Dorothea vgl. Kerler
 Froeschlin, Eckhard 406*f.
 Fröwler (Familie) 276
 Fröwler, Konrad 277f.
 Fröwler, Margret 278
 Füsinger (Familie) 41
 Füsinger, Heinrich 24*f., 39-42
 Futterknecht, Rolf 384
- Gaag, Johann Daniel 338
 Gaag, Johann Georg 338
 Galen, Clemens August von 383
 Galenus 251, 253, 260*
 Galilei, Galileo 209f.
 Galle, Johann Gottfried 194*
 Galuppi, Baldassare 326
 Gaus, Joachim 32f.
 Gebhard von Bregenz 19
 Gebhard, Blasius 317
 Gebhard, Katharina 317f.
 Gebhardt, Miriam 374f., 389
 Geiger, Ulrich 342*

Geiger, Ursula vgl. Krauß
Geisselhardt (Familie) 175*
Gellert, Christian Fürchtegott 339
Georg (Heiliger) 141, 144
Georg III., Fürst von Anhalt-Dessau
133*
Georg von Hohenlohe 49
Georg von Montfort 228
Gerber, Ernst Ludwig 328
Gerbrecht von Glauburg 52
Gerhard von Schwarzburg 45, 47
Gero, Erzbischof von Magdeburg 19
Gerstenberg, Kurt 31
Gerthener, Madern 54
Geyer, Clara 386
Geyer, Wilhelm 385f.
Gienger, Heinrich 41
Gieseler, Albert 360*
Glauburg, Gerbrecht von 52
Gluck, Christoph Willibald 331f.
Godelmann (Pfarrer) 46
Goes, Albrecht 377
Goethe, Johann Wolfgang von 339
Goliath (biblische Gestalt) 145
Golz, Wilhelm Bernhard von der 291
Grabowski, Mirtek 400, 406
Graf, Willi 372
Graun, Johann Gottlieb 328
Grees, Hermann 360*
Gregor XIII., Papst 191*
Grenser, Alfred 127
Grob, Johannes 354*
Gröber, Conrad 409
Gröber, Karl 107
Groitzsch, Wiprecht von 20
Gruele, Elisabeth (geb. Schäfer) 378*
Gruele, Ernst 378
Guardini, Romano 375, 385
Günthert, Julius Ernst 320
Güs, Johannes 25
Guggenheim (Familie) 381*
Guler von Weineck, Johannes 240
Guntz, F. Anton 272f., 275
Gustav II. Adolf, König von Schweden
196*
Guter, Heinrich 382f.

Habrecht, Isaak 137
Hackländer, Friedrich Wilhelm 208f.
Haefen, Agnes von 405f.
Haefen, Hans-Bernd von 405
Haefen, Werner von 405
Häusler, Johannes 267
Hahn, Kurt 405
Haid, Johann Herkules 84

Haintzel, Johann Baptist 133*
Hamm, Berndt 9*
Hammurapi von Babylon 175*, 206
Handschuchsheim, Diether von 46
Handschuchsheim, Heinrich von 46
Hannikel vgl. Reinhardt, Jakob
Hartmann (Meister) 136
Hartmann von Birch, Jakob 115*
Hartnagel, Elisabeth (geb. Scholl) 378
Hartnagel, Fritz 378
Harvey, William 248
Hasse, Johann Adolph 326
Hauberrisser, Georg von 137, 141f.
Haug, Albert 341, 359-361
Haydn, Joseph 326, 332, 335-337
Hebenstreit, Johann Baptist 178f., 185
Heck, Kilian 124
Heider, Daniel 226
Heider, Valentin 225
Heinrich VII., Röm.-dt. Kaiser 13
Heinrich von Brandis 13, 30
Heinrich von Handschuchsheim 46
Heinrich von Langlingen 51
Heinrich von Montfort 216
Heinrich von Tierstein 278
Heinti, Peter 253
Heinzelmann (Beigeordneter) 416
Helmle, Julian 208
Henle, Jakob 250
Henner, Johannes 366f.
Herdan, Jakob 54
Herdte, Karl Friedrich Eduard 208
Hermann, Franz Georg 305*
Herrenberger, Heinrich 187, 189f.,
193-195, 199f., 211
Herschel, Friedrich Wilhelm 194*
Hessen
- Philipp I. 133*
- Wilhelm IV. 191*
Hetzl, Walter 383
Heuss, Theodor 415*
Heyden, Jacob van der 208
Heyman, Lisa (geb. Frank) 404
Hicks (Firma) 349
Hillern, Johann Georg von 326
Hillern, Johann von 326
Hinger, Hans 398
Hiob (bibl. Gestalt) 145
Hippokrates 251, 253, 260*
Hirzel, Ernst 387
Hirzel, Hans 383, 387
Hirzel, Susanne 383, 387
Hitler, Adolf 377, 394, 396, 406
Hoeß (Stadtbaumeister) 358f.
Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus 339

- Hoffmann, Hans 123
Hohenems (Familie) 217, 223
Hohenems, Hortensia von
(geb. Borromeo) 224
Hohenems, Jakob Hannibal von 224
Hohenems, Markus Sittikus von 217,
220, 222, 224
Hohenleiter, Ulrich 312, 314f.,
322, 324
Hohenleiter, Xaver 310-314, 317-321,
323f.
Hohenlohe, Georg von 49
Hohenzollern (Familie) 397
Hohenzollern, Friedrich Wilhelm von
403
Holch, Wilhelm 142
Holl, Elias 352*, 357
Horatius Flaccus, Quintus 339
Hornstein, Anton Fidel Anselm von
272-275, 304*
Horst (Familie) 192f.
Horst, Gregor 178, 193f.
Hortensia von Hohenems
(geb. Borromeo) 224
Huch, Ricarda 375
Hüetlin, Johann Konrad 306
Hugo XIII. von Montfort 231
Hugo XVIII. von Montfort 228, 230,
232, 236, 239, 242
Hugo von Rotenfahn 240
Hund, Anton 274
Hunsinger, Ottilia 317
- Isaak (bibl. Gestalt) 145, 209
Isenberg, Dietrich von 36f.
Ixnard, Pierre Michel d' 299
- Jäger, Wendelin 304
Jakob Hannibal von Hohenems 224
Jens, Walter 377*
Jepler, Theresia 317
Johann Friedrich I., Kurfürst von Sachsen
132*
Johannes XXII., Papst 13
Johannes (Evangelist) 25, 28, 224
Johann VI. von Montfort 239
Johannes von Montfort 228, 230, 232,
235, 239, 242
Johannes von Wertheim 44
Jommelli, Niccolo 326, 328
Jonas, Justus 132*
Joos, Clemens 243
Josef (bibl. Gestalt) 223
Joseph II., Röm.-dt. Kaiser 226, 281,
283, 285, 287
- Joseph Sigismund, Bischof von Basel
288
Joseph von Arimathäa (bibl. Gestalt)
214
Jung (Familie) 195
Jung, Joseph Anton 312f., 318, 322f.
Jung, Peter 323*
- Kässbohrer (Familie) 207*
Kässbohrer, Johannes 352
Kässbohrer, Karl 341* Kaiser, Johann 309
Kammerer, Frieder 405
Kampmann, Jürgen 372*
Kant, Immanuel 306
Kapff (Kaufmann) 353*
Kappus, Theodor 387
Karg, Georg 132*
Karl I., Röm.-dt. Kaiser 234, 376
Karl IV., Röm.-dt. Kaiser 13, 145, 239
Karl V., Röm.-dt. Kaiser 126,
132f., 151
Karl Alexander von Lothringen 280-284,
291, 305, 307
Karl Friedrich, Großherzog
von Baden 336
Karlstadt, Andreas 130
Karoline, Königin von Bayern 329
Kayser, Christian 68*
Kellermann, Joseph 311*f.
Kempf von Angreth, Johanna Catharina
Juliana vgl. Reuttner von Weyl
Kepler, Johannes 175-211
Kepler, Katharina 176*
Kerler, Dorothea (geb. Fröscher) 350
Kerler, Johann Michael 350
Kerler, Katharina vgl. Krauß
Kerler, Rosina 351*
Kern, Margit 153
Kerner, Clemens 334
Kerner, Justinus 379*
Khon (Arzt) 245
Kick, Amalia 330*
Kick, Auguste 330*
Kick, Jakob Friedrich 330*, 339f.
Kick, Johann Georg 335
Kick, Johann Jakob 335
Kick, Johann Maximilian 330-336
Kiderlen (Kaufmann) 354*, 355
Kienzle, Paul 175*, 202f.
Kienzle, Peter 175*, 202*
Kierkegaard, Soeren 376
Klaiber, Hans Andreas 70
Klauflügel, Johann Martin 330*f.
Kleber, Manfred 85*
Klemperer, Viktor 376

- Klopstock, Friedrich Gottlieb 339
 Kluge, Arnd 126
 Klump, Friedrich 313, 315, 317f.
 Knab, Jakob 374, 376f., 384, 390
 Knapp, Ulrich 78*
 Knecht, Johann Georg 325, 335*
 Knecht, Justin Heinrich 325-340
 Knecht, Justin Heinrich d. J. 335*
 Knecht, Sophie Helena (geb. Schmelz)
 335
 Kobus, Jan 393-395, 400f., 406, 408
 Koch, Robert 250, 256*
 Kögel (Familie) 207*
 Köln
 - Ernst 182f*.
 Königsegg-Rothenfels, Christian Moritz
 von 281, 305
 Köpf 348f.
 Koepf, Hans 59f.
 Konstantin, Röm. Kaiser 20
 Kopernikus, Nikolaus 184, 209
 Kopp, Joseph 175
 Kotzebue, August von 338
 Krafft (Familie) 24f., 28, 33, 35
 Krafft, Elsbeth (geb. Ehinger) 28, 31
 Krafft, Jörg 78*
 Krafft, Lutz (Ludwig) 25-28, 30-34,
 36, 39, 42
 Kraft, Barbara (geb. Krauß) 351, 366*
 Kraft, Constantin Friedrich Hermann
 366*
 Kraft, J. Heinrich 366
 Kraft, Johann Kaspar 366*
 Kraft, Johannes 367*
 Kraiss, Johann Konrad 337
 Kranz, Johann Friedrich 337
 Krauß, Albert 351, 367*
 Krauß, Anna Maria 342*
 Krauß, Barbara vgl. Kraft
 Krauß, Friedrich 342
 Krauß, Johann Georg 341-371
 Krauß, Johannes 342*
 Krauß, Julia vgl. Nenning
 Krauß, Katharina (geb. Kerler) 348, 371
 Krauß, Laura vgl. Fritz
 Krauß, Mathilde vgl. Frieß
 Krauß, Pauline vgl. Abrell
 Krauß, Robert 351, 363*, 369f.
 Krauß, Ursula (geb. Geiger) 342*
 Kray, Leonhard Alexander 257
 Kreling, August von 203
 Kress, Daniel 278*
 Krüger-Keim, Ursel 372*
 Kues, Nikolaus von 12
 Kugler, Andrea 127*
 Kuhn (Firma) 349*, 360f.
 Kun, Hainrich 79*
 Kurio, Röm. Kaiser 234
 Kymaeus, Johannes 132*
 Labhart, Daniel 300
 Lang, Hans 105*
 Lang, Joseph 311, 314f., 317
 Lang, Norbert 348
 Langen (Forstpraktikant) 318
 Langlingen, Heinrich von 51
 Lauer, Ursula 322
 Laux, Christoph 366
 Laux, Johann Christian 367*
 Lazius, Wolfgang 240
 Lebtzelter, Martin 78*
 Leibinger, Ludwig (Louis) 366f.
 Leibinger, Martin 366
 Leistenschneider, Eva 9*, 70*
 Lening, Johannes 132*
 Lenz, Roland 98*
 Leonrodt, Hans von 164
 Leppin, Volker 372*
 Lerch, Johann Georg 335
 Leube, Gustav 73, 97, 341, 352-354*,
 361
 Leube, Otto 187
 Lieb, Christian Adolph 338
 Lirer, Thomas 231, 233f., 240f.
 Litz, Gudrun 9*, 33, 61*, 128*
 Livius, Titus 154
 Locher, Frantzisus 117
 Lochwajjer, Ierg 117
 Löffelad, Peter 92
 Löffler, Emil von 64, 72, 95, 102
 Löw (Leo), Peter 41
 Losen (Maler) 141
 Lothringen, Karl Alexander von 280-284,
 291, 305, 307
 Lucanus, Marcus Annaeus 289*
 Lucius Aemilius Paullus 145, 165f.
 Lucius Mutius 145, 166
 Ludwig (Heiliger) 31
 Ludwig XV., König von Frankreich 283
 Ludwig XVI., König von Frankreich
 291
 Ludwig VI., Kurfürst von der Pfalz 191*
 Ludwig IV., Röm.-dt. Kaiser 26
 Lukian von Samosata 186
 Luther, Martin 17, 128*, 130-133, 338,
 376, 386
 Maag, Johannes 360, 368*
 Machiavelli, Niccolo 221
 Mack (Fabrikant) 360*

- Maerker, Ursula 327*
 Mästlin, Michael 178, 191*
 Magenbuch, Johannes 129
 Magini, Giovanni Antonio 198*
 Magirus (Familie) 207*
 Magirus, Conrad Dietrich 341
 Maier, Bernhard 406*
 Maior, Georg 132*
 Manget, Jean-Jacques 248
 Mann, Heinrich 375
 Manz, Philipp Jakob 341*
 Marbach, Johannes 132*
 Marcus Claudius Marcellus 171
 Marcus Marcellus 170-172
 Marcus, Wolfgang 405f.
 Margareta (Apothekerin) 28*
 Maria (bibl. Gestalt) 214, 223
 Maria Magdalena (bibl. Gestalt) 212, 214, 223
 Maria Theresia, Röm.-dt. Kaiserin 281-283, 304
 Marie Antoinette, Königin von Frankreich 291
 Markus Sittikus von Hohenems 217, 220, 222, 224
 Marsanu, Leoni 208
 Marx, Karl 343*
 Matthäus (Apostel) 20
 Matthias, Röm.-dt. Kaiser 179f., 191*, 206
 Mauch, Edgar 26
 Maximilian I., Herzog von Bayern 196*
 Maximilian I., Röm.-dt. Kaiser 127*, 151, 153
 Maximilian II., Röm.-dt. Kaiser 257
 Maximilian Franz von Österreich 269, 282-285, 291, 305f.
 Mayer (Stadtrat) 142
 Mayer, Michel 77*
 Mayser, Friedrich 341
 Meder, Johannes 178, 180, 186
 Medici (Familie) 217
 Medici, Gian Angelo vgl. Pius IV.
 Meienburg, Michael 133*
 Melanchthon, Philipp 128-134
 Memberger, Kaspar 221
 Memminger, Johann Daniel Georg 72
 Mendelssohn, Moses 339
 Merckle, Adolf 403
 Merian, Matthäus 238f.
 Merkle, Franz 315
 Meyer, Johann Ludwig 288
 Mina (Jüdin) 40
 Mitz, Esther 286
 Möhrlin (Visitor) 368*
 Mohr, Nikolaus 406*
 Moller, Joachim 133*
 Moller, Laurentius 133*
 Montag, Philipp Jacob 338
 Montfort (Familie) 217, 219, 226, 228-244
 Montfort, Anton von 228, 232, 242
 Montfort, Ernst von 242
 Montfort, Franz Xaver 226
 Montfort, Franziska von 232
 Montfort, Franziskus von 242
 Montfort, Georg von 228
 Montfort, Heinrich von 216
 Montfort, Hugo XIII. von 231
 Montfort, Hugo XVIII. von 228, 230, 232, 236, 239, 242
 Montfort, Johann VI. von 239
 Montfort, Johannes von 228, 230, 232, 235, 239, 242
 Montfort, Ulrich IX. von 239
 Montfort, Ulrich V. von 239
 Montfort, Wilhelm II. von 239
 Montfort, Wilhelm V. von 239
 Moreau, Jean Victor Marie 295
 Moritz, Kurfürst von Sachsen 133
 Mosche (Reb=Herr) 23
 Moses (bibl. Gestalt) 209
 Mozart, Leopold 326
 Mozart, Wolfgang Amadeus 332, 340
 Müller, Claus R. 404
 Müller, Franz J. 383
 Müller, Magdalene vgl. Scholl
 Müller, Martin 96
 Müller, Wilhelm 400
 Multscher, Hans 136
 Murschel (Konditor) 345
 Musitano, Carlo 248
 Muth, Doris Astrid 409*
 Nägele, Rose 389*
 Nagybákay, Péter 107, 120
 Napoleon I., Kaiser von Frankreich 271, 307
 Neithart (Familie) 15
 Nenning, August 371
 Nenning, Julia (geb. Krauß) 351, 371
 Nestle, Erwin 382
 Newton, Isaac 205, 209f.
 Niederstätter, Alois 243
 Nielsen, Theodore 400f
 Nieß (Stadtpfleger) 350
 Nikodemus (bibl. Gestalt) 214
 Nikolaus von Kues 12
 Noah (bibl. Gestalt) 209
 Nübling (Druckerei) 360*

- Ochs, Peter 286
Oehler, Gustav 386f.
Oekolampad, Johannes 129-131
Oeri, Anthon 115*
Öser, Hans 77-79*, 82*
Österreich
- Maximilian Franz 269, 282-285,
291, 305f.
Ofterdinger, Ludwig Felix 194
Oldenhage, Klaus 305f.
Olga, Königin von Württemberg 381*
Osterwald, Otto 398
Ott, Georg 341*
Otto dem Roth (gen. Hitisheim) 41
- Päpste
- Gregor XIII. 191*
- Johannes XXII. 13
- Pius IV. 217
Paisiello, Giovanni 337
Panaitios von Rhodos 165
Pankratius (Heiliger) 46
Paracelsus 260
Parler, Heinrich d. Ä. 24, 28, 31
Parler, Michael 28
Pasteur, Louis 250
Paulus Emilius vgl. Lucius Aemilius
Paullus
Pergolesi, Giovanni Batista 326
Petershagen, Wolf-Henning 9*, 64*
Peterson, Thad 175*
Petrarcameister 139, 160f., 165f., 168-170
Pfalz
- Ludwig VI. 191*
Pflüger, Hellmut 76
Pflug, Johann Baptist 312, 314f, 317-320,
322, 337
Pfundt, Heiko 85*
Philipp I., Landgraf von Hessen 133*
Philipp, Markgraf von Baden 51
Pistorius, Johannes 132*
Pius IV., Papst 217
Placidus de Titis 198*
Planck, Hans 179
Planck, Max 316, 320
Platter, Felix 279, 287
Plutarch 339
Poppel, Johann 92
Preußen
- Albrecht 133*
- Friedrich II. 328
Preußler, Otfried 310, 323
Primus (Chirurg) 273
Procaccini, Camillo 213, 215-216,
224, 226f.
Procaccini, Carlo Antonio 215
Procaccini, Ercole 215
Procaccini, Giulio Cesare 215, 224
Proske, Wolfgang 409
Ptolemäus, Claudius 185
- Quintus Mucius 166
- Rabus, Bruno 279*
Rabus, Lea 208
Raid, Balthasar 132*
Ramstein, Beatus Albrecht von 276
Rathke-Köhl, Sylvia 108
Rau, Ernst 327
Rehabeam (bibl. Gestalt) 145
Reich, Gottfried C. 257f.
Reich von Reichenstein, Konrad Joseph
273
Reich von Reichenstein, Maria Ursula
Francisca vgl. Reuttner von Weyl
Reichard (Rychard), Wolfgang 129
Reinach, Franz Karl von 272, 274
Reinach-Hirtzbach, Johann Konrad II.
von 276
Reinhardt, Jakob 316
Reinhold, Erasmus 179*
Reininghaus, Wilfried 107
Reischach, Kunigunde von vgl. Reuttner
von Weyl
Reischach, Ludwig von 279
Reishauer, Johann Gottfried 348*
Reitlinger, Edmund 194
Reitnau (Familie) 216f., 223
Reitnau, Anna von 217, 219
Reitnau, Cäcilia von 219
Reitnau, Georg Paul von 219
Reitnau, Hans Gaudenz von 217,
219
Reitnau, Hans Rudolf von 219, 221
Reitnau, Hans Werner I. von 217
Reitnau, Hans Werner III. von
217-219
Reitnau, Hans Werner IV. von 219
Reitnau, Hans Werner V. von 219
Reitnau, Helena von 217, 219
Reitnau, Jakob Hannibal von 219, 221
Reitnau, Rudolf Hannibal von 219
Reitnau, Wolf Dietrich II. von 219
Reitnau, Wolf Dietrich von 212, 217,
219-224
Remarque, Erich Maria 390*
Rembold (Familie) 79
Rembold, Heinrich 79
Remppis, Lisa 385*
Renlin, Philipp 59*f.

- Reuchlin, Johannes 129
 Reuttner von Weyl, Beat Konrad Philipp
 Friedrich 269-309
 Reuttner von Weyl, Caesar Fidel
 Ludwig 292
 Reuttner von Weyl, Camill 277
 Reuttner von Weyl, Christoph Wilhelm
 280*
 Reuttner von Weyl, Conrad 272, 275
 Reuttner von Weyl, Franziska Claudia
 Viktoria 308
 Reuttner von Weyl, Georg Wilhelm 278,
 280*
 Reuttner von Weyl, Hans Jacob 279f.,
 287
 Reuttner von Weyl, Hans Ludwig 287
 Reuttner von Weyl, Hans Wilhelm 280*
 Reuttner von Weyl, Johann Konrad 276,
 280*, 286
 Reuttner von Weyl, Johanna Catharina
 Juliana (geb. Kempf) 278, 280*
 Reuttner von Weyl, Johanna Jakoea
 (geb. Schenk) 280*
 Reuttner von Weyl, Joseph Anton Coelestin
 276, 286f., 289-291, 300
 Reuttner von Weyl, Julius Cäsar Fidelis
 Ludwig Anton 272f., 275, 285,
 294f., 298, 300-304
 Reuttner von Weyl, Kaspar Karl Viktor
 Cäsar 303
 Reuttner von Weyl, Kunigunde
 (geb. Reischach) 279f.
 Reuttner von Weyl, Maria (geb. Ruest)
 280*
 Reuttner von Weyl, Maria Ursula Francisca
 (geb. Reich) 276, 280*, 286, 288
 Reuttner von Weyl, Maria Viktoria Claudia
 (geb. Eptingen) 300
 Reuttner von Weyl, Mauritia von
 (geb. Freyberg-Eisenberg) 298, 302f.,
 308
 Reuttner von Weyl, Philip 270
 Reuttner von Weyl, Viktoria 272
 Reuttner, Franz Joseph 290
 Reuttner, Hosias 279
 Reuttner, Johann Joseph Wilhelm
 Anton 290
 Reuttner, Michel 278f.
 Reuttner, Oswald 279
 Reuttner, Wolfgang 290
 Rheto (Fürst) 234
 Richter, Anne-Sophie 9*
 Richter, Gabriel 392
 Richter, Robin 22*
 Riedinger, Ludwig August 362*, 371
 Rietman, Caspar 117
 Riotte, Andrea 327*, 333
 Ritter, Andreas 272
 Ritter, Christian 326
 Robin Hood 317
 Röder, Brigitte 175*
 Römer, Nikolaus 254
 Römisch-deutsches Reich
 - Ferdinand II. 179f., 195, 206
 - Franz I. 283, 286
 - Franz II. 285
 - Heinrich VII. 13
 - Joseph II. 226, 281, 283, 285, 287
 - Karl I. 234, 376
 - Karl IV. 13, 145, 239
 - Karl V. 126, 132f., 151
 - Ludwig IV. 26
 - Maria Theresia 281-283, 304
 - Matthias 179f., 191*, 206
 - Maximilian I. 127*, 151, 153
 - Maximilian II. 257
 - Rudolf II. 179f., 188, 206
 Römisches Reich
 - Konstantin 20
 - Kurio 234
 - Traianus 145
 Rösch, Wilhelm 203
 Romann, Carl 141
 Roschmann (Familie) 249
 Rosenberger, Anton 311, 313f., 316f.,
 322, 324
 Rossini, Giacomo 339
 Rotenfahn (Familie) 231, 233f., 237, 240
 Rotenfahn, Hugo von 240
 Roth (Familie) 68, 70, 135, 137, 141
 Roth von Schreckenstein, Karl Heinrich
 282, 309
 Roth, Hermann 41
 Roth-Scholz, Friedrich 208
 Rousseau, Jean Jacques 209
 Rubilkina, Svetlana 208
 Rudolf II., Röm.-dt. Kaiser 179f.,
 188, 206
 Rümelin, Hans 99
 Ruest, Maria von vgl. Reuttner von Weyl
 Rüttner, Michel vgl. Reuttner
 Ruf, Josef 396, 400, 405
 Runge, Jakob 132*
 Rutiner, Bernhard 278
 Rutiner, Michel vgl. Reuttner
 Sachsen
 - Johann Friedrich I. 132*
 - Moritz 133
 Sailer, Johannes 366

- Salomo (bibl. Gestalt) 146, 148, 151, 153,
169, 173, 240
- Sam, Konrad 129-130
- Samosata, Lukian von 186
- Sapper (Mühlensinspektor) 355
- Sarti, Giuseppe 326
- Sauer, Albert 415
- Saur, Jonas 180f., 192, 194
- Sauter, Jonathan 74f., 93
- Sauter, Joseph 274
- Sauter, Otto 386f
- Scaevola, Quintus Mucius 145, 166
- Schad (Familie) 195
- Schad, Hans Jakob von 196
- Schäfer, Elisabeth vgl. Gruete
- Schäfer, Fritz 138
- Schäffler (Gutsverwalter) 308
- Schäller, Claus 79*
- Schäufelein, Hans 139, 146f., 151, 154f.,
157, 164
- Schaezler (Bankier) 362*
- Schaffner, Martin 94*, 137f., 165
- Schaller, Peter 353*
- Schedel, Hartmann 11, 67*
- Schefold, Max 76
- Scheible, Johann Martin 196
- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph
von 175
- Schenk, Susanne 128*
- Schenk von Schenkenstein, Johanna
Jakobea vgl. Reuttner von Weyl
- Schermer, Anton 26f.
- Scheschkewitz, Jonathan 105*
- Scheubel, Nikolaus 132*
- Schibel (Pfarrer) 275
- Schickhardt, Heinrich 76*, 81f., 89-91,
93, 95-97, 99f.
- Schickhardt, Wilhelm 178*
- Schieber, Hilmar 415
- Schiller, Franz Joseph 121
- Schiller, Friedrich 185, 199
- Schilling, Diebold 36f.
- Schinderhannes vgl. Bückler,
Johannes
- Schlagmann, Karl 108, 120, 123
- Schleiermacher, Friedrich 390
- Schleis (Schreinerswitwe) 317
- Schmelz, Johann Christoph 335*
- Schmelz, Sophie Helena vgl. Knecht
- Schmid (Bankier) 362*
- Schmid (Stadtbaumeister) 360
- Schmid (Witwe) 312f.
- Schmid, Ambrosius 266
- Schmidt, Heinrich 95
- Schmidt, Laurin 208
- Schmitt, Roland Wilhelm 406*
- Schmitz, Jörg 69*
- Schmorell, Alexander 372, 389*
- Schneck, Jacob 121
- Scholl, Elisabeth vgl. Hartnagel
- Scholl, Hans 372-390
- Scholl, Inge vgl. Aicher-Scholl
- Scholl, Magdalene (geb. Müller)
378f., 387
- Scholl, Robert 378f., 381
- Scholl, Sophie 372f., 375, 377-379, 381*,
385*f., 397, 400, 405f.
- Scholl, Tilde 378
- Scholl, Werner 378, 383-385
- Schott, Joseph von 295
- Schröder, Conrad 254, 259
- Schubart, Christian Friedrich Daniel
328, 339
- Schubert, Franz 339
- Schütz, Wolfgang 175*
- Schultheiß, Jakob 245
- Schultz, François Joseph 288
- Schulz, Julian 243
- Schumann, Franziska 393f., 400
- Schwab, Gustav 319
- Schwammburger, Emil 377
- Schwanasini, Gotthard von 281f.,
286f.
- Schwartzenberg, Johann von 138f.,
143, 160, 165
- Schwarzburg, Gerhard von 45, 47
- Schwarzer Veri vgl. Hohenleiter,
Xaver
- Schweden
- Gustav II. Adolf 196*
- Schweitzer, Albert 387
- Schwenckfeld, Kaspar von 130-133
- Schwendtner (Hofrat) 286
- Schwenk, Eduard 341, 351f., 354*,
357, 361
- Schwenk, Johannes 351f
- Scipio Africanus 145, 165f.
- Seck, Friedrich 175*
- Seymann, Chava 23*
- Shakespeare, William 339
- Siegloch, Nicola 413*
- Silberberger, Ursula 289*, 306*
- Sontheimer, Walther 382
- Sophokles 382
- Spitzenberg, Andreas 77*
- Sproll, Joannes Baptista 409
- Stänglen, Gottlob Emanuel 371*
- Stamitz, Johann 326
- Staubach, Nikolaus 57
- Stauffenberg, Claus Schenk von 394

- Stauß, Christoph 401
 Steinbeis, Ferdinand von 345*
 Steiner, Joseph 117
 Sternberger, Dolf 376
 Stethaimer, Hans 32*
 Stigel, Johannes 133*
 Stocker (Familie) 25*
 Stöckle, Ulrich 382
 Stölzlin, Johann 194
 Stollberg-Rilinger, Barbara 282, 304
 Storz, Gerhard 376
 Stouff, J. B. 276
 Straub, Egidi 323*
 Streicher (Familie) 132
 Süskind, Wilhelm Emmanuel 376
 Suger, Abt von Saint Denis 42
 Suhonjic, Sejla 208
 Sulzer (Firma) 343, 349*
 Sulzer, Johann Georg 339
 Sylvius, Franciscus de La Boë
 260f.
- Teget-Welz, Manuel 151
 Terradellas, Domenech 326
 Themistokles 145, 169f., 172f.
 Thietmar, Bischof von Merseburg
 19
 Thilo von Trotta 52
 Thomas (Heiliger) 31
 Thomas von Aquin 385
 Thrän, Ferdinand 358, 360
 Throll, Karl 137, 142f., 151f., 157,
 159-161, 163, 168, 172f.
 Thumb, Johann Christian 219*
 Tierstein, Heinrich von 278
 Tilly, Michael 372*
 Tilner, Jakob 185
 Timan, Johannes 132*
 Tipton, Susan 151, 153, 160, 164f.,
 170-174
 Titis, Placidus de 198*
 Tochtermann, Josepha 313, 317
 Toeske (Komponist) 326
 Torquatus, Titus Manlius 145
 Traianus, Röm. Kaiser 145
 Tripp, Franz Josef 323
 Trotta, Thilo von 52
 Trugenberger, Volker 39*
 Tucher, Endres 78*
 Turnist, Johann Baptist 116, 124
- Uhl, Stefan 69*
 Ulrich (Alemannischer Graf) 234
 Ulrich V. von Montfort 239
 Ulrich IX. von Montfort 239
- Ulrich, Herzog von Württemberg 128
 Ungelter, Klaus 55
- Valentin (Heiliger) 226
 Vanni, Francesco 224
 Vanotti, Johann Nepomuk von 242
 Visconti, Pirro 224
 Voehlin (Komtesse) 303
- Wachter, Augustin 202
 Wacker 69*
 Wacker von Wackenfels, Johann Matthäus
 200*
 Wäsele, Joseph 313, 316
 Wagner, Richard
 339
 Waldburg (Familie) 231
 Waldburg-Wolfegg (Familie) 230
 Wallenstein, Albrecht von 185, 195f.,
 198-200
 Walter, Johann Gottfried 339
 Warmann, Bischof von Konstanz 20
 Wassermann (Sägmüller) 354*
 Weber, Carl Maria von 339f.
 Wechßler, Albrecht Friedrich 352*-354
 Weibbarth, Joseph 293
 Weiditz, Hans 127*
 Weilbacher (Musikant) 334
 Weiß (Fabrikant) 360*
 Weiß, August 107
 Weiß, Franz 385
 Weiße, Christian Felix 339
 Weisser, Wilhelm 60f., 70
 Weitnauer, Alfred 108
 Weizenegger (Historiker) 243
 Welden, Carl Joseph von 292-294
 Wening, Michael 232
 Werdenberg (Familie) 231, 237, 241f.
 Wertheim, Johannes von 44
 Weßner, Johannes 317
 Widmann, Josef 137, 141-143, 146,
 148, 150-152, 154, 157f., 160-163, 165,
 168, 172-174
 Wieland (Brauerei) 348f., 357, 360
 Wieland, Barbara 351, 354
 Wieland, Christoph Martin 326, 329-332,
 339
 Wieland, Johann Jakob 351*
 Wieland, Philipp Jakob 341-347, 349-354,
 357f., 361, 364f., 369f.
 Wieland, Ulrich 129
 Wild, Hermann 382
 Wilhelm IV., Landgraf von Hessen-Kassel
 191*
 Wilhelm II. von Montfort 239
 Wilhelm V. von Montfort 239

- Wilhelm I., König von Württemberg 303, 343
Wilhelm Durandus 36, 57
Wille, Paul 139f., 143, 148f., 151, 156f., 160, 162, 164, 167f., 170-174
Willis, Thomas 248
Wiprecht von Groitzsch 20
Wirth, G. D. 367
Wittich (Turmbläser) 330
Wöhrle, Karl 187, 193
Wohleb, Joseph Ludolph 298
Wortmann, Reinhard 32, 54, 70
Woydt, Martin 354
Württemberg
- Eberhard II. 13
- Friedrich I. 285, 300
- Olga 381*
- Ulrich 128
- Wilhelm I. 303, 343
Wurm, Theophil 414f.
Würster, Karl 399
Zeil-Wurzach, Franz Fidel Anton von 272-275
Zell, Andreas Benedikt von 326f.
Zelling (Geheime Rätin) 275
Zelling, Antonia von vgl. Bagnato
Zelling, Johann Michael von 272, 285, 288, 290-292
Ziegler, Johann Jacob 264*
Zientek, Wladislaw 394
Zimmermann, Melcher 119*
Zimmermann, Anton Christoph 242
Zimmermann, Martin 264*
Zimmern (Familie) 241
Zinger 348f.
Zinzendorf, Karl von 305f.
Zoll, Joseph 307
Zoll, Philipp 307
Zoske, Robert M. 374, 376-378*, 384f., 388, 390
Zwingli, Ulrich 129-131

Ortsregister

Bernhard Appenzeller

Im Ortsregister sind alle Orte erfasst, die im Text, den Bildunterschriften und in den Fußnoten vorkommen. Nicht berücksichtigt werden Orte in den Literaturangaben. * bedeutet, dass der Name in der Fußnote vorkommt.

- Achstetten (Kr. Biberach) 270-272, 275, 277, 291-305, 308f.
Adelhausen (Rheinfelden, Kr. Lörrach) 279
Alpirsbach (Kr. Freudenstadt) 78*
Altdorf (Weingarten, Kr. Ravensburg) 275, 313, 319f., 322
Altenstadt (Kr. Neu-Ulm) 361
Altheim (Kr. Biberach) 250
Altkirch (Elsass) 276
Altshausen (Kr. Ravensburg) 269, 271-273, 276, 280-283, 285, 288-297, 300, 305-308
Andlau (Elsass) 299, 308
Appenzell (Kanton Appenzell-Innerrhoden) 127*, 224
Arbon (Kanton Thurgau) 228
Argen vgl. Langenargen
Argenhardt (Tettngang, Bodenseekreis) 312
Augsburg 107-109, 113-116, 119-121, 123f., 126, 133, 138, 293, 310, 330, 351*, 360, 362, 368*-371
Ay (Senden, Kr. Neu-Ulm) 341, 346*, 348f., 351*, 360-363*, 365-370

Babylon (Mesopotamien) 175*
Bachhaupten (Ostrach, Kr. Sigmaringen) 396, 400, 405
Bad Buchau (Kr. Biberach) 232
Bad Mergentheim (Main-Tauber-Kreis) 282, 297, 300
Bad Saulgau (Kr. Sigmaringen) 272, 275, 317, 393, 400f.
Bad Schussenried (Kr. Biberach) 232, 275
Bad Waldsee (Kr. Ravensburg) 272, 275, 313, 321, 412
Bad Windsheim (Kr. Neustadt/Aisch) 85*
Bad Würzach (Kr. Ravensburg) 275
Baierfurt (Kr. Ravensburg) 117
Bamberg 14, 61*
Basel (Schweiz) 129, 276-282, 286-291, 305, 386*
Bayreuth 175*, 339
Bebenhausen (Tübingen) 61, 78f.
Beinwil (Kanton Solothurn) 278
Berchtesgaden (Kr. Berchtesgadener Land) 223f.
Berlin 397, 410
Bern (Schweiz) 37, 123, 289
Bettlach (Elsass) 279
Beuggen (Rheinfelden, Kr. Lörrach) 279, 296, 305, 308
Biberach (Riß) 15, 292, 295, 308, 310-315, 318-324, 325-333, 335-339, 412
Biel (Kanton Bern) 288
Birkenfeld (Enzkreis) 203
Bissingen (Herbrechtingen, Kr. Heidenheim) 254
Blankenloch (Stutensee, Kr. Karlsruhe) 39, 50-52
Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis) 129
Bodman (Kr. Konstanz) 234
Bologna (Italien) 215
Bolton (Großbritannien) 346*, 349
Bonn-Bad Godesberg 22*
Braunschweig (Niedersachsen) 51
Bregenz (Vorarlberg) 217, 219, 228, 234, 236f., 311
Breslau (Polen) 95
Brüssel (Belgien) 281f., 284, 286f.
Budapest (Ungarn) 216
Burgau (Kr. Günzburg) 217

Cazis (Kanton Graubünden) 217
Chur (Schweiz) 139
Colmar (Elsass) 303
Courtemaîche (Kanton Jura) 289

Degerfelden (Rheinfelden, Kr. Lörrach) 279
Deuchelried (Wangen, Kr. Ravensburg) 226
Diessenhofen (Kanton Thurgau) 318
Dossenheim (Rhein-Neckar-Kreis) 46
Dresden (Sachsen) 95*

- Duderstadt (Kr. Göttingen) 47
Duggingen (Kanton Basel-Land) 278
Durmenach (Elsass) 280, 286-290, 297, 302
- Eberbach (Eltville, Rheingau-Taunus-Kreis) 15
Eger (Tschechische Republik) 196*, 198
Ehingen (Alb-Donau-Kreis) 289
Ehrenstein (Blaustein, Alb-Donau-Kreis) 267, 361
Eichen (Biberach, Kr. Biberach) 323*
Eichsel (Rheinfelden, Kr. Lörrach) 279
Eichstätt 16*
Eigeltingen (Kr. Konstanz) 221
Einsiedeln (Kanton Schwyz) 19f.
Eisenach (Thüringen) 414*
Elchingen (Kr. Neu-Ulm) 145
Ellwangen (Rot an der Rot, Kr. Biberach) 323
Eltingen (Leonberg, Kr. Böblingen) 39
Engelswies (Inzigkofen, Kr. Sigmaringen) 393
Erfurt 11
Esslingen (Neckar) 128, 325, 327f., 335
- Falerii (Italien) 154, 157
Feldkirch (Vorarlberg) 234
Fellbach (Rems-Murr-Kreis) 366
Fischbach (Ummendorf, Kr. Biberach) 313
Fislis (Elsass) 280
Florenz (Italien) 217
Forchtenberg (Hohenlohekreis) 378
Frankfurt (Main) 11f., 14f., 52f., 181
Freiburg (Breisgau) 16*, 232, 281, 296, 335, 409
Friedberg (Kr. Aichach-Friedberg) 369, 371
Friesach (Kärnten) 221
Füssen (Kr. Ostallgäu) 107-109, 113-115, 120f., 123f.
- Gammertingen (Kr. Sigmaringen) 393
Geislingen (Steige, Kr. Göppingen) 54f., 79
Gerhausen (Blaubeuren, Alb-Donau-Kreis) 342
Giengen (Kr. Heidenheim) 194
Gießen 178*
Glarisegg (Steckborn, Kanton Thurgau) 300
Gmünd (Kärnten) 219
Göggingen (Augsburg) 362*
Göttingen 10
- Gotteszell (Schwäbisch Gmünd, Ostalbkreis) 314
Grafeneck (Gomadingen, Kr. Reutlingen) 381*, 392, 396, 399, 401
Graz (Steiermark) 177, 194, 205, 209
Großlaupheim vgl. Laupheim
Großschönach (Herdwangen-Schönach, Kr. Sigmaringen) 405f.
Gutenstein (Sigmaringen, Kr. Sigmaringen) 393
Gutenzell (Gutenzell-Hürbel, Kr. Biberach) 294f.
Gythium (Griechenland) 170
- Hadamar (Kr. Limburg-Weilburg) 392, 402
Haid (Bad Saulgau, Kr. Sigmaringen) 400f.
Haigerloch (Zollernalbkreis) 385*
Halle (Saale) 47f.
Hamburg 47, 374
Hannover (Niedersachsen) 387
Haßfurt (Kr. Haßberge) 47f.
Heidelberg 130, 133f.
Heidenheim (Brenz) 355
Herdwangen-Schönach (Kr. Sigmaringen) 393, 397
Herrenberg (Kr. Böblingen) 412*
Herrlingen (Blaustein, Alb-Donau-Kreis) 361
Herten (Rheinfelden, Kr. Lörrach) 279
Heuberg (Stetten, Kr. Sigmaringen) 395-397, 400, 405
Heudorf (Scheer, Kr. Sigmaringen) 392
Hildesheim 20f.
Hiltensweiler (Tettngang, Kr. Ravensburg) 212-214, 216, 219*f., 223, 226f.
Hitzkirch (Kanton Luzern) 281, 305
Hitzkofen (Bingen, Kr. Sigmaringen) 403
Hochberg (Bad Saulgau, Kr. Sigmaringen) 396, 400, 405
Hochkirch (Kr. Bautzen) 281
Hochstatt (Elsass) 290
Hof (Oberfranken) 12
Hofs (Leutkirch, Kr. Ravensburg) 414
Hohenasperg (Asperg, Kr. Ludwigsburg) 314
Holzen (Kr. Augsburg) 250
Hünigen (Elsass) 288
- Illerrieden (Alb-Donau-Kreis) 293
Illmensee (Kr. Sigmaringen) 400f.
Ingolstadt 129

- Innsbruck (Österreich) 232
 Isny (Kr. Ravensburg) 414
- Jena 133*, 246
 Jerusalem 234, 241
- Kappel (Kanton Zürich) 131
 Karlsbad (Tschechische Republik) 195
 Karlsruhe 410*
 Kassel 129
 Kaufbeuren (Allgäu) 362*
 Kempen (Kr. Viersen) 12
 Kempfen (Allgäu) 107-109, 113, 120f.,
 124, 126, 217, 305*, 362*, 414*
 Kirchheim (Teck, Kr. Esslingen) 132
 Klingnau (Kanton Aargau) 30*
 Köln 11, 16*, 49*, 182*, 284, 349*
 Königsberg (Ostpreußen) 339
 Königsegg (Guggenhausen,
 Kr. Ravensburg) 275
 Konstanz (Bodensee) 10, 13, 18, 20, 129,
 217, 220, 228, 232, 285, 408
 Krauchenwies (Kr. Sigmaringen) 397,
 400, 405
 Kreenheinstetten (Leibertingen,
 Kr. Sigmaringen) 392, 400
- Landshut 32*
 Langenargen (Bodenseekreis) 228,
 238-240, 242
 Langenstein (Orsingen-Nenzingen,
 Kr. Konstanz) 217, 219, 221
 Langnau (Tettngang, Bodenseekreis) 217,
 219f., 224, 226, 239
 Laucherthal (Sigmaringendorf,
 Kr. Sigmaringen) 399f., 403f.
 Laufen 366
 Laupheim (Kr. Biberach) 292-294
 Lehr (Ulm) 267
 Leipzig 39, 52, 246, 248, 332,
 335, 338f.
 Leonberg (Kr. Böblingen) 175*f.
 Leuthen (Schlesien) 280
 Leutkirch (Kr. Ravensburg) 410-417
 Leyhausen (Elsass) 280
 Leymen (Elsass) 276
 Liggersdorf (Hohenfels, Kr. Konstanz)
 275
 Lindau (Bodensee) 141, 216f., 225f.,
 238
 Linsdorf (Elsass) 280
 Linz (Oberösterreich) 177, 179, 205
 London 340
 Ludwigsburg 328, 378
 Lübeck 11, 14f., 90*
- Lüneburg 51, 90*, 99
 Lunéville (Lothringen) 295
- Mähringen (Ulm) 249
 Magdeburg 20
 Mailand (Italien) 215, 217, 223f.
 Mainau (Bodensee) 280-283, 286, 296f.,
 305, 308
 Mainz 335
 Mammern (Kanton Thurgau) 300
 Manchester (Großbritannien) 346*, 349
 Mannheim 328, 332
 Marburg 269, 282f., 306, 308
 Margrethausen (Albstadt, Zollernalbkreis)
 386
 Mariaberg (Gammertingen,
 Kr. Sigmaringen) 399-401, 404
 Markdorf (Bodenseekreis) 318
 Mauthausen (Oberösterreich) 400
 Memmingen 107, 109, 113, 195, 250, 272,
 330
 Mengen (Kr. Sigmaringen) 393
 Merseburg (Saalekreis) 19f.
 Meßkirch (Kr. Sigmaringen) 393, 406,
 409
 Michelwinnaden (Bad Waldsee,
 Kr. Ravensburg) 319
 Möhlin (Kanton Aargau) 279
 Mömpelgard (Burgund) 95*
 Mülln (Salzburg) 223
 München 25f., 137, 143, 194, 204*f., 210*,
 242f., 337, 358, 372, 374f., 379, 386f.
 Münster (Westfalen) 36f., 284
 Murbach (Elsass) 217, 220
- Nancy (Frankreich) 95*
 Narzym (Polen) 90*
 Naumburg (Saale) 20
 Neuburg (Donau) 256
 Neuss 21*
 Neu-Ulm 365f., 369
 Nicosia (Zypern) 235
 Nördlingen (Kr. Donau-Ries) 16*, 19*,
 42*, 127
 Nürnberg 11, 14, 107*, 127*, 203, 208
- Oberdisingen (Alb-Donau-Kreis)
 299
 Oberlangnau (Tettngang, Bodenseekreis)
 216
 Oberreitnau (Lindau) 216
 Oberschwarzach (Bad Wurzach,
 Kr. Ravensburg) 317
 Ochsenhausen (Kr. Biberach) 295, 336
 Örlingen (Ulm) 62*

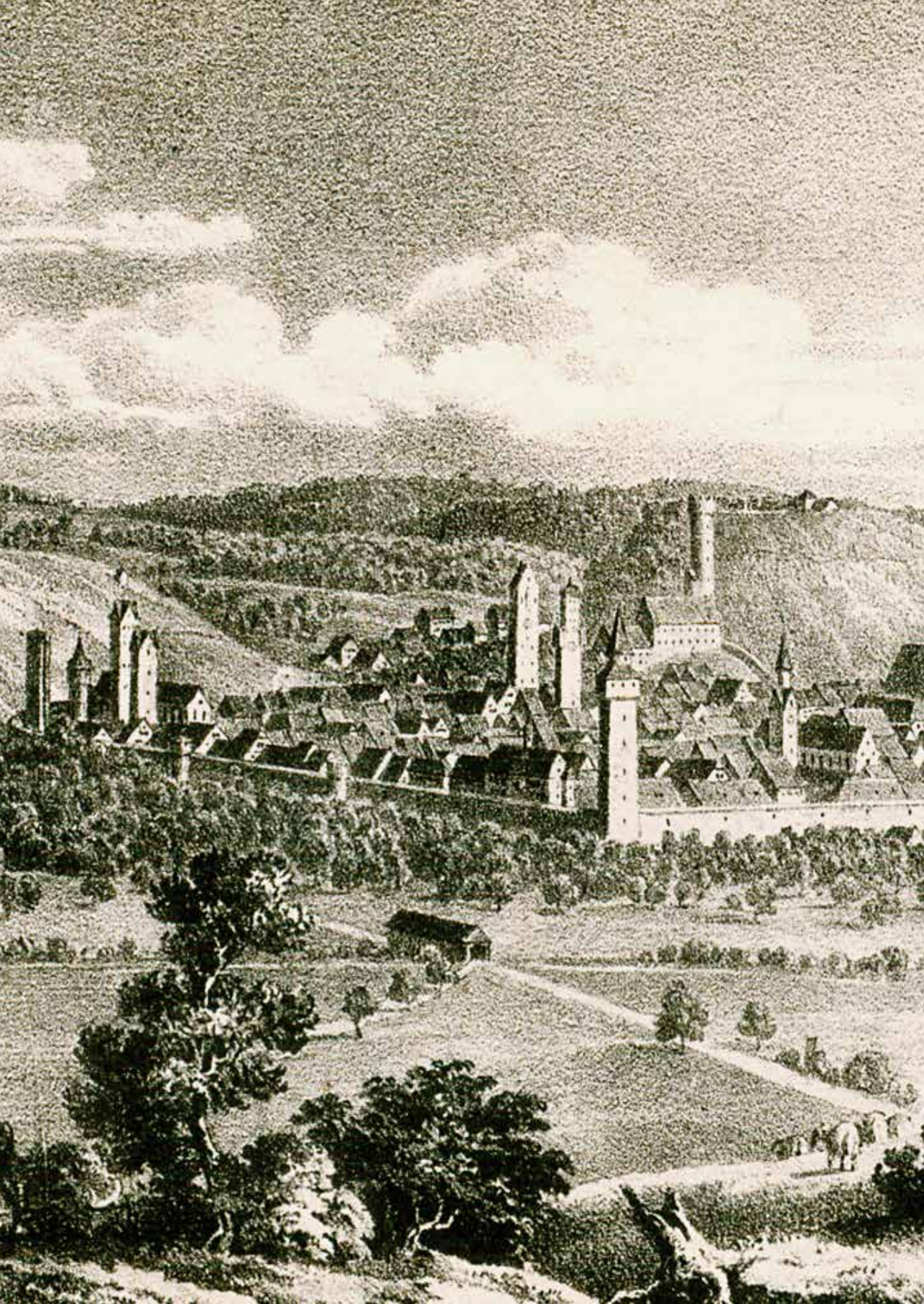
- Orsingen (Orsingen-Nenzingen, Kr. Konstanz) 219
 Ostrach (Kr. Sigmaringen) 393, 396f., 400
- Paris (Frankreich) 206
 Parma (Italien) 328
 Passau 49f., 133
 Pegau (Kr. Leipzig) 20
 Petershausen (Konstanz) 19
 Pfäfers (Kanton Sankt Gallen) 217
 Pfaffenhofen (Kr. Neu-Ulm) 275
 Pfersee (Augsburg) 352*, 369-371
 Pforzheim 203
 Pfullendorf (Kr. Sigmaringen) 318, 393-395, 400f., 408
 Plochingen (Kr. Esslingen) 361*
 Prag (Tschechische Republik) 177, 179, 191, 194, 198f, 203, 206
 Pressburg (Slowakei) 271
 Pruntrut (Kanton Jura) 286-289, 300
 Pydna (Griechenland) 166
- Radolfzell (Kr. Konstanz) 400
 Rankweil (Vorarlberg) 231
 Ranspach (Elsass) 280
 Ravensbrück (Brandenburg) 400
 Ravensburg 107, 109, 112-122, 124-126, 300, 313, 321, 413, 415*
 Regensburg 175, 178, 191, 194, 208*
 Reichenau (Kr. Konstanz) 12-14, 54, 228
 Remiremont (Lothringen) 303
 Reutlingen 55, 124, 128, 399
 Rheinegg (Leymen, Elsass) 234
 Rheinfelden (Kr. Lörrach) 277, 279
 Riedlingen (Kr. Biberach) 250
 Rixheim (Elsass) 305
 Rohr (Kr. Günzburg) 281
 Rom (Italien) 17, 217, 220, 222, 224
 Rommelsried (Kr. Augsburg) 310, 324
 Rorschach (Kanton Sankt Gallen) 228
 Rot an der Rot (Kr. Biberach) 323
 Rothenburg (Tauber, Kr. Ansbach) 16*
 Rottweil 232
 Ruschweiler (Illmensee, Kr. Sigmaringen) 393, 400f., 408
- Sagan (Polen) 198
 Salem (Bodenseekreis) 275, 405
 Salzburg 218-222, 227
 Sankt Blasien (Kr. Waldshut) 347*f., 362*
 Sankt Gallen (Schweiz) 217, 278
 Sankt Veit an der Glan (Österreich) 280
 Scheer (Kr. Sigmaringen) 392
- Schellenberg (Liechtenstein) 234
 Schmalkalden (Thüringen) 132*
 Schomburg (Wangen, Kr. Ravensburg) 228
 Schwäbisch Gmünd 37f., 45f.
 Schwäbisch Hall 130, 378, 412*
 Schwerin 90*
 Senden (Kr. Neu-Ulm) 341*, 349*
 Siegen 16*
 Siena (Italien) 224
 Sigmaringen 385*, 392-394, 400-408, 413*
 Sigmaringendorf (Kr. Sigmaringen) 3 98-400, 403f.
 Solothurn (Kanton Solothurn) 107-111, 113-121, 123f., 126
 Soultz (Elsass) 302
 Speyer 335, 410
 Spiez (Kanton Bern) 36
 Stadtschwarzach (Schwarzach, Kr. Kitzingen) 58*
 Steckborn (Kanton Thurgau) 300
 Steinenbach (Tettngang, Bodenseekreis) 216
 Stetten am kalten Markt (Kr. Sigmaringen) 393-396, 400, 410
 Straßburg (Frankreich) 13, 95*, 129, 137, 208
 Stuttgart 95, 107*, 128, 175*, 202f., 208, 320, 323, 327, 329, 332, 337, 343, 349*, 360-362, 366, 369*-371*, 383f, 386*, 410
 Susa (Iran) 206
- Tettngang (Bodenseekreis) 216, 228, 232, 236-239, 241-244, 312
 Thun (Kanton Bern) 119*, 123
 Traubach (Elsass) 280, 290
 Traunstein 142
 Trient (Italien) 215
 Tübingen 128, 178, 205*, 234, 237, 246, 372*
 Tuttligen 360*
- Überlingen (Bodenseekreis) 238
 Ulm 9-18, 22-26, 28-30, 32f., 36f., 39-42, 44f., 47f., 50, 52, 54-56, 58-106, 121, 124*, 128-211, 246, 249f., 256, 259, 264, 285, 288, 291f., 295, 303f., 306, 313, 330, 341-375, 377-379, 382-387, 390*, 405
 Unterhagenbach (Elsass) 280
 Unterreitnau (Lindau) 216f.
 Unterschwarzach (Bad Wurzach, Kr. Ravensburg) 323*

- Venedig (Italien) 328
 Villingen (Schwarzwald-Baar-Kreis) 123
 Vöhringen (Kr. Neu-Ulm) 342, 351*, 369f.
 Volkertshausen (Kr. Konstanz) 221

 Wain (Kr. Biberach) 95
 Wald (Kr. Sigmaringen) 393
 Waldstetten (Kr. Günzburg) 281
 Wallisellen (Kanton Zürich) 348*
 Wangen (Kr. Ravensburg) 414
 Warschau (Polen) 339
 Warthausen (Kr. Biberach) 326f.
 Wasserburg (Kr. Lindau) 237
 Weil am Rhein (Kr. Lörrach) 279
 Weil der Stadt (Kr. Böblingen) 47, 175, 203, 208*f., 412*
 Weilheim 12
 Weingarten (Kr. Ravensburg) 405
 Weißenau (Ravensburg) 117, 275
 Werdenberg (Kanton Sankt Gallen) 234

 Wertheim (Main-Tauber-Kreis) 44
 Wesel 10, 36, 39
 Westerstetten (Alb-Donau-Kreis) 62*
 Wetzlar 269
 Wien (Österreich) 127*, 206, 271, 281-284, 286, 290, 303, 308, 328, 335
 Winterthur (Kanton Zürich) 343, 346*, 349*
 Wipplingen (Blaustein, Alb-Donau-Kreis) 342, 346*
 Wittenberg 128-133
 Worms 16*, 132*
 Würzburg 43-45

 Zama (Tunesien) 166
 Zeil (Leutkirch, Kr. Ravensburg) 275
 Zeiningen (Kanton Aargau) 279
 Zeitz (Burgenlandkreis) 20
 Zürich (Schweiz) 115*, 119*, 126, 130f., 347-349
 Zusmarshausen (Kr. Augsburg) 318
 Zwickau 10



Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur e.V.

Vorstand

Ehrenvorsitzender	Prof. Dr. Peter Blickle, Saarbrücken †
Vorsitzender	Prof. Dr. Thomas Zotz, Freiburg
Stellv. Vorsitzende	Stefanie Bürkle, Landrätin, Sigmaringen
Geschäftsführer	Dr. Edwin Ernst Weber, Kreiskultur- und Archivamt Sigmaringen
Schatzmeister	Martin Bücher, Kreissparkasse Biberach
Schriftführer	Dr. Jürgen Kniep, Kreiskultur- und Archivamt Biberach
Pressereferent	Dr. Stefan Feucht, Kulturamt Bodenseekreis
Schriftleitung	Frank Brunecker, Museum Biberach
„Ulm und Oberschwaben“ Koordination Wissenschaft	Prof. Dr. Dietmar Schiersner, PH Weingarten
Beisitzer	Dr. Hans-Wolfgang Bayer, Kulturamt Stadt Memmingen
	Frank Brunecker, Museum Biberach
	Dr. Maximilian Eiden, Kreiskultur- und Archivamt Ravensburg
	Prof. Dr. Sigrid Hirbodian, Universität Tübingen
	Prof. Dr. Sabine Holtz, Universität Stuttgart
	Prof. Dr. Franz Quarthal, Universität Stuttgart
	Bernhard Rüth, Stabsbereich Archiv, Kultur, Tourismus, Landratsamt Rottweil
	Prof. Dr. Andreas Schwab, PH Weingarten
	Carola Traub, Landratsamt Alb-Donau-Kreis
	Dr. Volker Trugenberger, Staatsarchiv Sigmaringen

Kuratorium

Präsident	Peter Schneider Präsident Sparkassenverband Baden-Württemberg, Andelfingen
Vize-Präsident	Rudolf Köberle Minister a. D., Fronreute

Geschäftsstelle

Landratsamt Sigmaringen Stabsbereich Kultur und Archiv Postfach 4 40 72482 Sigmaringen Tel.: (07571) 102-1141 Fax: (07571) 102-1199 E-Mail: kreisarchiv@lrasig.de	Bankverbindung: Hohenzollerische Landesbank Kreissparkasse Sigmaringen IBAN: DE75 6535 1050 0000 0292 63 BIC: SOLADES1SIG
--	---

Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben e.V.

Vorstand

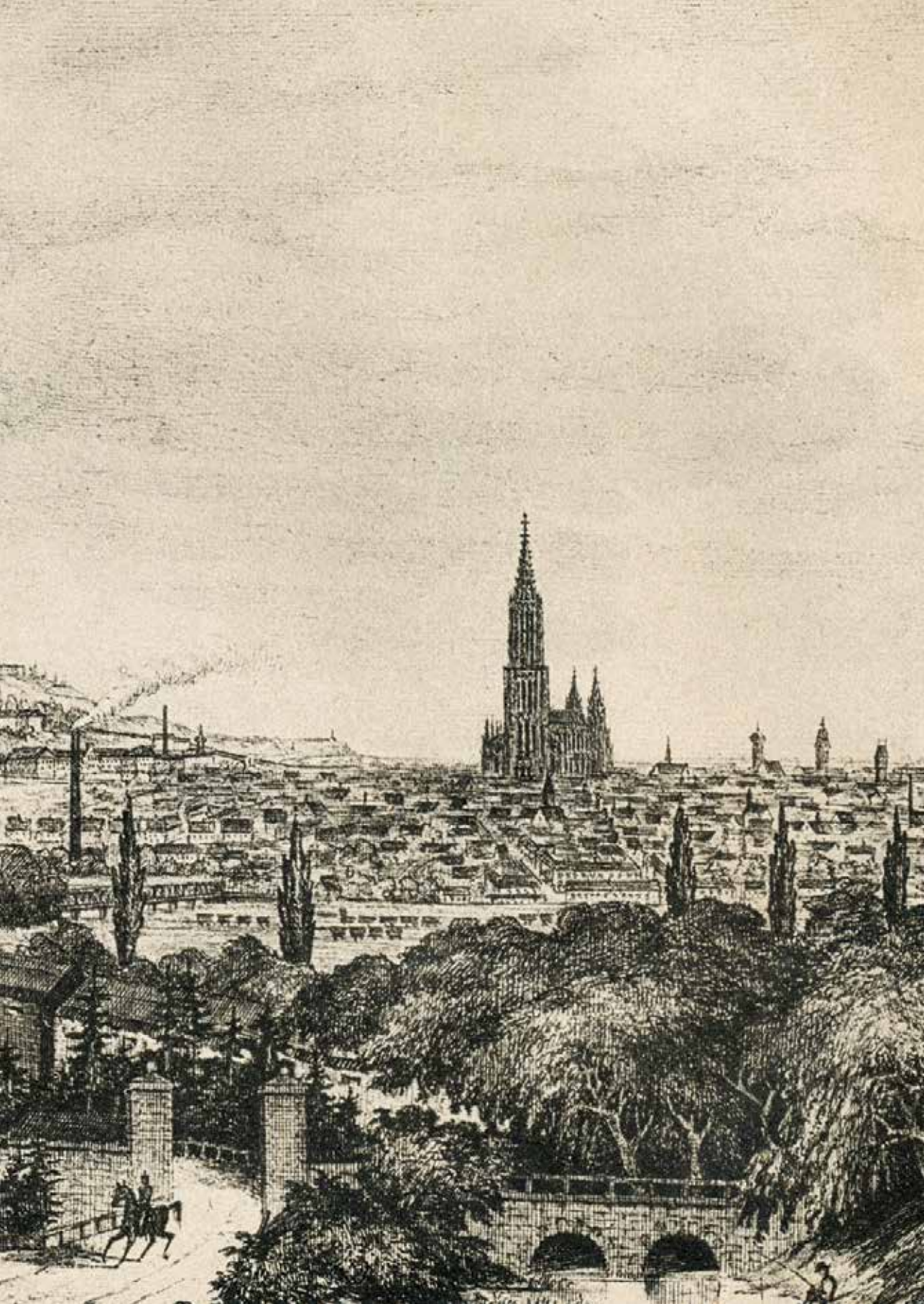
Ehrenvorsitzender	Dr. Gebhard Weig, Ulm
Vorsitzende	Dr. Gudrun Litz, Ulm
Stellv. Vorsitzender	Christoph Kleiber M. A., Ulm
Schatzmeisterin	Karin Häring, Asselfingen
Schriftführerin	Dr. Eva Leistenschneider, Ulm
Beisitzer	Dr. Senta Herkle, Stuttgart
	Dr. Ulrich Scheinhammer-Schmid, Neu-Ulm
	PD Dr. Wolfgang Schöllkopf, Ulm
	Kathrin Schulthess M. A., Ulm
	Stadtarchiv Ulm, Leitung
	Stadtbibliothek Ulm, Leitung
	Museum Ulm, Leitung
Schriftleitung	Prof. Dr. Michael Wettengel,
„Ulm und Oberschwaben“	Haus der Stadtgeschichte – Stadtarchiv Ulm

Geschäftsstelle

Haus der Stadtgeschichte – Stadtarchiv Ulm Weinhof 12 89073 Ulm Tel.: (0731) 161-4220 Fax: (0731) 161-1633	Bankverbindung: Sparkasse Ulm Konto: 108490 BLZ: 630 500 00 IBAN: DE12 6305 0000 0000 1084 90 BIC: SOLADES1ULM
---	---

E-Mail: info@verein-ulm-oberschwaben.de

www.verein-ulm-oberschwaben.de



ULM UND OBERSCHWABEN
Zeitschrift für Geschichte, Kunst und Kultur

Ab Band 55 (2007) herausgegeben im Auftrag des
Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben e.V. und der
Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur e.V.

Noch lieferbare Bände	Ladenpreis	Mitglieder
Band 31 (1941)	19,40 EUR	14,60 EUR
Band 32 (1951)	19,40 EUR	14,60 EUR
Band 35 (1958)	19,40 EUR	14,60 EUR
Band 37 (1964)	19,40 EUR	14,60 EUR
Band 38 (1967)	19,40 EUR	14,60 EUR
Band 39 (1970)	19,40 EUR	14,60 EUR
Band 40/41 (1973)	19,40 EUR	14,60 EUR
Band 42/43 (1978)	24,90 EUR	18,70 EUR
Band 44 (1982)	33,00 EUR	24,80 EUR
Band 45/46 (1990)	40,70 EUR	30,50 EUR
Band 47/48 (1991)	40,70 EUR	30,50 EUR
Band 49 (1994)	19,40 EUR	14,60 EUR
Band 50 (1996)	29,80 EUR	22,35 EUR
Band 51 (2000)	29,80 EUR	22,35 EUR
Band 52 (2001)	29,80 EUR	22,35 EUR
Band 53/54 (2007)	29,80 EUR	22,35 EUR-
Band 57 (2011)	29,80 EUR	22,35 EUR
Band 58 (2013)	29,80 EUR	22,35 EUR
Band 59 (2015)	29,80 EUR	22,35 EUR
Band 60 (2017)	29,80 EUR	22,35 EUR
Band 61 (2019)	29,80 EUR	22,35 EUR



Gesellschaft Oberschwaben
für Geschichte und Kultur



Verein für
Kunst und Altertum
in Ulm
und Oberschwaben



Jan Thorbecke Verlag
ISBN 978-3-7995-8051-9